





Braunschweig im Jahre 1640.

Vaterländische
Geschichten und Denkwürdigkeiten
der
V o r z e i t,

mit
vielen Abbildungen von Städten, Flecken, Dörfern, Burgen,
Schlössern, Klöstern, Kirchen, Alterthümern u. der Lande

Braunschweig und Hannover,

größtentheils, wie dieselben vor 200 Jahren sich darstellten, nebst Portraits und
andern nöthig erachteten Veranschaulichungen:

herausgegeben

im Verein braunschweigischer und hannoverscher Geschichtsfundiger

von

Wilhelm Görgeß,

Verzagt Braunsch. Postsecretair.



Erster Jahrgang.

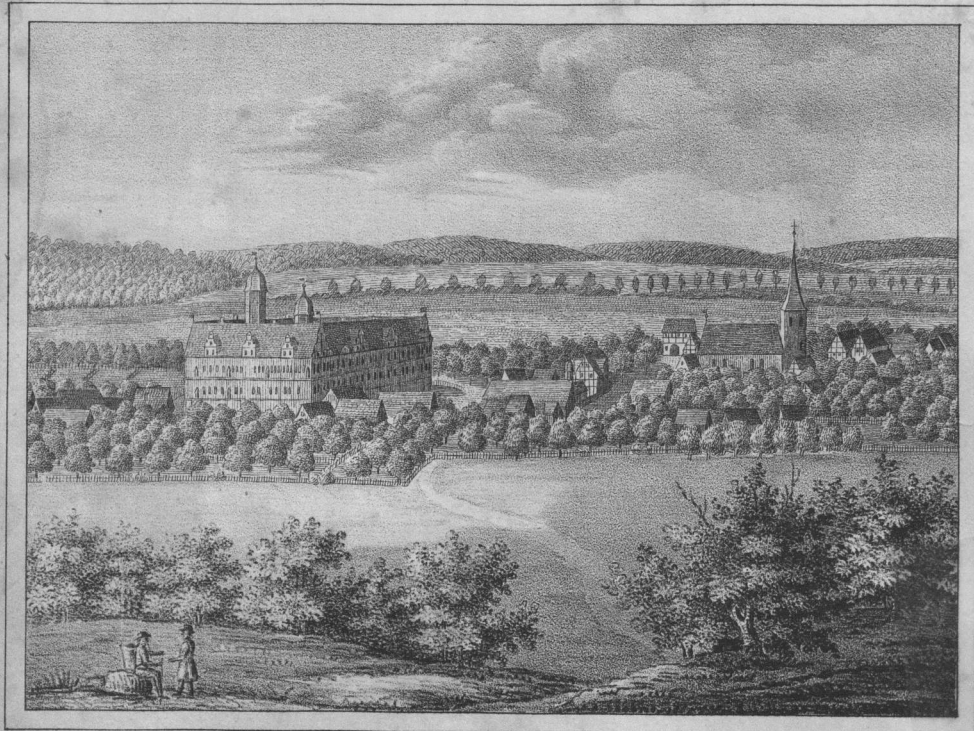
Braunschweig, 1843.

Druck von Friedrich Martin Meinerke.

Vorbemerkung.

Daß sämmtlichen Abbildungen, sowohl den Ansichten von Städten, Flecken, Dörfern, Burgen, Schlössern, Kirchen, Klöstern, wie auch den Portraits u. u. die glaubwürdigsten Originale zu Grunde gelegt sind, wird hierdurch verbürgt.

Der Herausgeber.

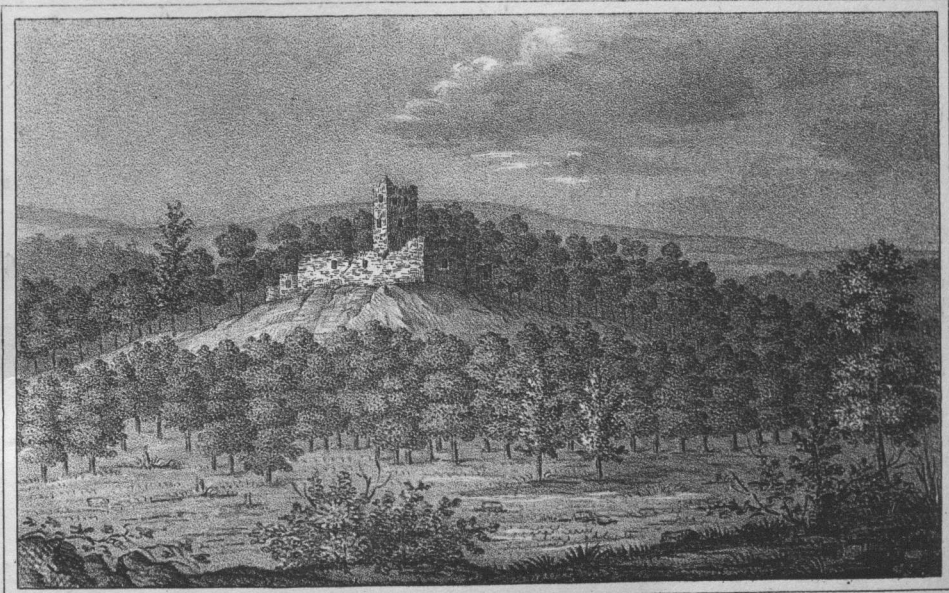


Schloss Bevern 1640.

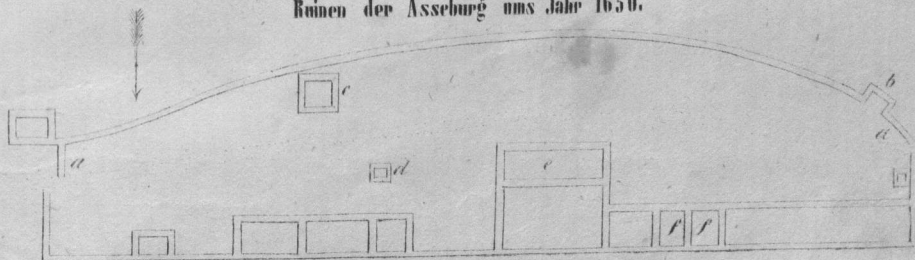


Dom zu Braunschweig 1610.





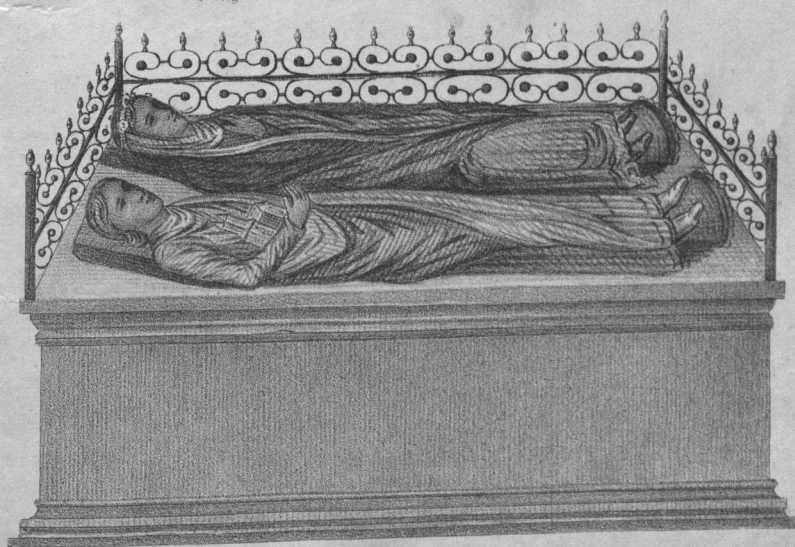
Ruinen der Asseburg ums Jahr 1650.



Grundriss der Asseburg.

aufgenommen 1787.

a Weg, b Thor, c Brunnen, d Keller, e die Burg, f die Kirche.



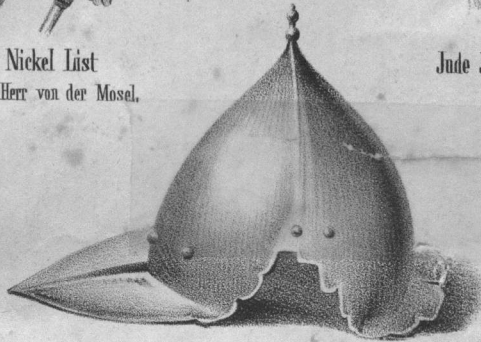
Grabmal Heinrichs des Löwen.



Nickel List
als Herr von der Mosel.



Jude Jonas Meier.



Hackelbergs Kopfbedeckung.



Staufenburg bei Gittelde.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Braunschweig im Jahre 1640, Titeltupfer.	3
Geschichte der Stadt Braunschweig	5
Heinrich des Löwen Wallfahrt nach dem gelobten Lande	7
Die Staufenburg (Abbildung Seite 16)	16
Graf Isang	17
Nickel List und seine Gefährten (Portraits S. 16)	29
Sackelberg und seine wilde Schaar (Abbildung S. 16)	37
Geschichte der Stadt Braunschweig, Schluß (St. Autor's Statue S. 46)	42 44 45
Vaterländische Anekdoten 1. 2. 3.	46
Scharzfels (Abbildung S. 46)	55
Die Schlacht bei Sievershausen (Abbildung S. 46 u. S. 54)	63
Einbeck (Ansicht S. 62)	72
Silberhohl	73
Der Reddenkult	74
Reformation der welfischen Lande, Abtheilung I.	78
Portraits Herzogs Ernst des Bekenners und Herzogs Julius	88
Corvinus und Bugenhagen, Portraits	93 94
Vaterländische Anekdoten 4. 5.	94
Walfenried (Ansicht S. 112, Abbildungen S. 46 und 88.)	112
Der Dom zu Hildesheim (Ansicht S. 112)	115—117
Irmen säule und Christus säule (Abbildungen S. 116)	120
Euldgung des Herzogs Ludwig Rudolph in Braunschweig	123 124
Vaterländische Anekdoten 6. 7.	125
Reformation, Abtheilung II.	141
Der Hübichenstein (Abbildung S. 148)	148
Die Hubertushöhle (Abbildung S. 148)	151
Hannover (Ansicht S. 150)	164
Vaterländische Anekdoten 8.	166
Reformation, Abtheilung III.	175
Der lahme Fleischbote von Tellenburg	178
Der Kinderanzug aus Hameln	179
Das wunderthätige Marienbild zu Kablingen	183
Einweihung der St. Jacobskirche zu Braunschweig	185
Herzogsthor und Damnthor zu Wolfenbüttel (Ansicht S. 186)	187
Mumme's Haus zu Braunschweig (Ansicht S. 186)	191
Bardowick (Ansicht S. 190)	195
Vaterländische Anekdoten 9.	197
Donabrück (Ansicht S. 196)	207
Erscheinung des Magisters Dörrien etc.	

	Seite
Dachsenjagden und Dachsenjachten zu Braunschweig	212
Geschichte von Hennig Brabant (Portrait S. 230)	218
Schloß zu Wolfenbüttel (Ansicht S. 230)	230
Das ewige Licht und die Spindel	234
Götter- und Götterdienst (Abbildung S. 242)	237
Der ehemalige Dem zu Goslar (Äußere Ansicht S. 242, innere Ansicht S. 252)	243
Vaterländische Anekdoten 10.	259
Geschichte der Harzburg (Ansicht S. 268)	259
Hans Jürgen, Erfinder des Spinnrades (Portrait und Abbildung S. 268)	269
Das mantuanische Gefäß (Abbildung S. 272)	272
Treueschwur	277
Luischloß Salzbadlum (Abbildungen S. 278)	278
Herren und Herrenreise (Abbildung S. 282)	281
Vaterländische Anekdoten 11.	290
Schloß Meße bei Göttingen (Ansicht S. 302)	291
Kloster Amelunxborn (Ansicht S. 302)	302
Die heilige Vehm	309
Der schwarze Tod und die Geißelbrüder	311
Das Hüneburger Blutbad	316
Das Stift Gandersheim (Ansicht S. 318)	319
Portrait der Roswitha	318
Schloß Dannenberg (Ansicht S. 324)	325
Die Wiechen bei Göttingen (Ansicht S. 326)	327
Die Baumannshöfde	329
Die Schlacht bei Wilsen	331
Ablafstrom zu Königsutter	332
Vaterländische Anekdoten 12.	336
Der Alexeisch zu Tibberdorf	337
Volksbelustigungen in den Hannoverischen Landen	345
Sage vom Eiche debrunnen bei Oberholzen	348
Schloß Bevern (Ansicht S. 351)	350
Der Dem zu Braunschweig (Ansicht S. 351)	354
Grabmal Heinrichs des Löwen, Abbildung	360
Die Hülzburg (Ansicht S. 360)	361
Die Prinzen von Hüneburg	372
Freya Georg und Anna Eleonore, Portraits	372
Edele Charakterzüge des Herzogs Erich des Ältern von Calenberg	377
Die Burg Heringenberg	380

Bemerkung für die Herren Buchbinder.

Die lithographirten Blätter sind dem Bande nach dem Inhalts-Verzeichnisse einzuerheben und müssen sammtlich oben liegen. Die Abbildung der „goldenen Tafel“ kann am Schluß angeheftet werden.

P R O S P E C T U S
des
vom Januar 1843 an in Monatsheften erscheinenden
vaterländischen Volksbuches:
Braunschweig - Hannoversche
Geschichten und Denkwürdigkeiten
der
V o r z e i t ;

herausgegeben
von
einem Verein braunschweigischer und hannoverscher Geschichtsfundiger;
mit
vielen Abbildungen von Städten, Flecken, Dörfern, Burgen, Schlössern,
Klöstern, Kirchen, Alterthümern u. d. d. Lande
Braunschweig und Hannover,
größtentheils, wie dieselben vor 200 Jahren sich darstellten, nebst Portraits und
anderen nöthig erachteten Veranschaulichungen.

Preis 4 Ggr. das Heft.

Der erste Jahrgang wird u. a. enthalten: Geschichte der Staufenburg bei Eesen, mit Abbildung. Leben, Thaten und Hinrichtung des berühmten Kirchenräubers Nicolaus Kün, genannt von der Mosel, mit dessen Bildniß. Das Lüneburger Blutbad am 21. October 1371. Belagerungen der Harzburg, m. A. Heren-Prezesse. Hennig Braband und die Patrieier, mit Brabands Portrait. Sage vom Hameln'schen Kinderraube. Die Gleichen, m. A. Geschichte der Meeburg, m. A. Schlacht bei Sievershausen, m. A. Mittheilungen aus der Chronik des Klosters Walkenried, m. A. Der Dom zu Hildesheim, m. A. Pergmannsfagen. Der wilde Jäger Hadelberg. Der Dom zu Braunschweig, m. A. Entdeckung der Pannmannshöhle. Klopsegeciß zu Döbbedorf. Erscheinung des verstorbenen Magisters Dörrien auf dem Collegio Carolino. Gögendienst, m. A. Vormaliger Dom zu Gieslar, m. A. Ansichten von Braunschweig und Hannover mit den Festungswerken. Schloß Weisenbüttel, m. A. Einführung des Luthertums in den Niesigen Landen, m. Portraits. Schloß Severn, m. A. Beschreibung des vormaligen Lustschlosses Salzdrabum, mit Abbildungen. Die Plesse bei Göttingen, m. A. Hannoversche Volksbelustigungen. Geschichte der Stadt Einbeck, m. A. Die Prinzen von Lüneburg, m. Portraits. Das Wunderbild zu Kücklingen. Ablassfram zu Königsutter. Abtei Gandersheim, m. A. Zerstörung von Bardewick bei Lüneburg unter Heinrich dem Löwen, m. A. Die heilige Befume. Der große Tod (die Pest) und die Geißel-Brüder 1349 und 1350. Raubritter und Wegelagerer. Koster-Werkzeuge, m. A. Schloß Dannenberg, m. A. Kloster Amelunborn, m. A. Schlacht bei Wilsen. Alte Volkslieder, Gedichte, Volksfagen u. d. d.

Titelblatt, Register u. d. d. wird immer am Schluß des Jahrgangs geliefert.

Braunschweig, 1842.

Geschichte der Stadt Braunschweig.

Braunschweigs erste Entstehung läßt sich nicht mit Gewißheit nachweisen. Der Name wird gewöhnlich aus Bruno's Wot (Bruno's Weiler) abgeleitet, indem zwei Brüder, Bruno und Dankward, Söhne Ludolfs, aus Wittekind's Stamme, sich hier um das Jahr 861 angesiedelt haben sollen. Bruno's Wot verlegt die Sage an das rechte Ufer der Oker, etwa in die Gegend, die noch jetzt die Altewpf heißt; Dankward's Wohnungen dagegen an das linke Flußufer unter dem Namen Burg Dankwarderode, auf den Platz, den gegenwärtig die Burg-Caserne, das frühere Mosthaus, einnimmt.

Bruno's Wot findet sich unter 18 Dörfern mit benannt, die im Jahre 1031 der St. Magni-Kirche in der Stiftungs-Urkunde zugezählt wurden. Um diese Zeit waren in dem Bereiche der jetzigen Stadt bereits mehrere geistliche Stiftungen entstanden; so das Hegidien-Kloster 1115, die Jakobs-Kirche *) muthmaßlich noch früher, die Petri-Pauls-Kirche, auf deren Stätte Heinrich der Löwe 1172 den St. Blasius-Dom gründete, angeblich 1029, die Ulrich-Kirche auf dem Kohlmarke 1036 und das Stift St. Cyriaci 1068 nahe vor dem Wilhelmithore, wo gegenwärtig der Holzhof belegen ist.

Die Burg Dankwarderode war nebst Melwerode und Hehewert der Jakobs-Kirche eingepfarrt; auch machte dieselbe zu der Zeit noch einen von Bruno's Wot abgesonderten Ort aus. Im Jahre 1080 ward sie vom Kaiser Heinrich IV. belagert und 1090 von demselben eingenommen, nachdem der rechtmäßige Eigenthümer, Markgraf Egbert II., auf seiner Feste Hehewert in der Nähe von Eisenbüttel erschlagen war. Egbert mußte als Hauptführer des Sachsenaufstandes dem Kaiser sehr gefährlich scheinen, und soll auf dessen Veranlassung durch gedungene Knechte des Nachts mit Herten ermordet sein **).

Unsere Verfahren waren jedoch nicht gesonnen, den Mord ihres Herrn und Beschützers ungerächt zu lassen. Die Burg hatte vom Kaiser bairische Besatzung bekommen, die sich in kurzer Zeit bei den früheren Bewohnern so sehr

*) In der Jakobsstraße.

**) Seine Leiche wurde in einem steinernen Sarge dem, von seinem Vater gegründeten, von ihm vollendeten St. Cyriacus-Stifte übergeben, von welchem der Sarg 1542, als das Stift abgebrochen werden sollte, nach dem St. Blasius-Dome gebracht wurde. Bei dieser Gelegenheit ist derselbe geöffnet, und will man an dem noch wohl erhaltenen Schädel deutliche Spuren der Todesart bemerkt haben.

verhaßt machte, daß während einer in der Burg ausgebrochenen Feuersbrunst, dieselben unter Anführung eines Baders über die Baiern herfielen, sie größtentheils erschlugen und die anderen verjagten. Als dieses geschehen, führten die Sieger die Schwester des ermordeten Egbert, Gertrud, von Schewerlingenburg, dem jetzigen Dorfe Walle, wohin sie sich geflüchtet hatte, nach Braunschweig zurück und erbaueten ihr eine neue Burg.

Dieser Gertrud erschien der heilige Autor, vormaliger Bischof von Trier, in einem Traumgesichte, und bat sie, seine Gebeine von Trier, da sie nicht genugsam verehrt würden, wegzuholen, um sie in einem neu zu erbauenden Kloster aufzubewahren. Gertrud folgte dieser Weisung, entwandte die heiligen Gebeine und führte sie auf einem Wagen in ihre Heimath. Die Stelle des Klosters wurde durch ein Wunder bestimmt; denn als die Pferde auf dem Köpfeberge angekommen waren, wollten sie nicht weiter, darin die fromme Gertrud den Willen des Heiligen zu erkennen glaubte, daß hier das Kloster zu errichten sei. So entstand das Benedictiner-Kloster unserer lieben Frauen, welches später den Namen Aegidien-Kloster erhielt.

Durch diese Stiftung wurden viele neue Anbauer herangezogen; Gertrud trug daher sehr zur Vermehrung der Volksmenge bei. Doch die eigentliche Erhebung Braunschweigs zu einer Stadt geschah erst unter Heinrich dem Löwen, der den Hagen, eine mit Zäunen eingehägte, hin und wieder angebaute und bewohnte Gegend, mit den früheren Stadttheilen vereinigte, tüchtigere Befestigungswerke aufführen ließ und mehrere Kirchen baute. Braunschweig war sein liebster Aufenthaltsort, den er mit großer Vorliebe erweiterte und verschönerte. Namentlich verwandte er alle Sorgfalt auf eine glänzende Ausstattung des St. Blasius-Domes, zu dem er unmittelbar aus seinem Schlosse Dankwarderode durch eine noch jetzt in der Kirche vorhandene Thür gelangen konnte. Er legte hier die aus dem gelobten Lande mitgebrachten Heiligthümer und Kostbarkeiten nieder und errichtete vor der Burg Dankwarderode, die er vergrößert und ausgebaut hatte, den ehren Löwen, den wir noch heutigen Tages sehen. Die Catharinen-Kirche wurde schon 1172 gegründet, doch mußte dieselbe 1232 neu gebauet werden, weil außer den im Hagen befindlichen Mitterstgen, als der Grauehof, Tempelhof u. a. der Anbau zunahm. Um den Apostel Petrus und Paulus zu versöhnen, deren Kirche er hatte abbrechen lassen, baute Heinrich der Löwe die Petri-Kirche im Norden der Altstadt und die Pauls-Capelle am Altstadt-Markte, die später zu der Martini-Kirche gezogen wurde.

Zu jener Zeit war die Altstadt von der Burg durch das Löwenthor (Lauenturm am Kohlmarkte) getrennt; von der Altstadt gelangte man über die lange Brücke nach dem Aegidien-Kloster, und von da nach der Altentwyf. Zugleich führte ein Damm (die jetzige Straße gleiches Namens) nach der Altentwyf, die damals mit einer Mauer noch nicht umgeben war, sondern nach Außen nur durch einen Zaun begrenzt, durch das Röhrlingertthor jedoch gegen Altstadt und Hagen abgesperrt wurde. Vom Röhrlingertthore nach dem Hagen war die Gegend so sumpfig, daß man, um dem Wasser Abzug

zu verschaffen, den Stein- und Wenden-Graben *) vorrichtete, den Weg erhöhte und mit Bohlen überlegte, daher die Straße Bohlenweg genannt wurde.

Heinrich der Löwe starb in Braunschweig auf seiner Burg im Jahre 1195, nachdem er die Thürme seines Domes, die durch einen Blitzstrahl entzündet waren, hatte niederbrennen sehen, mit dem demüthigen Ausrufe: „Gott sei mir Sünder gnädig!“ Er wurde in der Mitte des Domes in dem Grabgewölbe beigesetzt, welches wenige Jahre zuvor die irdischen Ueberreste seiner Gemahlin Mathilde aufgenommen hatte und zugleich für ihn zur letzten Ruhestätte eingerichtet war.

(Fortsetzung folgt.)

Heinrich des Löwen Wallfahrt nach dem gelobten Lande. *)

Von Christi Geburt eilfhundert und vierzehn Jahr
Herzog Heinrich von Kunig Konrad vertrieben war,
Daß ihm allein belieb Braunschweig die Stadte.
Nachdem zug er mit sein Adel zum heilling Grab.
Sein Weib zuletzt ein halb güldens Ringlein gab,
Das ander Halbtheil er behalten hatte.
Auf dem Meer ihn der Wind verschlug,
In's Kläber- Meer thät sich das Schiff einheften;
Ein Greif her in den Lufsten flug
Und suchte ein Mann aus seinem Schiff mit Kräften.

Vald ließ der Fürst sich nähen ein
In ein Rosshaut, mit sein stählen Gewande,
Zu erretten das Leben fein.
Der Greif kam wieder, führt ihn auch zu Lande
Auf ein Hochgebirg in sein Nest,
Zur Speis sein Jungen wieder.
Der alt Greif von dem Neste flog,
Der Fürst auszog
Sein Schwert, die Jungen schlug zu Tod,
Stieg eilend vom Fels nieder. —

*) Jegige Wilhelmsstraße.

**) Meißtergesang aus dem 16ten Jahrhundert.

Ging um in dem Holz, fund weder Weg noch Straß,
 Wurzel und Kräuter da in seinem Hunger aß,
 Sah, wie ein Löw mit einem Drachen fachte.
 Der Fürst dem Löwen half und den Drachen erschlug;
 Der Löw darnach mit dem Fürsten im Holze umzug
 Kam nimmer von ihm weder Tag noch Nachte.
 Das wahrh bis auf das siebent Jahr,
 Daß er kein Menschenbilde konnt ersehen,
 Der Fürst ward hart betrübet gar.
 Eins Nachts kam der böß Geist, thut zu ihm jehen:
 „Herzog Heinrich, auf morgen Tag
 „Hat ein ander Hochzeit mit deinem Weibe;
 „Heint ich dich wohl heimbringen mag,
 „Wo du mein willst sein mit Seel und mit Leibe.“
 Er sprach: „bringst du den Löwen und mich
 „Schlafend hin vor die Stadte
 „Braunschweig, gesund und schadlos fein.
 „So bin ich dein.“
 Zu Nacht führt sie der Teufel beid
 Hin schlafend also spatte.

Für die Stadt Braunschweig der Löw fing zu schreien an
 Mit lauter Stimm, daß der Herzog erwacht davon.
 Der Teufel sagt sie beid in Zoren.
 Der Fürst ging auf die Burg, da man die Hochzeit hat,
 Um Herzog Heinrichs Willen ein Trunk er bat;
 Ein Scheuren schickt ihm die Braut hochgeboren.
 Der Fürst sein halbes Fingerlein
 Ließ heimlich in die gulden Scheuren sinken,
 Schickt der Braut wiederum den Wein;
 Die sah das Ringlein, alsbald sie thät trinken,
 Bei dem der Fürste wurd erkennt.
 Sie umfing ihn, Freud war im ganzen Lande,
 Daß der Fürst kam aus dem Elend,
 Und ward Herzog Heinrich der Leu genannte.
 Seim Leuen baut er Leuenburg
 Zu Gedächtniß der Liebe.
 Als nun der Fürst mit Tod ging ab,
 Auf seinem Grab
 Der Leu blieb liegen bis er starb,
 Die Chronika beschriebe.

Die Staufenburg.

Am westlichen Ende des hohen herrlichen Harzgebirges, wo von den letzten Zinnen der romantischen Höhen freundliche Ausichten in fruchtbare Ebenen sich öffnen, liegt auf einem hervorragenden Kalkberge die alte Staufenburg, der einstmalige Lieblingsitz Kaiser Heinrichs des Vogelfellers, später der trauliche Zufluchtsort, wo Herzog Heinrich der Jüngere heimlicher Liebe pflegte, und dann der Schreckensort, wo Margarethe von Warberg, Aebtissin von Gandersheim, ihre unlautere Liebe zu Heinrich Schramm, dem Verwalter ihrer Stiftsgüter, lebendig eingemauert büßen mußte.

Den Ursprung der Burg birgt das undurchschaubare Dunkel tiefer Vorzeit. Von einem Herzog von Sachsen scheint sie, zum Jagdschloß bestimmt, erbaut zu sein und als solches ward sie vom Herzog Heinrich, dem nachherigen Kaiser Heinrich I., oft besucht und sehr geliebt. Diese Zuneigung entstand durch seinen entschiedenen Hang für Jagd überhaupt und besonders für den Vogelfang. Ihm überließ er sich mit aller Leidenschaft, und da die Geschichte gern die Beinamen vorleuchtender Männer aus ihren Haupteigenschaften oder Hauptleidenschaften nimmt, so gab sie Heinrich den Namen „der Vogelfeller.“

Dasmal hätte sie aber wohl in andern Talenten Heinrichs die Bestimmung seines Zunamens finden können, denn Heinrich war ein tapferer Fürst seiner Zeit. Beweise dafür sind: seine Fehden mit dem Könige Konrad I., der ihm Thüringen nicht lassen, ihn überhaupt gern aus dem Wege schaffen wollte; seine Gelangung zur deutschen Königskrone, wozu ihn sogar dieser sein Feind Konrad auf dem Sterbebette verschlug und wozu er auch einstimmig gewählt ward, und endlich sein kluges Benehmen, durch welches er die Ungarn, die damaligen Hauptfeinde und Verheerer Deutschlands, überwand, und zugleich die Gründung vieler jetzt noch blühender Städte veranlaßte.

Es ist eine bekannte Sage, daß die Abgeordneten des deutschen Reichs, als sie Heinrich die Nachricht von der ihm getroffenen Wahl zum deutschen König überbrachten, den neuen Monarchen mit seiner Gemahlin in einer Laube sitzend angetroffen haben sollen, wie er eben mit dem Vogelfang beschäftigt war, und wie er ihnen sogar zuwinkte, noch zurück zu bleiben, bis er erst sein Reg mit einem ansehnlichen Fang zugezogen haben werde. Ist's eine bloße Sage oder wirkliche Thatsache, daß mag dahin gestellt sein. Unsere alten Chronisten nehmen das letztere an, stimmen aber über den Schauplatz dieser Scene nur in so weit überein, daß er am oder auf dem Harze gewesen sein müsse. Unter die Dörter, welche Ansprüche auf die Ehre machen, diese denkwürdige Stelle in sich zu enthalten, oder doch in ihrer Nähe zu haben, gehört auch die Staufenburg, und wie es scheint, nicht ohne Grund. Mehrere Umstände beurfunden wenigstens, daß Heinrich in einer Gegend sehr gern und sehr oft müsse verweilt

haben, die noch so manche Ueberreste seines Wirkens aufweisen kann. So z. B. tritt eine halbe Stunde nördlich von der Staufenburg, eine Holzede in das Feld des Dorfes Münchhof, vordem Kemnade genannt, worin ein Winkel, der gegen zweihundert Schritte rechts von der Heerstraße liegt, die nach Gittelde führt, der Heinrichswinkel heißt. Auf dieser, zum Anfluge der Zugvögel über die Felder von Norden her, sehr schicklich gelegenen Stelle, behaupten die Anwohner, habe Heinrichs Vogelhütte gestanden und hier sei ihm jene wichtige Nachricht von seiner Königswahl überbracht worden. Ferner hatte Heinrich eine Burg bei dem nahen Orte Gittelde, wovon noch ein Stück Mauer, die Ecke derselben nach Nordost zu, übrig ist. Sie lag in der Ebene, muß nicht groß gewesen sein, heißt aber noch jetzt „die Burg“. Auf einer daran stoßenden Wiese sieht man in der Mitte eine Erhöhung, auf der vermuthlich ein runder dicker Thurm stand, von einem, jetzt meist verschütteten, Graben umgeben. Diese Wiese heißt gegenwärtig noch „der Kaisergarten“ und die Sage will, daß Heinrich diese Anlage gemacht habe. Auch heißt ein Berg, nicht fern von Staufenburg, die „Heinrichshöhe“. Das alte Hauptkirchenbuch des, drei Stunden von Staufenburg gelegenen, Dorfes Ahlshausen theilt auch eine Nachricht von Heinrich mit, die seine Jagdlust in dieser Gegend bezeugt; da heißt es nämlich:

„Herzog Heinrich zu Sachsen hat von Jugend auf Lust zur Jagd und Vogelfang gehabt, daher er auch in Chroniken auceps und der Vogeler genannt wird und seine Jagdhäuser auf der Staufenburg, Gittelde, Seesen, Herzberg, Scharzfeld, Schildberg, und an andern Orten mehr an dem Harze gehabt. So hat er auch seinen fürstlichen Vogelheerd auf einer Hohen Vogelsburg genannt, gehabt, daher das Dorf Vogelbeck (eine Meile von Nordheim nach Einbeck zu) den Namen bekommen hat. Hier an diesen Orten war der Herzog in seiner Jugend oft und gern. Einmal hatte er bei der Vogelsburg im Walde, da, wo die jetzige Kirche zu Ahlshausen, eine Bärenjagd gehalten, und war mit einem grimmigen Bären in großer Lebensgefahr, und da nicht Einer seiner Zugeordneten, Junker Heinemann von Gittelde genannt, dazu gekommen wäre, so hätte der Herzog des Todes sein müssen, aber derselbe stand dem Herzog treulich bei, daß der Bär gefangen wurde, und mit der Haut bezahlen mußte, welches auch der löbl. Fürst in Gnaden angenommen und mit schuldiger Dankbarkeit erkannt und obbemeldeten Heinemann von Gittelde sein Gütlein dafelbst ziemlich verbessert und ihm nachher Zeit Lebens vorgezogen, und in vielen Sachen, sonderlich in Scheidenzügen und Schlachten gebraucht. Damit er sich auch Gott seinem allmächtigen Beschützer dankbarlich bezeugte, hat er an dem Orte, da er mit dem Bären in Gefahr gewesen und ihn überwältiget, eine Kapelle bauen lassen, in welcher er allemal, wenn er daselbst gejaget, ehe die Jagd anging, sein Gebet verrichtet hat, und ist solches anno Christi 914 geschehen. Nachdem aber hochgedachter Herzog Heinrich anno 919 zu einem römischen Kaiser erwählt und mit vielen Reichs- und Landesgeschäften beladen wurde, ist daselbst eine solche Wildbahn, wie zuvor, nicht mehr gewesen, daher ein Siegfried Ahlshausen, welcher Herzog Heinrich, ehe er Kaiser

„ward, lange Zeit gebient, von Gandersheim gebürtig, von dem Kaiser einen „Platz des Waldes, so jetzt die beiden Dörfer Siegfriedshausen (modo Sievershausen) und Ahlshausen inne haben, zu seinem Eigenthum bekommen hat und „ausräumen und zu Feldern mit Wiesen machen lassen und einen Wohnhof da- „selbst, Siegfriedshausen genannt, erbauet hat. Nicht weit von der gedachten „Kapelle lies er mit des Herzogs Consens eine Pfarrkirche erbauen, die begü- „thert wurde, in welcher die Priester ihre Dienste vor dem Altare auf der Haut „des grimmigen Bären verrichtet haben. Der zu dieser Pfarre gehörige große „Garten von 3 Morgen, heißt noch jetzt der Burggarten und es hat darin „die alte Burz gestanden, die Siegfried mit Heinrichs Erlaubniß erbauet „hat. Rudera sind davon gar nicht mehr übrig.“

Alle diese Angaben sprechen wenigstens dafür sehr laut, daß Heinrich in dieser Gegend, und zwar der Jagd wegen, oft gewesen sein müsse. Nach dem Abgange der Kaiser aus dem sächsischen Hause, kam Staufenburg nebst Zubehör an die benachbarten Grafen von Katelnburg, und mit dem Erlöschen dieses Geschlechts im Jahr 1112 an Herzog Heinrich von Braunschweig, den man den Löwen nennt. Als dieser kraftvolle Mann in die Acht erklärt wurde, sprach zwar der erzürnte Kaiser das Eigenthum der Staufenburg sammt ihrem bedeutenden Zubehör dem Erzstifte Magdeburg zu, dies kam aber nie zum Besiz derselben, und es blieb ein Eigenthum von Heinrichs Nachkommen. Ob es bis dahin eine Raubburg war, ist unbekannt. Seine nachherige Bestimmung scheint aber stets eine friedliche gewesen zu sein. Wenn die Fürsten dieses Hauses im Harze der Jagd pflegen wollten, dann kamen sie hierher mit ihrem Gefolge, und Hunden-Gebell und Hörnerklang belebte dann die stille Burg. Auch war sie einigen der fürstlichen Wittiven als Leibgedinge angewiesen, unter andern wohnte Herzogin Elisabeth, Wilhelm des jüngern Gemahlin, im 14ten Jahrhundert hier. Von andern Ereignissen schweigt die Geschichte, und man darf daher wohl annehmen, daß ihre hohe, versteckte und feste Lage zu solchen unedlen Zwecken nicht gemißbraucht wurde, wie so manche andere Burg der Gegend. Aber eben diese einsame abgeschiedene Lage war es, welche in der Mitte des 16ten Jahrhunderts für sie ein Ereigniß herbeiführte, das sie in der braunschweigischen Geschichte immer merkwürdig erhalten wird.

Am Hoflager des Herzogs Heinrich des jüngern zu Wolfenbüttel lebte als Gesellschafterin seiner Gemahlin, das Fräulein Eva von Trotta, des kurbrandenburgischen Marschalls, Adam von Trotta, Schwester, ein schönes und liebenswürdiges Mädchen. Der Herzog, ein unruhiger, lebhafter Mann, dem das Einerlei nicht lange genügte, und der Sinn für alles Schöne hatte, fand sie bald liebenswerther als seine Gemahlin. Das Fräulein — dem ich eben nicht Schuld gehen mag, daß es im Geiste seiner Ur-Ahnen-Mutter handelte, weil es gleichen Namen mit ihr führte — zeigte auch keine Abneigung vor dem erlauchten Liebhaber und so verstand man sich bald. Doch, da das Spiel nicht versteckt genug getrieben ward, an Lauschern und Zuträgern es nie fehlt, so wurde die Herzogin Marie den Liebeshandel bald inne. Uneinigkeit

und heftige Auftritte waren die Folgen davon, und anstatt durch ein fluges und ruhiges Benehmen den verirrten Gatten zurück zu führen, verblendete zügellose Eifersucht sie so, daß sie ihren Vater, den Herzog Heinrich von Württemberg, dahin vermochte, den Kaiser und andere Große, zur Vermittelung in dieser Angelegenheit aufzufordern. Daß solche Mittel in solchen Zwistigkeiten nicht helfen würden, ließ sich erwarten. Der Herzog fühlte indessen auch, daß seine Verhältnisse zu dem Fräulein Eva in der bisherigen Form nicht ferner bleiben konnten, ohne nicht die unangenehmsten Auftritte herbei zu führen. Er ließ daher folgendes lustige Schauspiel — von der ersfinderischen Liebe erfonnen und ausgeführt — beginnen. Fräulein Eva bat um ihre Entlassung vom Hofe, um nicht ferner den lange bestandenen Hausfrieden zu stören, wurde sehr gern entlassen, und reiste ab. Unterweges überfiel sie in Gandersheim, eine Tagereise von Wolfenbüttel, eine Krankheit und sie mußte in einem Kapuzinerkloster bleiben. Die Krankheit nahm zu und endlich kam die traurige Nachricht an den Hof: das Fräulein Eva sei gestorben. Wie gern die Herzogin Marie diese Nachricht hörte, läßt sich denken. Der Tod hatte mit einem Male und so ganz zur rechten Zeit den Knoten zerhauen, hatte aller Fehde ein Ende gemacht und den Hausfrieden wieder zurückgeführt. Sie war beruhigt, und wer hätte ihr die Täuschung rauben mögen! Denn — Täuschung war das Ganze. Nach einigen Tagen Aufenthalt im Gandersheimer Kloster ward Eva, frisch und gesund, insgeheim auf die Staufenburg gebracht. Die Todesposse wurde jedoch rein ausgespielt. Ein hölzernes Bild, leichenmäßig gekleidet, lag im Sarge, etwas entfernt von dem neugierigen Zulauf, ausgestellt, wurde alsdann öffentlich und mit dem üblichen Gepränge beerdigt, und reichliche Seelenmessen lasen die Klosterherren, welche treue Handlanger gewesen waren, der abgeschiedenen Seele nach *).

Hier nun, auf der hohen Burg, umgeben von dichten Wäldern und steilen Bergen, hatten die Liebenden freies Spiel. Heinrich, unter dem Vorwande, das Wild des Harzes zu jagen, war oft und lange auf Staufenburg bei seiner Eva, wo er im Arme der Liebe der Sorgen der Regierung vergaß. Dies Verhältniß dauerte mehrere Jahre, in welchen sie dem Herzog, der schon eine zahlreiche Familie hatte, noch sieben Kinder gebar, denen er den Namen „von Kirchberg“ beilegte. Listig und schlau war zwar alles so eingerichtet, daß Niemand das Geheimniß erforschen konnte, und sogar zu Erscheinungen nahm man seine Zuflucht, um jedes Annähern an die Burg zu erschweren. Man verbreitete absichtlich unter dem Volke die Sage, daß eine weiße Frau oft um die Burg herum wandelte und Böses an denen übe, die sich ihr näherten. Viele

*) Während der Occupation des Landes durch die Hessen und Sachsen (1542) wurden Nachforschungen in den Begräbnisräumen angestellt, um das von einem geschickten Künstler in Braunschweig angefertigt sein sollende Holzbild aufzufinden. Die Bemühungen waren jedoch erfolglos, denn man fand nur den leeren Sarg.

hatten auch die weiße Frau gesehen, aber Fräulein Eva war es selbst, die in weißer Kleidung sich erging. Indessen,

„Was war wohl je so klar gesponnen,
Das nicht gelangte an die Sonnen.“

Das lange verwahrte Geheimniß wurde doch aus Licht gezogen, und zwar, wie man glaubt, von den Fürsten des schmalkaldischen Bundes. Herzog Heinrich hatte nemlich durch seinen Haß gegen die protestantische Religion den dadurch herbeigeführten Krieg mit den schmalkaldischen Bundesgenossen und durch seinen Uebertritt zur sogenannten Pigue, die Fürsten dieses Bundes so gegen sich aufgebracht, daß sie sogar seine Privathandlungen hervorzogen, um ihm zu schaden. Besonders thätig dabei bewiesen sich einige derselben, welche nahe Verwandte der Herzogin Marie waren, und in ihrem Eifer so weit gingen, wegen Heinrichs heimlicher Ehe, klagbar beim Kaiser zu werden. Doch da entschied der Tod wirklich, und schlichtete den verworrenen Streit. Im Laufe des Jahres 1541 starb Eva von Trotta *), und nach ihr auch die Herzogin Marie. Unter den Kindern der erstern war nur ein Sohn, Eitel (Edel) Heinrich genannt. Diesen belieh der Herzog mit dem, nicht fern von Staufenburg gelegenen, Gute Kirchberg, wovon er, so wie seine Schwester, den Namen führten. Billig und gerecht war diese Versorgung. Doch der Herzog ging noch weiter in seiner Liebe zu diesem Sohn, und entfernte sich ganz von den Pflichten, die ihm gegen seine ehelichen Kinder oblagen. Er ersuchte den Papst, diesen Sohn zu legitimiren, damit er successionsfähig würde und Erbe seines Landes sein könnte, das er dem ältesten ehelichen Sohne entreißen wollte, weil dieser zu seinem Ungerniß zur protestantischen Religion übergetreten war. Edel Heinrich von Kirchberg hieß aber nicht nur Edel, er war es auch. Die ihm zuge dachte Legitimation nahm er nicht an und noch weniger machte er Ansprüche auf eine Succession in seines Vaters Lande, wofür sich ihm sein Halbbruder, der nachherige Herzog Julius, in der Folge stets sehr dankbar bezeugte. Kirchbergs Nachkommenschaft erlosch aber bald wieder.

Nun möge hier noch die kurze Erzählung dieser Liebesgeschichte folgen, wie sie Hurtleder **) und Sleidan ***) aus den Acten geben. Ist es gleich nur Wiederholung des Vorstehenden, so wird man sie doch wohl, in so alter verschollener Kraftsprache, die mit so mancherlei Carlasmen verwebt ist, und wegen mancher, oben nicht erwähneter, Nebenumstände, gern nochmals lesen, sollte auch der Erzählung noch mancherlei mangeln, was Herzog Heinrich selbst äußerte. Denn, als dieser Fürst las, was Sleidan darüber sagt, rief er aus: „Wer hat das dem Stadtschreiber in Strassburg gesagt? Der Schelm hat gleichwohl nicht alles gewußt!“ †)

*) Nach anderen glaubwürdigeren Mittheilungen starb dieselbe erst 1561 oder 65 zu Pilsdesheim in klösterlicher Abgeschiedenheit.

**) II Bd. IV. Buch c. 29.

***) Sleidan comment. ad. a. 1544.

†) Götting. hist. Mag. 3. Bd. S. 130.

„Eva Trottin — so lautet die Erzählung — war eine ehrliche Jungfrau von Adel, aus gutem rittermäßigem Geschlechte, das hoch und weit berühmt war durch ganz Hessen, in Ober- und Niedersächsischen Landen. Das züchtige wohl erzogene Weiblein war von ihren Verwandten, deren einige viel galten an Herzog Heinrichs von Wolfenbüttel Hofe, unter das Hof-Frauenzimmer dieses Herzogs gethan. Die Gemahlin des Herzogs war sitstsam und gut. Eva Trottin sollte durch sie vollends zu Zucht und Ehrbarkeit gefördert werden. Sie war schon ein stark, wohlgebildet, jung Mensch, dem es alsdenn wohl auch zu seiner Zeit an Heurath-Handlungen nicht gefehlt haben würde.“

„Kaum war sie aber einige Zeit lang an diesem Hofe, so ging ein böses Gerücht aus; der Herzog selbst schien der Verführer des Weibleins zu werden. Das böse Gerüchte kam auch an des Weibleins Freundschaft. Etliche der Freundschaft thaten des Bericht an den Herzog, und baten den Herzog, ihrem Geschlechte keine Unehre oder Verkleinerung anzuthun.“

„Mit hohen Worten und Schwüren betheuerte Heinrich von Wolfenbüttel seine Unschuld. Die Verwandten glaubten ihm. Eva und der Herzog blieben zusammen. Plötzlich kam ein Brief der Gemahlin des Herzogs an Vater und Verwandten derselben — die Jungfrau sei verstorben.“

„Wunderbarlich verstorben! Sie war schon auf dem Wege, Wolfenbüttel völlig zu verlassen und zu ihren Eltern zu ziehen. Die gesunde starke Jungfrau, die in aller Stille schon einigemal durch den Herzog zur Mutter geworden war, ward plötzlich unterwegs krank auf einem Schlosse des Herzogs, und starb eben so plötzlich, als sie krank geworden war.“

„Sie spielten die Komödie ihres Todes recht vollständig. Sie legten ein hölzern Bild in den Sarg. Sie räuchernten fleißig mit Wachholder-Beeren, denn die Krankheit, woran Eva gestorben, sollte pestartig gewesen sein. Die Leiche ward mit allem Pompe hinausgebracht. Die Franziscaner, bei welchen das gute Kind seine Ruhestätte bekam, feierten mit aller Pfaffen-Nährung die Erequien; das Volk ward langhin aufgefordert, die Verstorbene aus dem Fegfeuer schnell heraus zu beten; die Mönche sangen sich heisser Seel-Messen.“

„Man bedauerte wohl allgemein den Herzog, seine liebe Eva verlohren zu haben. Sie hielten ihr selbst auch in Wolfenbüttel prächtige Erequien, die Herzogin selbst mit ihrem ganzen Frauenzimmer-Staate wohnten denselben bei; aus der ganzen Nachbarschaft kamen Pfaffen hergelaufen, den Erequien-Schmaus nicht zu verfehlen.“

„Unterdeß ward Eva auf dem Schlosse Staufenburg, wo Heinrich fleißig sie besuchte, bis zum siebentenmal Mutter. Der Herzog war recht selig in seinem stillen, ungehinderten Genuße. Man hätte gar nicht glauben sollen, daß Eva je wieder aus ihrem Todten-Reich zurückkehren werde; wer mochte noch an die vor acht Jahren verstorbene Hofjungfrau denken?“

„Doch ein Gemurmelt ging durchs ganze Land; man besänge eine lebendige Jungfrau mit Vigilien und Seel-Messen; in der Bahr, die man vor acht Jahren zu

Gandersheim so feierlich eingesenkt habe, liege ein halb ausgestopftes, ein halb hölzernes Bild."

"Die Trottschen wurden rege, und nun erst wurde ihnen recht verdächtig, was schon gleich anfangs verdächtig geschienen hatte, daß man nach Erens Tode nur etliche, geringschägige Alltagskleider heimgesandt, Ringe aber und Ketten, Kleinodien und Damasken, Sammet und andere seidene und dergl. gute Kleider, deren sie doch als eine geschmückte Hof-Jungfrau manche gehabt, alle zurückbehalten habe."

"Das Gemurmel ward immer ruchbarer, vielleicht hatten schon die Weiber nicht ganz geschwiegen, die Heinrich gleich bei der ersten Todes-Kemödie als Haupt-Akttricen gebraucht hatte. Dem Landgrafen von Hessen kam dies böse Gerücht seines bösen, ewig unruhigen Nachbars, höchst erwünscht. Zwei Eheweiber, offen und frei und selbst mit Erlaubniß der Geistlichkeit zu haben, wenn man je denn von der Natur zu zweien bestimmt war, dieß schien doch wohl gar kein Verbrechen zu sein, verglichen mit dem, wenn man für eine Jungfrau, die alle Jahre wenigstens einmal von einem jungen Heinrich oder Henriette entbunden wurde, tägliche Seel-Messen lesen, und alle Maschinen in Bewegung setzen ließ, wodurch irgend schnellere Befreiung aus dem Fegfeuer gehofft werden konnte."

"Man warf's denn endlich dem Herzog in öffentlichen Schriften vor, und sowohl der Churfürst von Sachsen als der Land-Grav von Hessen vergaßen gewiß nicht, den Vorwurf grade so zu wenden, wie er dem Herzog am empfindlichsten sein mußte. Die Trottschen gingen endlich 1541, sogar an den Kaiser. "Man solle ihnen, als der Freundschaft, solch Mensch, das von der Hand gekommen, wieder zustellen, oder sie öffentlich und frei ihrer Nothdurft nach gehen, stehen, leben und handeln zu lassen."

"Die Verhandlung scheint sich in die Länge gezogen zu haben, der Herzog suchte Ausflucht. Nach zehn Jahren kommt aber selbst in Cassel eine Trotstin zum Vorschein, die fast keine andere gewesen sein kann, als die belobte Eva."

"Um jede andere Trotstin, wenn es nicht Eva war, würde sich Herzog Christoph von Württemberg wenig bekümmert haben. Aber gerade Eva hatte seiner Vaters-Schwester, der Gemahlin Herzog Heinrichs, manche gar bittere trübe Stunde gemacht, hatte zwischen Wolfenbüttel und Württemberg gar viel Zwist erregt, daß ihm nicht alles daran liegen sollte, wo diese Eva sei, und ob sie nicht mit allen Künsten einer deutschen Kleopatra auch den guten Philipp so verstrickt habe, daß zuletzt auch Hessen und Württemberg uneinig werden könnten."

"Es war daher eine der ersten Fragen, die Herzog Christoph seinem Gesandten am Hessischen Hofe aufgab, so bald nur Philipp aus der Gefangenschaft nach Cassel zurückgekommen, zu forschen, ob nicht der Landgraf Zugang zur Trotstin habe, desgleichen wo sie sich dieser Zeit enthalte; und scheint wohl Philipp ehedem, gleich bei Occupirung des Wolfenbüttelischen, das selige

Kind entdeckt und nach Cassel mitgenommen zu haben. Eine solche erste Frage, als Herzog Christoph that, mußte fast nothwendig aus der Kunde des alten Zustandes entstehen."

"Löblich wars fürwahr nicht, wenn es so war. Denn Philipps rechtmäßige Gemahlin, die Sächsische Prinzessin, lebte damals noch, da er in Gefangenschaft gerieth, und seine legitime Neben-Frau, Margarethe von Saal, die ihn vor seiner Gefangenschaft alljährlich mit einem Sohne oder mit einer Tochter beschenkte, starb erst 1566; nun noch die Trottin neben diesen beiden!"

Graf Georg von Württemberg schrieb einige Zeit nachher an Herzog Christoph, die Trottin sei gestorben, und es sei zu wünschen, daß keine mehr an ihre Stelle komme.

In Staufenburgs Mauern hatte geheime unerlaubte Liebe Jahre lang traulich genistet. Die stille ferne Burg war der Sitz sanfter Freuden gewesen, und Stunden der glücklichsten Häuslichkeit waren hier verlebt worden. Wie ganz anders sah es aber vierzig Jahre später auf Staufenburg aus! Da wurde sie der Kerker für geheime, für unerlaubte Liebe, der Kerker einer durch unglückliche Leidenschaft Verirrten; da wurden Klagen und Seufzer in eben den Mauern zum Himmel emporgeschickt, wo vordem nur der Wiederhall der Freude erklang. Margarethe von Warberg hieß die Unglückliche, welcher die Natur zu viel Empfänglichkeit für ihre Freuden, der Geist ihres Zeitalters aber eine diesen Empfindungen ganz entgegengesetzte Bestimmung gegeben hatte. Sie war seit 1582 Aebtissin von Gandersheim, sollte nur in himmlischen Freuden schwelgen, ergab sich aber lieber den irdischen. Eine geheime Verbindung mit dem Verwalter ihrer Stiftsgüter (Heinrich Schramm hieß er), die zu lautbar ward, bewog den Schutzherrn des Stifts, den Herzog Julius von Braunschweig, sie als Gefangene auf die Staufenburg setzen zu lassen, wo sie, in Folge eines Spruches vom geistlichen Gerichte, lebendig eingemauert wurde. Dieses geschah am 10. Julius 1587. Von Zeit zu Zeit reichte man der Unglücklichen durch eine in der Mauer gelassene kleine Oeffnung etwas Brod und Wasser, was auch wohl mitunter vergessen sein mag; wenigstens führten Kummer und Entbehrung aller Art ihr schleuniges Ende herbei. Acht Monate hatte sie in diesem schrecklichen Kerker, den nur die rohe Denkungsart jener Zeit errichten konnte, zugebracht, als sie der Tod erlöste *). Armes Weib! du fiellst als Opfer deiner Unvorsichtigkeit, deiner wenigen Schlaueit. In spätern Zeiten wußten Aebtissinnen besser solche Einverständnisse zu bergen, und oft selbst unterm Schutze ihrer Schutzherrn!

*) Bei dem vor etwa 130 Jahren stattgefundenen Abbruche der alten Burg, soll man die halb vermoderten Ueberreste ihrer Gebeine in diesem Gewölbe vorgefunden haben.

In der Folge wurde die Staufenburg die Wohnung des Beamten, der die nahe gelegenen Feldmarken in Pacht hatte, von welchen er das Getreide nach dem Vorwerke Lichtenhagen, eine Viertel Stunde südlich unter der Burg, bringen lassen mußte. Die damit verknüpfte Unbequemlichkeit war aber zu lästig, daher der Beamte — es mögen jetzt 125 bis 30 Jahre sein — nach Lichtenhagen herabzog. Diese Veränderung erforderte hier neue Baue, und da fiel die Staufenburg als Opfer einer unrühmlichen Sparsamkeit und des Mangels an Sinn für historische Denkmäler. Man brach sie ab, errichtete in Lichtenhagen wieder Gebäude davon und nannte nun das Vorwerk Lichtenhagen „die neue Staufenburg,“ wie es auch noch heißt. Was von der Burg noch stehen blieb, bewohnte der Gerichtsvogt mit den ihm anvertrauten Verbrechern, bis vor ungefähr sechszig Jahren auch er herabzog. Mit ihm endigt sich die bunte Reihe der Bewohner unserer Staufenburg. Ein Kaiser eröffnete sie, ein Gerichtsdiener machte den Beschluß. Und nun, ohne Schutz und ihrem Schicksale überlassen, verschwand was noch da war, nach und nach, bis auf einige Ruinen, die noch vor 25 Jahren zu sehen waren. Diese bestanden vorzüglich in den Umfassungsmauern, die ziemlich vollständig und besonders an der Südseite bedeutend hoch waren. Darinnen stand gegen Westen ein viereckiger, wohl an achtzig Fuß hoher, oben mit Oeffnungen versehener Thurm. Hin und wieder konnte man noch die Abtheilungen der Gemächer erkennen, die jedoch dem Anscheine nach eben nicht geräumig gewesen sein sollen. An der Nordseite will man noch Spuren vom früheren einzigen Eingangsthore bemerkt haben.

Doch selbst dieses Wenige, was damals der Gegend noch eigenthümlichen Reiz verlieh, mußte dem Schicksale verfallen und mehr und mehr verschwinden. Der hohe Thurm soll mit dem Einsturz gedroht haben, darauf man sich beeilte, denselben abzubrechen, um das Material zum Chausséebaue zu benutzen, zu dem dasselbe sich später nicht einmal als tauglich erwies, da die Steine bereits zu morsch waren. Das übrige Gemäuer verminderte sich nun auch von Jahr zu Jahr, denn wer in der umliegenden Gegend Mauersteine gebrauchte, nahm nicht viel Anstand, dieselben von der nahen Staufenburg herabholen zu lassen, weshalb man jetzt nur noch einige Spuren dieses alten und stets merkwürdigen Bergschlosses vorfindet.

Unsere Abbildung vergegenwärtigt uns die alte Kaiserburg, wie sie in den Jahren 1640 — 1650 den Augen des Beschauers sich darstellte. Die Anhöhe rechts hieß der Papenberg; die Anhöhe links nahe dem Schlosse der Rewekenberg, weiter links am Rande des Bildes der Hermannsberg.

Der Berg, auf dem die Ruinen Staufenburgs liegen, hat an der Ost- und Westseite zwei nach Süden zu abschüssige schmale Thäler, daher er von Süden her am höchsten scheint. An der Ost- und Westseite ist er eben so steil wie an der südlichen; an der nördlichen ist er wenig abschüssig und zieht sich bald bergan in den Wald hinein, an dessen Ende der oben genannte Heinrichswinkel liegt. Höhere Berge umgeben östlich und westlich den der Staufenburg, über die man wahrscheinlich auf dem Thurme hinweg sah. Nur südlich hat man jetzt eine

freie Aussicht auf den Flecken Gittelde, in die Gegend von Osterode, nach dem hoch gelegenen Schlosse in Herzberg und auf das Eichsfeld *).

Graf Isang *).

Unfern Göttingen, zwischen den Dörfern Seeburg und Berenshausen, liegt der Seeburger See. Einst war er groß und weit, nun wird er jährlich kleiner, aber wie die Fischer sagen, so ist seine Tiefe an manchen Stellen noch immer nicht zu ergründen.

Vordem stand an seiner Stelle die stolze Burg der Grafen von Isang. Der letzte des Geschlechts, der führte ein wildes gottloses Leben, daß er der Schrecken der ganzen Gegend wurde. Einst ritt er um Mitternacht zum Kloster Lindau hinab, stahl sich heimlich in die heiligen Mauern. Da sah er ein süßes Mägdlein knien vor dem Muttergottesbilde, indeß die andern Schwestern schliefen, hub sie auf sein Ross und entführte sie nach seiner Burg. Wie er seinen Willen an ihr vollführt hatte, entdeckte sich, daß die Nonne seine ihm unbekannte Schwester war. Da erschrak sein Gewissen heftig, er sandte die Nonne mit Golde zum Kloster zurück, schenkte dem Kloster reiche Gaben, ließ den Altar kleiden und täglich viel Messen lesen; aber sein Herz bekehrte sich doch nicht zu Gott und bald hub er von Neuem an, seinen wilden Lüsten zu fröhnen.

Wie er nun eines Tages in träger Lässigkeit sich auf seinem Lager wälzte, geschah es, daß sein Ross ihm einen silberweißen Al brachte, der Graf meinte, es könne wol eine Schlange sein, ließ ihn bereiten, speiste davon, verbot aber dem Diener bei seinem Leben, nichts vom dem Gerichte zu genießen. Als bald nach der Mahlzeit fielen dem Grafen all seine begangenen Frevel schwer aufs Herz. Ihm ward so heiß und eng, daß er nicht Rast hatte im Schlosse, nach Luft schrie und in den Garten hinab eilte. Da trat ihm ein Bote aus dem Kloster entgegen, und sprach: Zu dieser Stunde ist Eure tugendhafte Schwester im Kloster verschieden; Euer Frevel hat sie zu Tode gebracht, ihr letztes Gebet sprach sie für Euch. Ach! seufzte Graf Isang, wer nimmt mir mein elend Leben. Als er wieder nach seinem Schlosse zurückgehen wollte, da hörte er auf dem Schloßhofe ein seltsam Murmeln und Rauschen wie Menschenstimmen, und war ihm, als wenn die Blumen und Blätter sprächen und alles Gethier redete: Enten, Hühner und Gänse im Hofe, Sperlinge und Tauben auf den Dächern. Das kam, weil der Graf von der Schlange gegessen hatte, und nun mußte er die Sprache der Thiere verstehen. Sprach der Hahn: Es ist ein Sünder im Haus, wehe Graf Isang! Riefen die Hennen: Eil, eil Dich, Graf Isang! ehe die

*) Vergl. Gottschalks Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands, Band 4.

**) Siehe Harrys Volksagen 2c. — Schnitzers Buchhandlung in Celle, 1840.

Sonne untergeht, werden die Thürme Deines Schlosses fallen, wird Deine prächtige Burg versunken sein. Vete, Graf Isang!

Ergeben in sein Geschick, schritt Graf Isang zum Schloßhof hinaus und setzte sich auf einen Stein vor der Thür seines Hauses. Da trat der Hahn zu ihm heran, schlug mit dem Fittig und sprach mitleidig: Herr, kannst Dich noch retten, fliehe schnell, doch zieh allein. Soll ich allein fliehen, antwortete Graf Isang, und meine treuen Diener nicht retten? Eil eile! zieh allein! kreischte der treue Hahn.

Der Graf sattelte eben sein bestes Roß und wollte hinaus; da kam der Diener athemlos herzu, fiel ihm in die Zügel und wollte den Grafen nicht allein ziehen lassen, sondern bat, daß er ihn mitnehme auf sein Roß. Der Graf aber fragte: Was ruft der Hahn? und der Diener, der trotz des Herrn Verbot von der Schlange gegessen hatte, vergaß sich in der Angst und sprach: Willst Du Dein Leben retten, so eil' zur Stunde von hier, doch zieh allein. Verräther, schrie der Graf, hast Du mir doch Dein Wort gebrochen? Nun geh zur Ruh! In diesem Augenblicke krachte der Hahn wieder gewaltig: Eil, eil, die Sonne sinkt. Und wie der Graf aufschaute und sah, daß die Sonne schon ihre letzte Glut auf die Spitzen der Berge goß, da zog er sein Schwert, spaltete dem Diener, der leichenblaß sich an seines Rosses Mähnen klammerte, das Haupt, und sprengte über die Zugbrücke zum Schloßthore hinaus.

Auf einer Anhöhe nahe beim Städtchen Gieboldehausen ruhte er aus, sein Roß war todt. Da liegt mein schönes Schloß, sprach er mit weinenden Blicken, bin hier so ganz allein und mein Herz ist todesmatt. Was trieb mich denn hinaus? War Alles wol nur ein wüster Traum. Und wie er noch sprach, wankte plötzlich der Hügel und die Erde bebte unter seinen Füßen. Glühend roth war der Himmel und der Donner rollte. Erschrocken floh Graf Isang weiter, und wie er dann noch einmal nach seiner Burg zurückschaute, da war sie mit Wall und Mauern und Thürmen in die Tiefe gesunken, und an der Stelle, wo sie gestanden hatte, zeigte sich ein großer See.

Nach dieser wundervollen Begebenheit bekehrte sich Graf Isang und trug Buße seiner Sünden im Kloster zu Gieboldehausen, dem er verschrieb, was ihm von Erdengütern noch geblieben war. Noch heute werden nach seiner Verordnung reuigen Sündern an einem gewissen Tage Seelmessen gelesen. Die Fischer haben zuweilen Silbergeräthe, Töpfe von alterthümlicher Form und andre Gegenstände aus der Tiefe des Sees herausgebracht.

Nickel List und seine Gefährten.

Eine der größten Merkwürdigkeiten der Stadt Lüneburg war in frühern Zeiten die sogenannte goldene Tafel. Kein Fremder, welcher sich an diesem Orte nur einige Zeit aufhielt, ließ die St. Michaeliskirche, in welcher dieses

Kunstwerk aufbewahrt wurde, unbefucht, und die Kostbarkeiten desselben unbewundert. Die Tafel stand in einem Schranke an der Rückwand des großen Altars und hatte eine Länge von $7\frac{1}{2}$ Fuß und eine Höhe von $3\frac{1}{2}$ Fuß. Wie der Reichthum der an ihr verschwendeten Edelsteine und edlen Metalle das Auge jedes Beschauers in Bewunderung versetzte, so mußte das hohe Alterthum den Kenner mit besonderer Achtung für die Kunstfertigkeit der frühern Zeiten erfüllen. Niemand wußte woher die Tafel gekommen, wer sie gefertigt hatte. Man hatte nur Vermuthungen, aber nichts Gewisses, nicht einmal annähernd. Einige glauben, daß Kaiser Otto II. sie aus der den Arabern abgenommenen Beute habe fertigen lassen, andere, daß sie durch Herman Billung, Herzog von Sachsen, hierher gekommen sei, wieder andere, daß sie aus einem goldenen halben Monde, den ein durch Karl den Großen zerstörter Göze getragen, gearbeitet sei, andere endlich, daß sie Heinrich der Löwe zum Gedächtnisse seiner Reise nach Palästina und als Aufbewahrungsschrein für die aus dem gelobten Lande mitgebrachten Reliquien der Kirche geschenkt habe. Die Rückwand derselben war mit reinem, dickem, kunstreich bearbeitetem Goldblech belegt und mit getriebenen und eiselirten Figuren geschmückt, welche auf die Geschichte des Heilandes sich bezogen. In der Mitte der Tafel saß Christus auf einem Regenbogen, hielt in der linken Hand die Weltkugel und theilte mit der rechten den Segen aus. Neben sich hatte er vier große Edelsteine, und zu beiden Seiten die zwölf Apostel, auf jeder Seite sechs, von denen drei grün emailirt waren. Alles war in einem goldenen, mit Edelsteinen besetzten Rahmen gleichsam eingefast.

Dieses mittlere Feld umgeben elf Darstellungen aus der Lebensgeschichte des Erlösers, nämlich: die Verkündigung Mariä, der Besuch der heiligen Elisabeth, die Geburt Christi, die Erscheinung der Engel bei den Hirten, die Flucht nach Aegypten, die sechs steinernen Wasserfrüge, die Hochzeit zu Cana in Galiläa, die Taufe Christi, Christus mit der Samariterin am Brunnen, Jesus Ausgang aus einer Stadt in Begleitung vieler Menschen und Christus predigend. Die zwölfte Darstellung war der Traum Josephs. Ueber dem sitzenden Heilande befand sich das Lamm Gottes, ihm zur Rechten der heilige Benedict, als Patron des Klosters und zur Linken der Erzengel Michael, als Schutzheiliger der Kirche und zu beiden Seiten waren wieder die zwölf Apostel, zu jeder Seite sechs, angebracht. Das Ganze umschloß ein goldenes mit Edelsteinen geschmücktes Karnies.

Ueber, unter und neben der Tafel befanden sich zwei große und vierzehn kleinere Fächer, in welchen Monstranzen, Crucifixe, Kreuze, Kelche, Flaschen, Behälter mit Reliquien, Bücher, Becher, Gegenstände aus Elfenbein, und Bernstein und andere Sachen von unschätzbarem Werthe aufgestellt waren, welche theils von Gold und Silber, theils mit diesen edlen Metallen eingefast und mit Edelsteinen besetzt waren.

Am 9ten März 1698 erscholl plötzlich durch Lüneburg die Kunde, daß der größte Theil dieser Kostbarkeiten geraubt sei. An diesem Tage nämlich, auf einen Mittwoch, begehrten mehre Fremde das Kunstwerk zu sehen. Als der

Rüfter das Behälter öffnen wollte, ließen sich die beiden äußern Flügel, welche vor der Tafel zusammenschlugen und dieselbe bedeckten, und welche man noch am Sonntage vorher mit Leichtigkeit aufgemacht, nicht ausziehen. Als es endlich gelang, sie zu öffnen, sah man statt der gehofften Schätze nur Gräuel und Verwüstung. Fast alles nur irgend Werthvolle war losgebrochen und gestohlen, namentlich alles Gold von der eigentlichen Tafel, ungefähr 200 Edelsteine, meist Rubinen und Smaragden, ein großer in Silber eingefasster Dnyr, alle goldenen und silbernen Crucifixe, Kreuze, Monstranzen, Kelche, Ketten u. s. w. Dagegen hatten die Diebe alles für sie unbrauchbare zurückgelassen, besonders sämmtliche Reliquien und deren hölzerne Behälter. Nur hin und wieder war ein von den Dieben vielleicht für unächt gehaltenes Stück von Gold oder Silber, so zwei silberne Arme mit Edelsteinen und Perlen besetzt, mehrere kleine silberne Kreuze und Altäre, Rauchfässer und endlich 234 ächte Edelsteine, und zwei Perlen, die, weil sie in der die Tafel umgebenden hölzernen Leiste angebracht waren, entweder übersehen oder für Glas angesehen sein mochten.

Das waren die Ueberbleibsel des Kunstwerks, welche, gleich der verödeten Brandstätte einer zerstörten reichen Stadt, einer spätern Zeit Zeugniß des frühern Werthes geben sollten. Bis zum Jahre 1792 wurden diese Ueberreste an ihrer alten Stelle aufbewahrt. Als indessen in den Jahren 1792 bis 1794 die Michaeliskirche neu ausgebauet und restaurirt wurde, nahm man die letzten Spuren des frühern Glanzes fort, verkaufte Edelsteine, Gold und Silber und legte die Antiquitäten, Reliquien und andere Merkwürdigkeiten in dem Naturaliencabinet der Ritteracademie verwahrlich nieder.

Gleich nach Entdeckung des Diebstahls entwickelte der Rath zu Lüneburg große Thätigkeit zur Ermittlung der Thäter. Sofort wurden die Magistrate der benachbarten Städte requirirt, auf die gestohlenen Sachen achten zu lassen, und allen Goldschmieden, Juwelieren und Juden anzubefehlen, alsbald Anzeige zu machen, wenn ihnen etwas Verdächtiges zu Kaufe angestellt werden sollte. Weil der Diebstahl erst wenige Tage vor seiner Entdeckung zwischen Sonntag und Mittwoch, verübt sein konnte, so forschte man bei allen Gastwirthen in Lüneburg nach, ob in dieser Zeit verdächtige Leute bei ihnen logirt hätten. Diese Maasregel führte zuerst auf die Spur der Diebe. Es ergab sich, daß in der Harburger Herberge zwei Männer eingekehrt waren, welche sich daselbst etwa vier Wochen aufgehalten und vorgegeben hatten, im Dienste eines sächsischen Grafen zu stehen. Man erfuhr, daß sie gleich nach ihrer Ankunft sich angelegentlich nach der goldenen Tafel erkundigt hatten, und mehrmals nach dem Hause des Schiffers Friedrich Schwanke gegangen seien. Bei näherer Nachforschung ergab sich ferner, daß der Sohn des letzteren, Christian Schwanke, ein zu Hamburg wohnhafter Seefahrer, kurz vor dem Diebstahle in Begleitung eines Fremden, welcher sich für einen Doctor ausgegeben, zu seinem Vater gekommen und beide sich dort längere Zeit aufgehalten hatten, unter dem Vorwande, daß eins der beiden Pferde des Doctors krank geworden sei, und dieser die Wiederherstellung desselben, welches mit seiner Bedienung in der Harburger Herberge

Aufnahme gefunden habe, abwarten wolle. Ferner wurde ermittelt, daß alle vier Personen plötzlich, kurz nach dem Diebstahle, nach Hamburg abgereiset seien, und daß einer der beiden in der Harburger Schenke eingefehrten Kerle bei einem Schlosser verdächtige Instrumente habe fertigen lassen, und endlich fand man auf dem Zimmer, welches sie bewohnt, ein Stückchen Goldblech, welches von Sachverständigen sogleich als von der goldenen Tafel herrührend, anerkannt wurde. Auf diese Verdachtsgründe wurde Christian Schwanke in Hamburg verhaftet, und als er sich in seinen Aussagen verwickelte und man bei ihm mehrere verdächtige Sachen fand, auf vorgängige Requisition nach Celle, dem Siege der damals über Lüneburg herrschenden Linie des Braunschweigischen Fürstenhauses, ausgeliefert. Da auch hier Schwanke durch seine oft wechselnden Behauptungen sich nur verdächtiger machte, und namentlich aus sagte, daß er längere Zeit bei einem gewissen Gideon Peermann in Wunstorff sich aufgehalten habe, auch ferner durch einem Bierführer Bloth ein Koffer, welcher ihm von Schwanke übergeben worden, eingeliefert wurde, in welchem sich verschiedene von der goldenen Tafel gestohlene Juwelen und Perlen, so wie ein an Moriz Richter in der Harburger Herberge zu Lüneburg gerichteter Brief mit der Unterschrift „Mosel“ vorfanden; man sodann auch auskundschaftete, daß die in dem oft genannten Wirthshause abgestiegenen Personen von Hamburg aus, wo sich der eine für einen Herrn von der Mosel, die andern für dessen Dienerschaft ausgegeben hatten, unter Zurücklassung ihrer Pferde ins Mecklenburgische gereiset seien, und endlich auch der Rath zu Lüneburg von Altona aus von einem Gottlieb Schnorbus einen Brief erhielt, in welchem gemeldet wurde, „daß der Dieb, den man von Hamburg abholt, die grausamen Nachtdiebe und großen Kirchenräuber, die in Deutschland hin und wieder große Diebereien verübt, alle kenne und an der Beraubung der goldenen Tafel selbst Theil genommen habe, daß ein Hauptdieb ein gewisser Nickel sei und er, der Schreiber, da er diese Anzeige aus christlicher Liebe mache, seine Worte nicht unbeachtet zu lassen bitte,“ so wurden nicht allein in Folge dieser und mehrfacher anderer Anzeigen der Regiments-Quartiermeister Gideon Peermann aus Wunstorff, welcher den Herrn von der Mosel in Hamburg besucht, ein hannoverscher Gar dereuter Vante, und ein berühmter Jude Jonas Meyer aus Wunstorff verhaftet, sondern es ergab sich auch aus den Aussagen der Inhaftirten das Bestehen einer großen durch ganz Deutschland verzweigten Diebesbande, als deren Haupt ein gewisser Nicolaus List, der unter dem Namen des Doctor Mosel oder eines Herrn von der Mosel umherreisete, bezeichnet wurde. Endlich, wiewohl nach manchen Schwierigkeiten, gelang es am 25ten Juli 1698 diesen verschmitzten Bösewicht zu Hoff im Voigtlande, nebst mehreren Gaunergehülften, im Schlafe zu überfallen und zur Haft zu bringen. Da bereits zu Celle wegen der verschiedenen von der Bande verübten Diebstähle untersucht wurde, und die wichtigsten Kirchenraube in Niedersachsen, zu Lüneburg, Hamburg und Braunschweig begangen waren, so wurde auch List dahin ausgeliefert und hier die Untersuchung gegen ihn und seine Gefährten fortgeführt.

Schaudererregend ist das Gemälde, welches durch die Untersuchung vor den Blicken der erstaunten Menge aufgerollt wurde. Durch das ganze heilige römische Reich erstreckten sich die Zweige der aus nahe an hundert Personen bestehenden Diebesbande, und die Anzahl der von ihr begangenen Mordthaten und Diebstähle aufzuführen zu wollen, würde vergebliche Mühe sein. Nicolaus, oder wie er gewöhnlich von der Bande genannt wurde, Nickel List selbst, bekannte auf der Tortur an 29 größern in allen Theilen Deutschlands ausgeführten Diebstählen Theil genommen zu haben, ungerechnet die große Zahl kleiner Diebstähle, welche ihrer Geringsfügigkeit wegen zum großen Theile seinem Gedächtnisse entschwunden waren. Neun Kirchen, zu Hamburg, Lüneburg, Braunschweig, Hoff in Baireuthschen, Waldenburg im Sächsischen, Wunsiedel, Badelwitz, Leipzig und Naumburg hatten ihre Schätze in die Hände des kühnen Räubers wandern lassen müssen, und mancher bemittelte Privatmann, manche wohlhabende Wittwe war durch den verruchten Bösewicht zum armen Manne, zur Bettlerin geworden. Hier alle die verschiedenen Diebstähle, bei deren Ausführung List die Hauptrolle gespielt, auch nur andeuten zu wollen, dürfte zu weit führen. Für unsern Zweck wird ein kurzer Lebensabriß List's und eine Darstellung derjenigen Diebstähle, welche für unsere Länder von Interesse sind, genügen.

Nicolaus List, um das Jahr 1656 zu Waldenburg unweit Zwickau geboren, war der Sohn eines armen Tagelöhners. Schon in der Jugend zeichnete er sich durch hellen Verstand und ungewöhnliche Geistesgaben aus. Nach seiner Confirmation trat er als Bediente bei verschiedenen Herrschaften in Dienst, nahm später unter dem großen Kurfürsten von Brandenburg Kriegsdienste, wohnte der Schlacht bei Fehrbellin bei, focht später im Elsaß, und machte den Zug nach Ungarn gegen die Türken mit. Dann nahm er, des Krieges müde, seinen Abschied, und ließ sich als Gastwirth zu Ramsdorf nieder. Hier beschäftigte er sich aus Neigung mit den Schriften des Paracelsus und anderen medicinischen Werken, wodurch er sich mancherlei Kenntnisse in der Arzneiwissenschaft erwarb und später manches Recept verschrieb, weshalb man ihn im Volke gewöhnlich den Doctor nannte. Das Leben als Gastwirth war indessen sein Unglück, es brachte ihn, den unbescholtenen, rechtlichen Mann von einem Verbrechen zum andern und endlich zum Tode. Die in seinem Hause sich versammelnde Gesellschaft bestand größtentheils aus Dieben und Gaunergefinde. Bald gewöhnte er sich an ihre Gespräche, fand sogar Gefallen daran und entschloß sich endlich an einem Diebstahle bei einer Frau von Tettau Theil zu nehmen. Die Beute war so beträchtlich, daß List auf seinen Antheil allein 1200 Thaler bekam. Allein noch war List zu unerfahren in dem Gewerbe, und so geschah es, daß seine Gefährten ihm nicht allein den ganzen Beuteantheil, sondern noch mehr von seinem Eigenthume obendrein wieder stahlen. Hierdurch ließ sich Nickel indessen nicht irre machen. Er wollte das Verlorne doppelt gewinnen und bald wurden die Gauner die Ueberlegenheit ihres gelehrigen Schülers gewahr. Keiner verstand so wie List, Schlösser und Schlüssel in Wachs abzu drücken, Schlüssel zu machen und auszuheilen. Bald schwang er sich zum Haupte der

Bande empor, er vertheilte die Rollen, die jeder zu spielen hatte, und stellte sich gewöhnlich auf den gefährlichsten Posten. Und bald streckte er seine Hände nicht mehr nach Kleinigkeiten aus; nur wo bedeutende Geldsummen, oder große Kostbarkeiten aufbewahrt wurden, brach er ein. Und nicht wie sonst wohl die Gauner zu thun pflegten als ärmlich gekleidete Leute, als Kesselflicker u. d. g. zog er umher; in großer Allongenperücke, im sammtnen Kleide, begleitet von seiner vermeintlichen Frau Anna von Sien, gefolgt von zahlreicher Dienerschaft, reisete er als Herr von der Mosel oder auch als Doctor Mosel umher, und seine gewandten Manieren, seine feinen Sitten und seine Eleganz ließen eher jedes andere vermuthen, als daß unter dieser ehrbaren Hülle der abgefeimteste Spigbube verborgen sei. Seine Hauptgefährten waren Andreas Lucy, Michel Kaiser, Christian Müller, Christoph Wallich, Andreas Schwarz, Christoph Pante, Gideon Peermann, Christian Schwanke, Kramer und Hans Heinrich Berthold, gemeinlich der dicke Corporal genannt, die Juden Hosheneck, Alexander Saladin, Samuel Löbl, unter dem Namen Schmul bekannt, Salomon David, wegen seines rothen Barts der Rothe genannt, vor allen Andern Jonas Meyer u. a. m. Auch Frauensleute gehörten zur der Bande, namentlich die schon genannte Anna von Sien, Schwanke's Frau und mehre andere. Die Juden kundschafteten gewöhnlich die Gelegenheit zu den Diebstählen aus und verkauften nach deren Gelingen die gestohlenen Sachen, wobei sie dann den besten Gewinn zu machen nicht verfehlten und selbst die Diebe auf das ärgste betrogen. Der leichte Gewinn wurde eben so schnell wieder vergeudet und das lockere Leben kostete namentlich List so viel Geld, daß, als er verhaftet wurde, trotz der großen Beute, welche er vorher gemacht, bei ihm nur wenig Geld gefunden wurde.

Wenden wir uns nun zu den für uns interessantesten von List ausgeführten Diebstählen, so ist der erste der im Dom zu Hamburg ausgeführte Diebstahl. Hier befand sich auf dem großen Chore zur linken Seite des Altars ein Gewölbe, zu welchem man nur durch 2 ebenfalls sehr wohl verwahrte Gemächer gelangen konnte, und in welchem in einem verschlossenen Schranke eine große Anzahl seltener Statuen und Bilder von Heiligen, Crucifixen u. s. w. aufbewahrt wurde. Diese Schätze hatte ein getaufter Jude, als Hamburger Stadtsoldat, mit in dieses Gewölbe bringen müssen. Er verrieth es seinen frühern Glaubensgenossen, indem er ihnen erzählte, daß in den Gewölben des Doms ein Kästchen voller Edelsteine stände, ein königlicher Schmuck, wohl eine Tonne Goldes werth. Als bald machten die nach den Schätzen lüsternen Juden den Anschlag zur Entwendung der Kostbarkeiten. Da Nickel List seinem Namen die größte Ehre machte, und seine Geschicklichkeit in Abdrückung der Schlüssel und Nachmachung derselben zum Gebrauche und seine Ueberlegenheit in dieser Diebeswissenschaft bei der ganzen Bande bekannt war, so wurde er eingeladen, den Diebstahl zu leiten. List ließ sich nicht lange erwarten. Es erschien eines Tages in Hamburg ein vornehmer, adliger Herr. Von seinem Haupte wallte eine Allongeperücke in langen Locken hernieder; seine edlen Glieder hüllte ein brauner

Sammtpelz ein, an den Reitstiefeln glänzten goldene Spornen, und hinter ihm her stolzirte in prachtvoller Livree ein stattlicher Bedienter. Es war der Herr Heinrich Rudolph von der Mosel mit seinem Jäger Moriz Richter, in Wahrheit Nickel List und Andreas Schwarz. Nach und nach fanden sich neun Personen zusammen, welche an dem Diebstahle Theil nahmen. Jedem derselben theilte Nickel, der die obere Leitung übernahm, seine Rolle zu. Er selbst, der lange Zeit allein gearbeitet und die Nachschlüssel bereitet hatte, öffnete mit diesen und den Diettrichen die Schlösser zu der Kirche und den Gewölben; zwei Mitglieder der Bande hielten vor der Kirche Wache, zwei Juden brachen Kisten und Schränke auf, und die vier übrigen packten die Sachen zusammen und schafften sie fort. Noch in derselben Nacht wurde der Raub gewogen und an die Juden verkauft. Diese wußten indessen so zu ihrem Vortheil zu handeln, daß, obgleich das Silber 56 Pfund wog und das Pfund zu 13½ Thlr. verkauft wurde, als es zur Theilung ging, jeder zu seinem Antheile nur wenig, Nickel List selbst nur 30 Thlr. erhielt.

Dieser Diebstahl wurde am dritten Weihnachtstage des Jahres 1697 verübt. List hatte, durch übertriebene Gerüchte von der Größe der in der Kirche aufgehäuften Schätze verleitet, seine Erwartungen durchaus getäuscht gesehen. Um sich etwas zu entschädigen, ging er, nur in Schwarzens Begleitung, in der Nacht des Neujahrstages noch einmal in die Kirche und stahl mehreres Keinen und anderes Geräth.

Zu Hamburg hatte Nickel List Anna von Sien kennen gelernt und bald ihre nähere Bekanntschaft gemacht. Dieses schlaue Frauenzimmer wußte schnell einen großen Einfluß auf List und so auf die ganze Bande zu gewinnen. Sie hatte sich kurz zuvor in Wunstorff bei Peermann aufgehalten und bekam jetzt von diesem die Nachricht, daß in der St. Catharinenkirche zu Braunschweig ein großer Schatz verwahrlich deponirt sei. Zu gleicher Zeit brachte der Jude Jonas Meyer Bestätigung dieser Kunde, und so wurde dann kurzer Entschluß gefaßt, auch in Braunschweig seine Künste zu versuchen. Bereits am Neujahrstage reiste die Gesellschaft über Hannover nach Wunstorff und nachdem hier der Diebstahl vollständig beschlossen worden, von da wieder über Hannover nach Braunschweig.

In dieser Stadt war im Jahre 1697 die verwittwete Gemahlin von Ehem, Sophie Veronica, geb. von Rotenburg, gestorben und hatte als ihren einzigen Erben den in Kaiserlichen Diensten stehenden Obrist-Wachtmeister Freiherrn von Rotenburg hinterlassen. Sämmtliche Kleidungsstücke, das Silberzeug und verschiedene Schmucksachen und Kostbarkeiten der Verstorbenen, waren in zehn Koffer gepackt und bis auf weitere Anordnung des entfernten Erben in ein festes, im untern Geschosse des nördlichen Thurms der St. Catharinenkirche befindliches Gewölbe gebracht. Vor den beiden Fenstern des Gewölbes befanden sich eiserne Doppelgitter und dahinter eiserne Läden und zwei eiserne Hinterriegel. Die zum Gewölbe führende Thür war von dicken eigenen Brettern, in der Mitte, wo das Schloß befindlich war, verdoppelt; zu dem Schlosse gehörte ein

Schlüssel, fast eine halbe Elle lang und auswendig hing noch ein Vorlegeschloß, ein wahres Meisterstück, welches nur mit zwei Schlüsseln geschlossen werden konnte.

Dieses war der durch das Gerücht wiederum bedeutend vergrößerte Schatz, zu dessen Hebung gleich nach Neujahr, List, Anna von Sien, Schwarz, Schöne und dessen Frau, so wie Schwante die Reise nach Braunschweig, geführt durch Kaiser, der dort gute Gelegenheit wußte, antraten, während Jonas Meyer zu Blumenau zurückblieb, um später mit einem Wagen die gestohlenen Sachen abzuholen. Auch in Braunschweig spielte List die Rolle des zu seinem Vergnügen in der Welt umherreisenden reichen Edelmanns von der Mosel. Nur selten ließ er sich herab, die Stadt und deren Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. Desto mehr geschah dieses von seiner Dienerschaft. Jedoch gefiel dem verwöhnten Herrn seine Herberge zum doppelten wilden Manne so wohl, daß er nahe an drei Wochen in derselben sich aufhielt, bis er doch endlich aus übler Laune (oder in Wahrheit um, weil alles vorbereitet war, dem Orte des Diebstahls näher zu sein) das Wirthshaus verließ und in dem Hause des Brauers Dörge auf der Wendenstraße Logis nahm. Unter der Zeit hatte Kaiser seinen Gefährten Schwarz und Schön, während des Gottesdienstes, den Ort, wo die Schätze lagen, gezeigt, und diese hatten sowohl von den zur Kirche führenden Thüren, als auch später von der Gewölbthüre Abdrücke der Schlösser genommen und List in aller Ruhe (dieses war die eigentliche Ursache, weshalb er sich so still zu Hause hielt) nach diesen Abdrücken die Nachschlüssel gefertigt. Sodann hatte Schwarz zwei starke Meißel gekauft und alles Uebrige zur Ausführung vorbereitet. Jetzt wurde an Jonas Meyer geschrieben, er möge mit dem Wagen kommen. So wie dieser mit dem Gardisten Pante in Braunschweig angelangt war, wurde nicht länger gezaudert. List's Geschicklichkeit in Verrichtung der Nachschlüssel nach den von den Schlössern genommenen Abdrücken war so groß, daß sämtliche Schlösser sofort geöffnet werden konnten, weshalb man auch später nicht die geringste Verletzung in den Schlössern wahrnahm. So wie die Diebe in dem Gewölbe waren, ging es an Erbrechung des zunächst stehenden Koffers. Das Glück war ihnen günstig, denn in ihm fanden sich die Schlüssel zu den übrigen Koffern. List, Schön, Schwarz, Kaiser und Pante öffneten einen Koffer nach dem andern und nahmen die in ihnen gefundenen Sachen hernus und verpackten sie sorgfältig zum Transporte. In dem einen Behälter fanden sie Becher, Schüsseln, Teller, Leuchter, Messer und Gabeln, Löffel u. s. w., alles von massivem Silber, sodann ein Kästchen mit werthvollen Schmucksachen; in einem andern Koffer befanden sich kostbare Frauenkleider von Sammet und Seide mit reichen Stickereien von Gold und Silber, in einem dritten Leinengeräthe, Tischzeug und mehrere Teppiche und ein türkischer Säbel mit goldenem Beschlage u. s. w. Einen Streich spielte indessen das Schicksal den Spitzbuben, der ihnen unerwartet kam und sie auf einen Augenblick betroffen machte. Den schwersten Koffer hatten sie bis zuletzt verspart, in der Hoffnung, in ihm die reichste Beute zu finden. Aber, siehe da, als sie ihn

erschlossen, fanden sie in ihm, statt der gehofften Beute, nur — Ziegelsteine. Aus welchem Grunde diese in den Koffer gelegt waren, ob derselbe schon von anderer Hand geleert war, oder ob man den Reichthum der Erbschaft in den Augen der Menge hatte erhöhen wollen, läßt sich nicht bestimmen. In zwei aufeinander folgenden Nächten, noch vor der Lichtmesse des Jahres 1698, war der Raub vollbracht. Das Silberzeug wurde mit der Post nach Wunstorf gesendet, die übrigen Sachen aber auf dem von Meyer mitgebrachten Wagen nach Blumenau geschickt. Dahin reisete die ganze Gesellschaft nach, und hier schritt man zur Theilung der von Meyer tarirten Sachen. Die Kleidungsstücke wurden von den bei dem Diebstahle theilhaftigen Mitgliedern der Bande zum Werthe einer gewissen Summe Geldes angenommen. So erhandelte Anna von Sien einen Silber-Moorrock und einen Sammetmantel für 20 Thaler, Kaiser kaufte für 24 Thaler, Schön für 10 Thaler. Des Meiste bekam jedoch der Wirth zu Blumenau, der seinen Wagen hergegeben hatte; unter andern ein schwarzes Kleid mit goldenen Blumen, welches auf 100 Thaler geschätzt wurde. Für Alles gab er den Spottpreis von 70 Thaler, verzichtete jedoch auf seine Forderung für die Zehrung der Bande und für den Wagen. Das Silberzeug wurde, mit Ausnahme einiger Becher, welche die Sien behielt, etwa 36 Pfd. schwer, an einen in Bückeburg wohnenden Juden, das Pfund zu 13 Thaler verkauft, und die Juwelen wußte Anna von Sien größtentheils an sich zu bringen. Bei der Theilung bekamen List, Kaiser und Schön jeder 100 Thaler, Schwarz 90, Meyer 80, die Sien 70, Pant 60, Schwanke, Peermann und der Wirth zu Blumenau jeder 40 und Schöns Frau 10 Thaler. Auch dieser Diebstahl befriedigte List's Erwartung nicht im Geringsten; ja er war so erbost über die geringe Beute, daß er es der Anna von Sien thätlich fühlen ließ, daß sie ihn verleitet nach Braunschweig zu reisen, und er in seinem Zorne ausrief, wenn er gewußt, daß so wenig in der Kirche zu holen gewesen, so würde er den Diebstahl gar nicht unternommen, und sich um eine solche Bagatelle gar nicht in Gefahr gegeben haben.

Diesen Unwillen ließ List auch gegen Kaiser aus, so daß dieser, um seinen Unmuth zu zerstreuen, ihn bewog, nochmals mit ihm in die Kirche zu gehen, indem Kaiser behauptete, daß in der Sacristei wohl an 2000 Thlr. ständen. Auch hier war es dem verwegenen Gauner eine Kleinigkeit, 5 Schlösser zu öffnen, um in das Heiligthum der Kirche einzudringen. In der Sacristei befand sich eine Kiste, in welcher die Conservatoren des von der Wittwe Hess fundirten Stipendii ihre baaren Cassenvorräthe aufbewahrten. Das in der Kiste befindliche Geld, etwas über 52 Thaler, wurde natürlich nicht an seiner Stelle gelassen. Auch mit diesem Diebstahle war List nicht zufrieden. Es gelüstete ihm ein neben der Kiste befindliches Schrank zu öffnen. Diesem Vorhaben widersetzte sich jedoch Kaiser, der bei aller Schlechtigkeit doch eine gewisse Ehrfurcht vor der Kirche und ihren heiligen Geräthschaften hegte. Er drang in List so lange bis dieser das Schrank uneröffnet ließ und mit ihm davoneilte. Hätte List seinen Vorsatz ausgeführt, so wäre freilich der Lohn seiner Schand-

that bedeutender gewesen, denn in dem Schranke wurden die heiligen Gefäße der Kirche aufbewahrt, namentlich acht große silberne Kelche, ein silbernes Becken nebst Kanne und anderes Silbergeschirr, welche noch jetzt eine Zierde der Kirche sind.

Zweimal war den Bösewichten binnen kurzer Zeit die Veraubung heiliger Stätten gelungen. Der nimmer satte Durst nach Golde ließ sie nicht ruhen, bis sie auch zum dritten Male ein Gotteshaus verwüstet hatten. Von Blumenau aus reisete die ganze Bande nach Lüneburg. Hier angekommen, kehrten Schwanke, List und dessen Maitresse bei des erstern Vater, die andern in der Harburger Schenke ein. Gleich nach ihrer Ankunft besuchten sie die Michaeliskirche um sich nach der goldenen Tafel umzusehen, konnten jedoch dieselbe, da Niemand von ihnen, selbst Schwanke nicht, sie jemals gesehen, nicht auffinden. Endlich gelang es durch Nachfragen ihren Standort zu entdecken. Sogleich gieng es nun an das Verfertigen der Abdrücke der Schlösser und der Nachschlüssel. Auch hier war den Dieben der Zufall günstig. Wegen des erfolgten Absterbens des Kurfürsten von Hannover wurde täglich des Morgens um 10 Uhr mit sämmtlichen Glocken geläutet und zu dieser Zeit stand die Kirche stets offen. Hierdurch hatten Schwarz und Schön die beste Gelegenheit, unbeachtet die Kirche besuchen zu können und nicht allein von allen Schlössern Abdrücke zu nehmen, sondern auch die nach und nach zu Hause ausgefeilten Schlüssel zu probieren. Auch ließ Schön bei einem Schmiede ein zu ihrem Vorhaben passendes Eisengeräth anfertigen. Als so alles zur That bereitet war, bestimmten die Gauner die Nacht des Sonntags Estomihi 1698 zur Ausführung. List und Schön schlossen mit den Schlüsseln die Kirche auf, Schwanke hielt draußen Wache, während List, Schön und Schwarz in die Kirche gingen und bald zur goldenen Tafel gelangten. In kurzer Zeit war die Arbeit geschehen. Die Edelsteine wurden mit den Händen losgerissen, das Gold in Stücken losgebrochen und in einem Sack gesteckt, und dann der ganze Raub nach Schwankes Behausung und am folgenden Tage von da nach Hamburg gebracht. Hier wurde das Gold, welches etwa 10 Pfund betrug, das Loth zu 5 Thlr. 8 Ggr., das Pfund zu 170 Thlr., so wie ungefähr 16 Pfund Silber an einem Juden verkauft. Die Perlen und Edelsteine, von welchen Anna von Sien allein die Hälfte sich aneignete, wurden unter der Bande vertheilt. List schenkte jedoch sein Theil dem Juden, der ihm vorgeschwagt, sie seien unächt. Nun ging es wieder zur Theilung der Beute. Diesesmal fiel sie reichlicher aus. List bekam 220 Ducaten und 200 Thlr., Schön 170 Ducaten und 70 Thlr., eben so viel Anna von Sien, Schwanke und Schwarz aber jeder 90 Ducaten und 250 Thlr.

Das Glück, dessen sich die Buben bisher zu erfreuen gehabt, hatte sie so sicher gemacht, daß sie gar nicht an Entdeckung ihrer Frevelthaten dachten. So hatte List und die Sien alles Gold, die kostbaren Perlen, Juwelen und Kleidungsstücke und namentlich die nicht unbeträchtlichen Gegenstände, welche List bei den verschiedenen Diebstählen für sich, ohne von seinen Gefährten beachtet zu werden, über die Seite geschleppt hatte, in mehrere Koffer gepackt und diese in Hamburg theils bei einem Bierbrauer, theils nebst ihren Pferden, im Gasthose zum

Engel stehen lassen, und waren nach Lübeck gereiset. Hier erhielten sie die Nachricht, daß Schwanke arretirt sei. Sofort begaben sich Pift, Anna von Sien, Schwarz und Schön nach Altona und von hier aus gingen die Sien zu dem Brauer, Schwarz zum Engel, um die Koffer abzuholen, aber beide erfuhren, daß dieselben bereits mit Arrest belegt seien. Nun war keine Zeit mehr zu verlieren, alle begaben sich sofort auf die Flucht über Magdeburg und Erfurt in das Sächsische, wo sie, sich sicher wähnend, aufs Neue zu rauben und zu stehlen begannen, um sich von ihrem Verluste, da in den in Hamburg zurückgelassenen Koffern, ein bedeutender Theil der in Braunschweig und Lüneburg gestohlenen Effecten sich befand, der später wieder zu seinem rechten Herrn kam, zu erholen. Doch die Stunde der Vergeltung hatte geschlagen. Schon früher haben wir gesehen, wie nach und nach sämtliche Hauptverbrecher verhaftet und nach Celle gebracht wurden. Hier begann eine der merkwürdigsten Untersuchungen, die je in Deutschland geführt sind. Durch das ganze heilige römische Reich verbreiteten sich die durch die Cellische Bande an das Licht gekommenen Diebstähle, Vraubungen und Mordthaten und es gab fast keinen nur einigermaßen bedeutenden Ort, in denen nicht Gehülfsen und Mitwisser gewohnt hätten, welche die Gelegenheit zu neuen Diebereien ausspähetten und die Ausführung vorbereiteten. Jeder der Verbrecher bekannte Diebstähle, welche er allein oder mit wenigen Gefährten auf eigene Hand ausgeführt hatte. So gestand Jonas Meyer, daß er in der Sommermesse 1697 zu Braunschweig dem polnischen Residenten Berend Lehmann 240 Ducaten entwendet, so Samuel Löbl, daß er Theilnehmer des Diebstahls gewesen, welcher in der Wintermesse 1698 zu Braunschweig an einem Handlungsdiener aus Salzwedel verübt sei und der etwa 1500 Thlr. betragen habe, daß er ferner an der Vraubung des Oberförsters Zöllner zu Königslutter Theil gehabt, wo man auch gute Beute gemacht, welche aus mehreren tausend Thalern bestanden. Die Schauplätze der schändlichen Thaten waren insgemein die furhannoverschen Lande. Zu Bockeloh, Wunstorff, Otternhagen u. s. w. wurden die reichen Gutsbesitzer bestohlen. Den besten Fang machte man aber zu Bodenburg, wo man die reiche Wittve des Factors Otte mit einem Schlage der Mühe und Sorge für das Unterbringen ihrer großen Capitale überhob. Man brach um Martini 1696 in den Keller der Otte ein, und fand in demselben vierzehn tausend Thaler. Diese wenigen Anführungen mögen genügen, um ein ungefähres Bild von dem Treiben und der Gefährlichkeit dieser saubern Gesellschaft zu erhalten.

Hatten die Berruchten längere Zeit die Kasten der Gotteshäuser und die Börsen der Reichen geleert, so hielt jetzt wiederum der rächende Arm der Gerechtigkeit sein Strafgericht über sie. An vielen Orten wurden Theilnehmer der Bande hingerichtet und wohl manchem einsamen Wanderer mochte es nicht geheuer dünken, wenn er in dunkler Mitternacht von den damals durch ganz Deutschland verbreitet stehenden Hochgerichten herab, die dünnen Gebeine der auf das Rad geflochtenen oder an dem Galgen hängenden Missethäter im Winde klappern hörte.

Die Hinrichtungen fanden meist zu Celle statt. Hier hatte die Folter, damals noch ein leichtes Mittel, Geständnisse zu erlangen, von allen Verbrechern alsbald vollständige Bekenntnisse erpreßt. Nach beendigter Untersuchung wurde an zwei verschiedenen Tagen die Execution an den Unglücklichen mit aller Grausamkeit der damaligen Zeiten vollzogen. Der erste Tag der Hinrichtung war der 21ste März 1699. An diesem Tage wurde, nach gehaltenem feierlichen hochnothpeinlichen Halsgerichte, der Stab gebrochen über Christian Schwanke und Andreas Schwarze, deren Glieder von oben herab mit eisernen Keulen zerschmettert und dann aufs Rad geflochten wurden; sodann über Christoph Pante und Jürgen Kramer, welche geköpft, und über Gideon Peermann und Jonas Meyer, welche gehängt wurden. Otto Müller, welcher ebenfalls zum Tode verurtheilt war, wurde begnadigt, und erhielt, wie auch Anna von Sien, lebenslängliche Zuchthausstrafe. Da indessen ruchtbar wurde, daß Jonas Meyer bei seiner Hinrichtung gotteslästerliche Reden geführt und namentlich das Christenthum verflucht habe, so wurde am Tage nach der Hinrichtung sein Leichnam vom Galgen wieder herabgenommen, und nochmals über den todten Körper Gericht gehalten, nach dessen Urtheil dem Gotteslästerer die Zunge aus dem Halse gerissen, er bei den Beinen aufgehängt und neben ihm ein Hund gehängt wurde.

Der zweite Tag der Execution war der 23ste Mai desselben Jahrs. An diesem Tage wurde in eben so feierlichem Halsgerichte über die übrigen Verbrecher der Stab gebrochen. Christian Müller ward von unten auf mit eisernen Keulen getödtet und sein Leichnam aufs Rad geflochten; Michael Kaiser, Andreas Lucy, die Juden Hosheneck und Samuel Vöbl wurden gehängt. Die härteste Strafe erhielt List, als das Haupt der Bande. Er wurde mit langsamen Keulenschlägen von unten auf zu Tode gebracht, dann enthauptet, und sein Kopf auf einen Pfahl genagelt, der übrige Körper aber verbrannt. Mit ruhigem Gemüthe bestieg er das Schaffot, beichtete hier noch dem ihn begleitenden Geistlichen und genoß das heilige Abendmahl. Als ihm bereits Arme und Beine zerschmettert waren, rief er noch den Erlöser an, und erst als die Keule die Brust traf, wurde er still.

So endete ein Mensch, dessen ungewöhnliche Geistes- und Verstandesgaben ihm ein anderes glänzenderes Schicksal würden bereitet haben, wenn er unter anderen Verhältnissen geboren und in bessere Gesellschaft gerathen wäre.

Die auf der Abbildung befindlichen Bildnisse Nidel List's, als Herr von der Mesel und des Juden Meyer sind zweien Originalgemälden entnommen, welche ein Maler in Braunschweig nach der Hinrichtung der Raubgesellen der Ratharinenkirche zum Andenken an den Diebstahl verehrt hat, und welche noch heutiges Tages in dem Gewölbe, das von dieser Zeit an das Meselsche Gewölbe genannt worden ist, hängen.

Sackelberg und seine wilde Schaar.

Der Waidmann kennt die Gnomen alle,
Ist ihre schwarze Sippschaft nah;
Vorüber mit des Hornes Schalle!
Hinab! hinaus! das Heer ist da!

Veit Weber.

Eine der ältesten und schönsten Sagen ist die durch ganz Deutschland verbreitete Mähr von dem wüthenden Heere oder der wilden Jagd. Sie reicht in das hohe Alterthum hinauf und verwebt sich bald mit Göttern, bald mit Helden. Die alten Deutschen hatten mit dem Glauben an Christus nicht so schnell dem Glauben an die Götter ihrer Vorfahren entsagt, daß ihnen jene heidnischen Gestalten mit einem Male aus dem Gedächtnisse verschwunden wären. Sie hielten zum Theil noch fest an dem Wahne ihrer Eltern, und wiesen ihm nur eine andere Stelle an. Der alte Gott verlor sein zutrauliches Wesen, seine frühere Freundlichkeit ging in eine finstere, schreckende Gewalt über. Den Menschen gleichsam abgestorben, irrte und schwebte er in den Lüften, teuflisch und gespenstig.

Wodan, bei den alten Deutschen der Gott des Krieges und Sieges, verwandelte sich bei den christlichen Deutschen in einen wilden Jäger, der reitend an der Spitze eines gespenstigen Jagdzuges einherzieht. Später, als der Wodansglaube sich immer mehr verwischte, setzte man den Teufel an seine Stelle, bis endlich die allgemeine Sage in den verschiedenen Gegenden Deutschlands eine örtliche Natur einnahm, indem man Personen, welche im Leben dem Waidwerke mit zu großer Liebe anhängen, nach ihrem Tode dazu verdammt glaubte, bis zum jüngsten Gerichte jagen zu müssen. C. M. Arndt erzählt in seinen Mährchen und Jugenderinnerungen die Sage vom wilden Jäger folgendergestalt: in Sachsen lebte vor langen Zeiten ein großer, reicher Fürst, dem die Jagd über Alles ging und der jeden Waldfrevel an seinen Unterthanen auf das Härteste strafte. Einem Knaben, der eine Weide abgeschält hatte, um sich eine Schalmei zu machen, ließ er den Leib aufschneiden, und seine Gedärme um den Baum treiben; einen Bauer der auf einen Hirsch geschossen, ließ er auf den Hirsch festschmieden. Zuletzt brach er selbst seinen Hals auf der Jagd, indem er gegen eine Buche anrannte, und nun hat er im Grabe keine Ruhe, sondern muß jede Nacht im Walde jagen. Er reitet auf einem Schimmel, dessen Rüßtern Funken sprühen, gerüstet und peitschnallend, ein Schwarm zahlloser Hunde folgt; sein Ruf lautet „wod, wod, hoho, hallo!“ Er hält sich in Wäldern oder auf öder Heide auf und meidet ordentliche Straßen; trifft er zufällig auf einen Kreuzweg, so stürzt er mit dem Pferde zusammen und rafft sich erst jenseits wieder auf. Er jagt und verfolgt alles unheimliche Gefindel, Diebe, Räuber, Mörder und Heren.

Bei der Umwandlung der allgemeinen Sage in örtliche, ist es natürlich, daß die Benennung des wilden Jägers in den verschiedenen Gegenden verschieden ist. In der Gegend von Meissen heißt er Hans Jagenteufel; er ist ein gestiefelter und gespornter Mann, der in langem grauem Rock, das Hüfthorn über den Rücken, ohne Kopf, auf einem Grauschimmel durch den Wald reitet. In Schwaben heißt er der Elbendrötsch; im Badischen der Junker Marten, in andern Gegenden nannte man ihn Mansberg.

In Westfalen und Niedersachsen wird nun der wilde Jäger auf die bestimmte historische Person eines Jägermeisters bezogen. Westfälische Sagen nennen ihn Hackelbarend, Hackelberg, Hackelblock. Er war nach ihnen ein Jäger, der auch Sonntags auf die Jagd ging. Dieser Entheiligung wegen wurde er nach seinem Tode in die Luft verwiesen, wo er mit seinem Hunde, ohne auszuruhen, Tag und Nacht jagen muß. Nach einigen jagt er nur in den zwölf Nächten, von Weihnachten bis zu den heiligen drei Königen, nach andern, wenn der Sturmwind heult, weshalb man ihn den Joljäger (von jolen, heulen) nannte. Nach niedersächsischer Sage war Hans von Hackelberg ein gewaltiger Waidmann, der als Oberjägermeister in Herzoglich-Braunschweigischen Diensten stand und 1581 gestorben ist. Von diesem Hackelberg, dem eigentlichen Gegenstande unserer Unterhaltung, werden wir gleich ausführlicher reden. Er „fatscht“ in Sturm und Regen mit Wagen, Pferden und Hunden durch den Thüringerwald, den Harz, am liebsten durch den Hackel (einem vor dem Harze sich herziehenden Waldgebirge zwischen Halberstadt und Hornburg); eine Nacht-eule fliegt ihm voran, von dem Volke Tutosel oder Tutorsel genannt. Wanderer, denen er aufstoßt, werfen sich still auf den Bauch und lassen ihn vorüberziehen. Sie hören Hundegebell und den Waidruf huhu. Tutorsel ist eine Nonne gewesen, die sich nach ihrem Tode zu Hackelberg gesellte und ihr „uhu“ mit seinem „huhu“ vermischte. Wieder nach andern haufete Hackelberg im Solling, unweit Uslar. Er hatte gottselig gelebt, aber so sehr am Waidwerk gehangen, daß er auf seinem Sterbelager zu Gott flehete für sein Theil Himmelreich ihn bis zum jüngsten Tage im Solling jagen zu lassen. Sein Wunsch wurde ihm vergönnt, und man hört oft des Nachts in diesem Walde Hundegebell und gräuliches Horablasen. Sein Grab liegt auch im Solling, die Richtung der Steine wird genau beschrieben. Neben ihm ruhen zwei schwarze Hunde.

Gehe wir uns nun zur Erzählung der eigentlichen Sage, wie sie noch jetzt im Munde des Volks lebt, wenden, möge es uns vergönnt sein, hier etwas über das alte, sowohl bürgerliche als adlige Geschlecht der Hackelberge im Braunschweigischen mitzutheilen. Bereits im Jahre 1292 werden die Hackelbergs erwähnt, indem in diesem Jahre Martin Hackelberg und seine Frau allen Ansprüchen entsagen, welche sie an einer Hufe Landes zu Dittleben haben. Im J. 1315 besaßen die Brüder Rudolf und Heinrich Hackelberg vor dem Hohenthore in Braunschweig einen Garten, von welchem sie ihrer Mutter und ihrer Schwester, einer Klosterfrau zu Stöterlingenburg, einen

Zins zu entrichten hatten. Lüdeman Hakenberch überließ 1321 seiner Ehefrau Engelheide den Zehnten von sieben Hufen Landes zu Lesse als Leibgebing, wofür sich sein Bruder Hennecke mit verbürgte. Im Jahre 1333 lebten Berthe und Engel Hakenberch in Braunschweig und eben daselbst bestimmte der Bürger Grottrian in seinem 1393 errichteten Testamente der St. Petrikirche zwei Mark Zinsen, an des Bürgers Hakenberchs Hause, auf dem Bäckerklinge, zu Seelenmessen für sich und seine Hausfrau.

Auch noch in späterer Zeit blühte das Geschlecht der Hackelberge. Unter den Völkern des Herzogs Christian von Braunschweig befand sich ein Rittmeister Hackelberg, welcher sich im Jahre 1631 mit seiner Schwadron in Dransfeld einquartirte und daselbst sechs Wochen lang auf Kosten der Bürgerschaft blieb. Im Jahre 1637 versahen zu gleicher Zeit in Schöningen ein Herr von Wildenstein den Dienst als Schloßhauptmann und Julius Hackelberg den eines Amtmanns. Durch ein kaiserliches Diplom vom 24sten März 1688, wurde dem August von Hackelberg sein „uralt adelicher Stand und Wapen“ confirmirt. Derselbe besaß ein Schriftfessengut zu Schöningen, welches in der Folge der Droß von Köhler inne hatte, von dem es auf seine Tochter, die Hofrätthin Henninges, überging. Der Berghauptmann Hackelberg wurde im Jahre 1690 von Herzog Rudolph August unter den auswärtigen Rätthen angestellt. Am 15ten Mai 1741 starb im Kloster Franckenberg bei Goslar die Domina Agnes Hedwig von Hackelberg im 39sten Jahre, und eben so im December 1741 in Braunschweig die nachgelassene Tochter des Pastors Hackelberg.

Das Wappen der adelichen Familie von Hackelberg führt einen halben springenden Löwen im Schilde und eben solchen auch als Helmzierde.

Die nachfolgende Sage wird zwar auf verschiedene Weise erzählt, indessen ist sie in dem Gewande, mit welchem wir die historische Grundlage derselben zu umkleiden bemüht gewesen sind, wohl in unseren Gegenden am verbreitetsten.

An dem Hofe des ritterlichen, oft verkannten Herzogs Heinrich des Jüngern von Braunschweig, lebte Kurd von Hackelberg, ein tapferer, lebensfroher Ritter, der an den Hofgelagen manchen Becher geleert und fleißig gezecht hatte, aber auch im Kampfe nicht zurückgeblieben war, sondern wo Männerkraft gewogen wurde, in den ersten Reihen gefochten hatte. Dieser Lebensart müde, hatte er sich im Mannesalter auf seine, an einem sanften Abhange des Harzes belegene Burg zurückgezogen, um für seine übrige Lebenszeit seiner lieben Hausfrau Ursel und der Jagd zu leben. Längere Zeit war so verstrichen, als im Jahre 1521 die Geburt eines Sohnes im ganzen Hause große Freude verursachte und neues Leben in die einsame Burg brachte.

Um diese Zeit war es, als Ritter Kurd eines Morgens, im Spätherbste, in Gedanken über das künftige Schicksal seines Erben vertieft, vor seiner Burg sich erging. Plötzlich wurde er durch nahendes Hundegebell aus seinen Träumereien geweckt. Er gewahrte einen glänzenden Jagdzug, voran einen edlen Reiter, in welchem er alsbald seinen fürstlichen Herrn, den Herzog Heinrich er-

kannte, der ihm die Ehre seines Besuchs zugebracht hatte. Herzlich war der Empfang der beiden Jugendfreunde; bald schwelgten beide in der Erinnerung früher durchlebter Freuden und Gefahren. Ueberraschend war dem Herzoge die Nachricht von der Geburt eines Stammhalters des Hackelberg'schen Geschlechts. Auf den Wunsch des Herzogs wurde der junge Hackelberger, zu Ehren des den Herzog begleitenden, alten Jägermeisters Hans, auf dessen Namen getauft und der Herzog bestimmte beim Abschiede, daß der Neugeborene, sobald er das Knabenalter zurückgelegt, an der Herzoglichen Hofstatt seine weitere Ausbildung erhalten und dereinst seines Vathen Nachfolger im Dienste werden solle.

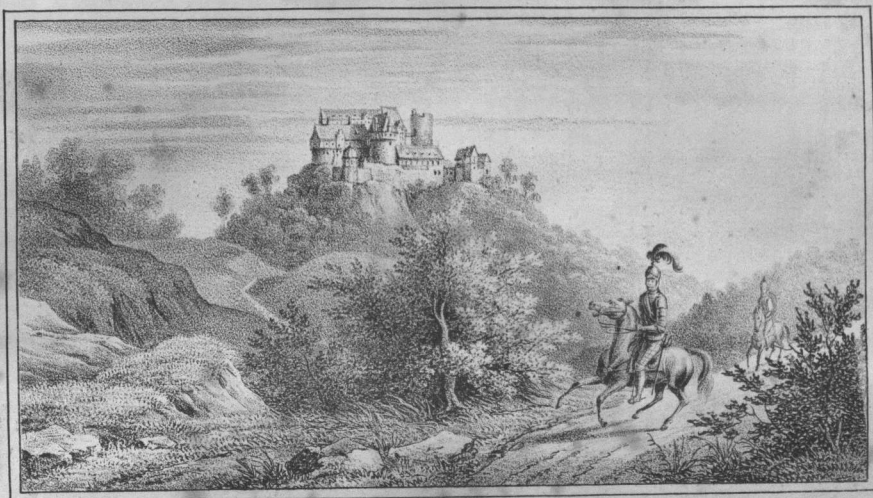
So geschah es denn einige Jahre später, daß Hans von Hackelberg, nachdem er auf der väterlichen Burg den ersten Unterricht in der edlen Jagdkunst und in den Wissenschaften genossen hatte, von seiner trauernden Mutter Abschied nahm und durch seinen alten Vater und einen treuen Diener zur Harzburg begleitet wurde, um hier unter der Leitung des väterlichen Freundes, des alten Jägermeisters Hans, seine weitere Bildung zu erhalten. Auf dieser kurzen Fahrt stürzte das durch den tollkühnen Uebermuth des Jünglings gespornte und hoch sich bäumende Roß an den Ufern der Bode und legte den jungen Reiter unsanft zu Boden. Obgleich der Ritter unbeschädigt erstand, so fühlte er doch sich so gelähmt, daß er der Bitte des besorgten Vaters, welcher ein ruhiges Maulthier ritt, nachgebend, erklärte, fortan nur mit Brust- und Stirnschild gepanzert auf seinen Jagdritten sich einem vorsichtigen Maulthiere anvertrauen zu wollen. Bei dem Abschiede von dem Sohne ahnete es dem alten Kurd, daß es ihm nicht vergönnt sein werde, den geliebten Sohn wieder zu sehen. Er ermahnte daher den jungen Hans sich stets fromm und muthvoll zu erweisen und kehrte trauernd zu seiner Ursula zurück.

Bald hatte Hans sich auf der Harzburg unter seinen Genossen, den Edelknappen und bei seinen Untergebenen viele Freunde und die volle Liebe seines Lehrmeisters erworben. Alle hatten den kräftigen, wohlgestalteten, stets des Sieges über des Waldes wilde Bewohner gewissen Jüngling gern. Doch des Vaters Ahnung hatte sich nicht getäuscht. Kaum hatte Hans seinen Lehrer zur endlichen Ruhestätte begleitet, als auch die Trauerkunde von dem Tode des Vaters ihn zur Burg seiner Ahnen zurückrief.

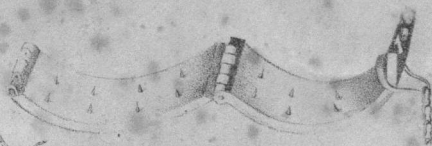
Indessen war auch im Fürstlichen Schlosse zu Wolfenbüttel, an dem Hofe des Herzogs Heinrich eine größere Stille eingetreten. Die frühere Jagdlust des unruhigen Fürsten und seine fleißigen Besuche der Harzburg hatten nach und nach abgenommen. Da erwachte noch einmal in der Brust des gewaltigen Kriegsfürsten die Sehnsucht nach dem geliebten treuen Jugendfreunde Kurd von Hackelberg. Noch einmal wollte er den frühern Jagdgenossen, dessen geliebtes Weib Ursel längst dem Tode ihren Tribut entrichtet hatte, und der nun im acht und sechszigsten Jahre einsam in der verödeten Burg haufete, durch seinen Besuch überraschen. Ungewohnte Stille empfing den Herzog bei seinem Eintritte in die Burg, und in dem fernzenerhellten, schwarzbehängten Rittersaale fand er, statt des alten Freundes, den jungen Hans von Hackelberg an



Einbeck in den Jahren 1640-50.



Burg Scharzfels vor 200 Jahren.



Walkenrieder Halsband.



Soldat Heinrichs d. J. in d. Schlacht b. Sievershausen.



Statue d. heil. Autor.

der Todtenbahre des Vaters. Tief ergriffen von diesem unerwarteten Anblicke weinte der greise Herrscher seinem dahin geschiedenen Freunde eine Thräne des Schmerzes, ergriff dann die Hand des braven Sohnes und im Angedenken seiner frühern Zusage ernannte er denselben zum Jägermeister und lud ihn zu sich an seinen Hof. Schnell waren die häuslichen Angelegenheiten des Ritters geordnet und bald wurde das geliebte stille Vaterhaus mit der glänzenden Hofburg vertauscht. Von hier aus machte er häufig Streifzüge nach dem Harze. Auf einer dieser Jagdpartieen gerieth er in große Lebensgefahr, als plötzlich in einsamen Thale ihm die Nixe der Oker in der Gestalt einer alten Frau erschien und ihn von der drohenden Gefahr befreite. Von Dankgefühl durchdrungen, nahm er von seiner Lebensretterin Abschied. Bei dem Lebewohl beschenkte ihn die mildthätige Herrscherin des Waldstroms mit einem Ringe und versprach ihm, so oft er in Gefahr denselben am Finger drehen würde, zur Hülfe nahe zu sein.

Unter den Hoffräulein der Herzogin war eine junge Edelkame Noma-Lina mit Namen. In sie verliebte sich der stattliche Mann, der auch auf das Herz der schönen Dame tiefen Eindruck machte. Die Liebenden fanden sich bald, und nach kurzer Zeit führte Hans die Geliebte als Hausfrau heim. Glücklich verlebte das junge Ehepaar seine Tage und nur der Tod seines hohen Gönners Heinrich betrückte den Jägermeister schmerzlich. Allein der Nachfolger des unruhigen Heinrichs, der treffliche Julius, liebte den treuen Diener seines Vaters nicht minder, ja er ehrte ihn hoch durch die Ernennung zum Oberjägermeister und nicht selten erfreute sich der hohe Beschützer der Künste und Wissenschaften, im Geleite seines jagdkundigen Dieners, der Vergnügen der Jagd.

Ein und zwanzig Jahre waren dem kräftigen Waidmann unter dem Wechsel der lieb gewordenen Jagdgeschäfte verschwunden, als der Herzog nach seiner Heimkehr aus fremden Ländern, im Herbst des Jahres 1581, ein großes Treibjagen auf der Harzburg veranstaltete, um einen Besuch fürstlicher Gäste dadurch zu ehren. Mit der Anordnung dieses mit seltener Pracht ausgerüsteten Festes wurde der Oberjägermeister von Hachenberg beauftragt, der es, als unübertrefflicher Meister der edlen Waidmannskunst, an nichts fehlen ließ, um seinen wohl erworbenen Ruhm zu bewahren. Alles war aufs Beste eingerichtet, um am andern Morgen früh am Plage zu sein; die hohen Gäste nach Gebühr empfangen zu können, begab sich der Hachelberger zeitig zur Ruhe. Doch bedeutungsvolle Traumgebilde umhüllten des Schlafers Seele. In tiefer, schauriger Wildniß, so träumte ihm, stand er von aller menschlichen Hülfe fern, allein an einem sich zwischen hohen Felsen brausend herabstürzenden Wasserfalle, als ihm ein furchtbares Ungethüm in der Gestalt eines angeschossenen Ebers den Weg vertrat und ihn zu ungleichem Kampfe aufforderte. Vergebens war aller Widerstand. Kein Kunstgriff konnte ihn von den stets mit erneuerter Wuth wiederholten Angriffen des wüthenden Thiers retten, jeder mit kräftiger Faust gegen das Ungethüm geführte Stoß prallte erfolglos an der undurchdringlichen

Haut desselben ab. Seiner Sinne nicht mächtig, fühlte er die giftigen Hauer des Ebers seine Brust durchwühlen, als sein Angstgeschrei ihn erweckte. Draußen verkündete der Hahn den heranbrechenden Morgen.

Zu oft hatte der jagdkundige Ritter der drohenden Gefahr kühn in das Auge geschaut, als daß das warnende Traumgebild einen Eindruck auf ihn hätte machen können. Lachend erzählte er der Jagdgesellschaft beim Frühstück das Abenteuer der vergangenen Nacht, und spottete der Aengstlichkeit der Waidgesellen, welche ihm rathen, für diesen Tag der Jagdlust zu entsagen und daheim zu bleiben. Ihre Bitten waren nicht im Stande, seine Leidenschaft zu bezähmen; Hackelberg hätte es für Schimpf gehalten, bei der Jagd zu fehlen. Aufgereizt durch den warnenden Zuspruch der Freunde erklärte er, er lasse nicht ab von der ersehnten Lust, und sollte es auch sein Leben kosten, so wage er den Kampf mit der Bestie, wenn sie ihm auf seinem Zuge aufstoße. Nur zu bald sollte ihm Gelegenheit werden, seinen Vorsatz zu bereuen.

Nur mit dem Treiben beschäftigt und auf einen möglichst großen Jagdfang bedacht, hatte er nicht bemerkt, daß er nach und nach von den Genossen verlassen worden war. Mächtig befand er sich in tiefer Wildniß, in einem Engpasse, und kaum hatte er Zeit umherzuschauen, als ein mächtiger, durch das Geschrei der Treiber und den Hörnerschall von seinem Lager aufgeschreckter Eber auf ihn zu stürzte und ihn mit seinen wegenden Hauern zu durchbohren drohete. Vergebens hielt ihm der unverzagte Ritter den sonst sicher treffenden Wurfspeer entgegen. Zersplittert prallte dieser von der undurchdringlichen Haut des wüthenden Thieres ab. Immer mehr und mehr nahm die Kraft des Ritters ab, während fort und fort der Grimm des wilden Waldbewohners wuchs. Da gedachte in der größten Lebensgefahr, als der Eber ihn bereits zu Boden geworfen hatte, der Hackelberger des Geschenks der Waldfrau; schnell war der Zauberling am Finger gedreht und eben so schnell wandte sich der Eber zur Seite und gab dem Gegner Gelegenheit, einen kräftigen Stoß mit dem Jagdmesser nach den Rippen des Thieres zu führen. Ohne zu zucken verendete auf der Stelle der Eber. Gleich nachher nahete sich der Jagdzug. Mit Beute reich beladen kehrte man zur Harzburg zurück und bald vereinigte die Tafel die frohen Jäger. Mit hoher Freude vernahm Hackelberg die Lobeserhebungen, welche ihm für die in jeder Hinsicht vortrefflich ausgefallene Jagd von seinem Herrscher gespendet wurden. Jeder der Jäger erzählte beim Becherklange seine Jagderlebnisse, das eine lustiger als das andere. Als jedoch Hans von Hackelberg seine Abenteuer mittheilte, schauderte Jeder unwillkürlich zusammen, denn man gedachte des am Morgen von ihm erzählten Traumes. Weislich verschwieg jedoch der kühne Jäger die Ursache seiner Rettung. Allgemein schrieb man dem Muth des erfahrenen Waidmanns den Tod des Ebers zu, und Jeder war begierig, das erlegte Wild zu schauen. In der Siegesfreude befahl Hans das Thier herbei zu bringen. Lachend ergriff er den todten Feind an den Ohren, hob ihn in die Höhe und rief. „Du solltest es mir noch nicht thun.“ Dann ließ er unbedacht den Kopf fallen, so daß der scharfe Hauer ihm den

Fuß traf, mit der Spitze durch den Stiefel drang und ihm eine kleine Wunde am Zehen beibrachte *). Anfänglich ward bei dem frohen Getümmel der Verletzung wenig geachtet, ja über den Zurüstungen zur nahen Abreise der Gäste ganz vergessen. Doch schon am andern Morgen hatte sich das Uebel sehr verschlimmert, so daß Hans nicht im Stande war, den nach Wolfenbüttel zurückkehrenden Fürsten zu begleiten, sondern sich genöthigt sah, seinem Gebieter auf einem Maulthiere nach der Residenz, wohin ihn Geschäfte riefen, nachzufolgen. Doch auch den langsamen Ritt gestattete der überhandnehmende Schmerz nicht. Kaum zwei Stunden von Harzburg entfernt, mußte er im einsamen Klöpferfruge, unweit Wülperode, im Steinfelde, einkehren. Schon war der Fuß so geschwollen, daß ihm der Stiefel vom Beine geschnitten werden mußte. Die Hülfe des herbeigeholten Arztes kam zu spät. Das Gift des todeswüthigen Ebers hatte sich bereits dem ganzen Körper mitgetheilt und die Entzündung war unheilbar. Seine herbeieilende Gattin fand ihren noch vor kurzem so lebensfrohen Gemahl im Sterben. Rasch, wie Hacketberg's ganzes Leben gewesen war, ging auch der Tod an ihm vorüber. Doch noch in den letzten Stunden seines Lebens verließ ihn seine frohe Laune nicht. Er erbat sich vom Himmel die Gnade, bis zum jüngsten Tage in den höhern Regionen jagen zu dürfen. Unwillkürlich berührte er zugleich den verhängnißvollen Ring und in grauem Nebel gehüllt, stand plötzlich die Waldfrau an seinem Lager; ihre grinsenden Züge schienen ihm die Erfüllung seiner Bitte zu gewähren. In demselben Augenblicke, in welchem die Truggestalt verschwand, endete der Ritter. Seine Leiche fand auf dem Kirchhofe zu Wülperode, andern Nachrichten zu Folge, im Garten beim Klöpferfruge, ihre letzte Ruhestätte. Sein treues Doggenpaar verließ den Gebieter auch im Tode nicht. Sie verschmäheten Speise und Trank und starben wenige Tage später auf dem Grabe ihres Herrn. Helm und Panzer, so wie des Maulthiers in langem Stachel ausgehender Stirnschild verblieb auf Bitten des Wirthes zum ewigen Andenken im Sterbehause.

Noch jetzt befindet sich in dem Garten des Klöpferfruges ein 6 Fuß langer und 4 Fuß breiter Leichenstein, auf welchem man, obgleich Zeit und Witterung ihn fast gänzlich verwischt haben, doch noch jetzt deutlich die Jahreszahl 1581 und einen auf einem Maulthiere reitenden Ritter wahrnimmt, welcher dem Anscheine nach zwei Jagdhunde an der Linie hält. Bei einer vor einigen Jahren unternommenen Untersuchung hat sich ergeben, daß wirklich hier eine Grabstelle vorhanden ist, und fand man noch einige wohl erhaltene Zähne in demselben vor. Von der vorhin erwähnten Rüstung Hacketberg's hat sich im Klöpferfruge nur noch der auf der Abbildung befindliche Helm erhalten, welcher noch heutigen Tages allen Gläubigen und Neugierigen von dem Wirth gern und willig gezeigt wird.

*) Nach andern Nachrichten hieß Hacketberg, als er den Eber erlegte, mit dem Fuße nach diesem und rief: „Hau nun, wenn Du kannst!“ Er hatte aber so heftig gestoßen, daß des Ebers scharfer Zahn durch den Stiefel drang und seinen Fuß verletzte.

Hackelbergs letzter Wunsch ging in Erfüllung. Um mittlernächtlicher Stunde ertönt, jedoch nur dem Ohre des in geweihter Stunde Gebornen bemerkbar, in den obern Lüften des Hifthorns Wiederhall. Der Rüden Geflaff, das weithallende Getöse des Jagdrufs verkünden die Ankunft des wilden Jägers. Voran fliegt, wie schon bemerkt, eine schwarze Gule, die Turturzel; tobend folgt in regelloser Flucht die Geisterschaar des vom Hackelberger bei Lebzeiten erlegten Wildes; zwei wüthende Doggen umgeben den auf lustigem Maulthiere reitenden mit Speer und Peitsche bewaffneten wilden Ritter. Mit Sturmeschnelle eilt der Zug, dem in einiger Entfernung vier Bauern mit einem todten blutenden Eber von ungewöhnlicher Größe langsam folgen, vorüber. Wer das wilde Heer von Ferne hört, ergreift eilig die Flucht, oder schlägt bebend das Kreuz über sich und verhält sich ruhig, bis die Jagd vorüber ist. Wehe dem Unglücklichen, der sich verleiten läßt, dem Zuge nachzurufen; er ist unrettbar verloren. Als einst zwei junge Burschen Abends von Bergkirchen in Westphalen durch den Wald gingen, um ihre Bräute zu besuchen, hörten sie über sich in der Luft wildes Hundegebell und dazwischen eine Stimme, welche rief: Hoto, hoto! Das war der wilde Jäger mit seiner Jagd. Einer der Burschen sprach ihm nach und rief auch: Hoto! Da kam Hackelberg mit seinen Hunden herunter gefahren und hegte die ganze Meute über den Verwegenen hin. Von dem Unglücklichen ist nachher auch nicht einmal eine Spur gefunden *). Als ein Schneider im Münsterlande, über dessen Hause die wilde Jagd braufete, des Jägers spottend, „hu hu, kliff klaff“ rief, kam ein Pferdefuß durch das Fenster und schlug ihn vom Tische herab und eine fürchterliche Stimme erscholl aus der Luft: „Willst Du mit mir jagen, sollst Du mit mir knagen!“ **)

Auch am Harze haben sich Sagen dieser Art erhalten und wir glauben unsern Lesern nicht mißfällig zu werden, wenn wir ihnen zum Schlusse noch einige den wilden Jäger betreffende Ueberlieferungen, aus den schon genannten vortrefflichen Sagen, Märchen und Legenden Niedersachsens, von Herm. Harrys. Celle 1840. Heft 2. S. 6 mittheilen.

Am Eichkopf (einem bewaldeten Berge, der zum Bruchberge gehört) waren einmal Zimmerleute, um Bauholz zu fällen. Die sitzen des Abends — es ist Winter gewesen — in ihrer Kötze ums Feuer und haben aus nichts was Arges. Auf einmal geht's in der Ferne „Hoho! Hoho!“ und dazwischen Hundegeflaff und Geschrei, wie wenn ein großes Treiben ist. Und der Lärm kommt immer näher und braust vor der Kötze vorüber. Das ist der wilde Jäger mit seiner Gesellschaft. Die Zimmerleute sind darüber sehr erschrocken, werfen sich voll Angst auf den Boden und sind ganz still. Aber einer ist feck und tritt in die Thür der Kötze, und wie der wilde Jäger vorüber ist und der ganze Zug, macht er das Jagdgeschrei nach und ruft „Hoho! Hoho! Hoho!“ — Auf einmal fällt ein schwarzer Klumpen auf den Heerd, daß Funken und Brände den

*) Grimms deutsche Mythologie. Göttingen 1835. S. 517.

**) Grimms deutsche Mythologie. S. 521.

Zimmerleuten um die Köpfe fliegen. Das Feuer aber ist aus. Wie sie es wieder angezündet haben, sehen sie, daß eine große Pferdendecke auf dem Heerd liegt, und der Zimmermann, der dem wilden Jäger nachgerufen hat, ist todt.

Aber der wilde Jäger ist nicht immer so böß. Sind einmal etliche junge Mädchen in die Heidelbeeren gegangen. Die verirren sich im Walde und statt daß sie sich herausfinden, kommen sie immer tiefer in den Wald. Und es wird Nacht und sie haben nichts zu essen gehabt. So sind sie vor Mattigkeit und Angst und Hunger fast todt. Auf einmal läßt sich der wilde Jäger hören und zieht in der Ferne vorbei. Da bekommt das eine der Mädchen, die ein festes Ding gewesen ist, den Einfall, dem wilden Jäger nachzuschreien. Wie sie dem wilden Jäger nachschreit — da plötzlich steht er mitten unter den Mädchen und fragt, was sie ihn gerufen hätten? Das Mädchen sagt: sie hätten sich verirrt und müßten bald vor Hunger sterben, und hätten nichts zu essen; er möge ihnen Brod und Salz und Fett geben, dann wollten sie ihm gute Reise wünschen. Da lacht der wilde Jäger und sagt, für dasmal solle es ihnen geschenkt seyn, aber sie sollten nicht wieder wagen. Fort ist er; und auf der Stelle brennt ein Feuer, und ein Topf steht darauf und eine Brodsuppe drin. Da haben sich die Mädchen alle gepflegt und haben sich darauf schlafen gelegt, und den Morgen haben sie sich auch aus dem Walde gefunden.

Ein alter Zimmermeister, der vor etwa sechzehn Jahren gestorben ist, wollte den wilden Jäger gesehen haben. Er sagte, der wilde Jäger habe auf einem schwarzen kopflosen Pferde gefessen, er habe eine lange Heßpeitsche in der einen Hand gehabt und in der andern ein Jagdhorn, darauf habe er geblasen. Das Gesicht aber habe ihm im Nacken gefessen. Und zwischen dem Blasen habe er gerufen: „Hoho! Hoho!“ Vor ihm und hinter ihm seyen die Weiber und Jäger gewesen und viel Hunde, die hätten einen schrecklichen Lärm gemacht. Wie der Bliß sey Alles vorübergeflogen, aber noch weit im Walde habe er den Lärm hören können.

Geschichte der Stadt Braunschweig.

(Fortsetzung und Schluß.)

Unter Heinrich des Löwen Nachkommen blühte Braunschweig durch Handel und Gewerbe kräftig empor. Sein zweiter Sohn, Otto, der nachmalige Kaiser, verlieh der Stadt die Zollfreiheit durch das ganze römische Reich zu dem Lohne für die ihm von den Bürgern bewiesene Tapferkeit und Treue. Denn als er mit Philipp von Schwaben um die deutsche Kaiserwürde rang, war dieser mit Heeremacht in die schlecht verwahrte Altenwyf gedrungen und hatte auf Bogenschußweite von der Burg Dankwarderode ein Lager auf-

geschlagen, von welchem er wiederholte Angriffe auf die befestigte Altstadt machen ließ. Doch kein Stürmen konnte die von Otto's älterem Bruder Heinrich zur Vertheidigung aufgerufenen Bürger zurückschrecken. Indessen wurde das Hegidienkloster von den schwäbischen Rittern geplündert, dabei die wehrlosen Mönche die schändlichsten Mißhandlungen erdulden mußten. Zum hartnäckigsten Kampfe gedieh der Angriff bei der langen Brücke, wo die Vertheidiger einen so hohen Muth bewährten, daß die Angreifenden, vollständig geschlagen, zurückwichen und um so bestürzter ihr Heil in der Flucht suchten, da sie den Schutzpatron der Stadt, den heiligen Autor selbst, mit flammendem Schwerte auf der Mauer erblickten, der ihre Pfeile mit seinem Gewande auffing und sie ihnen wieder entgegenwarf. Ein alter Chronist erzählt hierbei von der Tapferkeit der Braunschweiger: „Nachdem aber die, so in der Stadt waren, gesehen, daß der Feind von der andern Seite auch stürmete, sind viele Bürger nach der langen Brücke, da sich die alte Wiek und die alte Stadt scheiden, geeilet; diese haben mit Armbösten, Spiesen, Hellebarten, mit gezackten Eisen, beschlagenen Keulen und anderem Gewehr die Feinde dermaßen empfangen, daß ihrer wenig davon kommen sind; viele wurden von der langen Brücke heruntergeschmissen in die Oker, und was nicht gar tod geschlagen war, das mußte vollends ersaufen.“ In der folgenden Nacht erschien der heilige Autor dem Erzbischofe Johann von Trier, welcher sich bei Philipp im Lager befand, und sprach zu ihm: „Ich bin vor dir ein Bischof gewesen zu Trier, so laß mich hier nun meine Ruhe finden und sage dem Könige, daß er von der Stadt lassen möge, falls er nicht eines bösen Todes zu sterben begehre.“ Darüber erschrak der Erzbischof Johann und verkündete dem Könige Philipp sein Gesicht, darauf derselbe die Belagerung einstellte und mit seinem Heere abzog. Dem heiligen Schutzpatrone aber wurden viele Dankopfer gebracht, und man ordnete ihm zu Ehren ein Fest an, welches alljährlich am 1sten Sept. durch feierliche Umgänge mit Wachslichtern und Spielleuten begangen wurde.

Der Aberglaube jener Zeiten nun ließ eine steinerne Statue vom heiligen Autor, wie sie unsere Abbildung getreu vergegenwärtigt, anfertigen und zum Schutze der Stadt in einer Mauer am Thurme des Fallerdeberthores, der 1707 abgerissen wurde, aufstellen, danach dieselbe noch lange Zeit hindurch im hiesigen Zeughause aufbewahrt wurde. Die Figur hält unter dem linken Arme ein geschlossenes Buch; vor sich trägt sie in ihrem Gewande drei runde Körper, entweder Früchte, Bröde oder Kugeln darstellend.

Otto ließ hiernach die Altstadt mit einer Mauer umgeben, welche das Hegidienkloster mit einschloß. Von der Neustadt kennen wir aus dieser Zeit Kaiserstraße und Reichsstraße; die darin belegene St. Andreaskirche ward erst später erbauet *). Die aus leeren Plätzen, Gärten und großen Höfen beste-

*) Doch soll eine Capelle hier bereits früher bei einem Mönchskloster bestanden haben, davon noch jezt ein Theil an der Kröppelstraße bei der Predigerwohnung zu sehen ist.

hende Gegend bei der Burg war unter Kaiser Otto's Regierung so weit angebauet, daß hier das fünfte Weichbild der Stadt, der Saß, entstand.

Nach Otto's Tode kam Braunschweig an dessen Bruder, Pfalzgraf Heinrich, und von diesem an Otto das Kind, seines jüngsten Bruders Wilhelm Sohn. Derselbe blieb aber nur bis zum Tode seines Oheims im ruhigen Besitze; denn Pfalzgraf Heinrich's Töchter übertrugen ihre vermeintlichen Anrechte auf Kaiser Friedrich II., der auch nicht säumte, von der Stadt Besitz nehmen zu lassen. Als aber Otto das Kind aus der Gefangenschaft der Stadt Lübeck, wider welche er dem Könige von Dänemark Beistand geleistet hatte, zurückkam, ging er vor Braunschweig und lagerte sich bei Riddagshausen. Die Bürger, eingedenk der von ihren rechtmäßigen Regenten erhaltenen Wohlthaten, ließen ihn beim Falleröleberthore in die Stadt, darauf er über den Hagenmarkt vorbrang und die in der Burg befindliche Besatzung in die Flucht schlug. Otto das Kind wußte den Bürgern ihre Treue reichlich zu vergelten und verließ der Stadt Begnadigungen, Freiheit und das erste Stadtrecht. Braunschweig's Wohlstand wuchs nun zusehends und wurde bald im Auslande bekannt. Schon 1228 brachten braunschweigische Handelsleute ihre Waaren nach den dänischen Staaten. König Waldemar II. nahm sie wegen der ihrem Herzoge bewiesenen Treue und Anhänglichkeit in seinen Schutz und befreite sie vom Zoll und Strandrechte.

Zu den Zeiten Otto's des Kindes erhielt die Stadt durch Gründung des Kreuzklosters einen Zuwachs. Dasselbe wurde 1230 von Balduin von Campen auf dem Rennelsberge gegründet und mit Nonnen des Cisterzienser Ordens besetzt. In demselben Jahre erhielten die Braunschweiger vom Könige von England die Zusicherung, daß sie in seinem Reiche Schutz und Sicherheit genießen und frei handeln sollten, wenn sie vom Herzoge ein Zeugniß brächten, daß sie seine Unterthanen wären.

Nach Herzog Otto's 1252 erfolgtem Absterben, wurde die Regierung dessen Sohne, Albrecht dem Großen, zu Theil. Derselbe bestätigte die der Stadt von seinem Vater verliehenen Rechte, und zwar in Gemeinschaft mit seinem Bruder Johann. Im Jahre 1278 wurde Braunschweig durch eine furchtbare Feuersbrunst verheert, die sich von der Altenwick aus über einen großen Theil der Stadt erstreckte. Doch bei dem durch Handel und Gewerbe zunehmenden Wohlstande wurde der entstandene Schaden bald ersetzt.

Herzog Albrecht starb 1279 und hinterließ drei Söhne, Heinrich, Albrecht und Wilhelm, welche die Stadt Braunschweig gemeinschaftlich besitzen sollten. Um das Jahr 1290 ward die Stadt schon wieder durch eine Feuersbrunst heimgesucht, welche derselben noch mehr Schaden veranlasste, als die vorhergehende. Das Feuer brach im Mersel's Hause, in der Altenwick aus, und griff dermaßen um sich, daß der dritte Theil der ganzen Stadt im Rauche aufging und man vom Hegidienmarke bis an das Petriher sehen konnte. Der Platz „Wüstewort“ in der Altenwick erhielt in jener Zeit seinen Namen.

Noch gefährlicher hätte der 1292 nach dem Tode Herzog Wilhelms ent-

standene Aufruhr der Stadt werden können. Wilhelms Bruder Heinrich suchte durch Hülfe der Gilden sich der Herrschaft über die Stadt zum Nachtheil seines Bruders Albrecht, der zu Göttingen residirte, zu bemächtigen. Die durch ihn aufgeheßten Bürger empörten sich gegen den Magistrat. Sie wählten zwölf Gildemeister, welche Recht sprechen sollten und bestimmten den Laurentium zu ihrem Versammlungsorte. Die Gildemeister machten sich aber bald durch ihre Herrschsucht verhaßt und es entstand Unzufriedenheit, die beim festlichen Umzuge am St. Autorstage überhandnahm. Die Gildemeister hielten an diesem Tage, dem Magistrat zum Trost; ihre eigenen Gelage, und trieben viel Unfug. Der Ausschuß des Raths ließ sich herab, ging nach dem Laurentium, und suchte durch Güte Ruhe herzustellen. Die Gilden wurden hierdurch nur noch trotziger, wählten Bürgermeister und andere Bedienten und ließen sich ein eigenes Siegel machen. Ein Blutbad folgte dem anderen, und die Gilden huldigten endlich öffentlich dem Herzog Heinrich, der ihre Sache unterstützte. Der Magistrat sah sich bei diesen Umständen wohl genöthigt, beim Herzog Albrecht Hülfe zu suchen. Dieser nahm sich der Sache so ernstlich an, daß die Gildemeister bald zaghaft wurden und erklärten, daß sie es auf den Vergleich der beiden Herzöge wollten ankommen lassen, welchem von beiden Braunschweig zu Theil werden sollte, dem sie alsdann huldigen wollten. Hiermit waren aber die übrigen Gildebrüder nicht zufrieden, und der Lärm wurde nur ärger. Herzog Albrecht kam jedoch, mit Einverständnis des Raths, in die Stadt. Ein Müller, Namens Curd, führte ihn und seine Ritter in der Nähe der Neustadtmühle bei Nacht über den Graben. Albrecht besetzte gleich das Neustadtrathhaus, wohin sich der Rath und die Gemeinde begab, auch die übrigen Rathhäuser und Stadthore. Darauf forderte er die Unruhestifter vor sich. Ihr Wortführer, Johann Drake, erschien mit einem Hute, dessen Rand mit braunschweigischen Pfennigen benäht war, und die übrigen Auführer folgten. Als aber Herzog Albrecht bitteren Ernst zeigte, machten sich Herzog Heinrich, Johann Drake und 40 Gildebrüder heimlich auf und davon. Zehn Gildemeister mußten mit dem Strange büßen, und der alte Dietrich von Alfeld wurde enthauptet. Die mit Herzog Heinrich entwichenen Gildebrüder wurden zeitweilig aus der Stadt verwiesen, die nun einstimmig dem Herzog Albrecht huldigte.

In das dreizehnte Jahrhundert verlegt man die Gründung der St. Andreaskirche. Die Kosten sollen von Kaufleuten, die Krüppel gewesen, aufgebracht sein, darauf die an der Südseite der Kirche in Stein gehauenen Abbildungen, Krüppel darstellend, Bezug haben dürften. Im Jahre 1307 wurde das Paulinerkloster gestiftet, davon noch jetzt die Kirche vorhanden, welche als Zeughaus benutzt wird.

Herzog Albrecht verlegte später seine Residenz nach dem festen Schloß Wolfenbüttel, und da er bereits der Stadt mehrfache Rechte verpfändet hatte und seine Nachfolger in der Regierung, aus Mangel an Gelde, sich eines Vorrechts nach dem andern begaben, so wurde dieselbe, welche durch ihren weit

verbreiteten Handel und durch ihren Beitritt zur Hanse, auf den Gipfel der Wohlhabenheit und Macht gestiegen war, übermüthig und glaubte die Regentschaft ihres angestammten Fürstenhauses nicht mehr anerkennen zu dürfen. Hierdurch wurden viele blutige Fehden und innere Zwistigkeiten herbeigeführt. Dieser Zustand währte vom 15ten bis 17ten Jahrhundert.

Von der Größe und Festigkeit Braunschweigs in jenen Zeiten liefert uns die beigefügte Ansicht ein getreues Bild. Der am südlichen Ende befindliche runde Thurm stellt die Wasserkunst, den Gieseler, dar; das zunächst liegende Thor ist das St. Aegidien, daneben die St. Aegidienkirche mit dem früheren hölzernen Glockthurme. Der hinten überragende Thurm ist das Michaelisthor, dabei die St. Michaeliskirche. Hierauf folgt die Marienkirche, auf dem Plage, wo jetzt das große Waisenhaus steht; dann die früheren Kirchen: St. Johannis und St. Jakobi. Dann vorn das Magnithor und die St. Magnikirche ohne Thürme, da dieselben in der Belagerung 1615 heruntergeschossen; zwischen beiden, weiter hinten, die St. Martinikirche. Der im Hintergrunde etwas hervorstehende kleine Thurm stellt das Hohethor vor, weiter vorn folgt die Reformirtekirche; dann die Brüdern und darauf der St. Blasius-Dom. Diesem zunächst sehen wir ein paar kleine Thürme, welche damals eine in der Nähe des Doms belegene Capelle geziert haben, und vorn in der Mitte des Bildes das Steinthor. Hinter demselben, etwas rechts, bemerkt man das Paulinerkloster, am hinteren Rande der Stadt das Petrithor und neben diesem die St. Petrikirche. Darauf folgt die St. Catharinenkirche und vorn das Fallerleberthor; hinter demselben, seitwärts, die St. Andreaskirche mit der vormaligen hohen Thurmspitze; im Hintergrunde erhebt sich der Thurm des Neustadthores und in der vorderen Stadtmauer sieht man am nördlichen Ende das Wendenthor. Unser Bild dürfte von einem erhöhten Standpunkte in der Gegend des Rußberges aufgenommen sein.

Die schöne Thurmspitze von St. Andreas, welche unser Bild zeigt, wurde am 5ten Februar 1680 während eines Gewitters vom Blitzstrahl getroffen, und stürzte in Folge dessen auf das Kirchendach, wodurch das ganze Gewölbe in der Nähe der Kanzel zerschmettert wurde. Die gegenwärtige Kuppel erhielt der Thurm im Jahre 1741, bis zu welcher Zeit denselben ein Nothdach verunziert hatte.

Erst dem Herzoge Rudolph August gelang es, die Stadt wieder zur völligen Unterwerfung zu bringen. Dieser Herzog ertheilte ihr im Jahre 1681 die Messprivilegien, wodurch der beträchtlich gesunkene Handel neuen Aufschwung bekam. Sein Mitregent, Anton Ulrich, dessen Söhne und die späteren Herzöge nahmen sich gleichfalls wieder des Wohles dieser Stadt thätig an, und Herzog Carl wählte Braunschweig 1754 zu seiner Residenz. Schon im Jahre 1745 hatte er hier eine Hochschule, das Collegium Carolinum gegründet und zugleich das Intelligenzcomtoir eingerichtet. Zwei Jahre nachher rief er die jetzt so musterhaften Armen-Anstalten in's Leben, wobei er unter andern den Bürgern aufgab, für die Armen zu sammeln, wie er dieses Geschäft in eigener Person auf

seinem Schlosse besorgte. Auch ordnete er das Collegium Medicum an, dem 1772 der Namen eines Fürstl. Ober-Sanitäts-Collegii beigelegt wurde. Unter den bedeutenderen Fabriken des Landes verbanke die Fürstenberger Porzellan-Fabrik ihm ihre Entstehung. Während des siebenjährigen Krieges wurde die Stadt über ein halbes Jahr lang von Franzosen besetzt gehalten, die jedoch nicht als Feinde gekommen waren. Als dieses wenige Jahre darauf der Fall war, wurde Braunschweig zum zwölften und letzten Male durch eine Belagerung erschreckt, indem Prinz Xaver, nachdem er Wolfenbüttel eingenommen, die Stadt berennen ließ. Schon waren glühende Kugeln auf dem Roste, womit Braunschweig beschossen werden sollte, als in der Nacht vom 13ten auf den 14ten October 1761 Prinz Friedrich zum Entsatz erschien, die Schanzen bei Delper angriff und den Feind daraus mit vielem Verluste versagte. Am anderen Morgen zogen die Franzosen nach Wolfenbüttel zurück. Zu den hauptsächlichsten Verschönerungen der Stadt gab Carl Wilhelm Ferdinand 1802 durch den Befehl, daß die Stadtmauern abgebrochen und die Wälle abgetragen werden sollten, den ersten Impuls. Das durch die Abtragung der Wälle gewonnene Land ward zu reizenden Gärten und öffentlichen Spaziergängen benutzt, und bald entstand hier ein freundliches Gebäude neben dem andern. In der letzteren Zeit nahmen diese Verschönerungen beträchtlich zu. Es wurden stattliche Wacht- und Einnehmer-Häuser bei den neu aufgeführten Barrieren erbauet, mehrere bedeutende und sehr kostspielige Brücken über die Braunschweig in 5 Armen durchfließende, auf dem Harze entspringende Oker angelegt, die Trottoirs verbessert und vermehrt und die Straßen mit einer zulänglichen Anzahl von großen Reverbieren versehen. Die Promenaden, welche ununterbrochen rund um die Stadt führen, sind unter die schönsten und angenehmsten in ganz Deutschland zu zählen. Hier lassen die baulustigen Braunschweiger von Jahr zu Jahr immer schönere Prachtgebäude erstehen, und sind sogar vor den Thoren der Stadt einige Strecken so weit angebauet, daß man glaubt die Vorstädte von Braunschweig zu sehen.

Braunschweig hat gegenwärtig 11 Kirchen; 14 größtentheils bedeutende Markt- und andere Plätze, 118 Straßen und Gassen, 3120 Häuser, 7 Thore und etwa 36 bis 38000 Bewohner *).

Baterländische Anekdoten.

1.

Wenigen dürfte bekannt sein, auf welche energische Weise einst ein Herzog von Braunschweig die Kirchenzucht in seinem Lande aufrecht erhalten hat. Es hatten nämlich die männlichen Bewohner mancher Dörfer die schlechte Gewohn-

*) Die in der Stadtgeschichte übergangenen namhafteren Ereignisse sind zu besonderen, später mitzutheilenden Monographien vorbehalten.

heit angenommen, an jedem Sonntage, statt in die Kirche, in die Schenke zu gehen und sich in Schnaps zu betrinken. Alle Ermahnungen der Prediger blieben fruchtlos, ja die Bauern nahmen diesen zum Hohn immer ihren Weg vor dem Pfarrhause vorbei, wenn sie bei Einläutung des Gottesdienstes nach der Schenke zogen. Endlich wandten sich die Prediger an die Landesregierung, welche sofort an die Frevler einen strengen Befehl zur christlichen Begehung der Sonntagsfeier erließ. Der Befehl wirkte, mit Ausnahme eines einzigen Dorfes, wo die Säufer fest entschlossen blieben, sich in ihren weltlichen Freuden nicht stören zu lassen. Am nächsten Sonntag nach der Verkündigung der Herzoglichen Verordnung stellte sich der Prediger, als zum Gottesdienste geläutet wurde, in seine Hausthür, um durch seinen Anblick die Vorübergehenden an ihre Pflicht zu erinnern. Vergebens, die Bauern gingen spöttisch grüßend an ihm vorüber und schlugen den Weg nach der Schenke ein. Tief gekränkt durch solchen Hohn berichtet er eiligst an das Consistorium und schildert die Widerspenstigkeit seiner Pfarrkinder mit den lebhaftesten Farben. Die Sache kam an den Herzog, und dieser entschloß sich, sogleich selbst einzuschreiten. An einem Sonntage fuhr er incognito nach dem Dorfe. In einem schlichten, bis an das Kinn zugeknöpften Oberrothe trat er kurz vor Beginn des Gottesdienstes in die Schenke, wo ein langer Tisch in der Trinkstube die Gäste erwartete. Kaum hatte der Herzog an dem obern Ende des Tisches Platz genommen, als die Glocken erschallten und die Stube sich mit Bauern füllte. Ein großer vierschrötiger Landmann, welcher in Folge vieljähriger Praxis von Bier und Brantwein hochroth gefärbt war und der gewöhnliche Präsident der Zechgesellschaft zu sein schien, näherte sich dem Herzoge und musterte ihn mit geringschätzenden Blicken; er schien es mit Unwillen zu ertragen, daß ein Fremder seinen Ehrenplatz eingenommen hatte. Indessen schwieg er doch; ließ sich aber mit lämmelhafter Geberde zur Rechten des Herzogs auf einen Stuhl nieder. Die Uebrigen reiheten sich an und füllten den ganzen Tisch. Nun trat der Wirth herein und setzte einen großen Henkelkrug voll Schnaps vor den Präsidenten hin. Dieser ergriff den Krug an beiden Henkeln, blickte den Fremden wegwerfend von der Seite an und that einen tüchtigen Zug. Dann reichte er das Gefäß seinem Nachbar zur Rechten hin und sagte: „Gif et wieder!“ (Gieb es weiter). Der Krug ging herum bis zu des Herzogs Nachbar zur Linken. Dieser trank, gab dem Fremden durch Blick und Miene zu verstehen, daß er nichts bekommen werde, und ließ den Krug wieder zurückwandern, mit den Worten: „Nu lat et wedder sau herum gahn!“ (Nun laß es wieder so herum gehen), und das Gefäß ging wieder links herum, bis zu des Herzogs Nebenmann zur Rechten. Dieser trank, gab es wieder zurück mit schnalzender Zunge sprechend: „Nu lat et wedder sau herumgahn!“ — Da sprang der Herzog auf und zeigte sich in Uniform, den Stern auf der Brust. Mit donnernder Stimme gab er sich den erschrockenen Bauern zu erkennen, hielt ihnen eine derbe Strafpredigt über ihre Lüderlichkeit und drohete mit strenger Strafe, wosfern sie nicht ablassen würden von ihrem Ungehorsam. Dann schlug er seinen Nachbar zur Rechten

hinter die Ohren, daß diesem die Zähne wackelten und sprach: „Gif et wieder!“ Dieser gehorchte; aber der Folgende zögerte. Da zog der Herzog den Degen und rief: Weiter gegeben, wer lässig ist, den greife ich mit dem Degen unter die Arme. Diese entscheidende Sprache und der blizende Degen erfüllte die guten Leute mit wunderbarem Eifer, den Befehl des Herzogs zu vollziehen. Die Ohrfeigen wanderten klatschend bis zu des Herzogs Nachbar zur Linken und kaum hatte dieser die seinige auf den linken Backen erhalten, so reichte ihm der Herzog eine zweite auf den rechten Backen und gab ihm die Weisung: „Nu lat et wedder sau herum gahn!“ Die Ohrfeigen wanderten nun zurück zu des Herzogs Nachbar zur Rechten. Da schlug der Herzog diesem zum zweiten Male hinter die Ohren und sprach mit großem Gleichmuth: „Nu lat et wedder sau herum gahn!“ — Nachdem er dieses Exercitium ein halbes Duzend Mal wiederholt hatte, stand er auf, wiederholte seine Ermahnungen und ging von dannen, seine Unterthanen in tiefster Rührung zurücklassend. Ihre Wangen glüheten in der schönsten Purpurröthe, schöner, als der reichste Genuß des Schnapses sie hätte malen können. Die wackern Leute wurden fortan die fleißigsten Kirchengänger.

2.

Der Hofmaler Rudolph Ernst Andreas Lafontaine in Braunschweig, der Vater des einst so berühmten Romanschriftstellers August Lafontaine, war ein heiterer lebensfroher Mann und liebte es, Heiterkeit um sich zu sehen und zu verbreiten. Fremder Schmerz wurde ihm leicht zu eigenem, und jeder Noth, die er sah, wußte er nicht schnell genug abzuhelpen, unbekümmert darum, ob nicht für ihn selbst bald eine Verlegenheit daraus folgen könnte.

Eines Tages ging Lafontaine spazieren, und es begegnete ihm ein Greis, dessen bloßer Anblick ihn so bewegte, daß er demselben unaufgefordert eine Gabe reichte. „Ach Herr,“ sagte der Alte, „wenn ich um eine große Wohlthat bitten dürfte! —“ Und die wäre? „Ein Hemd.“ Dabei zeigte er seine Brust; ein Anblick, der Erbarmen einflößte. Lafontaine blickte um sich. Komm, Alter, folge mir. So geht er rasch auf ein Gebüsch los, und als der Alte ihn eingeholt hat, reicht er diesem ein Hemd hin. Er hatte das seinige ausgezogen, sich zugeknöpft, daß man nichts bemerkte und verfolgte nun seinen Weg. Nach seiner Rückkehr tritt ihm sogleich die Hausfrau an der Thür entgegen mit den Worten „Ach lieber Lafontaine, dreimal haben die Prinzessinnen schon geschickt; Du sollst im Augenblicke nach Hofe kommen; man hat schon lange mit Ungeduld Dich erwartet. Gleich, gleich sollst Du kommen, so wie Du bist. — „Nun denn, so will ich auch gleich sehen, was es so eilig giebt.“ — Wie gern ihn auch die Frau erst hofmässig kostümirte hätte, so unterließ sie es doch dieses Mal, da so große Eile geboten war, und der Mann ging, so wie er vom Spaziergange gekommen war, nach Hofe, wo man eben auf seinen Anzug wenig

Nacht hatte. Es galt eine Redoute, und Lafontaine sollte den Prinzessinnen ihre Umwandlung in griechische Göttinnen bewirken helfen. Alle Materialien zum Zeichnen lagen schon bereit, dem Hofmaler wird keine Frist gegeben, er muß sich niederlegen und jeder ihr Kostüm zeichnen. Eine ist immer ungeduldiger, als die andere, zu sehen, welch einen Anzug sie erhalten wird, und so ist er bald von einem dichten Kreise umschlossen, in welchem ihm ziemlich heiß wird. Sein Bemühen, die Hitze zu mildern, macht, daß die Prinzessinnen auf einmal alle zurücktreten, woraus er gar kein Arges hat, bis die Lebhafteste von ihnen ausruft: „Lafontaine hat kein Hemde an!“ und das in demselben Augenblicke ruft, in welchem die Herzogin in das Zimmer tritt. Der bedenkliche Blick, den diese auf den Hofmaler wirft, bringt diesem jetzt erst seine Begebenheit wieder ins Gedächtniß; er entschuldigt seine entdeckte Blöße mit der ihm gebotenen Eile, und erzählt, wie er um sein Hemde gekommen. Die Herzogin lächelt, bei den Prinzessinnen ist augenblicklich das alte Vertrauen wieder hergestellt, sie umringen ihn wie zuvor, und haben ihre Freude und ihren Scherz mit dem hemdelosen Hofmaler. So geht denn bei Hofe alles ganz gut ab; desto schlimmer aber ging es zu Hause, als er seinen wunderlichen Vorfall lachend erzählte. Der armen Frau, welche einen unermesslichen Respect vor allem hatte, was zum Hofe gehörte, und die es nie hatte begreifen können, wie ihr Mann selbst den Herzog in seinem gewöhnlichen Hauskleide empfangen konnte, ungeachtet der Herzog ohne vorhergegangene Anmeldung kam und ihr Mann eben von der Staffelei aufstand, war dieser Vorfall nichts weniger als lächerlich; sie fühlte sich im hohen Grade unglücklich darüber, und es half dem Manne wenig, daß er sich auf die Auferstehung berief, wobei es wohl noch weit wunderlichere Ausstritte geben würde. Erst nach einigen Tagen wurde sie beruhigt, als von der Herzogin ein Packet ankam, bei dessen Eröffnung sie zu ihrem großen Erstaunen ein Duzend der feinsten Oberhemden fand. Diese gaben ihr endlich die Ueberzeugung, daß der Hof diesen Verfall doch aus einem andern Gesichtspunkte müsse angesehen haben, und die Schönheit der Hemden verwandelte vollends ihren bisherigen Verdruß in eine geheime Freude.

3.

Der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand war im höchsten Grade thätig. Man sah ihn nicht selten bei dringenden Umständen mit den Secretairen wie ein Secretair arbeiten, selbst Auszüge und Copieen machen und ihnen im Abschreiben und Auffuchen der Papiere helfen, und er war gewöhnlich froh gelaunt, wenn nur die Arbeiten einen raschen Gang nahmen. — Sein Cabinetssecretair Petersen, ein Mann, welcher mit großer Leichtigkeit und einer vorzüglichen Geschäftskunde, als ein geistreicher Kopf arbeitete, hatte einst in später Nacht eine wichtige Schrift, welche ihm der Herzog dictirte, und die noch in derselben Nacht mit einem Courier abgesendet werden sollte, fast vollendet, als

er in der Eile, statt des Sandes, das Dintesaß ergriff, und das Papier ganz damit begoß. Die Schrift mußte eiligst versendet werden und noch lagen andere Papiere zu schnellen Ausfertigungen vor. Petersen stand wie von Donner gerührt. In solchen Augenblicken des Entsetzens war der Herzog immer der erste, welcher einen Erschrockenen durch seine Gefälligkeit zu beruhigen suchte. „Nun müssen wir die Schrift noch einmal abschreiben,“ sagte er mit großer Ruhe zu Petersen. „Nehmen Sie die andern Arbeiten vor; — ich will die begoffene Schrift, da es an Händen fehlt, selbst noch einmal abschreiben.“ Und er that dieses auch wirklich.

Scharzfeld.

Reizender und malerischer als der eigentliche Harz, sind die Gegenden des Vorharzes, die äußersten Ausläufe und Vorsprünge des Gebirges. Ihre sanfte Abstufung und Verflachung zur großen sie berührenden Ebene, ihre mit dem schönsten Laubholze üppig bekränzten Gipfel, der weite, oft unermessliche Horizont, den das trunkene Auge vergebens zu umfassen bemüht ist, die fruchtbaren Acker, welche sich in langen wellenförmigen Bändern an den Höhen hinaufziehen und unzählige andere Naturschönheiten stellen ihn schon an äußerer Herrlichkeit weit höher, als den Kern des Gebirges. Erhöhet wird dieser Vorzug aber noch bedeutend durch die pittoresken Ruinen alter Schlösser und Burgen aus der thatenvollen Zeit unserer Vorfahren. Ueberall stößt man auf Trümmer zerfallener Festen, einst der Sitz deutscher Kaiser und mächtiger Fürstengeschlechter oder räuberischer Harzgrafen und Ritter. Zu diesen schönen Gegenden gehört besonders auch das von der Oder durchströmte Thal, in welchem das Königlich Hannover'sche Amt Scharzfeld im ehemaligen Fürstenthum Grubenhagen liegt. Im tiefen Gesenke fließt zwischen blumigen Wiesen und im herrlichsten Grün prangenden Auen der kleine auf dem Oberharze entspringende Fluß dahin. Ueber dem reinlichen Dorfe Scharzfeld erhebt sich zwischen den beiden Städten Herzberg und Lauterberg auf einem der hervorspringenden Berge, dem Knollen, dem höchsten der Gegend, ein fester, über 80 Werkschuhe hoch emporsteigender Kalksteinfelsen und auf diesem ragt das graue Gestein einer alten, vielleicht tausendjährigen Burg in die Lüfte. Das sind die Trümmer der Burg Scharzfelds.

Reich an Sehenswürdigkeiten der Natur und der Kunst ist die Umgegend des Dorfes Scharzfeld. Nördlich von ihm, von dem Burgberge nur durch ein enges Thal getrennt, liegt, in Busch und Wald versteckt, die Scharzfelderhöhle, eine tiefe, finstere Tropfsteinkluft, welche mehrere Kammern enthält, aber noch nicht ganz durchforscht ist. Das vielfach wiederhallende Echo eines in derselben abgefeuerten Gewehres läßt vermuthen, daß sie sich weithin in den Berg hinein

erstreckt. In naturgeschichtlicher Hinsicht vielleicht die merkwürdigste und interessanteste Höhle des Harzes, enthält sie mancherlei Thierknochen, besonders Zähne und Kinnbacken des Höhlenbären. Unter andern fand man in ihr auch das Ge-
 rippe eines Thiers, welches man anfänglich für ein vorsündfluthliches Einhorn hielt, weshalb die Höhle auch das Einhornloch genannt wird. Dem Dorfe noch näher befindet sich die Steinkirche, eine im harten Kalksteinfelsen liegende Grotte, an 50 Fuß hoch, 20 Fuß breit und etwa 80 Fuß lang. Wahrscheinlich diente sie in den ältesten Zeiten des Christenthums zu einem Gotteshause, worauf auch schon ihr Name hindeutet. Noch jetzt findet man in ihr in den Felsen gehauene Nischen von verschiedener Größe, vermuthlich für Heiligenbilder und Lampen bestimmt. Auch ein Altar, zu dem einige Stufen hinaufführen, fehlt nicht. Von hier ab mochte wohl oft der Prediger dem vor der Steinhalle lagernden Volke eine Bergpredigt halten. Der Sage nach soll die Kirche, nebst Nischen und Altar, von einem Einsiedler mit einem hölzernen Beile ausgehauen sein. Weiter entfernt liegt der Römerstein, eine steile Klippe, dessen schwarze zackige Felsen hoch in die Lüfte ragen und den Trümmern einer verfallenen Burg täuschend ähnlich sehen, und ungefähr in der Mitte des Weges zwischen Scharzfeld und Walkenried befindet sich die Weingartenhöhle, eine tiefe, weite Grotte, welche, wie die Sage erzählt, dadurch entstanden sein soll, daß die zum Baue des Klosters Walkenried erforderlichen Steine hier gebrochen sind.

Mit der Natur wetteifert mit nicht geringem Erfolge in dieser gesegneten Flur der menschliche Gewerbsfleiß. Eine Wegstunde nordwestlich von Scharzfeld liegt das Städtchen Herzberg mit seiner berühmten Gewehrfabrik, und über demselben blinken freundlich die Zinnen des so geschichtlich merkwürdigen Schlosses, gleiches Namens, herab, einst der Sitz berühmter Fürsten aus den Grubenhagenschen und den Kalenbergischen Linien, dessen interessante Schicksale wir zu einer andern Zeit zu erzählen uns vorbehalten. Westlich von Scharzfeld hämmern die Werke der Königshütte, der größten Eisenhütte in den Hannoverschen Landen und eine Viertelstunde davon liegt das freundliche Städtchen Lauterberg, in neuerer Zeit durch seine Wasserheilanstalt bekannter geworden.

Wenden wir uns nun nach diesem Umschauen in der reizenden Gegend zur Geschichte des Schlosses Scharzfeld, so können wir es nur beklagen, daß die Quellen derselben sehr spärlich fließen. Wer einst der Erbauer der Feste war, ist nicht bekannt. Doch ist sie schon in früher Zeit vorhanden gewesen und noch jetzt erzählt man in der umliegenden Gegend, daß sie den Sachsen zum Zufluchtsorte gedient, als der Heidenbefehrer Karl der Große den Christengott mit Gewalt in diesen Gegenden heimisch zu machen sich bemühet habe. Bestimmte erwähnt wird Scharzfeld zuerst unter dem Kaiser Otto I., der unter andern Gütern dem Kloster Pölde auch den Ort „Scharzfelde“ schenkte.

Ob hierunter das Schloß Scharzfeld oder das unter demselben liegende Dorf Scharzfeld zu verstehen ist, bleibt ungewiß. Bald nach dieser Zeit läßt der im 17ten Jahrhundert lebende Pastor Vögner, jener leichtgläubige Chronist, dem es nicht schwer wurde, allerliebste Geschichten zu erträumen, welche

aller historischen Wahrheit entbehren, die Burg im Besitze damals gar nicht existirender Grafen von Lauterberg sein. Seine Fabel lautet wie folgt. Unter dem Kaiser Otto I. starb im Jahre 969 der Graf Werner der ältere von Lauterberg und hinterließ fünf Söhne, welche sich in den Besitzungen des Vaters theilten. Werner, der jüngere, bekam Osterode, den Rothenberg mit dem dazu gehörenden Harzwalde und wohnte zu Osterode. Er war Graf zu Lauterberg, Herr zu Osterode und Voigt des um das Jahr 950 gestifteten Benedictinerklosters Pölde. Dudo, der zweite Sohn, bekam Giboldehausen und die Vogtei über die umliegende Gegend, ferner den See und das Gericht zu Bernhausen. Er erbaute Duderstadt und hieß Graf zu Lauterberg und Herr zu Giboldehausen. Bodo, der dritte Sohn, bekam das Haus Scharzfels mit den dazu gehörigen Dörfern und Holzungen, und nannte sich Herr zu Scharzfels. Günzelin erhielt das Stammschloß Lauterberg mit den davon abhängenden Bergen, Waldstätten und Dörfern. Er war Graf und Herr zu Lauterberg. Der fünfte Sohn endlich, Balduin, erhielt die Herrschaft Klettenberg.

Wahrscheinlich war Scharzfels stets eine kaiserliche Burg, wenigstens läßt sich aus mehreren Urkunden schließen, daß sie in dem Besitze der Ottonen gewesen ist. Auch noch unter der Regierung des Kaisers Heinrich IV. war die Burg von einem kaiserlichen Diener, dem Ritter Albrecht von der Helden, bewohnt, der von hierab die im Besitze des Kaisers befindlichen Harzbergwerke leitete. Dieser wiegelte indessen, als er mit dem Kaiser sich überworfen hatte, die Bergleute auf und verließ mit ihnen den Harz. Jetzt verließ Heinrich IV. die Burg als kaiserliches Reichslehen an Witekkind, edlem Herrn von Wolfenbüttel, den er zugleich mit dem Zehnten des Goslarschen Bergwerkes und der kaiserlichen Reichsvoigtei über das Stift Pölde belehnte. Witekkind starb indessen ohne Söhne, und so fielen sämtliche Lehne wieder an den Kaiser zurück. Als nach Kaiser Heinrichs V. Tode, der Graf von Süpplingenburg, Lothar, Herzog von Sachsen, zum Kaiser gewählt wurde, und dieser über Scharzfels verfügen wollte, machte das Erzstift Magdeburg, welchem Kaiser Otto II. im Jahre 981 das Kloster Pölde geschenkt hatte, Ansprüche auf die Burg, nebst Zubehör. Lothar verglich sich indessen im Jahre 1130 mit dem Erzbischofe Norbert von Magdeburg dahin, daß er für Scharzfels dem Erzstifte Kloster und Stadt Alsleben an der Saale vertauschte. So blieb Scharzfels, was es schon früher gewesen, Reichsburg. Jedoch belehnte der Kaiser einen Edlen, Namens Siegbodo, mit Burg und umliegender Gegend. Dieser Ritter Siegbodo ist als der Stammvater der eigentlichen Lautenbergischen und Scharzfelsischen Grafen zu betrachten, indem zwei seiner Enkel, Heinrich und Burchard, seine Besitzungen theilten und die genannten Grafenhäuser stifteten. Doch behielt der Kaiser die Oberherrlichkeit über die Burg und erst Friedrich I., Barbarossa, entäußerte sich derselben. Herzog Heinrich der Löwe hatte nämlich mit seiner ersten Gemahlin, Clementine von Zähringen mehrere Zähringische Erbgüter in Schwaben erhalten, deren Verwaltung ihm, da er meistens im Norden Deutschlands sich aufhielt, unbequem

fiel, während sie dem Kaiser sehr gelegen waren. Diese schwäbischen Güter vertauschte Heinrich der Löwe im Jahre 1157 gegen die Reichslehne Scharzfels, Herzberg und Pölbe. So kam Scharzfels vom Reiche ab. Heinrich der Löwe benutzte die Burg nebst Zubehör indessen nicht für sich, sondern ließ den Besitz derselben den Nachkommen Siegbodens als Lehen, und erhielt dadurch die Grafen von Scharzfels zu seinen Vasallen. Bei diesen Grafen blieb Scharzfels, bis im Anfange des 14ten Jahrhunderts die Scharzfelsler Linie ausstarb und deren Besitzungen an die Lautenbergischen Grafen fielen, welche sich nun bald Grafen von Lautenberg (Lutterberg) oder von Scharzfels nannten. Aber auch diese Linie starb im Jahre 1397 mit dem Grafen Heiso von Lutterberg aus, und die Grafschaft fiel nun an die Lehnherrschaft, an das Haus Braunschweig und zwar an die Herzöge von Grubenhagen, zu deren Landestheile sie von jeher gerechnet war, zurück. Das Erzbistum Mainz, das Stift Hildesheim und die Abteien zu Quedlinburg und Gandersheim, machten zwar auch Ansprüche auf die erledigte Herrschaft, allein ein Dienstmann des Herzogs Friedrich von Grubenhagen, Hans von Minningerode, bemächtigte sich schnell der Feste Scharzfels und setzte dadurch seinen Fürsten in den Stand, sich gegen die Ansprüche der geistlichen Mitbewerber behaupten zu können. Herzog Friedrich verpachtete im Jahre 1402 die Grafschaft für 1100 Mark Silbers Nordhaußischer Währung, wiederkäuflich, an seinen Schwager, Heinrich VIII. mit der rothen Platte, Grafen von Hohnstein, und aus dieser Belehnung auf Wiederkauf wurde fünfzig Jahre später eine förmliche Belehnung, indem Herzog Heinrich III. von Grubenhagen, im Jahre 1456, die Grafschaft Lutterberg=Scharzfels den Grafen von Hohnstein, welche ihm noch 200 Mark bezahlten, als erbliches Lehen auftrug. Fast anderthalb Jahrhundert blieb nun Scharzfels im ungestörten, friedlichen Besitze der Hohnsteiner Grafen, fiel dann aber, als dieses Grafenhaus im Jahre 1593 mit dem Grafen Ernst erlosch, nebst der Grafschaft Lautenberg, der Stadt Andreasberg und den dortigen Bergwerken, an Herzog Wolfgang von Grubenhagen heim. Schon zwei Jahre später starb Herzog Wolfgang nach kurzer Krankheit am 14ten März 1595 zu Herzberg; seine Besitzungen seinem, wie er in kinderloser Ehe lebenden Bruder, Philipp dem Jüngern, hinterlassend. Auch dieser starb nach kaum einjähriger Regierung am 4ten April 1596; mit ihm ging die Grubenhagensche Linie der Herzöge von Braunschweig zu Ende.

An demselben Tage, an welchem Herzog Philipp verblieben war, nahm Herzog Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel die sämmtlichen Länder seines Vatters und so mit auch Scharzfels in Besitz, wozu er, von diesem zum Erben eingesetzt, und dessen Tod voraussehend, schon im Voraus Maßregeln getroffen hatte. Gegen diese Besitzergreifung erhob die Lüneburgische Linie, welche nähere Ansprüche zu haben wähnte, bei dem Kaiser Rudolf II. Klage, deren Beendigung Heinrich Julius indessen nicht erlebte. Er blieb lebenslang im ungestörten Besitze des Fürstenthums. Erst im Jahre 1617, 21 Jahre nach dem Tode des letzten Grubenhagener, mußte sein Nach-

folger Friedrich Ulrich von Braunschweig das ganze Fürstenthum Grubenhagen an Herzog Christian von Lüneburg-Celle abtreten. Seit dieser Zeit blieb Scharzfels im ungestörten Besitze der Lüneburg-Celleschen Linie, zuerst als Bestandtheil des Lüneburgischen, später des Kalenbergischen Hauses.

Unter den neuen Besitzern wurde der Scharzfels fortwährend in wohlnadem Stande erhalten. Oft besuchten die Herzöge die Burg, um sich von hier ab den Vergnügungen der Jagd zu überlassen. Als festes Bergschloß wurde die Feste mit dem nöthigen Geschütze versehen, hatte eine kleine Besatzung mit einem Kommandanten und wurde häufig als Verwahrungsort für Staatsgefangene benutzt. Der sonst so verheerende dreißigjährige Krieg ging an Scharzfels spurlos vorüber. Wenn auch die umliegenden Gegenden verheert und die nahen Dörfer eingeäschert wurden, an das Schloß wagte sich Niemand, es blieb unbelagert, weil man es für unannehmbar hielt. Gleich nach der Zeit dieses Krieges gaben die um die ältere Ortsbeschreibung unseres Vaterlandes so hochverdienten Männer M. Zeiler und M. Merian in der im Jahre 1651 zu Frankfurt erschienenen Topographie der Herzogthümer Braunschweig und Lüneburg eine Ansicht des Schlosses in seiner damaligen Beschaffenheit, deren Copie auf der beigefügten Abbildung enthalten ist. Als Zeiler das Schloß besuchte, konnte man nicht anders zu demselben gelangen, als vermittelt einer hohen und auf der Höhe durch eine Zugbrücke verwahrten steinernen Treppe, deren Zugang mit wenigen Gewappneten vertheidigt werden konnte. Auf dem höchsten Punkte des Felsens stand ein von gehauenen Quadersteinen hoch und stark aufgeführter runder Thurm ohne Bedachung, zu welchem man nur auf einer Zugbrücke aus dem eigentlichen Schlosse ab gelangen konnte. Auf dem untern Schloßhofe befanden sich die Wohngebäude, Stallungen und tief in die Felsen gehauene Baracken und Gewölbe. Auf dem Hofe selbst war ein tiefer Brunnen, aus welchem das Wasser mittelst eines Rades herauf gewunden wurde. Nicht weit von der Burg (auf der Abbildung nicht sichtbar) liegt ein hervorragender Felsen, der Frauenstein genannt, auf welchem späterhin ein besonderes Bollwerk aufgeführt wurde, da er der einzige Punkt war, von welchem ab dem Scharzfels Gefahr drohen konnte.

Fast ein Jahrhundert lang schaute wiederum der Scharzfels ruhig und sorglos in das Thal hinab, dessen Bewohner die stolze Beherrscherin der Höhen sogar in hohem Grade lieb gewannen. Man braute nämlich oben ein köstliches Bier und um sich an dem Labetrunk zu ergözen, zogen die Bewohner der Umgegend des Sonntags hinauf und wandelten so die alte Feste gleichsam zu einem Vergnügungsorte um.

Da begann der siebenjährige Krieg, in welchem England und somit auch das Kurfürstenthum Hannover auf die Seite des Königs von Preußen trat. Gegen diese Verbündeten kämpften, gewöhnlich freilich mit Unglück, die Franzosen, die Allirten Oestreichs. Als indessen im Frühherbste des Jahres 1761 der große Feldherr der Preussischen Verbündeten, Feld Ferdinand von Braunschweig dem einen Theile der Französischen Armee in Westphalen entgegen getreten

war, benutzte dieses ein anderer Theil des überlegenen Französischen Heers, um in die von Truppen entblößten Hannoverschen und Braunschweigischen Länder einzudringen, und in denselben zu brandschagen und auf das Schrecklichste zu haufen. So rückten auch am 16ten September des Jahrs 1761, 11000 Franzosen unter den Generalen Victor und Bauvecour vor Scharzfels und forderten es zur Uebergabe auf. Der Kommandant des Schlosses, der Hauptmann Issendorf, konnte freilich den Belagerern nicht eine verhältnißmäßig gleiche Macht entgegenstellen, denn er befehligte nur einige invalide kurhannoversche Jäger, allein in dem Gedanken, daß Scharzfels noch nie in feindliche Hände gerathen sei und bisher siegreich jeder Belagerung widerstanden habe, und in der Ueberzeugung, daß ohne genaue örtliche Bekanntschaft der Felsen nicht zu ersteigen sei, schlug er heldenmüthig jede Aufforderung zur Uebergabe ab. Nun begannen die Franzosen die Burg einzuschließen. Mit Gewalt wurden die Bewohner der Umgegend gezwungen, die Schanzarbeiten zu verrichten; selbst in dem entlegenen Ellrich wurden Leute gepreßt. Auf den benachbarten Bergen wurden Battereien errichtet, um das Schloß zu beschießen, allein die Kugeln erreichten das Schloß nicht und die feindlichen Kanonen wurden durch die großen eisernen Geschütze der Burg unbrauchbar gemacht. Unbezweifelt würde der Scharzfels den feindlichen Bemühungen siegreichen Widerstand geleistet haben, hätte nicht ein verrätherischer Einwohner des benachbarten Lauterberg dem Feinde einen Weg gezeigt, auf dem es diesem gelang, den Frauenstein zu überrumpeln und dadurch auch die Besatzung des Schlosses zu zwingen, sich am 25ten September zu ergeben.

Noch ehe die Franzosen von dem Schlosse Besitz genommen hatten, säumten die Führer derselben nicht, einen Courier mit der Siegesnachricht nach Paris zu senden. Binnen sieben Tagen, hieß es, sei es dem tapfern Heere gelungen, eine der wichtigsten Festungen Deutschlands zu erobern; die bedeutende Besatzung sei kriegsgefangen gemacht und die in die Hände der Sieger gefallene Beute und Munition unermesslich. Während nun in Frankreichs Hauptstadt der große Sieg durch feierliches Tedeum, durch Freudenschüsse und Illumination gefeiert wurde, wurden die Sieger in der Wirklichkeit nicht wenig beschämt, als sie bei näherer Besichtigung fanden, daß die Eroberung im höchsten Grade unbedeutend sei, und die zahlreich zur Wegschaffung der Beute requirirten Wagen umsonst beordert seien. Einige Karren voll Munition und einige wenige alte Kanonen waren das Einzige, was den Franzosen brauchbar war. Aus Zorn und Wuth beschloß man die Feste zu zerstören; Bergleute aus Lauterberg mußten die gewaltigen Mauern in die Luft sprengen. Auch an den Felsen wollten die Getäuschten ihre ohnmächtige Wuth auslassen, allein ehe sie ihr Vorhaben ausführen konnten, eilte Herzog Ferdinand von Braunschweig herbei, und trieb den Feind von hinnen. Schnell als er gekommen war, eilte dieser fort, aber noch heutigen Tages erinnert der „Franzosengrund“ an die Anwesenheit desselben in der dortigen Gegend. Seit dieser Zeit liegt der Scharzfels wüste und bildete früher eine der schönsten Ruinen des Harzes. Noch im Anfange dieses Jahrhunderts ragten die stattlichen Ueberreste der Burg in die schöne Gegend

hinein, aber da man sie gänzlich ihrem Schicksale uoverneß und Niemand sich um sie bekümmerte, so holten die Bewohner der Umgegend die brauchbaren Steine nach ihrem Bedürfnisse weg, so daß jetzt nur noch spärliche unbedeutende Reste vorhanden sind. Nur die in den Felsen gehauenen Gänge und Felsen trogen den Stürmen des Wetters und der Zeit.

Köstlich und belohnend ist die Aussicht vom Scharzfels hinab. Das trunkene Auge schweift über einen Theil des Hohnsteinschen, Sondershäuserischen und des Eichsfeldes hinweg, zu seinen Füßen blickt man in das reizende Thal längs der Oder. Man würde noch weiter bis Nordheim sehen, wenn nicht der rothe Berg südwestlich den Gesichtskreis beschränkte. Am Fuße des Berges zieht sich die Straße von Osterode nach Nordhausen hin.

Daß in einem an Sagen und Legenden überhaupt reichen Länderstriche ein so alter Ort, als der Scharzfels, ganz besonders damit bedacht ist, läßt sich denken. Unmöglich können wir schließen, ohne zwei der schönsten mitgetheilt zu haben.

Unter dem Kaiser Heinrich IV. bewohnte der Ritter Albrecht von der Helden die Burg. Einst hielt der Kaiser Hof zu Goslar und dorthin zog auch der Ritter mit seiner jungen wunderschönen Gemahlin, um das Hoflager des Kaisers zu verschönern. Hier sah Heinrich IV. das liebliche Weib, zu dem er bald unziemliche Liebe trug. Alle seine Versuche, Gegenliebe zu gewinnen, waren jedoch bei der tugendhaften Frau vergebens. Nicht gebessert durch die Buße zu Canossa, vermochte der Kaiser nicht seine wilde Lust zu bezähmen. Sie stieg nur um so höher, jemehr seine Bewerbungen kalt zurückgewiesen wurden. Entschlossen das stolze Weib auf jeden Fall in seinen Besitz zu bringen, vertraute er sich einem Mönche aus Pölde, der oft auf dem Scharzfels Geschäfte hatte, und dieser versprach seine Hülfe.

Auf seinen Rath sendete der Kaiser den Ritter Albrecht mit einer wichtigen Botschaft nach dem südlichen Deutschland, schlau die Zeit, welche dieser darauf zubringen mußte, berechnend. Kaum hatte Albrecht seine Reise angetreten, als Heinrich IV. Lust bekam, in der Nähe des Scharzfels zu jagen. Mehrere Tage tobte die Jagd um die Feste, ohne daß der Kaiser sich nach dieser emporgeschaut. Da zog ein finsternes Wetter am Horizonte auf, und der Kaiser, der ganz zufällig in der Nähe der Burg war, mußte, wollte er sich nicht dem ganzen Grimme des Unwetters Preis geben, auf der Burg Obdach suchen, auf der sich auch der Mönch seit einigen Tagen befand. Freundlich wurde der Kaiser hier aufgenommen. In der Nacht aber, als Alles schlief, überfiel er das Gemach der edlen Frau, bemächtigte sich ihrer mit Hülfe des Mönches und überwältigte das schwache Weib. Kaum war die Schandthat vollführt, als sich des Kaisers und seines Helfers eine unerklärliche Angst bemächtigte und sie, ungeachtet des grausen Wetters, die Burg schauernd verließen.

Bei der That war nämlich ein Zeuge zugegen gewesen, dessen sich der Kaiser nicht versehen, der Burggeist. Kaum war das Vubenstück geschehen, als dieser ein ungewöhnlich fürchterliches Geheul erhob und entsetzlich in der Burg umherpollterte. Nicht länger konnte er den Ort lieben, an welchem Unschuld

und Tugend vom Reichsoberhaupte mit Füßen getreten war. Unter trachenden Donnerschlägen fuhr er durch den Thurm in die Luft, hob das schwarze Schieferdach in die Höhe, warf es dann in die Tiefe und schrie es laut über die Gegend aus, daß der Pfaffe mehr an der Sünde schuldig sei als der Kaiser. Dann zog er sich zurück und ließ sich nicht mehr vor den Leuten sehen. Die Rache verfolgte die Frevler. Des Mönches bemächtigte sich der gräßlichste Wahnsinn, er erkannte sich an dem schroffen Felsen über der Oder, an der Stelle, welche noch jetzt die Schandenburg genannt wird; der Kaiser aber wurde nie mehr froh. Seine Unterthanen empörten sich gegen ihn, ja sein eigener Sohn zog gegen ihn zu Kampfe und als endlich der Tod seinem trüben Leben ein Ende gemacht hatte, blieb sein Leichnam, da er sich im Bann der Kirche befand, fünf Jahre unbeerdigt stehen; und dann erst wurde er in aller Stille beigesetzt.

Auf dem Thurme zu Scharzfels haftete seit der Frevelthat kein Dach mehr. Was man am Tage baute, wurde des Nachts wieder niedergerissen, weshalb man nach mehreren mißglückten Versuchen ganz davon abstand und den Thurm ohne Bedachung ließ.

Auch in der Gegend von Scharzfels ließen sich früher von Zeit zu Zeit fremdartig gekleidete Männer sehen, welche nur zu einer gewissen Zeit erschienen, in der Erde wühlten und eben so unbemerkt verschwanden, als sie erschienen waren. Es waren kluge Leute aus fernen Ländern, welche die verborgenen Schätze des Innern der Erde zu Tage förderten. Einst ging ein Förster aus Scharzfeld am Johannistage durch den Wald, als er in einer jungen Holzung drei ihm gänzlich unbekannte Männer traf, welche die Erde aufwühlten und großen Schaden anrichteten. Schon schwebte ein derber Waidmannsfluch auf den Lippen des Försters, als die Gestalten sich umkehrten und den Jäger so ruhig und ehrfurchtgebietend anblickten, daß dieser nur im Stande war, höflichst darauf aufmerksam zu machen, daß durch ihr Scharren und Graben manches junge Bäumchen vernichtet werde. Die Fremden, welche sich als Venezianer auswiesen, erboten sich willig zum Schadenersatz und bemerkten, daß sie gerade an dieser Stelle Steine fänden, welche sie nothwendig gebrauchen müßten, und welche sich an keinem andern Orte fänden. Der Förster, bezaubert von der Liebenswürdigkeit der Fremden, gestattete ihr Begehrt und nahm freundlich von ihnen Abschied.

Mehrere Jahre waren seitdem verstrichen, aber jedesmal am Johannistage hatte der Förster die Fremden wieder gesehen und gesprochen. Eines Jahrs vermiffte jedoch der Waidmann seine langjährigen Bekannten. Sie erwartend warf er sich unter einem Baume nieder und versank bald in tiefen Schlaf. Als er erwachte, fand er sich in einer ihm gänzlich unbekannten Gegend. Vor seinen Augen stieg ein stolzes wundervolles Schloß empor, welches er früher nie gesehen. Er betete in seiner Angst das Vaterunser und das Ave Maria, aber es blieb Alles wie es war. Endlich sprang die vergeldete Gitterthür des Gartens auf, ein reichgekleideter Mohr trat hervor und lud den erstaunten Förster

durch einen Wink ein, ihm zu folgen. Schüchtern schritt dieser dem Neger durch den prachtvoll mit den köstlichsten Statuen und allegorischen Figuren geschmückten Garten nach, zu dem mächtigen in fremdartigem Style erbaueten Schlosse. Beide stiegen die mit den kostbarsten Teppichen belegte Marmortreppe hinauf. Schön gewirkte Decken bekleideten die Wände; schwellende Polster luden den Müden zur Ruhe ein. Plötzlich stand der Mohr vor einer Flügelthür still, öffnete dieselbe und führte den betäubten Waidmann in den Saal. Wie gefesselt stand dieser in dem weiten Raume. Sein Erstaunen war unbeschreiblich, denn rings an den Wänden standen allerlei Thiere in Lebensgröße von gediegenem Golde, treu der Natur nachgebildet. Fort und fort betrachtete der Jäger die schönen Thiere. Da traten durch eine andere Thür die drei Männer, welche er am Scharzfels oft gesehen, freundlich auf ihn zu, drückten ihm die Hände, fragten ihn, wie es ihm gefalle, und welches Stück er wohl zu haben wünsche. Ohne sich zu bedenken, bezeichnete der Förster einen in Lebensgröße vor ihm stehenden goldenen Hirsch. Alsdann sprach der Älteste der drei Männer zu dem Jäger: „Ihr kennt uns nun schon seit langen Jahren und wißt, daß wir oft nach dem Scharzfels kamen, um von dort Erde und Steine wegzuholen, die ihr dummen Deutschen nicht achtet, welche aber von bedeutendem Werthe sind. Jetzt haben wir genug und wir werden nicht wieder kommen; aber wir wollen Euch danken für Eure Nachsicht, und wünschten deshalb Euch bei uns zu sehen, und Euch zu bewirthen. Folgt uns.“ Schnell ging der Sohn des Waldes den Männern in ein Zimmer nach, in welchem es von Golde und Silber starrte. Die herrlichsten Speisen und die ältesten Weine wurden aufgetragen und der fröhliche Gast ließ sich nicht lange nöthigen, zuzugreifen. Erst spät stand man vom Tische auf und suchte das Lager; auch unser Scharzfelder warf sich auf das für ihn bestimmte Bett von schwellender Seide, auf welchem er bald fest einschlief.

„Das heißt schauriges Zeug träumen,“ rief er, als er erwachte und verwundert um sich blickte, denn er befand sich unter der schattigen Buche am Scharzfels und dem Stande der Sonne nach konnte er nicht allzu lange geschlafen haben. Damit sprang er auf, um seinen Weg zu verfolgen, aber wie war er erstaunt, als er neben sich im Grase den goldenen Hirsch erblickte, den er sich gewünscht, und welcher ihn mit seinen Augen von Demant anblickte, als wenn er Leben besäße. Da merkte er, daß er das, was er für einen Traum gehalten, wirklich erlebt habe. Eiligst rief er seine Leute herbei und mit ihrer Hülfe brachte er sein Geschenk glücklich nach Hause. Viele Menschen eilten herbei, das Wunderwerk zu sehen; auch zu den Ohren des Fürsten kam die Wundermähr und auf vieles Zureden desselben verstand sich der Förster dazu, diesem den Hirsch zu verkaufen. Der Fürst ließ das Kunstwerk in seine Kunkstammer bringen, in welcher dasselbe sich, wenn es nicht daraus abhanden gekommen ist, unzweifelhaft noch befinden wird. Von den drei Männern aber hat Niemand wieder etwas gehört oder gesehen.

Die Schlacht bei Sievershausen.

Unter den Schlachten, welche in den Hannoverschen und Braunschweigischen Ländern vorgefallen sind, zeichnet sich ganz besonders die bei Sievershausen, einem Dorfe zwischen den Städten Peine und Burgdorf in der Mitte liegend, aus. In keiner Schlacht der Welfenlande floss mehr Blut, in keiner wurde mit mehr Erbitterung und Tapferkeit gekämpft. Es trafen aber hier Männer zusammen, wie sie ein Jahrhundert selten gebiert. Auf der einen Seite Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig-Wolfenbüttel, einer der berühmtesten und kriegerrichsten, aber auch unglücklichsten und verkanntesten Fürsten seines Geschlechts, unruhig, wie die Zeit, in der er lebte, oft vom Glück gekrönt, öfter noch vom Unglücke verfolgt, bald den Sieg an seine Fersen fesselnd, bald von den Feinden gefangen und seiner Lande beraubt, in allen Verhältnissen aber und bei allen Fehlern ein wahrhaft großer Herrscher, und Moriz, Kurfürst von Sachsen, der die Tapferkeit des Achilles mit der Weisheit eines Nestor paarte; auf der andern Seite Markgraf Albrecht von Brandenburg-Culmbach, eben so geschickt und geübt in ritterlichem Thun und Wesen, als von Gemüth roh und von edler Regung unberührt, der, wie er sich rühmte, seine Seele zum Wettstreit zwischen Gott und dem Teufel legen und dem sie geben wollte, der von beiden der stärkste sei. Seinen Ruhm im wilden Schlachtgewühl suchend, war er ganz das Gegentheil des sächsischen Kurfürsten, welcher durch seine außerordentliche Politik, trotz seines Bundes mit den protestantischen Fürsten und des Widerstandes gegen den Kaiser, doch stets mit Kaiser und Reich sich zu vereinigen gewußt hatte, und obgleich von Natur nicht zum Kriege geneigt, doch mit dem Genie eines großen Taktikers hohe Tapferkeit verband. Scheinbar ein willenloses Werkzeug in den Händen der Katholiken, hatte der protestantische Moriz sich die Kurwürde erworben. Als er aber sich in seiner Macht befestigt hatte, als sein wiederholtes Bitten beim Kaiser, seinen gefangenen Schwiegervater, den Landgrafen Philipp von Hessen, so wie den Herzog Johann Friedrich von Sachsen loszugeben, kein Gehör fand, als der Kaiser die Protestanten immer mehr und mehr zu drücken suchte und die Deutsche Freiheit durch Spanische Söldner zu Grabe tragen ließ, da warf, als Nichts half, Moriz plötzlich die Maske ab, und brach mit starkem Heere gegen den ungerüsteten, bestürzten Kaiser auf, welcher zu Anspruch Hof hielt. Ueberall den Sieg an seine Fahnen knüpfend, durchzog Moriz die Deutschen Lande. In Rothenburg an der Tauber stieß der stets gerüstete Markgraf Albrecht mit seinen Truppen zu ihm. Moriz ging in Eilmärschen nach Tyrol, erstürmte am 19ten Mai 1552 die berühmte Ehrenberger Klause, zwang den kranken Kaiser zur Flucht, und führte endlich den Passauer Vertrag vom 2ten August 1552 herbei, durch welchen den gefangenen Fürsten die Freiheit wieder gegeben

wurde, und das Bekenntn der evangelischen Lehre für die Folge nicht mehr von der Politik des Kaisers und des römischen Hofes abhängig war.

Dieser von Moriz mit der Macht des Krieges dem Kaiser im Sturme abgerungene Vertrag, war kaum dem Kaiser unwillkommener, als dem Markgrafen Albrecht, der sich einen lustigen langwierigen Krieg versprochen hatte, und nun sein Begehre so schnell getäuscht sah. Er setzte dem Passauer Vertrage nur Schmähungen entgegen. „Es sei mit ihm nicht verhandelt, der Vertrag gereiche der ganzen Deutschen Nation zu unwiederbringlichem Nachtheil und Verkleinerung, es sei die Sache mehr für eine Verrätherei, als für einen Vertrag anzusehen;“ so sprach Albrecht, verließ seinen Waffengefährten Moriz bei Ulm, und wendete sich mit seinem Heere nach Franken, wo er theils den Besitzungen des deutschen Ordens und der Stadt Nürnberg, theils den Ländern der Bisthümer Würzburg und Bamberg großen Schaden zufügte. Heinrich der Jüngere von Braunschweig befand sich seit der Zeit, wo er vom Schmalkaldischen Bunde gefangen war, mit dem Adel in Streit. Der Passauer Vertrag hatte wegen Wiedereinfegung „der braunschweigischen Junker“ in ihre Güter Einleitungen festgestellt, deren weitere Ausführung dem Kurfürsten Moriz übertragen war. Auch diesen Zwiespalt suchte Albrecht zu benutzen. Er sendete den Grafen Volrad von Mansfeld nach Niedersachsen, wo dieser für ihn das Schwert erheben mußte. Heinrich der Jüngere zürnte mit dem alten Feuer seines immer noch nicht gezähmten Sinnes dem unberufenen Helfer des allerdings mit Recht sich über ihn beschwerenden Adels, und vertrieb den Grafen Volrad, dessen Truppen in den Sold des Herzogs traten. Eben wollte Heinrich der Jüngere diese neu geworbenen Truppen den fränkischen Bischöfen zu Hülfe führen, als unter den Mitgliedern des Welfenhauses selbst Kriegeswirren ausbrachen. Philipp Magnus, der zweite Sohn Heinrichs des Jüngern, stritt mit seinem Vetter Erich dem Jüngern von Kalenberg, weil dieser dem Braunschweiger gegen den Mansfelder jede Hülfe verweigert hatte. In seiner Noth rief Erich den Markgrafen Albrecht zu Hülfe, der nicht säumte, dem Wunsche des Erstern und seinem Verlangen nach neuer Kriegs- und Beutegelegenheit zu genügen. So kam Albrecht in das welfische Land, wo er auch an der Stadt Braunschweig und dem unzufriedenen Braunschweigischen Adel Unterstützung fand. Sein Heer führte 300, mit Gütern aller Art beladene Wagen bei sich. An der Spitze desselben zog Markgraf Albrecht, angethan mit Panzerhemd, den Hut mit Hahnenfedern geschmückt, drei Büchsen und zwei Faustkolben am Pferde führend. Heinrich der Jüngere besetzte seine Residenz, und entschloß sich dann in und bei Gandersheim in bewaffneter Stellung den fernern Verlauf der Dinge zu erwarten.

Moriz von Sachsen hatte, durch die Gunst der Umstände unterstützt, über die Politik des Kaisers einen glänzenden Sieg davon getragen. Es lag ihm aber daran, diesen Sieg der Staatskunst noch lange zu erhalten; dazu war vor Allem Ruhe in Deutschland erforderlich und diese konnte nur durch die Entwaffnung des Markgrafen herbeigeführt werden. Obgleich Albrecht es nicht

an Freundschaftsversicherungen gegen Moriz fehlen ließ, so durchschaute Letzterer doch den fein gesponnenen Plan des Markgrafen. Er schloß daher mit Heinrich dem Jüngern ein Bündniß und brach selbst an der Spitze eines Reitergeschwaders nach Niedersachsen auf, wo die Gefahr täglich größer wurde. Brand und Plünderung wurden bereits in Heinrichs Landen geübt. Albrecht befand sich in der Stadt Braunschweig, seine Reiter in und bei dem Kloster Riddagshausen.

So zogen sich zu Ende Juni 1553 von allen Seiten bewaffnete Heerhaufen bei Hildesheim und Gandersheim zusammen. Am 1sten Juli erließ Moriz an Albrecht den Fehdebrief, in welchem alle Beschwerden gegen Albrecht zusammengefaßt und die Ursachen des Krieges nochmals aus einander gesetzt waren. Es mußte bald zur Entscheidung kommen, da Albrecht, vom Feinde gedrängt, ohne Geldmittel, einer Schlacht bedurfte; denn schon fingen die Söldner an ihn zu verlassen, und er konnte nur durch glückliche beutereiche Züge die Kriegeszucht unter seinen Truppen aufrecht erhalten. Treu hielt Herzog Erich von Kalenberg zu dem Markgrafen, öffnete ihm seine festen Orte, befahl seinen Lehnsleuten diesem aufs Stärkste zuzuziehen, und verschaffte dem Heere Nahrungsmittel und Geschüg. Die Persönlichkeit Albrechts und Erichs, so wie die Lage der Dinge ließen erwarten, daß, kam es zur Schlacht, diese blutig und entscheidend sein würde. Immer näher und näher kamen die Gegner, bis endlich am 9ten Juli 1553, zwischen Peine und Sievershausen, die berühmte Schlacht geschlagen, und der Sieg über Albrecht um hohen Preis in gewaltigem Kampfe erkauft wurde.

Markgraf Albrecht hatte in voller Schlachtordnung sein Heer über Patensen in die Gegend von Hannover geführt. Vor ihm her zog die mächtige Wagenburg und der Troß des Heeres. Unweit Hannover überschritt er die Leine und nahm um 4 Uhr Morgens, am Sonntage den 9ten Juli 1553, seinen Weg nach Burgdorf. Fünfzig Fähnlein ließ das Fußvolk fliegen und siebzehn oder drei und zwanzig die Reiterei. Auf der andern Seite zogen die Gegner einher und erschienen am Morgen desselben Tages bei Duttonstedt. Kaum hatten die beiden Heere von ihrer gegenseitigen Annäherung Kunde erhalten, als sie beide vorrückten und sich bei Sievershausen trafen. Schnell ließ der Markgraf seine Truppen, welche zu weit auseinander standen, zusammenziehen, gab seinen Hauptleuten die nöthigen Befehle, und sprengte dann, nur von einem einzigen Reiter begleitet, nach dem feindlichen Lager zu, um dasselbe, welches er schon nach einer halben Stunde erblickte, auszufundschaffen. Die verbündeten Kriegsfürsten hatten klug ihr Lager dicht zusammengehalten; an der Spitze desselben befanden sich die Zelte des Kurfürsten und seiner Hauptleute, und lustig flatterten die roth und weißgestreiften Fähnlein in der Luft. Denn es war ein stattlich Heer, was Moriz auf dem Blachfelde vor Sievershausen sich ausbreiten ließ. Außer ihm selbst waren Heinrich von Braunschweig mit seinen Söhnen Karl Victor und Philipp Magnus und Herzog Friedrich von Lüneburg, welcher die Fahne der kurfürstlichen Leibwacht trug, beim Heere,

und von den Geschlechtern des Sächsischen und Braunschweigischen Adels, waren fast alle in der Schlacht durch eins oder mehrere ihrer Mitglieder vertreten. Gesichert lag das Heer der Gegner vor den Augen des spähernden Markgrafen. Ein Teich deckte den einen Theil der Rückseite des Lagers, das Dorf den andern Theil, und rings um das Lager lag eine an 6 Fuß hohe Dornenhecke aufgeschichtet, um es vor jedem Ueberfall zu sichern. Uebrigens war Alles still im Lager, in welchem eben feierlicher Gottesdienst gehalten wurde; nur selten wurde diese Stille vom Wachruf der Posten unterbrochen. In größter Eile ritt der Markgraf zurück; führte seine Truppen in vollem Trabe durch das Burgdorfer Holz, dem kurfürstlichen Heere zu, um dieses in dem Rücken anzugreifen. Moriz indessen, von der Absicht des Feindes ihn zu umgehen, durch voraneilende Bauern aus Pattensen benachrichtigt, hatte sein Heer in weithin sich streckende Linie gestellt. Feldschlangen und Donnerbüchsen verschiedener Größe standen auf den Flügeln. Am sogenannten Vogelheerde traf er mit dem Feinde zusammen, der den Wind und eine kleine Anhöhe für sich hatte, auch das Heer der Verbündeten an Fußvolk überwog, dagegen an Reiterei nachstand.

Bald nachdem das Geschütz zu spielen angefangen, rückten die „Vorwarden“ auf einander, so nahe, daß sie das Weiße in den Augen konnten. Die zuerst treffenden vier Geschwader markgräflicher Reiter führte Claus Bärner, Herzog Heinrichs geschwornen Feind. Gegen diese Geschwader trabten zuerst die Prinzen Philipp Magnus und Karl Victor mit ihren Reitern an. „Die zwei jungen Fürsten von Braunschweig,“ sagt ein Augenzeuge, „sind vor ihre Reiter vorausgerückt und auch bald zu Boden gegangen, wo sie ihr Blut ritterlich verstrüzt.“ Beide Brüder fielen schnell hinter einander. Als dem greisen Vater die Kunde kam, daß sein Philipp geblieben, sagte er, den Schmerz überwindend: „Gut, so muß man dem Jungen das Gelbe vom Schnabel wischen;“ als er aber die Todesnachricht über Karl Victor erhielt, brach, jedoch nur auf einige Augenblicke, seine Kraft. Weinend rief er aus: „Das ist zu viel.“

Der durch die jungen Herzöge eingeleitete Kampf entwickelte sich bald völlig. Alle Haufen trafen zusammen. Die fliegenden Schaaren des Markgrafen, durch den donnernden Schlachtruf des herkulischen Führers angefeuert, wütheten in den Reihen der Sachsen und Braunschweiger furchtbar, während der Verbündeten, deren Schlachtordnung breiter als die des Markgrafen war, beide Seiten schwenkten, um die Markgräflichen zu überflügeln. Da entstand ein kühnes Ringen. Die vordern Glieder beider Heere wurden getrennt und mit einander vermengt. Niemand wußte hier, wer Freund oder Feind, wer siegen oder verlieren werde. Ein Freund erschoss den andern, einer verwundete den andern. Die rothen Feldzeichen beider Heere waren ein Bild schweren blutigen Verhängnisses. Kurfürst Moriz hatte sich an die Spitze der Angreifenden gestellt und befand sich, als die Schlacht entbrannte, mitten im Angriff, als plötzlich fünf Fahnen der markgräflichen Reiterei in den linken Flügel des sächsischen Heeres einfielen und „mit Freuden hindurch setzten.“ Hier hielten Meißnische

Vasallen des Kurfürsten, welche den Angriff nicht aushielten und flohen. Zu gleicher Zeit drangen die schwer gewappneten Reiter, die besten Leute des Markgrafen, die er in „einen gewaltigen Haufen geordnet hatte,“ auf die Stelle ein, wo die Banner der Hoffahne flatterten. Herzog Heinrich von Lüneburg sank vor dem gewaltigen Andrang, mit ihm das Panier der Leibwache des Kurfürsten. Man konnte wegen Beschränkung des Raums nicht die Spieße, sondern nur die Büchsen gebrauchen. Bald gerieth der zuerst angegriffene linke Flügel des Sächsischen Heeres in Unordnung und neigte sich zur Flucht. Vergeblich bat Moriz, der selber „vorne dran gewesen und die Markgräflichen aufs ritterlichste angegriffen, gestochen und geschlagen hat,“ vom Fliehen abzulassen. Da rettete, als Alles verloren schien, der Ritter Johann von Wulfen, die Ehre der Sächsischen Waffen und bereitete den Sieg. Wulfen, mit vier Reitergeschwadern als Nachhut aufgestellt, rief die Fliehenden, so weit er sie kannte, mit Namen und beschwor sie Halt zu machen. Es stand die Flucht; man ordnete sich, Wulfen griff den verfolgenden Feind an und die Schlachtordnung des Kurfürsten schloß sich aufs Neue. Man kam hart an einander; während die Reiterei sich durch heftiges Büchsenfeuer bekämpfte, zog das Fußvolk des Kurfürsten heran und kam zum Angriff. Die Markgräflichen fingen an zu weichen und das Fußvolk Albrechts konnte nicht schnell genug zum Angriff gelangen.

Moriz, stets sein Leben der Gefahr aussetzend, ritt als das Fußvolk Albrechts zu fliehen anfang, immer noch auf und nieder, seine Krieger zum letzten Angriffe auf die mächtige Reiterei Albrechts anspornend. Schon wendete sich der Tag zum Abend, als auch der letzte Kampf gelang. Die Reiter Albrechts wurden geworfen, die Schlacht war geschlagen, die Sachsen und Braunschweiger waren Sieger. Doch zu den drei Fürstlichen Leichen, welche den Verbündeten der Sieg bereits gefestigt hatte, sollte noch eine vierte kommen. Das Haupt des Bundesheeres sollte den Sieg nicht überleben. Moriz, indem er in furchtloser kühner Hast die gebrochenen Schlachtreihen geordnet, war durch einen Schuß neben der Hüfte von der Rückseite, hart unter dem Gürtel getroffen worden; die Kugel aus einer „Feuerbüchse“ entsendet, hatte die Eingeweide zerrissen und war am Oberschenkel herausgegangen. Er stürzte vom Pferde, man lehnte ihn an eine Weide; aber auch im Todes Schmerze ermunterte er die Seinen, nicht von der Verfolgung des Feindes nachzulassen.

Da nahete der alte Heinrich von Braunschweig, der in seinem Schmerze über den Verlust seiner Söhne grimmig in den Feind gesetzt war und wüthig, wie ein verwundeter Löwe, unter den Feinden ein furchtbares Blutbad angerichtet hatte. Nicht tiefer hatte ihn der Schmerz um seine geliebten Kinder verletzt, als um den tödlich verwundeten Kurfürsten. Eben sprach er zu diesem tröstliche Worte, als die Nachricht einging, Markgraf Albrecht sei gefangen. Da verdrängte Rache den Schmerz in des Welfen Brust: „Ist dieß“, so rief er aus, „so schwöre ich diesen heiligen Eid, daß er noch heute an dieser Weide hängen soll, denn durch seine Tollheit geschieht es, daß so viele Fürsten und ritterliche Männer heute starben.“ Das Gerücht bestätigte sich nicht, doch bezeugten

Viele, daß man den Markgrafen gefangen in das Lager gebracht habe, es ihm aber gelungen sei, den, der seiner mächtig geworden, zu bewegen, ihn zu entlassen.

Die Sächsishe Reiterei setzte dem fliehenden Feinde bis nach Burgdorf nach. Die völlige Auflösung desselben hinderten sechs dort aufgestellte feindliche Geschwader und die Ermattung der Pferde der Verfolger. Traurig kehrte Herzog Heinrich der Jüngere, der die Verfolgung geleitet hatte, zu dem grausen Schlachtfelde zurück, auf welchem er sein Theuerstes, seine Söhne, eingebüßt hatte. Die letzten Strahlen der Sonne rötheten das blutige Gefilde. Nur vier Stunden hatte der Kampf gedauert, aber „es ist eine so ernste Schlacht gewesen, dergleichen nicht viele Kriegerleute gedenken. Da war ein solch Alarm mit Drommetenblasen und Heerpauken, auch mit dem Geschrei der Noß und des Kriegsvolks, das unaussprechlich ist, da höret man das Geschütz von fernem durch einander grummen, brummen und donnern, als ob große Donnerwetter gegen einander gingen und war eine solche große Schlacht und solch ein heftiges Treffen, dergleichen in langen Jahren nicht viel gehöret worden, denn sie setzten sehr grimmiglich in einander.“ Fast alle Obersten und Befehlshaber, viele markgräfliche Ritter waren entweder gefangen oder geblieben. Die Anzahl der Todten betrug über 4000 Mann. Vier Fürsten, neun Grafen und nahe an 300 Ritter lagen auf beiden Seiten erschlagen. Viele Verwundete kamen elendiglich um, weil die Markgräflichen die Büchsen mit Speß geladen hatten, wodurch vielen die Kleider auf dem Leibe unter dem Harnisch angezündet wurden und sie so verbrennen mußten. Fast keine Familie des Braunschweigischen Adels war vom Tode verschont geblieben. Auf der Seite des Markgrafen waren auf dem Schlachtfelde geblieben, Levin von Hedenberg, Geiso von Mandelsloh, welcher in der Martinkirche zu Braunschweig begraben wurde, Franz von Meding, Paul von Bodenteich, fünf Brüder von Alten, Levin von Hohnhorst, Erich von Grubenhagen, Anton von Bortfeld, welcher sich in sein Fähnlein gewickelt hatte und darin erstochen wurde u. a. m. Auf der Seite Heinrichs von Braunschweig blieben, Johann von der Streithorst, Balthasar Stechau, Großvoigt von Wolfenbüttel, Graf Philipp von Beichlingen, der letzte seines Geschlechts, Henning Grote, Johann und Jost von Münchhausen u. s. w. 13 Reiterbanner, 53 Fahnen der Landsknechte und über 4000 Fußgänger geriethen in die Hände der Sieger. Markgraf Albrecht selbst rettete sich und einen mit Geld beladenen Wagen nach Neustadt, der Feste Erichs des Jüngern.

Drei Tage lang behauptete nach alter Sitte Herzog Heinrich der Jüngere als Sieger das Schlachtfeld. Doch obgleich er das Feld behielt, hatte er doch ungleich mehr verloren, als gewonnen. Denn indeß der Sieg vollendet wurde, lag Kurfürst Moriz in seinem Zelte auf dem Schmerzenslager. Anfangs hatte man Hoffnung den Kurfürsten zu retten. Doch bald stellten sich die heftigsten Schmerzen ein. Moriz selbst hatte nur kurze Zeit Hoffnung, dann wünschte er sich zu sterben und bat, „der liebe Gott wolle ihn selig hin-

nehmen und nicht länger verziehen. Er ließ sich das Abendmahl reichen und traf Bestimmungen, wie es mit der Nachfolge in seinen Landen, mit seiner Wittve und seinem einzigen Töchterchen gehalten werden sollte. Als die Sonne des zweiten Tages nach der Verwundung aufgegangen war, ließ sich Moriz wieder aus dem Bette heben und ruhete auf einem Sessel. Möglich verlangte er zu liegen, hob die Hände zum Himmel und sprach mit matter Stimme: „Allmächtiger Gott, ich bitte Dich, Du wollest mir um Christi willen alle Sünden, die ich wider Dich oder die Menschen gethan, vergeben und verzeihen, ich vergebe allen meinen Feinden von Grund meines Herzens und gänzlich.“ Während man beschäftigt war ihn aufs Bett zu bringen, sprach er: „Gott wird kommen,“ und war verschieden. So starb Moriz am 11ten Juli 1553 Morgens kurz nach 8 Uhr, in der Blüthe seines Lebens, nach kaum zurückgelegtem zwei und dreißigsten Lebensjahre, ein Fürst, der während der kurzen Regentenlaufbahn, welche ihm angewiesen war, welthistorische Bedeutung sich zu verschaffen gewußt hatte *). Mit Philipp und Victor von Braunschweig, mit Friedrich von Lüneburg theilte Moriz, der Führer der Schlacht, das edle Loos, in voller Kraft ritterlich zu sterben, für eine gute Sache, umgeben von den Zeichen des Sieges. Aus dem Lager bei Sievershausen ließ Heinrich die Leichen Philipps und Victors nach seiner Residenz Wolfenbüttel bringen, auch Friedrich von Lüneburg fand in der nahen Ahnengruft seine letzte Ruhesstätte. Mit der einbalsamirten Leiche ihres Herrn, dessen Eingeweide in der Kirche zu Sievershausen vor dem Taufsteine beigelegt wurden, zogen die Vasallen und Räte des Kurfürsten ins Vaterland, wo sich Moriz im Dom zu Freiberg, dem Orte seiner Geburt, seinen Ruheplatz erwählt hatte.

Während Alles durch den Fall des außerordentlichen, bewunderungswürdigen Mannes erschüttert war, faßte der Markgraf Albrecht wildfreudig neuen Muth. Es fehlte nicht an Fürsten und Edlen, welche dem Friedensförderer zuerliefen, als Moriz gefallen war. Doch der Grund, den Moriz zum Friedenswerk gelegt hatte, sollte erhalten werden und nicht vergeblich gelegt sein. Heinrich der Jüngere übernahm es den Krieg fortzuführen und den Sieg zu vollenden, für den er zwei Söhne gelassen hatte. Denn neun Wochen nach der Schlacht bei Sievershausen, am 12ten September 1553, lieferte Heinrich dem Markgrafen bei Geitelde, unweit Steterburg, eine zweite mörderische Schlacht. Auch hier wurde der Markgraf gänzlich geschlagen und entkam mit genauer Noth nach Braunschweig, von wo ab er bald darauf Niedersachsen für immer verließ. In der Schlacht bei Geitelde blieb auf des Markgrafen Seite des Herzogs grimmiger Feind, Claus Barner und wurde in der Kirche zu Steterburg begraben.

*) Vergleiche Moriz Herzog und Kurfürst zu Sachsen, von Dr. J. A. von Langene. Leipzig 1841. 42. 2 The. 8., ein vielen Aufschluß über das Zeitalter der Reformation gebendes, im höchsten Grade interessantes Werk, dem wir bei dieser Darstellung der Schlacht oft gefolgt sind.

Zum Gedächtniß des wichtigen Tages bei Sievershausen, ließ bald nach diesem Ereignisse der dortige Prediger, Conrad Breiger, ein Bild für die Kirche daselbst anfertigen, auf welchem mit lebendigen Farben das kurfürstliche Lager, die Fürsten und das Schlachtgewühl recht brav abgebildet sind. Im Jahre 1825 wurde das Bild vom Schmutz gesäubert und führt noch jetzt dem Beschauer die ganze Schlacht deutlich vor die Augen. Unter dem Gemälde, welches 5 Fuß hoch und 9 Fuß breit ist, befindet sich außer einem lateinischen Verse, noch folgender wörtlich abgedruckter deutscher Reim:

Anno Tausendfünfhundert drey
 Und funfzig Jahr merke dabey
 An neunten July Sontags
 Aufn Nachmittag eines schlagens
 Für Sievershausen in offenen Feld
 Sich haben geschlagen viel streitbare Held'
 Heinrich der Herzog zu Braunschweig
 Churfürst Moriz mit ihm zugleich
 Thäten Albrecht dem Markgrafen
 Frisch unter die Augen traben
 Albrecht sein Heil auch wohl versucht
 Hatt schier bracht den Feind auf die Flucht -
 Wollt unter den blauen Fahnen
 Schlagt, sprach er, die rechten Haken
 Er traf bald Churfürst Moriz
 Heinrichs zween Söhne vorn an der Spiz
 Auch Herzog Friedrich Wohlgemuth
 Neun Grafen viel Adeliges Blut
 Sein (Gegner) wieder nicht verschont ward
 Man Schlug man Stach man Schoß so hart
 Daß Albrecht mußte die Flucht nehmen
 Und Herzogen Heinrich das Feld räumen.
 O! Gott behüt für Krieges Noth
 Und gib uns allen ein selig todt.

und darunter stehen die Namen derjenigen Anführer, welche in der Kirche begraben liegen, verzeichnet.

Der auf der beigefügten Tafel abgebildete Krieger ist ein Braunschweiger Landsknecht, der einem Gemälde entnommen ist, welches Herzog Johann Friedrich von Sachsen zum Andenken an das Nachtlager, welches Herzog Heinrich der Jüngere im October 1553 mit seinen Kriegern, als er den Markgrafen verfolgte, zu Weimar nahm, verfertigen ließ, und welches früher auf dem Fürstlichen Schlosse zu Weimar aufbewahrt wurde.

E i m b e c k.

Zu den ältesten Orten des Hannoverschen Landes gehört **Embeck**, die Hauptstadt des Fürstenthums Grubenhagen. Bereits im Jahre 1023 wird **Embiki** als ein Landgut (*praedium, villa*) der in der dortigen Gegend ansässigen Grafen von Katelnburg genannt. Auf diesem Katelnburgischen Landgute befand sich eine Kapelle, welche einige Tropfen von dem Blute des Erlösers bewahrte. Die bedeutenden Wallfahrten nach dieser Kapelle zum heiligen Blute veranlaßten im Jahre 1085 den Grafen Dietrich von Katelnburg das Stift St. Alexander zu gründen, um welches sich im Laufe der Zeit mehr und mehr Leute anbaueten, so daß zur Zeit des Harzgrafen Uto der Ort **Embiki** sich zu einer solchen Bedeutung erhoben hatte, daß der Graf bei dem Kaiser um Bestätigung nachsuchte, daß derjenige seiner Nachkommen, welcher das Landgut in **Embeck** besitze, auch seine in Risgau belegene Grafschaft mit den Wäldern im Harze besitzen solle. Nach dem Aussterben der Katelnburger war der Besitz von **Embeck** zwischen den Grafen von Dassel und den Vorfahren Heinrichs des Löwen, mütterlicher Seits eines Nachkommen des Grafen Uto, streitig. Im Jahre 1130 erscheinen die Grafen von Dassel als Besitzer des Ortes, allein schon im Jahre 1140 stiftete die Wittve des Kaisers Lothar, Richenza, das Stift Beata Maria Virginiis, wohin man zu unserer Lieben Frauen Haare und Milch wallfahrtete. Dadurch, daß die Leibeigenen, welche sich an diesen beiden heiligen Orten anbaueten, ihre Freiheit erhielten, blühte **Embeck** rasch empor. Bereits im Jahre 1157 erscheint der Ort, damals im Besitze Heinrichs des Löwen, als eine offene Stadt, deren Bevölkerung durch die Unruhen bei dem Sturze Heinrichs des Löwen zusehends wuchs. Zwar versuchten die Grafen von Dassel ihr altes Recht auf **Embeck** geltend zu machen, allein schon Heinrich des Löwen ältester Sohn, Pfalzgraf Heinrich, welcher **Embeck** bei der im Jahre 1203 zwischen ihm und seinen Brüdern Statt gefundenen Theilung des väterlichen Erbes zum Eigenthume erhielt und gegen die Dassel'schen Ansprüche behauptete, und noch mehr sein Regierungsnachfolger Otto das Kind wußten die Bedeutsamkeit des Ortes zu schätzen und begabten ihn mit mancherlei schätzbaren Privilegien und Freiheiten, so daß von dieser Zeit an **Embeck** als Stadt zu betrachten ist. Bereits im Jahre 1227 wurden hier die ersten Glocken gegossen; das älteste Document hingegen, aus dem hervorgeht, daß **Embeck** einen Voigt, Bürgermeister und Rath gehabt habe und Stadt genannt wurde, ist vom Jahre 1256. Otto des Kindes Sohn, Albrecht der Große, vollendete das Werk, welches Vater und Großvater begonnen hatten. Denn wenn auch den Grafen von Dassel das Eigenthum von **Embeck** nie zugestanden war, so hatten sie doch die Voigtei über den Ort an sich gerissen und dieselbe seit Heinrichs des Löwen Zeiten fortwährend ausgeübt. Nun hatte während Albrechts Regierung der Graf Bernhard III. von Dassel,

welcher bedeutende Schulden hatte, den Bürgern von Einbeck mehrmals hohe, fast unerschwingliche Abgaben auferlegt und große Geldsummen von ihnen erpreßt, um dadurch seine Schulden zu tilgen. Des argen Druckes müde, wendeten sich die Einbecker an ihren Herzog und baten ihn um Schutz. Im Jahre 1272 verjagte Albrecht die Grafen von Dassel aus Einbeck und zwang zwei Jahre später die Grafen Rudolf und Adolf von Dassel, allen ihren Ansprüchen an der Stadt zu entsagen. Albrechts des Großen Nachfolger, Albrecht der Feiste und Heinrich der Wunderliche, hielten sich bald in Einbeck, bald auf dem benachbarten Grubenhagen auf und die Stadt wurde, als die Brüder theilten, Hauptstadt des Herzogthums Grubenhagen.

Unter der Herrschaft der Grubenhagener vergrößerte sich Einbeck stets mehr und mehr. Im Jahre 1274 war das Hospital zum heiligen Geiste vorhanden, im Jahre 1297 verwandelte Herzog Heinrich der Wunderliche das Stift B. M. V. in ein Kollegiat-Stift, und um das Jahr 1300 wurde die Neustadt angebauet und die ganze Stadt befestigt. Sie enthielt zwei ansehnliche Klöster und den Klosterhof von Amelunborn, welcher noch jetzt vorhanden, und Herzoglich Braunschweigisches Kammergut ist. Die Chorherren der beiden reichbegabten Stifter, welche durch die stets mehr und mehr zunehmenden Wallfahrten reich wurden, verpraßten auf eben so leichte Weise das Geld, was sie leicht verdient hatten und gewährten dadurch dem Bürger der betriebsamen Stadt bedeutende Vortheile. Im Jahre 1340 nahm die Stadt, welche früher des Stadtrechts der benachbarten Stadt Dassel sich bedient hatte, ein eigenes Stadtrecht an. Der Handel und der Gewerbsbetrieb des zu beiden so günstig gelegenen Ortes, stieg immer frischer empor und das 15te Jahrhundert ist so recht eigentlich die Zeit der höchsten Macht und Blüthe der Stadt. Ihre Bierbauereien waren weltberühmt und standen mit denen zu Braunschweig in gleichem Range. An den Ruhm des Einbeckischen Biers erinnerten noch lange der „Eimische Keller“ zu Hilbesheim, der „Einbeckische Bierkeller“ in Braunschweig, um 1478, (das jetzige Gewandhaus) und vor allem das bereits im Jahre 1391 errichtete und erst durch den Brand vom 5ten bis 8ten Mai 1842 vernichtete „Einbeckische Haus“ in Hamburg und in späteren Zeiten das Ehrengeschenk, welches Luther auf dem Reichstage zu Worms erhielt. Als Luther nämlich aus der Reichsversammlung in sein Quartier zurückgekehrt war, schickte ihm der dem katholischen Glauben ergebene Herzog Erich der Ältere von Kalenberg, eine große silberne Kanne mit Einbecker Bier gefüllt, damit Luther nach seiner vom Sprechen erlittenen Abmattung sich wieder erquicken könne. Luther, erstaunt über die Güte, welche ihm ein katholischer Herr erwies, trank in Gegenwart des Bedienten sogleich aus der Kanne und sprach: „Wie Herzog Erich meiner heute gedenkt, also gedenke seiner unser Herr Christus in seinem letzten Todeskampfe.“ Diese Worte wurden dem Herzoge hinterbracht und wirklich gedachte der Herzog auf seinem Sterbebette dieses Wunsches Luthers und befahl dem Pagen Franz von Cramm, der die Wache hatte, daß er ihm aus einem evangelischen Buche vorlesen möge.



Ernst der Bekener.

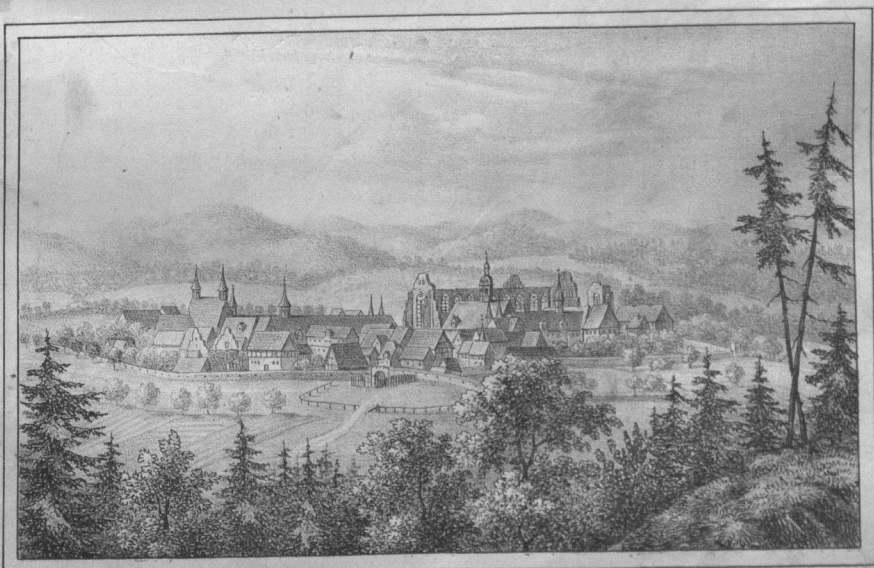


Julius.

Reformatoren der Braunschweig-Hannoverschen Lande.



Dom zu Hildesheim mit der St. Annen Kapelle.



Walkenried im Jahre 1640.

Durch den Brauhandel namentlich erhob sich Einbeck zu einer der bedeutendsten Städte des Wesenlandes. Schon früh war sie Mitglied des Hanserbundes. Sie besaß ihre eigene Münze, welche bis zum Ausgange des 17ten Jahrhunderts prägte; die neu angelegte Neustadt erhielt die ansehnliche Mariä Magdalenen Kirche, ursprünglich eine Augustiner Klosterkirche. Wo Handel und Gewerbe blühen, da gedeihen auch Künste und Wissenschaften. So war es auch in Einbeck. Viele Einbecker waren im Mittelalter ihrer Gelehrsamkeit, oder ihrer ausgezeichneten Kunstfertigkeit wegen hochgeschätzt und berühmt. So z. B. Albert, Rector der Universität Erfurt, am Ende des 15ten Jahrhunderts, welcher seine Bibliothek der Vaterstadt vermachte, so Johann Rappin, Dechant des St. Alexanderstiftes, der zweite Apelles genannt, dessen Meisterstücke in der Malerei noch jetzt in Prag, woselbst ein früher zu Walfenried befindlich gewesenes Altarbild von ihm aufbewahrt wird, in Halberstadt und in Braunschweig, wo das früher im St. Blasiusdome, jetzt auf dem Herzoglichen Museo hängende Altarbild von ihm eine große Zierde der Bildergalerie bildet, bewundert werden. Einbeck besaß schon früh zwei lateinische Schulen.

Seinem Wohlstande und den unermesslichen Handelsquellen, welche, war die Stadt auch noch so sehr vom Schicksale betroffen, ihr doch immer neue Hülfsmittel zuführten, hatte Einbeck es zu danken, daß es nicht unter der Last des Geschicks erlag. Denn keine Stadt in Niedersachsen hat mehr und härtere Schicksalsschläge erfahren, als Einbeck. Feuersbrünste, Wassersnöthe, Theurungen und Kriegsläufe wechselten stets mit einander ab. Kaum hatte sich die Stadt von den verheerenden, in den Jahren 1435 und 1436 statt gehabtten Feuersbrünsten etwas erholt, als die Hussiten, der Schrecken damaliger Zeit, vor Einbeck erschienen. Wilhelm, ein Sohn Friedrichs des Sanftmüthigen von Sachsen, hatte die unüberwindlichen Böhmen zu Hülfe gerufen, weil er mit seinem Bruder Friedrich in Erbstreitigkeiten gerathen war. Ehe die Hussiten herbeikamen, hatten die Brüder sich geeinigt und nun war es dem Markgrafen Wilhelm sehr willkommen, daß der Erzbischof von Cöln die trotzigten Gäste aus Sachsen gegen die aufrührerische Stadt Soest herbeirief. So brachen nach Pfingsten des Jahrs 1447 von Weimar 9000 Hussiten nach Westphalen auf. Auf dem Wege dahin berührten sie das Gebiet des Herzogs Otto von Göttingen und dieser, welcher mit den Grubenhagenschen Vettern in Fehde lebte, führte sie gegen Einbeck. Schon war die umlagerte Stadt dem Verderben nahe, als es den bedrängten Bürgern gelang, mit einer bedeutenden Geldzahlung den Sturm abzukaufen. Noch verderblicher für die Stadt war die Fehde, in welche sie im Jahre 1479 mit dem Herzog Wilhelm dem Jüngern, dem Sohne Wilhelms des Siegreichen gerieth. In Gemeinschaft mit dem Landgrafen von Hessen, der der Stadt ebenfalls abhold war, zog er mit starkem Heere gegen die Einbecker. Diese, hinter den festen Mauern gesichert, achteten der drohenden Stellung der Fürsten wenig, und trieben in mehreren Ausfällen die Feinde siegreich zurück. Da zeigte sich eines Tages eine größere Menge des Feindes vor der Stadt. Sogleich eilte Alles demselben

entgegen, der schnell sich wieder auf die Flucht begab. Tollkühn verfolgten die Einbecker die Fliehenden über eine Stunde weit. Plötzlich brach ein von den Fürsten gelegter Hinterhalt hervor und umringte die Bürger von allen Seiten. Muthig zwar wehrten sich die in die Falle gelockten Einbecker; ganze Reihen feindlicher Krieger legten sie zu Boden und öffneten sich so den Weg zur Stadt, aber über 900 Tödtel ließen sie auf dem Kampfsplatz, fast eben so viele fielen, zum Theil schwer verwundet, in die Hände des Feindes. Die Gefangenen wurden nach Hardeggen, der Residenz des Herzogs Wilhelm, gebracht, wo sie in den Kellern des Mosthauses eingesperrt wurden. Nur die Schwerverwundeten wurden den Bürgern zu Hardeggen in Pflege gegeben. Zwar rächten die Einbecker diese Niederlage durch Brand und Plünderung in den Herzoglichen Ortschaften, aber sie vermochten dadurch nicht, ihre gefangenen Mitbürger zu befreien. Diese blieben so lange in Hardeggen, bis am Abend des St. Nicolaitages 1479 die Stadt sich mit Wilhelm dem Jüngern zu Göttingen verglich, in Folge, welches Vergleiches die Einbecker ihre Brüder mit einem bedeutenden Lösegelde und Bezahlung der Kost loskauften. Die im Jahre 1484 durch ganz Deutschland sich verbreitende Pest wüthete auch in Einbeck dergestalt, daß die Stadt fast zur Einöde wurde. Dennoch gerieth der Rath im Jahre 1488 mit den Herzögen von Braunschweig in eine neue Fehde, welche jedoch bald beigelegt wurde.

Nun genoß Einbeck fast ein halbes Jahrhundert lang Ruhe und Frieden. Die Herzöge von Grubenhagen, welche zwar die Oberherrschaft der Stadt besaßen, zersplitterten ihre Kraft in auswärtigen Kriegen und gaben den bald wieder reich gewordenen Bürgern immer neue Gelegenheit, sich von ihrer Regierung mehr und mehr unabhängig zu machen. So erschien die Reformation. Einbeck war die erste Stadt der Welfenlande, welche der neuen Lehre anhing. Bereits im Jahre 1522 predigte der Augustiner Mönch Ebbrecht, aus Salzwedel gebürtig, in dem nahe bei Einbeck gelegenen Dorfe Hüllerjen, einer Vicarei des St. Alexander-Stifts, lutherisch und reichte das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Zwar wurde Ebbrecht auf Betrieb der Domherren zu Einbeck gefänglich eingezogen und nach dem Schlosse Hundsrück gebracht, allein der Funke, welchen er angefacht, schlug bald zu heller Flamme auf. Denn gleich nach seiner Verhaftung predigte zu Einbeck selbst in der Neustädterkirche der Augustiner Johann Dornwelle den lutherischen Glauben und als viel Volk ihm zulief, und sich auch der Rath der evangelischen Lehre zuwendete, sendete Luther bereits im Jahre 1525 den Doctor Kropf nach Einbeck, welcher dort eine neue Kirchenordnung einführte und die lateinische Schule bei der Neustädterkirche einrichtete. Doch blieb noch ein Theil der Einbecker, namentlich die beiden Stifter, der alten Lehre zugethan, bis auch der Bischof Philipp der Ältere von Grubenhagen Protestant wurde, und nun die neue Lehre eifrig in seinen Landen einführte.

Diese Umwandlung in den Verhältnissen der bürgerlichen Gesellschaft im 16ten Jahrhundert bezeichnet den Anfang des Sinkens der Stadt. Durch die

Reformation der beiden Stifter, in den Jahren 1534 bis 1538, verlor Einbeck bedeutend dadurch, daß die reichen Kanonici die Stadt verließen und die Reliquien mit sich nahmen, wodurch die so einträglichen Wallfahrten aufhörten. Dazu kam, daß innerliche Zwistigkeiten zwischen dem Rathe und der Gemeinde entstanden, welche mit Spannungen zwischen der Stadt und dem Landesfürsten, der sein altes Ansehen wieder herzustellen bemüht war, zusammentrafen. Die politisch-religiösen Gährungen, welche seit 1517 in Deutschland entstanden, hatten den Schmalkaldischen Bund und die katholische Ligue zur Folge, wodurch zwei Parteien entstanden, welche mißtrauisch, argwöhnisch und verläumdertisch sich gegenüber traten. Die Parteien wurden täglich gereizter und erbitterter gegen einander und es geschah nichts Böses in Deutschland mehr, was diese sich nicht gegenseitig zur Last legten. Wo in den protestantischen Braunschweigischen Ländern eine Feuersbrunst entstand, da sollte Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig, als eifriger Katholik bekannt, sie veranlaßt haben. So geschah es im Jahre 1540, daß eine gewaltige Feuersbrunst fast ganz Einbeck einäscherte und über 350 Menschen ihren Tod in den Flammen fanden. Man erzählt, daß von allen Gebäuden der Stadt nur ein einziger Schweineföven, auf welchem ein blödsinniger „Kaufgesell“ geschlafen, stehen geblieben sei. Als man diesen am Tage nach der Brandnacht hervorgezogen, habe er gesprochen: „O, wie warm ist es diese Nacht hier gewesen! bald hätte ich davon laufen müssen,“ sei aber gleich nachher gestorben. Kaum hatten sich die Einbecker von ihrem Schrecken erholt, und über die Ursache des verheerenden Brandes nachgedacht, als in ihnen der Gedanke aufstieg, daß solcher nur durch Mordbrenner bewirkt sein könne. Bald faßte dieser Argwohn, der durch nichts begründet war, in ihren Gemüthern festen Platz und nun wurde es ihnen sofort klar, daß nur Heinrich der Jüngere und seine Anhänger, namentlich aber der Voigt zu Hohenbüchen, Heinrich Diek, ein geberner Einbecker, das gräßliche Feuer veranlaßt haben könnten. Heinrich Diek, aus einer angesehenen Einbeckischen Patricierfamilie stammend, hatte sich, als die Reformation nach Einbeck drang, derselben abgeneigt bewiesen und war endlich nach Hohenbüchen gezogen, wo Heinrich der Jüngere ihn zum Voigt ernannt hatte. Diesen Diek bezeichnete die Volksstimme als Brandstifter. Ein Hirt aus Hohenbüchen, der von den Einbeckern gefangen wurde, legte auf der Folter das Geständniß ab, daß er mit mehreren Andern durch Diek zum Feueranlegen gedungen sei. Als nun kurz nach dieser Zeit Diek ruhig und seiner Unschuld sich bewußt nach Einbeck kam, wurde er verhaftet und ihm der Prozeß gemacht. Vergebens verwendeten sich Herzog Heinrich der Jüngere und seine Freunde für den Unglücklichen, vergebens wurde nachgewiesen, daß jener Hirt seines Verstandes nicht mächtig und zur Zeit des Feuers nicht aus Hohenbüchen entfernt gewesen sei. Es half nichts; als Diek nicht bekennen wollte, weil er nichts bekennen konnte, spannte man ihn in die Folter und erpreßte so ein Geständniß von dem Gemarterten, der jetzt Vergehen aussagte, welche ihm ganz fremd waren. Schrecklich war Dieks Hinrichtung. Mit glü-

henden Zangen gezwickt und zerrissen, wurde der zerfleischte Körper mit Honig bestrichen, in einen eisernen Käfig gesteckt und dieser sodann vor dem Fenster-Thore allen Menschen zum Anschauen aufgehängt. Drei Tage lebte so der Elende von Wespen, Fliegen und andern Ungeziefer zernagt, bis der Tod seinen Qualen ein Ende machte. Zehn Jahre blieb der Käfig am Thore hängen und erst als nach langen Unterhandlungen im Jahre 1550, am Tage Fabians und Sebastian's, zu Gandersheim sich Gimbeck mit dem Herzoge Heinrich dem Jüngern vertrug, und die Stadt alle Beschuldigungen gegen den Herzog feierlich zurücknehmen mußte, mußte sie auch geloben, den Käfig, in welchem Dieß Gebeine lagen, den Augen der Menschen zu entziehen. Der Käfig wurde nun in einen Winkel des rathhäuslichen Archivs gestellt, wo er noch heutigen Tages zu sehen ist.

Seitdem wich der Glückstern immer mehr und mehr von der Stadt. Bereits im Jahre 1549 zerstörte eine abermalige Feuersbrunst den größten Theil des kaum erstandenen Ortes und die im Jahre 1565 herrschende Pest raffte über 3000 Menschen weg. Brauahrung und Handel nahmen schnell ab und selbst die letzten schwachen Grubenhagenschen Herzöge waren stark genug, die einst so stolze Stadt zu demüthigen. Nach dem Tode Herzog Philipps des Jüngern, des letzten Grubenhagener's, fiel Gimbeck zuerst an Herzog Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel (vergl. S. 49) und kam im Jahre 1617 an die Lüneburgische Linie. Bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges, nahm Gimbeck nach und nach wieder zu und auch in den ersten Jahren desselben litt die Stadt nicht sonderlich. Erst dem Jahre 1640 war es vorbehalten, neues Unglück über den Ort zu verhängen. In diesem Jahre legte Landgraf Johann von Hessen, als Befehlshaber der Braunschweig-Lüneburgischen Truppen, eine Besatzung von 600 Mann Fußvolk und 200 Reiter, unter dem Kommando des Obristwachtmeisters von Görzgen, in die Stadt und übertrug zugleich der Bürgerschaft für den Nothfall die Vertheidigung der Wälle. Dieser Fall trat schon nach kurzer Zeit ein. Im folgenden Jahre drang das kaiserliche Heer unter Piccolomini in das Kalenbergische und Göttingische ein und Erzherzog Leopold Wilhelm von Oestreich rückte am 6ten October 1641 vor Gimbeck. Von der Hube ab beschloß er die Stadt und schickte einen Trompeter ab, um die Uebergabe der Stadt zu verlangen. Als seine Aufforderung, sich zu ergeben, unberücksichtigt blieb, eröffnete er die Laufgräben, und begrüßte Gimbeck am 12ten October 1641 mit Bomben und Feuerkugeln. Diese zündeten einige Scheuern und fast die halbe Stadt ging in Flammen auf. Dennoch blieb die Bürgerschaft entschlossen, sich ferner zu vertheidigen. Als aber die Soldaten statt, wie ihnen befohlen war, zu löschen, in die Häuser einbrachen und die besten Habseligkeiten der Bürger für sich heimtrugen, da standen diese von ihrem Versaße ab und führten die Uebergabe der Stadt herbei, welche bereits am 13ten October auf eine übereilte Art von dem Kommandanten, ohne Verwissen der übrigen Officiere, erfolgte. Hätte sich Gimbeck nur noch wenige Stunden gehalten, so würde die Stadt gerettet sein, denn schon war der Ersatz

so nahe gerückt, daß er durch Kanonenschüsse sein Herannahen kund gab. Die Kaiserlichen legten nun 1200 Mann zu Fuß und 400 Reiter als Besatzung nach Gimbeck und erst nach zwei Jahren verließen diese die unglückliche Stadt, die sich von dem erlittenen Schaden lange nicht erholen konnte. Der Obristwachtmeister Görzgen wurde von seinem Fürsten vor ein Kriegsgericht gezogen und wegen „liederlicher Uebergabe der Festung Gimbeck an die Kayserliche partie aus unerfindlichen Ursachen“ enthauptet.

Von dem Aussehen der Stadt bald nach dem dreißigjährigen Kriege giebt die beigelegte Ansicht ein treues Abbild. Der am südlichen Ende der Stadt gelegene, viereckte Thurm, über welchem sich auf der Höhe des fernen Gebirges die Erichsburg erhebt, ist das Oster=Thor; der im Hintergrunde belegene Thurm von ähnlicher Form und Bedachung der Thurm des Altendörfer=Thors; der unmittelbar davor befindliche, spitze Thurm der s. g. Wasserturm; die dann folgende Kirche mit dem hohen spitzen Thurme das ehemalige Augustiner-Kloster. Die vorn dem Beschauer zunächst liegende Kirche ohne Thurm ist die St. Alexandersstiftskirche; die in der Mitte der Stadt befindliche Kirche mit dem hohen, kuppelartig bedachten Thurme die St. Jacobskirche; das dicht hinter derselben sich erhebende Gebäude mit den spitzen Giebeln ist das Rathhaus; die weiterhin folgende Kirche mit dem kleinen spitzen Thurme die seit dem J. 1825 in Ruinen liegende Marien Magdalenenkirche; dann folgt (dicht neben dem großen Baume) der uns schon von Diefs Hinrichtung her bekannte Benfer-Thorthurm; der vorn (zwischen den Bäumen) stehende, viereckte Thurm ohne Dach ist das Tiederer=Thor und der am nördlichen Ende der Stadt liegende äußerste Thurm das Hüllerfer=Thor.

Unter den kräftigen Nachfolgern der Grubenhagenschen Herzöge schien sich Gimbeck zwar wieder erholen zu wollen, aber die Zeit der Blüthe und des Glücks war für die Stadt verschwunden. Die Stadtverwaltung richtete ihr Streben nur darauf, ihre alterthümlichen Formen und Gewohnheiten zu erhalten, und Rechte, welche ihr einst im Mittelalter vortheilhaft gewesen waren, gegen ihren Landesherrn zu behaupten. Noch bis in dieses Jahrhundert hinein wurde jährlich ein Fest gefeiert, welches in der Zeit entstanden war, in welcher die Gimbecker ihr Bier weit und breit versendeten, welches auch, als die Brau-nahrung längst abgenommen hatte, fortbestehen blieb und noch jetzt nicht ganz verschwunden ist, das s. g. Nachbarschaft halten, an dem früher alle Stände Theil nahmen. In jeder Straße kamen die Bewohner derselben einmal im Jahre in einem bestimmten Hause zusammen. Beim Eintritte in das Haus trank Jeder aus einem großen, mit Blumen umwundenen, Paßglase, dem Willkommen, den köstlichen Gerstensaft. Ein von der Gesellschaft dazu Erwählter, der Schaffer, hielt, wenn diese zusammen gekommen war, eine kleine Anrede, in welcher er zu fernerer nachbarlicher Freundschaft aufforderte. Dann wurde getanzt und an diesem Tanze nahm Jeder ohne Unterschied, Vornehme und Geringe Theil, man nannte sich dabei nicht anders als Herr Nachbar und Frau

Nachbarin und jeder Standesunterschied, jeder Haß und alle Feindschaft hatte während dieser Zeit aufgehört.

Erst das 5te Jahr des 7jährigen Krieges ließ Einbeck wieder eine Rolle in der Geschichte spielen. In der Mitte des Jahrs 1761 fiel der Französische Feldherr, Marschall Broglie, in die Hannoverschen Lande ein, und besetzte, nachdem er eine Zeit lang zwischen Dassel und Salzderhelden sich gelagert hatte, am 11ten September Einbeck, wo er auf dem nahe gelegenen Berge, die Hube genannt, eine feste Stellung einnahm, und von dort aus der umliegenden Gegend harte Erpressungen und Bedrückungen zufügte. Ganz besonders mußte Einbeck, das Hauptquartier des Französischen Feldherrn, dulden. Durch die Einquartierung und die Nahrungslosigkeit der Zeit überhaupt, aller Einkünfte und Erwerbsmittel beraubt, mußten die Einwohner der Stadt nothwendig verarmen. Manche Häuser versielen oder wurden durch Lazarethe und andere militairische Einrichtungen zu Grunde gerichtet. An den Gärten wurden die Planen und Hecken vernichtet und sämtliche Obstbäume umgehauen. Einige Erleichterung erhielt Einbeck durch den Abzug des Theils der Armee, welcher unter dem Befehle des Prinzen Xaver von Sachsen am 6ten October nach den Braunschweigischen Ländern abging, um die Städte Braunschweig und Wolfenbüttel zu belagern. Allein nach glücklicher Eroberung von Wolfenbüttel, sah Xaver sich von Braunschweig durch den Prinzen Friedrich August von Braunschweig vertrieben, und das Herannahen des Erbprinzen Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig nöthigte ihn, sich auf die Hauptarmee zurückzuziehen. Als am Ende Octobers sich die beiden Brüder Karl Wilhelm Ferdinand und Friedrich August vereinigten und am 3ten November 1761 den Feind, von Wilsen ab, durch die Defileen nach der Hube und Einbeck drängten, mußte sich auch Broglie zurückziehen, doch nicht ohne von den unglücklichen Einbeckern eine bedeutende Kriegssteuern erpreßt zu haben. Einen Dienst erwies der Feind der geängstigten Stadt jedoch dadurch, daß er vor seinem Abzuge die ohnehin bereits schlechten Festungswerke von Einbeck schleifen ließ und dadurch die Bewohner der Stadt von der Furcht, fernerhin eine Belagerung ausstehen zu müssen, befreite. Die spätern Kriegsereignisse gingen für Einbeck ohne große Bedrückung vorüber. Nach Errichtung des Königreichs Westphalen wurde Einbeck im Jahre 1808 die Hauptstadt eines Districts, hob sich dadurch etwas und nahm an Wohlstand zu. Im Jahre 1815 wurden die beiden unter der Westphälischen Herrschaft aufgehobenen Stifter, ohne Entschädigung der Käufer der Grundstücke wieder hergestellt. Im Jahre 1819 wurde für Einbeck das neue, jetzt gültige Stadt-Verwaltungs-Reglement erlassen, nach welchem die Stadt durch einen Bürgermeister, einen Syndikus und vier Senatoren geleitet wird, denen acht Bürgerrepräsentanten beratend und gutachtend zur Seite stehen. Im Jahre 1824 war hier die erste ökonomische Zusammenkunft der Schaafzüchter. Das letzte unglückliche Ereigniß, welches Einbeck traf, fand am 21sten Mai 1826 Statt. An diesem Tage verzehrte eine Feuersbrunst 169 Häuser und 324 Nebengebäude,

und beschädigte außerdem noch 58 Häuser bedeutend. Durch die fliegenden Funken wurde das Del an dem Glockenstuhle der Marien=Magdalenenkirche, oder, wie andere glauben, das durch anhaltende Dürre ausgetrocknete Zifferblatt entzündet, die Kirche gerieth in Brand, der niederfallende Thurm stürzte auf das Gewölbe der Kirche und zerschmetterte es. Da für den Wiederaufbau der auch im Innern ganz ausgebrannten Kirche keine hinreichende Hülfsmittel vorhanden waren, so blieb die Kirche in Ruinen liegen. Auf ihrem Boden wächst jetzt hohes Gras und die düstern Trümmer gewähren, mitten unter neuen ansehnlichen Häusern gelegen, einen eigenen Kontrast mit ihrer Umgebung.

Einbeck liegt, von einem Arme der Ilme durchflossen, am Fuße der Hube, welche hier das fruchtbare Leinethal nördlich abzuschließen scheint und von ihrer Höhe eine reizende Aussicht auf die Stadt und die Umgegend gewährt. Früher führte die Chaussee, in fast unfahrbarem Wege, über die Hube; jetzt aber ist die Straße von Einbeck her über Ruventhal um die Hube herumgezogen und dadurch bei letzterem Orte ein kostbarer Bau erforderlich gewesen, indem bei diesem Dorfe das Thal in einer Länge von 387 Fuß und einer Höhe von 75 Fuß überbrückt ist. Einbeck, welches ein unregelmäßiges Thal bildet und mit Ausnahme der nach der Feuersbrunst im Jahre 1826 neu erbaueten Südseite und der Hauptstraße der Stadt, weitläufig und ungerade gebaut ist, zählt gegenwärtig in etwa 850 Häusern ungefähr 5500 Einwohner, welche sich größtentheils durch Ackerbau ernähren. Mit dem Ackerbau sind ansehnliche Schäfereien verbunden, durch welche Einbeck ein vorzüglicher Sitz des Wollhandels ist. In der Stadt befinden sich selbst Wollenzeugfabriken, wie auch die Leinwand- und die Lederfabrikation nicht unbedeutend ist. Auch die Bier=Bräuerei bildet noch immer einen wichtigen Nahrungszweig der Stadt, in welcher sich auch Tabackfabriken, eine Wagenfabrik, eine Fabrik zur Erzeugung chemischer Gegenstände u. a. m. befinden.

Das bedeutendste Gebäude der Stadt ist das Rathhaus, einst ein stattlicher Sitz städtischer Macht, jetzt nur noch durch seine Größe an längst entschwundene Zeiten erinnernd. Von den Kirchen sind bemerkenswerth die Kirche des St. Alexanderstifts, der Begräbnisort Heinrichs des Wunderlichen und anderer Fürsten aus dem Welfenhause, und die Jacobikirche. Seit dem Brande von 1826 ist die Mariä Magdalenen=Gemeinde den beiden andern zugewiesen. Einbeck hat ein Progymnasium mit fünf Lehrern. Vergnügungsorte der Einbecker sind: das auf der Höhe des Berges belegene Wirthshaus, die Hube, und seit einigen Jahren, vorzüglich seitdem König Ernst August einige Wochen des Jahres dort zubringen pflegt, das nahe gelegene königliche Jagdschloß Rotenkirchen unter der alten Burg Grubenhagen.

S i l b e r h o h l.

Unweit des freundlichen Städtchens Seeßen, links von der nach Braunschweig führenden Chaussee, befindet sich, von Gebüsch umgeben, eine Stelle, welche, obgleich auf einer mäßigen Anhöhe gelegen, ganz mit Sumpfsmoosen bewachsen und mehrere Fuß tiefer ist, als der Boden rings umher. Die schaurige Eintönigkeit der Umgegend erfasst den, welcher zum ersten Male die Stätte betritt, mit unheimlicher Gewalt und das klopfende Herz mahnt den einsamen Wanderer den Ort zu verlassen, an dem es ihn nicht geheuer dünkt.

Das war nicht immer so. Einst stand hier ein prächtiges Schloß, der Sitz reicher Harzritter. Herrlich und in Freuden lebten die Besitzer der stolzen Feste und weithin schallte das Klingen der Pokale und der Jubelschall der Zechenden. Nichts anders kannte man auf der Burg als Trinken und Spielen; denn die Herren derselben lebten nur vom Wegelagern und vom Stegreife. Aus ihren sichern Schlupfwinkeln brachen sie hervor, um dem vorüberziehenden Kaufherrn die reiche Ladung abzunehmen, oder die Habseligkeiten der Umwohner zu rauben; heimgekehrt verpraßten die Ritter die oft reiche Beute. In der ganzen Gegend waren die Räuber wegen ihrer Grausamkeit und Rohheit, mit der sie das Wehklagen der Beraubten hohnlachend verspotteten, gefürchtet und gehaßt. Nur die Tochter des Burgherrn, Jutta, war überall geehrt und geachtet. Denn wenn der wüste Vater mit seinen Raubgesellen zu neuen Beutezügen ausgezogen war, eilte diese von der Burg herab zu den Armen und Kranken, versorgte sie mit Speise und Trank und vertheilte unter die Dürftigen das wenige Geld, welches der harte Vater ihr hatte zukommen lassen. Deshalb war das schöne Fräulein in der ganzen Gegend geliebt, und Mancher, den sie aus tiefem Elende errettet hatte, verehrte sie wie eine Heilige.

Eines Tages kehrte der Ritter von einem Raubzuge, mit reicher Beute beladen, zurück. An seinem Schwerte klebte das Blut der unschuldig Gemordeten, in deren friedliche Wohnungen er eingebrochen war und deren Habe er geraubt hatte, um sie daheim in wilder Lust zu vergeuden. Wiederum begann das Zechgelage und bald erklang der Gesang der Fröhlichen. Da erbehte plötzlich die Erde; leuchtende Blitze zuckten vom Himmel hernieder, fürchterlicher als je rollte der Donner, die Mauern der Burg wankten, der Erdboden öffnete sich und mit entsetzlichem Getöse sank die Burg in den gähnenden Abgrund, der sich über sie schloß und sie mit allen ihren Raubschätzen verschlang, ohne irgend eine Spur zurückzulassen. Nur eine Vertiefung zeigte hinfort den Ort, an welchem einst das Schloß gestanden.

Erstaunt und hoch die göttliche Gerechtigkeit preisend, vernahmen die Bewohner der Umgegend am andern Morgen die Kunde von der Vernichtung der Burg. Niemand bedauerte den Untergang des Schreckenorts, nur allein die gute Jutta wurde schmerzlich vermißt. Mit der Burg verschwand auch der

Namen derselben und das Volk nannte fortan den Ort, an welchem sie versunken, Silberhohl, d. h. das Silberloch; denn an dieser Stelle liegt ein unermeßlicher Schatz an Silber vergraben.

Kurze Zeit nach diesem Ereignisse lag in einem einsamen, nicht weit von der Burg belegenen Hause eine arme Wittve auf dem Krankenbette. Zähren des Kammers und des Elends rannen von den Wangen der Unglücklichen, denn ihre drei armen Kinder hatten hungrig das harte Lager suchen müssen. Vor Ermattung waren sie endlich eingeschlafen. Nur die geängstigte Mutter konnte die Augen nicht schließen. Jammernd faltete sie die Hände und betete in frommer Demuth zu dem Allmächtigen. Unwillkürlich seufzte sie: „Ach wenn doch nur Jutta noch lebte.“ Da öffnete sich leise die Thür. Eine weiße, von einem dichten Schleier umwallte Gestalt trat hinein und nähete sich dem Bette. Freundlich winkte sie mit der Hand, blickte liebevoll auf die schlummernden Kleinen, setzte ein wunderbar geflochtenes Körbchen auf den Tisch, schlug ein Kreuz über die Mutter und verschwand eben so leise wie sie gekommen war. Das war Jutta, der zum Lohne ihres frommen Lebenswandels vergönnt war, noch ferner den Armen und Unglücklichen hilfreich zur Seite zu stehen.

Ein tiefer Schlaf überfiel, als Jutta sich entfernt, die Kranke. Als diese am andern Morgen die Augen aufschlug, war sie frisch und gesund. Anfangs glaubte sie ein Traum habe sie geneckt. Als sie aber das Körbchen erblickte, welches mit Goldstücken gefüllt, auf dem Tische stand, da erkannte sie, daß Jutta, die liebe fromme Jutta wirklich bei ihr gewesen. Anbetend fiel sie auf die Knie und dankte dem Vater dort oben, der sich ihrer erbarmt.

Jutta war noch lange der Schutzgeist der Leidenden Frauen in der Umgegend des Silberhohls, und noch heutigen Tages ist in dortiger Gegend die Sage allgemein verbreitet, daß in der Neujahrsnacht oder am Johannistage, um Mitternacht eine Jungfrau in weißem Gewande, mit einem Bunde Schlüssel am Gürtel, am Silberhohl sich blicken lasse, welche die Stelle der Burg zu suchen scheint.

Der Reddenfuf.

Der Reddenfuf, ein unergründlicher Erdfall nicht weit vom Wilhelmsbade bei Seesen, war ehemals eine blumige Wiesenanhöhe. Hier ließ einstmal ein Schäfer seine Heerde weiden. Schon stand die Sonne hoch in Mittag, als plötzlich das Vieh unruhig wurde und durch einander lief, während der Hund vor Angst zu heulen begann. Es erhob sich im Innern des Berges ein furchtbares Tosen und Krachen; der Boden fing zu weichen an. In wilder Flucht jagte die geängstigte Heerde, vom Hunde gefolgt, einen höher gelegenen Berg hinauf, während der Hirt kaum Zeit hatte, einen auf der andern Seite stehenden Weidenbaum zu erklettern. Da barst, dicht vor dem Weidenbaum, die Erde,

riß auseinander und versank in eine unabsehbare Tiefe, aus welcher mit fürchterlichem Tosen eine Wassersluth heraufwogte, die so hoch stieg, daß der Schäfer sich genöthigt sah, den Gipfel des Baumes zu ersteigen. Freudig bemerkte er von hierab auf der gegenüberliegenden Anhöhe seine Heerde in friedlicher Ruhe, vom Hunde gehütet, weiden. Das aus der Erde hervorbrausende Gewässer ergoß sich über den Rand des Berges nach dem Thale zu und überschwemmte bis nach den Schildbaumühlen Alles weit und breit. Erst nach einigen Stunden verlief sich allgemach das Wasser, so daß der Schäfer wieder zu seiner Heerde gelangen konnte. In dem Grunde des Erdfalls sieht man noch heutigen Tages ein stilles unheimliches Gewässer, dessen Tiefe noch Niemand hat ergründen können. Zu derselben Zeit, zu welcher der Erdfall sich bildete, entsprang bei der obern Schildbaumühle eine ergiebige salzige Quelle, welche auch bei dem stärksten Winter nicht zufriert. Der Besitzer der Wiese, auf welcher der Erdfall sich ereignete, hieß Nedde, deshalb nannte man das Loch den Neddenkult.

Die Einführung der Reformation in den welfischen Landen.

Erste Abtheilung.

Durch die Kreuzzüge, die ihren Hauptzweck, die Rettung des heiligen Landes aus den Händen der Ungläubigen, verfehlten, wurde die Macht des Papstthums, das im harten Kampfe mit dem deutschen Kaiser Heinrich IV. endlich einen, wenn auch nicht gerade glänzenden Sieg errungen hatte, auf den höchsten Gipfel des Glanzes und der Macht erhoben. Aber die Kirchenfürsten, die sich auf der einen Seite im stolzen Uebermuth für die Statthalter Christi auf Erden ausgaben, auf der andern Seite aber sich unter der Larve der Demuth „die Knechte der Knechte Gottes“ zu nennen nicht entblödeten, — sie mißbrauchten die ihnen seit dem Anfange des 13ten Jahrhunderts zu Theil gewordene Gewalt auf vielfache Weise. Denn außer der bereits gewonnenen Oberherrschaft über die christliche Kirche nahmen die Päpste des 13ten und der folgenden Jahrhunderte, seit ihr Streben nach Herrschaft befriedigt war, einem noch unedlern Streben, der Habsucht, sich hingebend, viele Rechte in Anspruch, deren Besitz ihnen wegen der damit verbundenen Einkünfte erwünscht schien. —

Dahin gehört theils das immer weiter ausgedehnte Recht, erledigte Kirchenämter von Rom aus zu besetzen, (Reservation der Pfründen) theils die Annaten, d. h. das Recht der Päpste, von allen neubesetzten Kirchenstellen die Einkünfte eines Jahres zum Nutzen der römischen Kirche einzuziehen *). Nicht

*) So mußte z. B. der 1483 zum Abt des Klosters Riddagshausen gewählte braunschw. Bürger Ebert bei seiner Ordination 200 Ducaten an Papst Sixtus IV. als Annate zahlen.

minder diente der Habsucht der Päpste die Feier der Ablass-Jubeljahre. So zuerst 1300, wo Bonifacius VIII. Allen, die in diesem Jahre nach Rom kämen, um in den Kirchen der Apostelfürsten Petrus und Paulus Buße zu thun, vollkommene Sündenvergebung verhieß. Die Einkünfte dieses Jahres waren für den römischen Stuhl so bedeutend, und der Gewinn so lochend, daß Clemens VI. schon nach 50 Jahren ein neues Jubel- und Ablassjahr feierte; ja die Habsucht der Statthalter Petri ging so weit, daß selbst in jedem 33sten, endlich sogar in jedem 25sten Jahre ein solches Ablassjahr zum Zwecke der Ausbeutung der christlichen Länder und zur Bereicherung der päpstlichen Cassé gehalten wurde. Diese und ähnliche Mißbräuche erregten schon im Anfange des 15ten Jahrhunderts wie bei der ganzen abendländischen Christenheit, so insbesondere auch in Deutschland das lebhafteste Streben nach einer „Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern.“ Auch diesem Streben dienten die großen Kirchenversammlungen des 15ten Jahrhunderts, namentlich die zu Constanz (1414) und Basel (1431). Allerdings wurden durch sie einige der schreiendsten Mißbräuche wenn auch nicht abgeschafft, so doch beschränkt; die meisten aber bestanden bei der Festigkeit, mit der die Päpste ihre „althergebrachten“ Vorrechte behaupteten, fort. — Dieses Unwesen mußte um so empörender sein, da die Päpste, welche gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts auf „dem Stuhle Petri“ saßen, zum großen Theil Männer waren, die aller Art Lastern und Sünden, wie Selbstsucht, Stolz, Genußsucht, Wollust u. s. w. ergeben waren. —

Wie das Haupt, so die Glieder! Kein Wunder daher, wenn fast allgemein Klagen geführt werden über der Kloster- und Weltgeistlichen Stolz und Geiz oder über ihre Prachtliebe und Üppigkeit, ja sogar über ihre Böllerei und fleischlichen Sünden und ganz besonders über die Schamlosigkeit, mit der sie ihr Lasterleben nicht einmal zu verbergen suchten. So starben z. B. 1511 fast zu gleicher Zeit zwei Priester zu Verden und zu Lüneburg in der Trunkenheit eines unnatürlichen Todes. In der Diöcese Verden ging die Unverschämtheit eines Priesters so weit, daß er durch seine Beischläferin öffentlich Messe lesen ließ. Durch das unnatürliche Gelübde der Ehelosigkeit gefesselt, wurden die Geistlichen größtentheils zum Laster des Concubinats gedrängt. Dieses Unwesen, das bei der Offenheit, mit der so viele Geistliche sich ihm hingaben, zu einer allgemeinen Sittenlosigkeit führen mußte, ging endlich so weit, daß Papst Pius II. (1458—1464) bereits an eine Aufhebung des Cölibats dachte. Sehr selten war es, daß Männer aus dem geistlichen Stande das Sittenverderbniß ihrer Mitbrüder erkannten und ihm zu steuern entschlossen genug waren. Zu diesen wenigen gehört in den welfischen Landen jener kräftige Augustinermönch Johann von Nordheim, der, um die Mitte des 15ten Jahrhunderts zum Abt des Klosters Bursfelde *) gewählt, die sogenannte Bursfelder Congregation zu Stande brachte, deren Zweck es war, die Augustinerklöster namentlich in Niedersachsen zur alten Reinheit und Ehrbarkeit des Wandels zurückzu-

*) Das Kloster Bursfelde liegt an der Weser in der Nähe von Dransfeld.

führen. So wohlthätig diese Congregation, die in den hiesigen Landen zum Theil erst nach der Besiegung des heftigsten Widerstandes namentlich der Nonnenklöster zu Wennigsen, Mariensee und Wienhausen durchgeführt ward, anfangs auch wirkte, so wenig vermochte sie doch für die Dauer die Zügellosigkeit und Anmaßung der Geistlichkeit zu beschränken und sie zu jener Demuth und Menschenliebe zurückzuführen, in deren Ausübung ihr heiliger Beruf liegt. —

In Verbindung mit diesem ungeistlichen, ja unchristlichen Leben stand eine fast unglaubliche Unwissenheit, Rohheit und Verfinsterungssucht der damaligen Geistlichkeit. Im 15ten Jahrhundert fand man nach Berichten gleichzeitiger Schriftsteller unter tausend Geistlichen kaum einen, der eine Universität auch nur gesehen hätte. Die Kenntniß, welche die meisten von der Bibel hatten, war bei dem niedrigen Standpunkte, auf dem die theologische Gelehrsamkeit jener Zeit fast überall stand, leider sehr gering. Gewiß nicht grundlos sind daher die Klagen eines Gottschalk Cruse, der selbst eine Zeit lang Benedictinermönch im Kloster St. Aegidien zu Braunschweig war, wenn er sagt: „De gelst „gyrigen Papen sind so wol gelert in den Biblien, alse binah de essel uppe „der sackpijen. Dat maket dat dechliche studerent in dem Brettspel unde an „dere Bosheyt, de nicht to seggende is.“ — Daher oft ausdrückliche Verbote, mit der Jugend in den Schulen die heilige Schrift zu lesen. Dem Volke sollte diese Quelle des Glaubens entzogen sein; für das Volk sollte überhaupt kein andres Christenthum stattfinden, als das in vielen unwesentlichen Dingen und äußeren Ceremonien, mit denen der Gottesdienst nur allzu sehr überladen war, enthaltene. Obgleich der Geist der Wahrheit und des Lebens jenen Formen mangelte, so behielt man sie dennoch bei. So pflegte noch im Anfange des 16ten Jahrhunderts zu Nordheim alljährlich am Palmsonntage der Einzug Christi dem Volke auf folgende Weise veranschaulicht zu werden. In feierlicher Procession zogen dann Abt und Mönche mit Kreuzen und Fahnen aus der Stiftskirche St. Blasii, in ihrer Mitte ein hölzerner Esel, der, von vier Chorknaben gezogen, den jüngsten Mönch des Klosters trug. Der sollte nämlich den Heiland bei seinem Einzuge in Jerusalem vorstellen. Unter dem Geläute aller Glocken zog die Procession, der sich die Schüler und die Bürgerschaft anschlossen, durch die Stadt, schwenkte künstlich nachgebildete Palmzweige und sang lateinische Hymnen zur Feier des hohen Festes, welches ein feierliches Hochamt in der Stiftskirche zu beschließen pflegte. — Einen Beweis von der Art, wie die Predigten der damaligen Zeit beschaffen sein mochten und wie die Priester die Aufmerksamkeit ihrer Zuhörer zu gewinnen wußten, liefert eine Begebenheit, die sich kurz vor der Reformation zu Braunschweig zutrug. In der dortigen Andreaskirche predigte in den Osterfeiertagen einst ein Priester, mit Namen Ewigbert. Als er bereits eine Weile geredet hatte, sah er, daß seine Zuhörer nicht mehr Acht gaben und zum Theil einschliefen. Um das ersterbende Interesse wieder zu wecken, bediente er sich des folgenden Mittels. Er flocht in seine Predigt eine Erzählung ein. Als der Heiland mit der Siegesfahne vor die Hölle gekommen sei, um sie zu erstürmen, hätten die Teufel drinnen be-

schlossen, eiligt das Höllenthor zu verriegeln. In Ermangelung eines Riegels habe einer der gegenwärtigen Teufel, um die Höllenburg zu retten, seine lange Nase als Riegel vorgeschoben. Christus aber habe das Thor mit Gewalt gesprengt und jenem ein beträchtliches Stück von der Nase abgebrochen, worauf er, von ungeheurem Schmerz zerrissen, geschrien habe: Jodeto, Jodeto! — Diese letzten Worte schrie der Priester mit so entsetzlich lauter Stimme durch die Kirche hin, daß die träumenden Zuhörer erwachten und unter Beben und Zittern der Predigt folgten. —

Dies waren die Zustände der christlichen Kirche, als der verworfene Dominicanermönch Johann Tetzel als Commissarius des Erzbischofs Albrecht von Mainz, der den in Deutschland auszuschreibenden Ablass vom Papst in Pacht genommen hatte, nach Niedersachsen namentlich auch in die welfischen Lande kam. Mit einer fast grenzenlosen Unverschämtheit durchzog er Städte und Dörfer und bot überall seine Waare feil, indem er die päpstliche Bulle vorzeigte, kraft welcher er die Macht habe, Sünden zu vergeben und die Seelen der Verstorbenen aus des Fegfeuers vermeintlichen Qualen zu erlösen. „Sobald das Geld im Kasten klingt, sobald die Seel' aus dem Fegfeuer springt!“ pflegte er zu sagen, und dies Versprechen hatte auf die im Aberglauben befangenen Menschen jener Zeit solchen Einfluß, daß mancher arme seinen letzten Heller hingab, um einen Zettel zu bekommen, auf dem ihm die Erlösung seines Vaters, seiner Gattin oder seines Kindes aus der Flammenpein des Fegfeuers oder die Vergebung seiner eignen Sünden verheißen war. Dieser freche Handel, dieser gräßliche Betrug war es, der den Gottesmann Martin Luther 1517 den Kampf beginnen ließ, durch welchen das durch Menschenfagung getrübtte Christenthum zu seiner ursprünglichen Reinheit und Einfachheit zurückgeführt wurde. Dieser Kampf, ganz im Sinne des deutschen Volks begonnen, das sich schon seit einem Jahrhundert den schmählichen Fesseln des Papstthums zu entwinden suchte, durch welches die Macht seiner Kaiser gebrochen war, — dieser Kampf ist die Reformation. Wie derselbe in dem welfischen Lande geführt wurde, soll nach einer kurzen Vorbemerkung über die damaligen Herren der Ländermasse, welche jetzt die Herrschaft des Welfenhauses anerkennen, dargestellt werden. —

Zu der Zeit des Beginns der Reformation war das altwelfische Erbland unter vier Linien jener Familie getheilt; es zerfiel in die Fürstenthümer Lüneburg, Kalenberg = Göttingen, Grubenhagen und Wolfenbüttel, deren jedes seinen besondern Fürsten hatte. Die drei erstgenannten Fürstenthümer wurden endlich vereinigt und bildeten seitdem den Kern des jetzigen Königreichs Hannover, während aus dem Fürstenthum Wolfenbüttel das jetzige Herzogthum Braunschweig hervorgegangen ist. Wir haben es demnach, strenge genommen, eigentlich nur mit der Reformation in den genannten vier Fürstenthümern zu thun, da nur diese im Anfang des 16ten Jahrhunderts im Besiz welfischer Fürsten waren. Indessen in Berücksichtigung der jetzigen Besitzungen dieses Fürstenhauses können wir nicht umhin, die Reformationsgeschichte auch der Landschaften, welche zu jenem altwelfischen Erblande im Laufe

der Zeit hinzugekommen sind, wenn auch nur nach ihren Hauptmomenten, darzustellen. Diese Landschaften standen damals noch unter eignen Fürsten, und es gehören dahin innerhalb der Grenzen des jetzigen Königreichs Hannover: die Grafschaften Ostfriesland, Bentheim, Hoya, Diepholz und Theile von Lingen und Hohnstein; ferner das Erzbisthum Bremen, die Bisthümer Osnabrück, Verden, Hildesheim und Theile des Bisthums Münster wie des Erzstifts Mainz. Innerhalb des jetzigen Herzogthums Braunschweig, welches fast ganz altwelfisches Erbland ist, stand die Grafschaft Blankenburg unter eignen Grafen; ebenso waren die Abteien Walkenried, St. Ludgeri bei Helmstedt und das reichsunmittelbare Stift Gandersheim mit ihren Gebieten damals noch unabhängig von den braunschweigischen Herzogen. — Um nun eine bequeme Uebersicht zu gewinnen, betrachten wir die Reformation in jedem dieser Gebiete besonders und beginnen mit den Landschaften, aus deren Vereinigung das Königreich Hannover entstanden ist. —

1. Fürstenthum Lüneburg.

Das Fürstenthum Lüneburg (die jetzige Landdrostei gleiches Namens) stand in der Zeit, wo Luther auftrat, unter Herzog Heinrich dem Mittleren. Doch schon 1520 trat dieser die Regierung seinen drei Söhnen, Otto, Franz und Ernst ab. Otto und Franz überließen ihr Anrecht auf die gemeinschaftliche Regierung des Fürstenthums ihrem Bruder Ernst, der dafür jeden von ihnen mit einem Stückchen des Landes, namentlich jenen 1524 mit Stadt und Amt Harburg, diesen 1539 mit Stadt und Amt Gifhorn entschädigte *). Dieser Herzog Ernst war es, der die Reformation im Lande Lüneburg einführte und der von der offenen Freimüthigkeit, mit der er sich stets zu Luthers Lehren bekannte, den ehrenhaften Beinamen des Bekenners erhielt. —

Geboren zu Uzen 1497 am 26. Junius wurde Ernst schon als zarter Knabe an den Hof des sächsischen Kurfürsten, Friedrich des Weisen, geschickt und daselbst zugleich mit dem nachmaligen Kurfürsten Johann Friedrich von Spalatinus erzogen, mit welchem er 1511 in einem Alter von vierzehn Jahren die Universität Wittenberg bezog. Während seines Aufenthalts daselbst bis 1518 wurde Herzog Ernst nicht nur bekannt mit Luthers Ansichten, sondern auch von der Wahrheit derselben so innig durchdrungen, daß er, als er 1520 von einer Reise nach Frankreich zurückkehrte, um in Gemeinschaft mit seinen Brüdern die Regierung des Landes zu übernehmen, bereits daran dachte, im Lande Lüneburg die Reformation der Kirche einzuführen. —

Den Anfang machte er mit seiner Residenzstadt Celle 1523 und bediente sich dabei der Hülfe seines damaligen Hofpredigers Heinrich Bock und des Pastors Martin Dudermark. Gerade die Milde, die der Herzog anwandte, um die Ueberzeugung seiner Unterthanen für die reine Lehre zu gewinnen, und die sanfte Schonung, die ihn in Gewissenssachen nicht Befehle, sondern nur

*) Diese beiden Ämter fielen beim Aussterben dieser Nebenlinien dem lüneburgischen Hause wieder zu, das Amt Gifhorn schon 1549, Amt Harburg erst 1612. —

freundlichen Rath geben ließ, beförderte die Ausbreitung der Reformation wie in jener Stadt, so auch im Lande Lüneburg in so hohem Grade, daß die Mönche in den Klöstern des Landes Besorgniß zu hegen begannen. Namentlich galt ihnen Celle als Sitz der Ketzerei. Daher machten sich die Mönche des dortigen Franciscaner-Klosters auf zum Kampfe. Um Ostern 1524 hielten sie zu Celle eine öffentliche Disputation, in welcher sie von dem Vertreter des Lutherthums, den Dr. W. Ziklop aus Zwickau, überwunden wurden. Nach diesem Siege breitete sich die neue Lehre besonders über das Land immer weiter aus, namentlich in den Gegenden, wo keine Klöster dem Evangelium den Weg versperrten. Denn auch im Lande Lüneburg waren es nur die Bewohner der Klöster, die sich mit der ganzen Heftigkeit einer sich in ihren vermeintlich wohlbegründeten Rechten gekränkt fühlenden Corporation dem Herzog Ernst widersetzen. Um diesen Widerstand noch bedeutender zu machen, riefen sie Herzog Heinrich den Mittlern aus Frankreich zurück, damit er den alten Glauben schirme. Wirklich kehrte Heinrich heim; Ernst der Bekenner aber begütigte nicht nur den Vater, sondern setzte es auch 1527 auf dem im Kloster Scharnebeck*) gehaltenen Landtage durch, daß die Stände des Fürstenthums in die allgemeine Einführung der Reformation willigten. —

Jetzt begann Herzog Ernst mit größerem Nachdruck gegen die hartnäckigen Klöster seines Landes aufzutreten, namentlich gegen die Franciscaner zu Celle, die sich schon früher als entschiedene Gegner des Reformationswerkes gezeigt hatten. Schon 1526 hatte sie der Herzog durch seinen Hofprediger zu Celle freundlich ermahnen lassen, dem alten Unwesen zu entsagen, insbesondere das Mesopfer abzuschaffen und sich nach und nach dem Evangelium zuzuwenden. Die Mönche aber gingen darauf nicht nur nicht ein, sondern suchten sogar das Volk für den alten Aberglauben wieder zu gewinnen, durch das Versprechen, es an den Segnungen ihrer guten Werke Theil nehmen zu lassen. Indessen das Volk hatte bereits einen zu klaren Begriff von den guten Werken der damaligen Klöster, um sich durch Versprechungen der Art verlocken zu lassen. Aber auch Herzog Ernst, dem die Reformation eine Sache des Herzens war, schritt gegen die Mönche des Klosters ein und ließ ihnen 1527 „alle Gemeinschaft mit dem Volke“ untersagen. Mit den Franciscanern zu Celle hatten sich schon früher die Mönche des Klosters in Winsen an der Luhe in ihrem Widerstande verbunden, der um so hartnäckiger wurde, da Heinrich der Mittlere zu ihrem Schutze zurückgekehrt zu sein schien. Jetzt, als der Herzog Ernst die Stimmung seiner Stände auf dem Landtage zu Scharnebeck kennen gelernt und seinen Vater begütigt hatte, trat er mit Nachdruck gegen diese Häupter der katholischen Partei auf. Er ließ nämlich gegen Ende des Jahrs 1527 die Mönche zu Celle und Winsen aus ihren Klöstern verweisen und bestrafte die Franciscaner zu Celle obenein mit dem Abbruch ihres Klosters. —

Dies entschiedene Verfahren schreckte die Klöster des Landes Lüneburg in

*) Das Kloster Scharnebeck liegt etwa 1½ Stunden nordöstlich von Lüneburg.

dem Maaße, daß viele derselben, als Herzog Ernst in Begleitung seines Kanzlers Förster im Juli 1528 eine Visitation aller Abteien und Probsteien des Landes vornahm, zur evangelischen Lehre überzutreten versprachen. So z. B. die Klöster Ebsdorf, Walsrode und Scharnebeck *). Andre Klöster leisteten dagegen den entschiedensten Widerstand; so das Nonnenkloster Lüne bei Lüneburg. Als Herzog Ernst mit seinem Gefolge dahin kam, waren die Nonnen gerade mit dem Singen der Messe beschäftigt. Der Herzog nahm daran keinen Anstoß, trat ein in die Kirche und hörte mit seinem Gefolge die Messe mit an. Kaum war aber dieselbe beendet, als er mit den Seinen einen von Luther übersetzten deutschen Psalm anstimmte. Die Nonnen, denen das Singen „kezerischer Lieder“ in ihrem Kloster ein Greuel war, verließen, da sie nicht einschreiten konnten, im heiligen Eifer die Kirche und begaben sich ins Capitelhaus, von wo sie erst nach Beendigung des Gottesdienstes in das Heiligthum zurückkehrten. Ungeachtet ihrer entschiedenen Erklärung, der alten Lehre treu bleiben zu wollen, erhielten die Nonnen außer einem protestantischen Klosterschoft, der die Güter des Klosters verwalten sollte, auch einen protestantischen Prediger, Hieronymus Endhausen, und der Gottesdienst wurde, obgleich die Nonnen ihn auf alle Weise zu stören suchten, fortan evangelisch-lutherisch gehalten. Erst nach und nach konnte der hartnäckige Widerstand der Nonnen gebrochen werden, und erst 1562 kam daselbst die Wahl einer evangelischen Priorin zu Stande.

Gleich ihr^{en} Schwestern zu Lüne widerlegten sich auch die Nonnen des Klosters Wienhausen **) der Einführung der Reformation heftig. Doch ihres Widerstandes Kraft wurde bald gebrochen, so daß sich der Convent dieses Klosters die Veränderung des Gottesdienstes schon 1533 gefallen ließ. —

Sehr hartnäckig hielten auch die Nonnen zu Medingen ***) am alten Glauben und den damit verbundenen Ceremonien fest. Bei der Visitation des Jahres 1528 scheinen sie die Annahme des Evangeliums in Aussicht gestellt zu haben. Um sie noch eher zum Uebertritte zu veranlassen, sandte ihnen Herzog Ernst die alleinige Quelle des lutherischen Glaubens in der Uebersetzung des großen Reformators. Mit dieser konnten sich die Nonnen aber so wenig befreunden, daß sie dieselbe verbrannten. Dies veranlaßte den Herzog, den katholischen Propst des Klosters zu vertreiben und 1529 ohne weiteres einen lutherischen Prediger im Kloster anzustellen. Aber auch diese Maßregel blieb noch lange Zeit insofern unwirksam, als die Nonnen mit einem Caplan die Messe heimlich auf dem Kornboden des Klosters zu feiern pflegten. —

Unter diesen Umständen konnte Herzog Ernst der Bekenner im Juni

*) Der Abt zu Scharnebeck, Heinrich Radbrock, entsagte nicht nur dem papistischen Land, sondern auch dem geistlichen Stande, verließ sein Kloster und heirathete die Tochter eines lüneburgischen Bürgers. —

**) Wienhausen liegt an der Aller oberhalb Celle.

***) Medingen liegt zwischen Lüneburg und Uelzen.

1530 mit dem Bewußtsein, den größten Theil seines Landes für das Evangelium gewonnen zu haben, auf dem Augsburger Reichstage an der Uebergabe des evangelischen Glaubensbekenntnisses Theil nehmen. Dies Bewußtsein veranlaßte ihn auch, zum Schutz der reinen Lehre wider das Machtgebot des Kaisers, Carls V., der die weitere Verbreitung der Reformation bis zur Berufung eines Conciliums strenge verbot, dem schmalkaldischen Bunde sich anzuschließen. --

In Augsburg hatte Herzog Ernst den dortigen Prediger, Urban Regius (König) kennen gelernt, dessen Gelehrsamkeit und biederes Wesen einen solchen Eindruck auf ihn machte, daß er ihn als Hofprediger und Generalsuperintendenten über das Fürstenthum Lüneburg mitnahm, namentlich in der Absicht, damit durch ihn das Lutherthum noch mehr befestigt und die Kirchen und Klöster des Landes, die den katholischen Mißbräuchen noch anhängen, reformirt würden.

Nämlich außer den schon genannten damals noch renitirenden Nonnenklöstern leistete auch die Geistlichkeit der Stadt Lüneburg noch Widerstand, der um so entschiedener sein mußte, da auch der Rath jener damals sehr mächtigen und volkreichen Stadt mit unwandelbar scheinender Treue dem Katholicismus anhing. Die Bürgerschaft war anfangs getheilt; die eine Partei wollte bei der alten Lehre bleiben, die andere forderte das Evangelium. Die Anhänger dieser Partei begaben sich, seitdem das nahe Kloster Lüne 1528 einen lutherischen Prediger erhalten hatte, Sonntags in Schaaren nach jenem Kloster, um dort dem evangelischen Gottesdienst beizuwohnen, obgleich der Rath jedesmal am Sonntag Morgen das nach Lüne führende Thor schließen ließ. Der Rath wollte in seiner katholischen Strenge den evangelisch Gesinnten nichts zugestehen, bis ihn endlich die offen ausgesprochene Drohung, man werde die verhassten Pfaffen aus der Stadt jagen, veranlaßte, für Jene im Oftern 1529 einen Prädicanten aus dem benachbarten Hamburg, Stephan Kempe, zu berufen. Zwar kehrte dieser bald nach Hamburg zurück; doch Männer, wie Fr. Hennings, Joh. Lampadius, Hartw. Eikenberg und Andere wirkten in seinem Sinne mit dem größten Eifer fort. Daher mehrte sich die Zahl der Evangelischen fortwährend; und mit der Zahl wuchs ihre Kühnheit. Ihr Wortführer, Hieron. von Wigendorf, redete so kräftig und eindringlich, daß der Rath am Sonntag Invocavit 1529 die Nicolaikirche und 1530 am Himmelfahrtstage die Johanniskirche und bald nachher auch die Lambertuskirche für den lutherischen Gottesdienst einräumte. Nun mehrte sich die Zahl der Lutheraner in der Stadt immer mehr, so daß bald auch die Mehrzahl der Rathsherren aus Protestanten bestand und die Zahl der Katholiken immer kleiner ward. —

Als so die Reformation auch bei der Bürgerschaft der Stadt Lüneburg Eingang gefunden hatte, galt es, noch die Klöster der Stadt zu reformiren. Schon vor seiner Abreise nach Augsburg hatte Herzog Ernst die Benedictinermönche des Michaelisklosters zu Lüneburg aufgefordert, „sich zur evangelischen Lehre zu bequemen“ (1530 April). Diese aber fügten sich nicht nur

nicht, sondern suchten auch der Reformation besonders durch Predigten zu schaden. Dies erregte gegen sie nicht nur die größte Erbitterung der evangelisch Gesinnten, sondern veranlaßte auch den Rath, einzuschreiten. Dieser ließ nämlich, nachdem ein Inventarium aller Kleinodien des Klosters aufgenommen war, die Klosterkirche verschließen (Juli 1530). —

Nicht religiöse Begeisterung war es, die den Widerstand der Mönchs- und Nonnenklöster hervorrief, sondern die nicht ungegründete Besorgniß der Mönche und Nonnen, daß sie das gemächliche und genussreiche Leben aufgeben müßten, welches sie besonders in reich dotirten Klöstern führen konnten. Daher der Widerstand der reichen Abtei zu St. Michaelis; daher auch die Fügsamkeit der Mönche zum Heiligenthal in Lüneburg. Die Güter dieses Klosters waren mit vielen Schulden beschwert; daher entschlossen sich die Mönche desselben sehr bald, auf die Forderung, den katholischen Gottesdienst abzuschaffen, einzugehen, zumal da der Rath jedem von ihnen eine Leibrente von 50 Mark zahlte und ihnen freie Wohnungen auf Lebenszeit anwies. Sie nahmen das Anerbieten an, und ihr Kloster ging ein. —

Ein gleiches Anerbieten machte der Rath (1530 Juli) den Benedictinern zu St. Michaelis; doch umsonst. Seit Mitte des Juli war ihre Kirche geschlossen; indessen da diese Maßregel wegen der Beeinträchtigung des Gottesdienstes unpassend erschien, so erlaubte man ihnen die Haltung des Gottesdienstes nach katholischem Ritus zwar wieder, verbot aber allen Bürgern, die Klosterkirche zu St. Michaelis zu besuchen (1530 August).

Am meisten hatte der Stolz und die starre Unnachgiebigkeit der Mönche im Kloster Unserer lieben Frau zu Lüneburg den Unwillen der Bürger erregt. Der zur Erbitterung gesteigerte Unwillen erreichte gegen Ende des August 1530 einen so hohen Grad, daß die Bürger mit Aufruhr drohten, wenn man gegen die stolzen Mönche und ihren verhassten Guardian nicht einschreite. Der Rath schlug sich ins Mittel und gebot den Mönchen, mit Ausnahme derer, die krank oder Bürgerskinder wären, Kloster und Stadt zu verlassen, was denn auch geschah. —

Am Ende des Jahres 1530 sandte Herzog Ernst auf Bitten des Stadtraths, der die kirchlichen Angelegenheiten völlig geordnet zu sehen wünschte, seinen Hofprediger Urban Regius nach Lüneburg. Mit Benützung der bereits gemachten Vorarbeiten brachte dieser eine Kirchenordnung für die Stadt zu Stande, nachdem er zuvor 1531 in einer Disputation über die Messe den Propst zu St. Johannis, Joh. Köler, besiegte und dessen Anhänger Aug. Götelen die Stadt zu verlassen genöthigt hatte. —

Ungern trennte sich Regius 1532 von Herzog Ernst, von dem er, wie ein Vater von seinem Sohne, geliebt und geachtet ward. Dem edlen Eifer dieses Gottesgelehrten ist weniger die weitere Verbreitung, als vielmehr die Befestigung und Sicherung des Reformationswerkes im Lande Lüneburg zuzuschreiben; deshalb konnte er mit dem frohen Bewußtsein von seinem Fürsten scheiden, daß durch seine Mitwirkung der schlichte und biedere Sinn der Be-

wohner des Fürstenthums Lüneburg von der Wahrheit der Protestantismus überzeugt sei. —

Diese Ueberzeugung war es, welche 1533 auch in die letzten Haltpunkte des Katholicismus eindrang. Daher traten in jenem Jahre das Nonnenkloster Medingen und die Benedictinerabtei St. Michaelis zu Lüneburg ebenfalls zur neuen Lehre über. Im letztgenannten Kloster starb nämlich 1532 am 13ten December der strengkatholische Abt Baldewin von Mahrenholz. An seiner Stelle wählte der Convent den bisherigen Prior des Klosters, Herbert von Holle, der der Reformation nicht nur nicht abgeneigt war, sondern im Februar 1533, als Herzog Ernst wieder ein Ermahnungsschreiben an das Kloster ergehen ließ, „den Lauf des Evangelii nicht ferner zu hemmen,“ offen übertrat, die Mißbräuche des katholischen Ritus abschaffte und eine zweckmäßige Schule mit dem Kloster verband. —

Auf solche Weise wurde durch die beharrliche Thätigkeit des edlen Herzogs Ernst auch der Widerstand der Klöster endlich gebrochen und die Reformation, deren Einführung 1523 begonnen war, 1533 vollendet. Völlig befestigt wurde die neue Lehre im Lande Lüneburg durch Herzog Wilhelm den Jüngern, (Sohn Ernsts d. Vef.) welcher 1559 mit Rath und Bewilligung der ganzen Landschaft des Fürstenthums außer einem Corpus doctrinae Lunenburgicae eine vorläufige Kirchenordnung für das Land abfassen ließ, welche durch die 1564 erlassene Kirchenordnung ergänzt wurde. —

2. Fürstenthum Kalenberg=Göttingen.

Herzog Wilhelm der Jüngere von Braunschweig übergab 1491, des Regierens müde, von den drei Fürstenthümern, die er bisher beherrscht hatte, zwei seinen beiden Söhnen Erich und Heinrich, nämlich jenem Kalenberg, diesem Wolfenbüttel. 1495 trat er auch Göttingen an Erich ab, dessen Besitzungen nun das Fürstenthum Kalenberg=Göttingen bildeten. Dieses regierte Erich zum Unterschied von seinem Nachfolger der Aeltere genannt, 1495—1540; in seine Regierung fällt demnach der Beginn der Reformation wie im Allgemeinen, so insbesondre auch in seinem Fürstenthume. —

Werfen wir zuvor einen wenn auch nur flüchtigen vergleichenden Blick auf den Gang der Reformation in Kalenberg=Göttingen und auf den in Lüneburg, so zeigt sich sogleich ein bedeutsamer Gegensatz. In Lüneburg ging die Reformation vom Fürsten aus, und zwar von einem Fürsten, der es bei der wissenschaftlichen und religiösen Bildung, die er besonders dem Aufenthalte auf der Universität Wittenberg verdankte, als die wichtigste Aufgabe seines Lebens ansah, seine Unterthanen aus der Nacht des alten Aberglaubens zum Licht des Evangeliums hinzuführen. Diese Aufgabe zu lösen konnte ihm um so weniger schwer werden, da er, zur Zeit des Beginns der Reformation, kaum 20 Jahre alt, die neue, großartige Idee mit jenem Feuereifer in sich aufnahm, der nur einem jugendlichen Gemüthe eigen zu sein pflegt. Ganz anders in Kalenberg=Göttingen. Herzog Erich der Aeltere, geboren 1470, war damals, als Luther gegen den Ablassfram sich erhob, bereits in jene Jahre gekommen, wo

man mit entschiedener Verliebe das festzuhalten pflegt, was durch die Sitte und die Zeit eine gewisse Heiligkeit und Ehrwürdigkeit erlangt hat. So ging es auch bei Herzog Erich in Religionsachen. Ihm gefiel die katholische Religion, weil er in ihr von Jugend auf erzogen, weil sie die Religion seiner Väter war; indessen steigerte sich diese Anhänglichkeit in ihm nie zu jenem religiösen Eifer, aus dem der Fanatismus und die Verfolgung Andersdenkender zu entspringen pflegt. Gewiß begriff Erich der Aeltere, dessen Leben ganz dem Ritterthum und seinem ritterlichen Freunde, dem Kaiser Maximilian I., gewidmet war, die religiösen Bestrebungen seiner Zeit nicht; dennoch konnte die ganze Persönlichkeit Luthers, namentlich dessen unerschrockene Offenheit auf dem Reichstage zu Worms (1521) einen starken Eindruck auf ihn machen, so daß er ihm eine silberne Kanne voll einbeckischen Bieres in seine Herberge schickte. So erklärt sich, wie der Herzog, obgleich ein guter Katholik, dennoch die Fortschritte der Reformation in seinem Lande nicht hinderte. Auch seine erste Gemahlin Catharina war dem katholischen Glauben treu ergeben und erließ während einer der häufigen Abwesenheiten ihres Gemahls schon 1523 ein strenges Edict gegen den Irrthum, der in der Christenheit durch Martin Luther und seinen Anhang erwachsen sei. Demnach mußte die Reformation in Kalenberg-Göttingen einen ganz andern Gang nehmen, wie in Lüneburg. Sie war kein Werk des Fürsten, sondern ein Werk des Volks, das unter dem Schutze einer edlen Fürstin erst recht gedieh. Hier waren es besonders die größern Städte des Landes, die im Vertrauen auf ihre starken Mauern wie auf die Zahl und den Reichtum ihrer Bürger die Einführung der Reformation zum Gegenstand ihres Strebens machten, namentlich Göttingen, Hannover und Nordheim. —

In Göttingen hat Jacob Cordumage, Caplan an der dortigen Jacobikirche, das Verdienst, zuerst das Wort Gottes „lauter, rein und helle“ dem Volke vorgetragen und es auf die Reformation vorbereitet zu haben. Aber bald kam dem Rathe der Stadt, der an der alten Lehre festhielt, die neue Predigtweise des Caplans zu Ohren. Er fürchtete die Verbreitung der „lutherischen Kezerei“ und vertrieb daher, nachdem er sich mit dem erzbischöflich mainzischen Landvoigt des Eichsfeldes berathen hatte, Cordumage 1528 aus der Stadt. Dieser hatte noch zu wenige Anhänger, um sich dieser Maßregel widersetzen zu können. Doch die Zahl der evangelisch Gesinnten mehrte sich bald. Dazu trugen theils wandernde Tuchmachergesellen, deren Innung zu Göttingen sehr bedeutend war, viel bei, indem durch sie manches Exemplar des damals erschienenen kleinen Catechismus Luthers und manches seiner Lieder in die Stadt kam; theils aber auch der Umstand, daß den im Sinne Luthers predigenden Pastoren der nahe bei der Stadt liegenden Dörfer Gronne und Rosdorf das Predigen nicht untersagt ward, deren Kirchen sich daher nun mit Städtern, die der neuen Lehre anhängen, füllten. —

Da brach 1529 wie in fast ganz Niedersachsen, so auch zu Göttingen eine pestartige Krankheit aus, die englische Schweißseuche genannt. Um den verheerenden Wirkungen derselben ein Ziel zu setzen, zogen die Mönche des Pauliner-

und des Franciscaner Klosters mit Fahnen, Kreuzen und brennenden Kerzen in feierlicher Prozession, unter dem Geläute der Glocken lateinische Psalmen singend, durch die Straßen der Stadt. Eine zahllose Masse Volks nahm am Zuge Theil, der sich deshalb nur langsam fortbewegte. Als man auf die Grohndersstraße kam, stimmten die Mönche eben die Vitanci an, als die Tuchmachergesellen ein Kraftlied Luthers: „Aus tiefer Noth schrei ich zu Dir“ u. s. w. zu singen begannen, in welches begeistert die Volksmasse einstimmte, so daß die Mönche schweigen mußten. Seit diesem Vorfalle wurden in den Kirchen die Geistlichen, die nach wie vor die Messe lateinisch hielten, öfters von der Gemeinde durch Anstimmung deutscher, Luthers Geist athmender Lieder zum Schweigen gebracht. Unter diesen Umständen wagte es Friedrich Hüttenthal, der bisher das Evangelium in Rosdorf gepredigt hatte, nach Göttingen zu kommen und auf offnem Markte eine Predigt zu halten, in der er den Rath wegen seines starren Festhaltens an den katholischen Mißbräuchen strenge tadelte. Solcher Freimuth weckte auch die Kühnheit der Bürgerschaft, man drohete mit Aufruhr und brachte es dahin, daß der Rath den protestantisch gesinnten Bürgern im October 1529 die Kirche des Pauliner Klosters zum Gottesdienste überließ. —

Aber kaum hatte die Reformation einigen Boden gewonnen, da ließen sich Einzelne, ihre Abneigung gegen die alte Lehre auch auf Alles, was nur irgend daran erinnerte, ausdehnend, durch ihren Eifer für eine edle Sache zu unedlen Thaten verleiten. Nämlich einige von eifernden Prädicanten geleitete Bürger drangen in die Kirchen und Klöster der Stadt, raubten dort eine große Anzahl von Heiligenbildern und übergaben dieselben ganz öffentlich auf dem Markte den Flammen. Da glaubte sich der Rath der Einführung der Reformation nicht länger widersetzen zu dürfen. Abgeordnete wurden nach Braunschweig und an den Landgraf Philipp von Hessen gesandt, um für Göttingen lutherische Prediger zu erbitten. —

So kam im Anfang des Jahres 1530 Heinrich Winkel von Braunschweig, der die Stadtkirchen insgesamt reformirte, lutherische Prediger an denselben ordinirte und das städtische Kirchenwesen durch eine in demselben Jahre erscheinende Kirchenordnung einrichtete. Dies ging in der größten Ruhe zu, selbst die Mönche des Pauliner Klosters schlossen sich der neuen Lehre an und nahmen vom Rathe, der ihre Güter zum Stadttarar zog, entweder lebenslängliche Leibrenten, oder eine Unterstützung, um sich dem Studium der protestantischen Theologie zu widmen. Nur die Mönche des Franciscaner- oder Barfüßerklosters wollten sich nicht fügen und zogen, erbittert über den Sturz ihres Ansehens, auf Befehl des Rathes paarweise aus der Stadt. Sie gingen nach Heiligenstadt im Eichsfelde, wo es dem Erzbischof von Mainz als Herrn des Landes gelungen war, jedes Eindringen reformatorischer Tendenzen zu verhindern. — So war die Reformation 1530 in Göttingen nicht nur eingeführt, sondern auch gesichert, zumal da Herzog Erich der Ältere Nichts that, die neue Lehre zu unterdrücken. —

Das Beispiel Göttingens wirkte auf das benachbarte Nordheim. Auch hier hatte das Lutherthum schon 1528 einige Anhänger, die aber, da der katholische Rath von der Reformation nichts wissen wollte, nur in der Umgegend, wie zu Ratlenburg oder zu Göttingen, hin und wieder der Predigt eines lutherischen Prädicanten beizuwohnen pflegten. Dennoch gewann die reine Lehre durch sie nach und nach so viele Anhänger, daß ihr binnen kurzer Zeit der größte Theil der Bürgerschaft wenn auch nur heimlich angehörte. Wohl erkannten auch hier die Priester, wie immer Mehrere dem alten Glauben abtrünnig wurden, wohl sahen sie, wie ihr Ansehn und Einfluß bald dahin sein werde, wenn das Lutherthum sich noch weiter ausbreite. Daher suchten sie durch heftige Predigten die Hinneigung zur „Martinischen Irrlehre“ zu bekämpfen. In dieser Absicht predigte am Mittwoch nach dem Feste der heiligen drei Könige 1529 ein dortiger Mönch, Arend Bode, gegen einzelne Lehren Luthers und gerieth dabei in großen Eifer. Still horchte man seinen Worten, und in der Hoffnung, Viele seiner Zuhörer vor dem Uebertritt zur Ketzerei gerettet zu haben, verließ der Mönch die Kanzel. Da erhob sich mitten in der Kirche ein Jüngling, mit Namen Peter Hohmann, nahm sein Evangelienbuch, schritt dem Mönche fest entgegen und rief ihm laut zu: „Mönch, du lügst oder dies Buch lügt!“ Dann forderte er ihn zu einer Disputation über den Gegenstand seiner Predigt auf, die der Mönch aber, der Jugend seines Gegners spottend, ablehnte. Dieser Vorfall mehrte die Zahl der lutherisch Gesinnten in Nordheim, die es, obgleich der Rath auf Antrieb der Geistlichen 40 „Keter“ aus der Stadt verwies, dennoch 1529 durchsetzten, daß ihnen die Sixtuskirche zum Gottesdienst überlassen wurde. Diese Erwerbung bestätigte ihnen Herzog Erich, gegen Zahlung einer Summe von 6000 Gulden, ohne Bedenken. —

Wie zu Göttingen, so kostete auch zu Hannover die Einführung der Reformation einen harten Kampf. Auch hier war besonders die Klostergeistlichkeit und der Rath gegen die neue Lehre; dagegen forderten Gemeinde und Gilde zum Theil die Annahme derselben. Einzelne Anhänger Luthers gab es hier schon 1528. Diese gingen besonders darauf aus, die Barfüßer, — ihr Kloster lag auf der Leinestraße — welche jährlich ein Kind, das aus dem bethlehemitischen Kindermorde gerettet sein sollte, dem Volke zu zeigen pflegten, wegen eines solchen Unwesens zu verspotten und lächerlich zu machen. Namentlich dieser Umstand veranlaßte Manchen, zur evangelischen Lehre überzutreten, und so mehrte sich die Zahl der Protestanten nach und nach so sehr, daß sie es im August 1532 wagen konnten, selbst wider den Willen des katholischen Rathes Zusammenkünfte zu halten, um über die Einführung der Reformation zu berathschlagen. Dessen ungeachtet machte dieselbe nur sehr langsame Fortschritte. Denn nicht nur unter den Bürgern selbst befanden sich „viele verhärtete Papisten,“ die von Luther nichts wissen wollten, sondern auch der katholische Rath ließ die Bestrebungen der evangelischen Bürger völlig unbeachtet. Auch die städtische Geistlichkeit that das Ihrige, um das Panier der allein seligmachenden Kirche aufrecht zu erhalten. Zu diesem Zwecke wußte der Franciscaner-

mönch Nunge kein wirksameres Mittel, als auf den „Keger“ Luther in seinen Predigten nach Kräften zu schimpfen. Die evangelischen Bürger, deren Anhaltspunkt G. Scarabäus, Prediger an der Georgskirche, und der Schulrector W. Hoker bildeten, wurden hierdurch so aufgebracht, daß sie vom Rath die Ausweisung des Mönchs forderten und, als man ihren Bitten kein Gehör schenkte, einen Auflauf auf dem Markte zu Stande brachten. Der von der Gemeinde und den Zünften immer heftiger bedrängte Rath rief 1533 Herzog Erich den Aeltern zu Hülfe. Dieser kam sogleich, aber nicht um die alte Lehre zu schirmen, sondern um die Eintracht in der Stadt wieder herzustellen. Indessen sein Erscheinen hatte nicht den gewünschten Erfolg, da er die allgemeine Einführung der lutherischen Lehre, um welches Zugeständniß ihn der größte Theil der Bürgerschaft demüthig bat, nicht erlauben wollte, indem er die Erledigung dieses Punktes nur einem demnächst zu haltenden allgemeinen Concilium überlassen wollte. Nur darin gab er nach, daß er den Bürgern gestattete, deutsche Lieder in den Häusern und auf den Straßen zu singen, so wie die Bibel und andere geistliche Schriften zu lesen. Allein diese Zugeständnisse waren zu unbedeutend, um die Freunde der evangelischen Wahrheit auch nur einigermaßen befriedigen zu können. Daher wurde der Zwiespalt zwischen dem an der Erklärung des Herzogs festhaltenden Rathe und der Bürgerschaft, die von der Rechtmäßigkeit ihrer Forderung überzeugt war und darum nicht nachließ, immer von Neuem mit ihr hervorzutreten, immer größer und bedenklicher; täglich wuchs die Erbitterung gegen die Mönche und den Rath, und die Gefahr eines Aufstandes ward immer drohender. Bei dieser Stimmung der Bürgerschaft verließen 1533 am 14ten September — es war das Fest der Kreuzeshöhe — die Barfüßer ihr stattliches Kloster und zogen mit Kreuzen, Fahnen, Bildern und Fackeln aus der Stadt und ihrem Gebiete. Mit ihnen zogen nicht nur die Prediger der Regidien- und Kreuzkirche, sondern auch der ganze Rath, um nicht länger ein Regiment führen zu müssen, dem er sich unter jenen Umständen nicht gewachsen fühlte. —

Die Regierung der Stadt führten einstweilen statt des geflohenen Rathes die Bildemeister und die Aelterleute der Gemeinde; indeß vermochten sie die einmal entzügelten Leidenschaften des Volks um so weniger zu besänftigen, da eine Zeit der Noth kam. Nämlich auf Befehl Erichs des Aeltern, an den sich die geflohenen Rathsherrn gewandt hatten, schnitten die Landleute der Umgegend der Stadt die Zufuhr ab. So entstand Mangel an Lebensmitteln. Obgleich Herzog Ernst der Bekenner aus den nahegelegenen Lüneburgischen Ortschaften Proviant schickte, so wurde doch die Noth immer größer, und namentlich sie war es, welche das Eigenthum der Wohlhabenden vor den Ansprüchen der Darbenden nicht sichern konnte und die religiösen Bestrebungen zum Deckmantel offenbarer Widerrechtlichkeiten werden ließ. Dieser anarchische Zustand ward erst 1534 am Sonntag Jubilate beendet, indem damals die Bürgerschaft einen neuen Rath erwählte, welcher die Zügel der Stadtregierung kräftig ergriff, die evangelische Religion einführte und durch Heinrich Winkel

und Andr. Hoyer aus Braunschweig befestigen ließ. Gesichert wurde die neue Lehre zu Hannover durch einen 1534 am 1sten August geschlossenen Vergleich, den namentlich die Vermittlung Elisabeths, der zweiten Gemahlin Erichs des Ältern, die dem Lutherthum selbst von ganzem Herzen anhing, zu Stande gebracht hatte. In diesem gestand Herzog Erich den Bürgern seiner Stadt Hannover gegen eine Summe von etwa 7000 Goldgulden freie Religionsübung zu, bestätigte den neuen Rath und setzte es durch, daß die Mitglieder des alten Rathes in die Stadt zurückkehren durften. —

Das Verdienst, das Reformationswerk im Fürstenthum Kalenberg=Göttingen begonnen zu haben, gebührt demnach den Städten Göttingen, Hannover und Nordheim; dagegen die Verbreitung der neuen Lehre über das Land und deren Befestigung ist der zweiten Gemahlin Erichs des Ältern, der Herzogin Elisabeth und dem von ihr berufenen Anton Corvinus zuzuschreiben. —

Wie die Städte, so benutzte auch Elisabeth die Duldsamkeit Erichs des Ältern. Schon lange war sie für Luthers Ansichten gewonnen; doch erst 1538, als die größern Städte des Landes die Reformation bereits angenommen hatten, trat sie mit ihren religiösen Ansichten offen auf, indem sie sich und einigen ihrer Hoffräulein das Abendmahl unter beiderlei Gestalt reichen ließ. Noch weiter ging sie, als Herzog Erich im November 1539 Münden verließ, um dem Reichstage zu Hagenau beizuwohnen. Sie berief nämlich Anton Corvinus, der damals evangelischer Prediger zu Wizenhausen *) war, zu sich nach Münden, um sich desselben demnächst zur Einführung der Reformation in Kalenberg=Göttingen zu bedienen. Sobald Herzog Erich der Ältere gestorben war, (1540 den 26sten Juli) beschloß die Herzogin, die für ihren noch unmündigen Sohn, Erich den Jüngern, die vormundschaftliche Regierung zu führen hatte, die Kirchen des Fürstenthums durch A. Corvinus zu reformiren. —

Durch Bitten und gütige Vorstellungen gelang es Elisabeth, die Bewohner der kleineren Städte des Fürstenthums und die Landgemeinden für die Annahme der neuen Lehre zu gewinnen. Aber erst nachdem der zum Hofprediger und Generalsuperintendenten des Fürstenthums erhobene A. Corvinus eine allgemeine Kirchenordnung zu Stande gebracht hatte, begann Elisabeth, von ihm geleitet und von ihrem Arzte Burchard Mithofe und dem Kanzler Just Waldbausen unterstützt, muthig das Werk der Reformation des Landes. Dies begann mit einer allgemeinen Kirchenvisitation im Anfang des Jahres 1542, welche A. Corvinus leitete. Fast überall im Lande wurde damals durch die Visitatoren der katholische Gottesdienst abgeschafft und die neue Lehre angenommen; nur einige Klöster, wie Hildwartshausen, Wülfinghausen, wagten es, sich der Reformation entschieden zu widersetzen.

So war das heilsame Licht des Evangeliums bereits im ganzen Fürstenthume aufgegangen, schon tönten aus fast allen Kirchen statt lateinischer Psal-

*) Wizenhausen liegt südlich von Münden an der Werra im Hessischen.

men deutsche Gefänge, schon war in den regelmäßigen Synoden ein Mittel gegeben, die neue Lehre mehr und mehr zu befestigen. So stand es im Fürstenthum Kalenberg-Göttingen, als 1546 Herzog Erich der Jüngere die Regierung antrat. Der junge Fürst, dem seine edle Mutter schon früh Liebe zum Lutherthum eingeflößt, den Corvinus Unterricht darin befestigt hatte, galt um so mehr für eine Stütze der neuen Lehre, da man hörte, daß er 1546 seinem Beichtvater Casper Koltemann folgende Versicherung gegeben habe: „Lieber Herr Casper, Alles, was ich im Wams und Busen habe, will ich um der „erkannten evangelischen Wahrheit willen, darin ich erzogen, in die Schanze „und äußerste Gefahr setzen, ehe ich mich davon wetterwendisch machen oder „zum Abfall wollte bewegen lassen!“

Doch die Umstände lenkten es anders. Der ritterliche Sinn, den Erich von seinem Vater geerbt, trieb ihn fort aus seinem kleinen Lande an des Kaisers glänzenden Hof. Dort schmeichelte ihm der Gedanke, in seines Kaisers Gnade den höchsten Ruhm zu finden; dort überraschte ihn, der bisher nur dem einfachen, glanzlosen Gottesdienst lutherischer Kirchen beigewohnt hatte, die sinnbefehlende Pracht des katholischen Ritus, dort umgarnten ihn die Rege katholischer Fürsten; kurz es geschah, was Elisabeth bei seiner Abreise an den Kaiserhof befürchtet hatte, Erich der Jüngere trat zum Katholicismus über. Als er nun 1547 in sein Land zurückkehrte, zeigten sich seine reactionären Tendenzen zu Gunsten des Katholicismus offen. Ohne seine Mutter Elisabeth zu Münden eines Grußes zu würdigen, zog der Herzog ins Kloster Hilwartshausen, das noch katholisch war. Von hier aus gebot er zuerst allen Klöstern des Fürstenthums, zur Religion der Väter zurückzukehren, das Klosterleben wieder herzustellen, Messe zu lesen und Horen zu singen. Fast ohne Ausnahme leisteten die Klöster den geforderten Gehorsam. Sodann gebot der Herzog den Stadt- und Landgemeinden die Annahme des Interim, d. h. jenes kaiserlichen Mandats, welches verordnete, daß man einstweilen (interim) bis zu einer allgemeinen Kirchenversammlung nicht von der alten Lehre abweichen solle. Dies that der Herzog, weil seine Mutter kurz vor seiner Rückkehr eine von A. Corvinus abgefaßte Widerlegung des Interim von den Predigern des Fürstenthums auf einer Synode zu Münden hatte unterschreiben lassen. Daher fand Erichs Forderung in Bezug auf die Annahme des Interim jetzt den entschiedensten Widerspruch. An den meisten Orten gedachten die Prediger ihres zu Münden schriftlich gegebenen Worts und hielten fest und treu am Evangelio, wurden aber eben deshalb ihrer Stellen entsetzt und mußten sammt ihren Familien auswandern. Nur wenige Pfarrer, wie die im Amte Erichsburg, vergaßen des gegebenen Worts und traten, indem sie das Interim anerkannten, zum Katholicismus zurück. —

Einen so entschiedenen Widerspruch gegen ein Edict seines Kaisers und Herrn hatte Herzog Erich der Jüngere in seinem Lande nicht erwartet, um so größer war daher seine Erbitterung gegen den, in dem er den Haupturheber dieses Widerspruchs erkannte, gegen seinen ehemaligen Lehrer A. Corvinus. Auf

Befehl des Herzogs wurde der edle Vorkämpfer der evangelischen Wahrheit im Dunkel der Nacht in seiner Wohnung zu Pattensen, wo er als Generalsuperintendent des Fürstenthums seinen Sitz hatte, von spanischen und brabantischen Kriegsknechten am 1sten November 1549 überfallen und nach der nahen Burg Kalenberg gebracht, in deren feuchten Thurmkerkern er drei Jahre lang schmachten mußte. Sobald Corvinus auf dem Kalenberge in Sicherheit war, nahmen im Auftrage Erichs des Jüngern der Propst zu Barfinghausen und der Abt des Klosters Marienrode eine zweite Kirchenvisitation im Fürstenthum vor, durch welche fast überall der Gottesdienst wieder nach katholischem Ritus eingerichtet wurde. Nur in den größern Städten des Fürstenthums, in Göttingen, Nordheim, Hannover und Hameln blieb, da man die Visitatoren nicht einließ, das Evangelium ungefährdet. —

Diese trostlose Lage nahm erst 1553 ein Ende. Der Vermittlung des protestantischen Markgrafen Albrecht von Brandenburg=Culmbach, der Erichs Freund war, und den sanften Bitten Elisabeths gelang es gegen Ende des Jahres 1552, die Befreiung des edlen Corvinus aus den Gefängnissen des Kalenbergs zu erwirken. Krank verließ der würdige Mann seinen Kerker und starb fünf Monate nachher, am 5ten April 1553, zu Hannover, wo er in der Georgskirche seine Ruhestätte fand. Das Bewußtsein, den Tod seines würdigen Lehrers verschuldet und jenen seinem Beichtvater einst geschwornen Eid gebrochen zu haben, erschütterten Herzog Erich heftig. Dazu kam die unzufriedene, mißmuthige Stimmung des Landes, das mit dem entschiedensten Unwillen gegen den gewaltsam zurückgeführten Katholicismus erfüllt war. Dies Alles bestimmte Erich den Jüngern zu dem Entschlusse, die bisherigen Unbilden durch größere Treue gegen seine Unterthanen in Vergessenheit zu bringen; daher gelobte er in einem Schreiben vom Pfingstabend 1553, die Ausbreitung der augsburgischen Confession in seinen Landen nicht ferner hindern zu wollen, rief dann die 1547 entsetzten und vertriebenen Pfarrer und Caplane zurück und setzte sie wieder in ihre Aemter ein. So ward die Reformation seit 1553 nach und nach wieder allgemein eingeführt, so daß Elisabeth 1558 mit dem frohen Bewußtsein sterben konnte, das Hauptziel ihrer Bestrebungen, wenn auch erst nach vielen Mühsalen und Beschwerden, endlich doch glücklich erreicht zu haben. —

3. Fürstenthum Grubenhagen.

Als die Reformation begann, war das kleine Fürstenthum Grubenhagen in den Händen zweier Fürsten, nämlich Philipps des Ältern und Heinrichs. Jener besaß den östlichen Theil des Landes, in welchem Osterode und Herzberg liegen; dieser das westlich liegende Stück an der Leine mit Einbeck und Salzderhelden. 1526 kam Philipp der Ältere, da Heinrich ohne Erben starb, in den Besitz des ganzen Fürstenthums, welches er bis 1551 regierte.

Wie in Kalenberg=Göttingen, so ging auch hier die Reformation vom Volke aus, wurde aber hier fast ohne allen Kampf durchgeführt, da auch der Landesfürst sich anschloß, um die neue Lehre nach Kräften zu schirmen und zu befestigen. —

Der Erste, der sich im Lande Grubenhagen offen zur neuen Lehre bekannte, war der Augustinermönch Ebberrecht, der als Vicar des Alexanderstifts zu Einbeck Prediger in den nahe bei jener Stadt liegenden Dörfern Hüllerßen und Kohnsen war. Schon 1522, wo man fast noch nirgends in Niedersachsen mit reformatorischen Tendenzen offen aufzutreten wagte, bekannte er sich nicht nur offen zum Evangelium, sondern begann auch schon, die katholischen Kirchengebräuche im Sinne Luthers zu vereinfachen und zu ändern, namentlich beim Abendmahl seinen Beichtkindern außer der Hostie auch den Kelch zu reichen. Wie unreif die Landleute Niedersachsens damals noch für die Reformation waren, zeigt der Umstand, daß Ebberrechts Pfarreingefessenen fast ohne Ausnahme die Kirche nicht mehr besuchten, weil sie ihren Prediger für einen Keger hielten. Obgleich auch das Landvolk die Gebrechen der damaligen katholischen Kirche nicht verkannte, so kann doch jene Erscheinung nicht in Staunen setzen, wenn man bedenkt, daß die plattdeutsch redenden Landleute in Niedersachsen die hochdeutsch geschriebenen populären Schriften der Reformatoren, z. B. den Katechismus und die Bibelübersetzung Luthers, gar nicht verstanden. Nur in den niedersächsischen Städten, namentlich in den Handel treibenden, fanden sich wenigstens Mehrere, die auch hochdeutsch verstanden. Daher in den Städten meistens schon früh, wenn auch nur bei Einzelnen, ein lebhaftes Interesse für die Reformation. So auch in Einbeck, der bedeutendsten Stadt des Landes Grubenhagen.

Schon seit Ebberrechts Auftreten gab es in Einbeck einzelne Anhänger des Evangeliums. Ihre Zahl mehrte sich besonders seit dem Jahre 1524, als zwei Augustinermönche, Joh. Dorenwelle und Ernst Burmester, in einzelnen Predigten gegen den Ablassfram heftig eiferten. Ihnen kam 1525 Gottschalk Kropp, ein Freund Luthers, bisher Prior des Augustinerklosters zu Herford in Westphalen, zu Hülfe. Er suchte den Bürgern die Irthümlichkeit der Lehren vom Fegfeuer, von der Messe, von der Heiligenverehrung, vom Ablass und von der Unfehlbarkeit der Päpste nachzuweisen und lehrte im Sinne Luthers, daß nicht gute Werke, sondern der Glaube selig mache. Durch solche Lehren wurden die Chorherren am Alexander- und am Marienstift in Harnisch gebracht. Erzürnt über diese nach ihren Ansichten so gröbliche Ketzerei wandten sie sich, vom Rath und den patricischen Geschlechtern der Stadt unterstützt, mit ihren Beschwerden über die festen Augustiner an den Herzog Philipp 1526. Der aber wollte nicht vorschnell den Stab über die brechen, mit deren Ansichten er im Grunde seines Herzens eine nicht geringe Uebereinstimmung fühlte, namentlich seit dem er Luther auf dem Reichstage zu Worms persönlich kennen gelernt hatte. Daher zauderte er, in die Ausweisung der drei Augustiner zu willigen. Unter diesen Umständen wandten sich die genannten Stiftsherren, die um jeden Preis die Neuerer entfernt wissen wollten, an Philipp des Ältern Bruder, Erich, der Bischof von Osnabrück und Paderborn war. Durch seine Dazwischenkunft gelangten sie zum Ziele; Dorenwelle, Burmester und Kropp mußten 1526 die Stadt verlassen. Doch die Liebe zum Evangelium ließ sich bei den Bürgern nicht erstickten, sondern wurde, als die Verkämpfer der Wahr-

heit vertrieben waren, immer größer und allgemeiner. Bei der stets wachsenden Unzufriedenheit der Bürgerschaft mußten die Rathsherrn endlich ihre Zustimmung zu der Berufung eines lutherischen Predigers geben. So kam ein von Herzog Heinrich dem Jüngern von Braunschweig aus Helmstedt vertriebener Prädicant, Conr. Wolen, als Prediger an die den Protestanten eingeräumte Marktkirche. Bald nachher kehrten auch Dorenwelle, Burmester und Kroypp nach Einbeck zurück, woselbst Letzterer 1529 Prediger an der Neustadtkirche wurde. Seitdem fand die Reformation zu Einbeck nach und nach allgemeinen Eingang und blieb fortan unangefochten. —

Allmählig war auch Herzog Philipp der Ältere in seinen Ansichten von der Reformation entschiedener geworden. Schon seit 1521 war er von der Nothwendigkeit einer Kirchenverbesserung überzeugt, er sah ein, daß die Mißbräuche des katholischen Kirchenwesens zu groß wären, als daß sie nicht einer Abstellung dringend bedürften. Doch zu einer Abstellung derselben im Sinne des unerschrockenen Luther hielt er sich selbst anfangs nicht für berechtigt; denn er erwartete dieselbe vom Kaiser als dem Oberhaupte des Reiches. Erst als diese Erwartung ein Jahrzehnt lang unerfüllt geblieben war, trat Philipp selbstthätig auf. Um sich mit den Lehren des großen Reformators genauer bekannt zu machen, machte er Ernst Burmester, den wir aus der Reformationsgeschichte Einbecks schon kennen, zum Prediger auf seinem Schlosse Ratlenburg 1533. Durch ihn veranlaßt trat der Herzog 1534 zur größten Freude des evangelischen Theils seiner Unterthanen selbst zum Lutherthum über und berief zur Einführung und Befestigung der neuen Lehre im Fürstenthum Grubenhagen den Dr. Nicolaus Amsdorf aus Magdeburg. Dieser kam noch im Jahr 1534 und reformirte nach des Herzogs Wunsch alle Kirchen, Klöster und Stifter des Fürstenthums ohne große Mühe. Auch die Chorherren des Alexander- und des Marienstiftes, die bisher mit dem größten Eifer für den alten Glauben gestritten hatten, schlossen sich nach einigen Unterhandlungen der Reformation an. Nur die Prämonstratenser zu Wölde wollten sich nicht fügen und zogen, als sie auf Befehl des Herzogs ihr stattliches Kloster verlassen mußten, nach ihrem Klosterhose zu Duderstadt. —

So war im Ganzen ohne bedeutende Kämpfe auch in Grubenhagen und auf den Höhen des Oberharzes, dessen freiheitsliebende Bewohner besonders durch Luthers kräftige Lieder schon früh für das Lutherthum gewonnen waren, die Reformation bereits ganz durchgeführt, als Herzog Philipp 1531 starb. Ihm folgte sein Sohn Ernst, dessen treue Anhänglichkeit an das Evangelium die neue Lehre vollends befestigte und sicherte. —

Vaterländische Anekdoten.

4. *)

De Opperman to funte Blasius in der Borg to Brunswyf, Bonichius, kofde sik up funte Gallen-Marked enen Fresschen Dffen, un brogt' ön, bewile he ön in der Opperye (Opfermannswohnung) nig laten konde, tegen Abend in den Krüzgang der Borgfärke, de olddings (in fröhern Zeiten) nig wyb fan dem Slotte des Försten lag, (die Domprobstei oder das Bevernsche Palais) un alene dorg ene festein Foot breide Twete (Durchgangsgasse) geshöred (geschieden) was. He wolde den Dffen am andern Morgen slagten laten un dagte, it were guud, wän he nist freite, dar he of neen Foder (Futter) fer ön hadde. Dat arme Beest droog sinen Hunger dübdiglik (geduldig), went tegen Midnagt (bis gegen Mitternacht), do aver begunde it to bölsen un to raren (lärmen, unruhig sein), dat it gruwelik an to hören was.

De Förste de um düsse Tyd to Bedde gung, en konde keen Dage sluten for dem Gerare (Lärmen) un wüste nig wat dat heet, wente sülken Nagtsang (Nachtgesang) hadde he nog newerbe (niemals) hörd. He klingerde den Dener, und de Dener möste up der Steede tom Opperman Bonichius, den he uut dem warmen Bedde kloppede. Düsse wreev (rieh) sik de Dogen, un was heel forbut (ganz erstaunt), dog mooste he midde tom Försten, un wüste nig wörümme, went de Dener, kond'it öm sülvest nig säggen. Bevende un mid swarem Härten kwam he int Slot, un for dat Bedde des Försten, de dar mid grämelicker Stemme froog, wat dat for ein Spalk (Spuk) un Gerare im Krüzgange were? — „Dg, Junwe Weerbe!“ (Ach, Euer Durchlaucht) reep de „Köster“ „dat is myn Dffe, den ik fan Dage kofd häre! Dat arme Deert!“ „Ik hadde nein Foder darfer, nu bad ik den Kantor mik ene Riipe ful fan sinen Hoi av to laten. Dat dede he un nu sint daar Snetteln (Schnitzeln)“

*) Die Zeit, in welcher die eigenthümliche Mundart der Niedersachsen, das Sächsische oder s. g. Plattdeutsche, in allen Verhältnissen, vor Gericht und im Rathe, in der Kirche und in der Schule, wie viel mehr in der Gesellschaft geredet wurde, ist längst vorüber. Ueberall gilt in den Städten das Hochdeutsche als Umgangssprache und nur in der vertraulichen Unterhaltung, im häuslichen Kreise und unter Freunden wird noch dann und wann das vertrauliche Niederdeutsch gesprochen. Aber noch ist Getilob diese Mundart zu fest mit der Lebensart und der Natur der Niedersachsen verschwivert, als daß es bis jezt gelungen wäre, sie ganz zu vertreiben. In ihr spricht sich das Volk mit vollem Herzen aus und nimmt ihre Töne wiederum eben so gern und fröhlich auf. Wir glauben daher nicht zu fehlen, wenn wir zuweilen unsern Lesern einige vaterländische Anekdoten in sächsischer Sprache mittheilen. Wir entnehmen dieselben aus einem wenig bekannten, von dem am 1sten August 1842 zu Braunschweig verstorbenen Sprachforscher, Dr. med. R. F. A. Scheller herausgegebenen Werke: *Das Sächsische Döneken Bök*. Hamborg. 1829, 8.

„fan sinen Rärken-Musiken mank wäst, un de hät dat arme Beest mede frä-
ten, so dat it de swaren Noten nu avbölken mot!“

De Förste laghede (lachte), mär hood (aber befahl), den Dffen up der
Stede dar en weg to bringen, un süs wor sine swaren Noten avsinghen to
laten.

5.

Ein Borgemäster to Brunswyk gung enes Dages for enem Huse forby,
worinne he ein groot Gefhrigt (Geschrei) un Ramenten hörde. Nu, dagte he,
du bist dog Borgemäster, un most Frede stigten! (stiften) He trad in: dar sag
he, dat de Huswerd syn bose un aische (schlecht) Wyv mid ener Swöpe (Peit-
sche) döged avgallerde — (tüchtig abprügelte) Hoold, rep de Borgemäster, wat
is dat hyr? Plünnecke (so heit de Werd) leet av, un trefde sine Mütse. Sein
Se, fortellede (erzählte) he, dat Wyv bringt mik um allens, um Guud un
Ere, um Ruuwe un Frieden! un so las he öm ein groot Sundenfortekenis for,
so dat de Borgemäster de Kop shüddelde un sä: Fruwe, Fruwe! dat mot se
jo nig doon! — Hei, rar'de dat Wyv, Sei bruukt sik oof nig mank Gelüde
(Eheleute) to stäken! Ja dat is oof waar, reep de Borgemäster, Her Plün-
necke so slagen Se dän man to! Un so gung he siner Wäge, un Plünnecke
betengede (begann) syn Warf (Werk) fan forn.

W a l f e n r i e d.

Seltener als die nordwärts gelegenen, lieblichen Gegenden des Harzes
werden die südlichen Vorhallen dieses Gebirges von den Reisenden besucht und
erst in neuerer Zeit hat man angefangen, auch diesen Gegenden eine größere
Aufmerksamkeit zu widmen. Und das mit Recht, denn die stets neue, nie sich
wiederholende Natur hat auch diesen Theilen, welche keinem andern Punkte des
Harzes nachstehen, eigenthümliche Reize und Schönheiten verliehen. Wer wird
sich nicht mit hoher Freude der Tage erinnern, wo er zu Herzberg, Scharzfels,
Stollberg u. s. w. im Anblicke der Natur schwelgte, wer wird, war er auch
nur auf Augenblicke an dem Orte, den heitern Thalgrund, den ergreifenden
Garten Gottes vergessen können, in welchem, rings von hohen Bergen eingeschlos-
sen, von dem schönsten Wiesengrunde umkränzt, aus dem frischen Grün schlanker
Buchen, die freundlichen Dächer des Herzoglich Braunschweigischen Fleckens Wal-
fenried hervortauchen. Und nicht die Natur allein hat dieser Gegend ihren
Schmuck gereicht, auch der Fleiß des Menschen hat das Seinige dazu beigetra-
gen. Denn über den niedern Hütten ragen, auch noch im Verfallen Ehrfurcht
gebietend und Staunen erweckend, herrlich und groß, die umfassenden, gewal-

tigen Ruinen der Kirche des Klosters, welches dem Orte den Namen gegeben hat, hervor. Wehmuth ergreift den Wanderer, wenn er, die großartigen Trümmer des riesigen Baues betrachtend, der Gebrechlichkeit alles Menschenwerks gedenkt. Wie strebten einst die stolzen Zinnen des prächtigen Gotteshauses hoch in die Lüfte, ein Zeugniß der Frömmigkeit und des Kunstfleißes unserer Ahnen, und was ist jetzt von aller der Herrlichkeit übrig geblieben? An der Stätte, an welcher einst die Schaaren der Gläubigen Lobgesänge zu dem Allmächtigen emporfendeten, nistet jetzt der scheuen Nachtvögel zahlloser Schwarm und wo einst schlanke Säulen die kühngewölbten Spitzbogen trugen, ragt jetzt nur altes graues Gemäuer, von Ephen überwuchert, hervor. Was frommer Glaube früherer Jahrhunderte gebaut hatte, das vernichtete der frevelnde Uebermuth späterer Zeiten. Nur an dem Tempel, den Gott sich selbst errichtet, konnte sich der armselige Mensch nicht vergreifen; vergänglich ist, was Menschenhand hervorgebracht hat, und in Staub zerfällt, was daraus hervorgegangen ist, aber nie alternd, mit jedem Frühjahr sich neu verjüngend bleibt die Natur ewig frisch und jung.

Das Kloster Walkenried verdankt seine Entstehung, wie viele andere Stifter, dem frommen Irrwahn früherer Jahrhunderte. Es war nämlich im siebenten Jahrhundert Sitte geworden, daß weltliche Personen, vorzüglich wenn sie das Ende ihres Lebens herannahen sahen, um der Belohnung im künftigen Leben desto gewisser zu werden, sich in ein Kloster, welches sie entweder gegründet oder reich beschenkt hatten, begaben, ohne jedoch, obgleich sie die Mönchskleidung anlegten, und die Ordensregeln beobachteten, stets in dem Kloster zu wohnen und der weltlichen Herrschaft ganz zu entsagen. Diese Gewohnheit währte mehrere Jahrhunderte hindurch. Auch der im Anfange des zwölften Jahrhunderts lebende Graf Volkmar von Klettenberg glaubte Gott dadurch wohlgefällig zu werden, wenn er in ein Kloster gehe. Er schenkte also dem reichen Benedictinerkloster Huyseburg bei Halberstadt 32 Hufen Landes und begab sich dann als Mönch in dasselbe. Der erwähnten Schenkung fügte Volkmar auch noch das Vorwerk Walkenriede, mit Holzung, Acker, Wiesen und Teichen hinzu, jedoch unter der Bedingung, daß seine Gemahlin Adelheid, eine Tochter des Grafen Ludwig von Lohra, für ihre Lebenszeit Besitzerin desselben bleiben solle. Adelheid, welche ihrem Gemahl an Frömmigkeit nicht nachstand, wünschte selbst ein Kloster zu erbauen und wußte deshalb vom Abte Alfried von Huyseburg die Erlaubniß zu erlangen, zu Walkenried eine Kirche und einige Gebäude errichten zu dürfen. Abt Alfried, welcher anfangs nichts dawider hatte, nahm indessen bald sein Wort zurück, als er die eigentliche Absicht Adelheids merkte. Diese, welche ihren Plan nicht aufgeben wollte, entschädigte deshalb das Kloster Huyseburg mit andern Gütern und rief dann Mönche aus dem Cistercienserkloster Altfeld bei Köln herbei, welche im Jahre 1127 das Kloster zu erbauen begannen. Dieses alte Kloster lag indessen nicht auf der Stelle, auf welcher späterhin ein zweiter Bau unternommen wurde, sondern eine Viertelstunde nördlich davon entfernt. Nach zehn Jahren war der

Bau so weit gediehen, daß das Kloster, dessen Stiftung Kaiser Lothar III. bereits im Jahre 1132 bestätigt hatte, feierlich eingeweiht werden konnte. Adelbert, Erzbischof von Mainz, weihte es am 2ten Mai des Jahrs 1137 mit großer Pracht zur Ehre des allmächtigen Gottes, der Jungfrau Maria und des Bischofs Martin feierlichst ein. Die Gründerin der Stiftung beschenkte diese nicht allein mit einer großen Menge der seltensten Reliquien, sondern wußte es auch zu veranlassen, daß Kaiser und Papst dem Kloster Freiheiten und Privilegien schenkten, welche nur zu dem raschen Emporblühen desselben beitragen konnten. Auch die ersten Boigte des Klosters, die Grafen von Klettenberg, waren bis zu ihrem Aussterben, im Jahre 1260, stets darauf bedacht, die Klostergüter zu vermehren, und der erste Abt des Klosters, Heinrich I., welcher ein und fünfzig Jahr demselben vorstand, erlebte es noch, daß Kaiser Friedrich I. demselben im Jahre 1157 den vierten Theil des Rammelsbergischen Zehnten schenkte, und es in seinen besondern Schutz nahm. Kaiser Heinrich VI. gab dem Kloster die Freiheit im Harzwalde nach Gefallen Holz zu hauen und zu verkohlen und im Jahre 1191 beschenkte Heinrich der Löwe das Stift, welches ihn, als er auf seiner Reise zum Kaiser Heinrich VI. bei Botthfeld mit dem Pferde gestürzt war und das Bein gebrochen hatte, gastlich aufgenommen und verpflegt hatte, ebenfalls mit ansehnlichen Besitzungen. Auch Kaiser Otto IV. kehrte, als er im Jahre 1209 von Goslar ab, nach dem Süden des Reiches reisete, zu Walkenried ein. Feierlich empfangen und festlich bewirthet, verweilte er mehrere Tage im Kloster und ließ es sich sogar gefallen, in die Walkenrieder Bruderschaft aufgenommen zu werden. Als er Abschied nahm, bestätigte er dem Kloster sämmtliche Privilegien und Freiheiten, und verlieh demselben noch obendrein Zollfreiheit und den Wald Vogenthal.

So sehr hatte Walkenried in der kurzen Zeit seines Bestehens seine Besitzungen vermehrt, daß bereits nach Ablauf von achtzig Jahren das Kloster den reichen Mönchen zu gering und zu klein wurde. Der siebente Abt, Heinrich III., welcher vom Jahre 1204 bis zum Jahre 1216 Abt war, begann deshalb im Jahre 1207 auf einem eine Viertelstunde von dem alten Kloster entfernt liegenden Plage einen neuen, größern Bau. Dieser wurde indessen nach einem so großartigen Plane begonnen, daß Walkenried, ungeachtet seines bedeutenden Reichthums, nicht im Stande gewesen sein würde, denselben aus eigenen Mitteln zu bestreiten. Aber die Mönche wurden deshalb nicht ängstlich, sie öffneten sich eine Quelle, welche sobald nicht versiegte. Auf ihre Bitten verhiessen der Papst und mehrere Bischöfe denen, welche zum Bau der Kirche beitragen würden, auf mehrere Jahre Ablass von allen Sünden und die Errettung der Seelen ihrer verstorbenen Familienmitglieder aus dem Fegefeuer. Dieses Mittel verfehlte seine Wirkung nicht. Von allen Seiten strömten die Gläubigen herbei; viele boten die Kraft ihrer Hände an, andere spendeten große Summen Geldes. Ja man erzählt, daß einst ein reicher Bürger aus Goslar einen vier-spännigen, mit Gelde schwer beladenen Wagen den Mönchen gebracht, dann, um nichts wieder heim zu nehmen, die Peitsche an den Wagen gesteckt habe



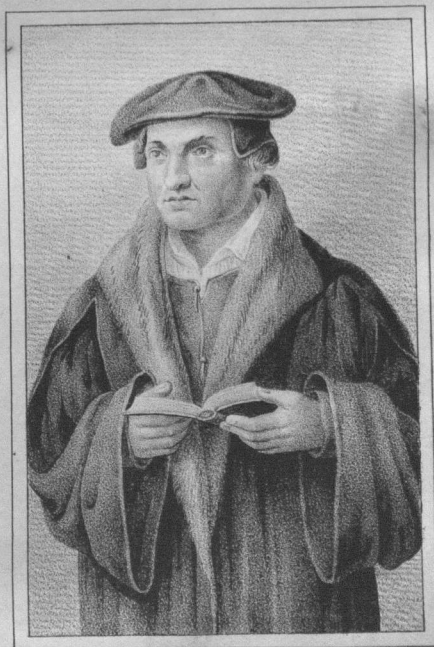
Hannover im Jahre 1640.



Walkenrieder Brumenbecken.



Corvinus.



Bügenhagen.

und von dannen gegangen sei. Und wie den Mönchen das Arbeitslohn wenig kostete, so hatten sie auch nicht nöthig das Baumaterial theuer zu erkaufen. Auf ihre Bitten gestatteten die Grafen von Lauterberg und Scharzfels gern, daß sie die erforderlichen Steine aus einem überaus ergiebigen Steinbruche, unfern Nirei, ungefähr eine Meile von Walkenried, unentgeltlich holen lassen konnten, und bereits S. 47 haben wir erzählt, daß einer unverbürgten Sage zufolge das Weingartenloch bei Nirei dadurch entstanden sein soll, daß die Steine zum Walkenrieder Klosterbaue dort gebrochen wurden. Jahre erschienen und Jahre verschwanden und noch immerfort wurde gebaut. Erst nach Verlauf von achtzig Jahren und nachdem sieben Aebte darüber hingestorben waren, stand die Kirche in ihrer Pracht und Schönheit vollendet da. Zwei Mönche des Klosters, Jordan und Berthold, hatten den Plan dazu entworfen, der auch später unverändert beibehalten wurde. Heinrichs III. Nachfolger, Abt Friedrich (1216—1223), setzte den Bau, zu dem nicht allein die Klöster seines Ordens, sondern auch die fernen Seestädte und Kaiser Friedrich II. beisteuerten, eifrig fort. Unter seiner Prälatur goß der Laienbruder Almann, ein des Hüttenwesens kundiger Mann, ein großes metallenes Becken, welches bei den Kreuzgängen aufgestellt wurde, und auf welches wir später noch einmal zurückkommen werden. Auch seine Nachfolger Heinrich IV. (1223—1225), der selbst ein geschickter Baumeister war, Berthold II. (1225—1237) und Dietrich I. (1237—1255) führten den Bau thätig weiter. Letzterer erlebte, nach kaum angetretener Würde, das Unglück, daß vor seinen Augen das Baugerüste zusammenfiel, mehrere Arbeiter stark beschädigte und drei davon erschlug. Auf Anrathen der Grafen von Klettenberg ließ er deshalb nahe bei der Kirche eine Kapelle erbauen, in welcher er sich fortwährend aufhielt und für die Arbeiter Messe las. Nach seinem Tode wurde Bernhard zum Abte gewählt (1255 bis 1267) und dieser hoffte den Bau zu beendigen, weshalb er viele kostbare Reliquien zur Einweihung der Kirche erwarb. Aber auch er erlebte die Vollendung derselben so wenig als sein Nachfolger, Abt Dittmar II. (1267—1285), und erst dem vierzehnten Abte, Herman I. (1285—1309) war es vergönnt, den kostbaren Klosterbau vollends zu Stande zu bringen, und die Einweihung der Kirche im Jahre 1290 (nach andern erst im Jahre 1294) festlich zu begehen. Er lud den Erzbischof Gerhard von Mainz, zu dessen Sprengel Walkenried gehörte, zur Verrichtung dieser feierlichen Handlung ein, und wendete sich, als dieser verhindert wurde, an den Bischof Siegfried von Hildesheim. Groß war die Zahl der Bischöfe, Prälaten, Fürsten, Grafen und Herren und unermesslich die Schaaren der Gläubigen, welche zu diesem Feste herbeieilten. Auch die neue Kirche, welcher Kaiser Rudolf I. einen Schutzbrief ertheilte, wurde in die Ehre Gottes, des Erlösers, der Jungfrau Maria und des Bischofs Martin geweiht. Lange Zeit hatte es erfordert, sie zu vollenden, aber sie war auch der daran verwendeten Mühe und Arbeit würdig. Sie hatte ihres Gleichen in Deutschland nicht und Jahrhunderte hindurch wurde sie ihrer Größe und künstlichen Bauart wegen für einzig in ihrer Art gehalten, und noch

jetzt geben ihre Ueberreste von dem edlen und reinen Style, den die Baukunst damaliger Zeit in Deutschland erreicht hatte, ein ruhmwürdiges Zeugniß. Ihre Länge betrug 274 Werkshuh, ihre Breite 117 Fuß und ihre Höhe bis zu dem Dache 74, das Dach mitgerechnet aber 117 Fuß. Die fein und genau behauenen Quader waren so künstlich auf einander gefügt, daß die Fugen kaum bemerkbar waren und die ganze Kirche wie aus einem einzigen Steine gehauen erschien. Das Kreuzgewölbe, auf welchem der Thurm mit einer überaus großen Glocke ruhte, wurde von 36 zierlichen Pfeilern getragen. Hinter diesen befanden sich die Kreuzgänge, in welchen die zahlreichen Reliquien aufbewahrt und die Processionen gehalten wurden. Auf dem hohen Chore, das Paradies genannt, dessen Fenster von der Erde bis unter das Dach reichten, standen die reich geschmückten Altäre. Dorthin brachte man den fast verweseten Leichnam der Stifterin des Klosters, Adelheid, und setzte ihn vor dem Marienaltar wieder bei.

Neben der Kirche wurden die Klostergebäude aufgeführt und schon während des Baues der Kirche und auch späterhin wurden viele Kapellen errichtet, von denen besonders die im Jahre 1271 erbaute Nicolauskapelle bemerkenswerth ist. In derselben wurde nämlich für das weibliche Geschlecht, dem nach der Ordensregel der Cisterzienser der Zutritt zur eigentlichen Kirche mit Ausnahme weniger untersagt war, Gottesdienst gehalten. In ihr befand sich ein silbernes Marienbild mit dem Jesuskinde auf dem Arme, welches zwischen den Fingern zwei Dornen hielt, welche der Herzog Heinrich der Grieche von Braunschweig, aus der Grubenhagenschen Linie, von seiner Reise nach Jerusalem im Jahre 1330, von dem Berge Horeb mitgebracht und dem Kloster als kostbare Reliquien, denn sie waren von der Dornenkrone Christi, geschenkt hatte. Diese Dornen wurden den zahlreichen Wallfahrern zur Verehrung und zum Kusse dargeboten, das Marienbild selbst aber wurde an großen Festtagen von den Mönchen in feierlicher Procession einhergetragen und genoß fast göttliche Verehrung. Um das ganze Kloster herum wurde im Jahre 1323, mit Erlaubniß Kaisers Ludwig V. des Baiern, eine Mauer mit Thoren und Gräben gezogen.

Als der langwierige Bau vollendet war, konnte das Kloster mit verstärkter Macht dem Streben nach Vermehrung seiner Güter, dem es zu keiner Zeit entsagt hatte, nachgehen. Unermeßlich waren die Güter, welche das Kloster im Laufe der Zeit, theils durch Schenkungen, theils durch Kauf oder Tausch an sich brachte, und die Aufzählung aller Besitzungen, welche Walfenried nach und nach durch ganz Deutschland erworben hatte, würde den Leser nur ermüden. Es mag deshalb hier nur genügen anzuführen, daß das Kloster in Nordhausen, Goslar, Göttingen, Allstädt, in Schauen bei Osterwiek, in Kemnade (jetzt Münchhof bei Seesen) und an vielen andern Orten Kirchen und Kapellen besaß, in welchen allen Meßdienst verrichten lassen zu dürfen, das Stift die päpstliche Erlaubniß erhielt, wodurch es natürlich eine Quelle reicher Einkünfte sich erwarb, indem die frommen Leute gern den Kapellen Schenkungen zu ihrem Seelenheile machten. Bedeutender noch war das Einkommen, welches das Klo-

stet aus den ihm zustehenden Ländereien und Gütern zog. Nicht allein in der Umgegend und nähern Umgebung des Klosters, sondern auch in entferntern Gegenden hatte dieses Besizungen, unter denen eine der bedeutendsten das Gut Numburg oder Neuenburg in der goldenen Aue war, welches im Jahre 1208 von dem Grafen von Rothenburg für 2200 Mark Silbers verkauft war. Ferner hatte das Kloster Einkünfte von der Lüneburger Saline, von vielen Mühlen, Holzungen, Weiden u. s. w., und eine ganz besonders einträgliche Fischerei, indem es in 365 Teichen und in dem Weißensee, in den Flüssen Helme und Wiebda zu fischen berechtigt war. Dieses letztere Flüsschen, welches Walkenried durchströmt, wurde so geleitet, daß man in der Klosterküche die Forellen, an denen dieser Bach besonders reich ist, mit leichter Mühe fangen konnte. Auch einen guten Trunk Wein verschmäheten die Mönche nicht, und so sorgten sie denn auch für die Erwerbung beträchtlicher Weinberge bei Greußen, bei Thalheim und ganz besonders bei Würzburg. Zur Aufbewahrung der bedeutenden Zehnten, Einkünfte und Früchte, besaß das Kloster an vielen Orten Zehntscheuern, und zu Nordhausen, Göttingen, Goslar und Osterwieck große Höfe, Curien genannt. Der Reichthum des Klosters war so groß, daß die Mönche sich rühmen konnten, sie könnten nach Rom reisen und jede Nacht auf ihrem Eigenthum oder in einem Kloster der Bruderschaft übernachten.

Bei solchen Einkünften war es nicht zu verwundern, daß das Kloster durch das ganze Reich eines bedeutenden Ansehens genoß. Es war ein kaiserliches unmittelbares freies Reichsstift, dessen Aebte auf dem Reichstage Sitz und Stimme und das Recht hatten, sich der bischöflichen Kleidung zu bedienen. Selbst Kaiser und Fürsten verschmäheten es nicht, in die Bruderschaft des Klosters aufgenommen zu werden, wie denn außer Kaiser Otto IV., der Kaiser Friedrich II., der König Johann von Böhmen, Landgraf Herman von Thüringen u. a. m. Mitglieder derselben waren.

Klüglich suchten die Walkenrieder Aebte, so viel in ihren Kräften stand, jeden Zank und Streit mit ihren weltlichen Nachbarn zu vermeiden, um nicht das in Frieden erworbene Gut durch Fehde und Krieg wieder zu verlieren. Sah sich jedoch das Stift dazu gezwungen, dann trat es kühn und muthig für seine Rechte in die Schranken und scheute selbst mächtigere Gegner nicht. Als im Jahre 1300 des Grafen von Beichlingen Leute einen Walkenrieder Klosterbruder getödtet hatten, mußte dieser dem Stift 24 Leibeigene abtreten und die Knechte Dietrichs von Steinberg, welche im Jahre 1311 zwei Conversen des Klosters mißhandelt hatten, mußten in der Andreaskirche zu Hildesheim öffentlich Buße thun.

Bedenklicher war eine Zwistigkeit, welche zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts unter den Mönchen selbst entstand. Als der achtzehnte Abt des Klosters, Johannes, im Jahre 1323 gestorben war, strebte Otto, ein Sohn des Grafen Dietrich III. von Hohnstein, welcher Mönch im Kloster war, nach der Abtwürde. Der Convent aber wählte, obgleich Otto ein gelehrter und frommer Mann war, aus Furcht vor seinen drei Brüdern, welche des

Klosters Schirmvögte waren, nicht ihn, sondern Konrad II. aus Duderstadt zum Abte. Otto's Brüder, die Grafen Dietrich V., Heinrich IV. und Albrecht verlangten, daß eine neue Wahl Statt finden solle, und brauchten selbst Gewalt. Konrad, welcher während dieser Zeit nach Rom gereiset war, brachte es indessen bei dem Papste nicht allein dahin, daß er als Abt bestätigt wurde, sondern auch daß die Grafen von Hohnstein wegen Friedensbruch mit dem Banne belegt wurden. Aber trotz des Bannfluchs wußten die Hohnsteiner ihren Bruder in dem Kloster zu schützen und in der Abtwürde zu befestigen, bis im Jahre 1327 mehrere Mönche denselben eines Abend auf der zum Schlafgemache führenden Treppe überfielen und todt schlugen. Dieser Muehelnord erzürnte Otto's Brüder. Mit gewaffneter Hand fielen sie in des Klosters Höfe und Besitzungen ein und bezeichneten ihre Bahn durch Raub und Plünderung. Nur durch die drohenden Befehle, welche der Kaiser Ludwig der Baier, an welchen sich Abt Konrad persönlich um Schutz gewendet hatte, an die Hohnsteinschen Grafen erließ, wurde die Fehde beigelegt. Aber noch in späterer Zeit, nachdem fast ein Jahrhundert verflossen, wurde dieser Mord Otto's aufs Neue Veranlassung zu Zwistigkeiten zwischen dem Kloster und seinem Schirmherrn. Graf Dietrich IX. von Hohnstein nahm den Mord seines Vorfahren zum Vorwande, das Stift mit Krieg zu überziehen. Auch dieses Mal mußte das Kloster die Hülfe des Kaisers Ruprecht in Anspruch nehmen. Dieser forderte, eifrig bemüht den Landfrieden aufrecht zu erhalten, die benachbarten Fürsten und Herren, so wie die Städte Goslar, Mühlhausen und Nordhausen auf, das Kloster vor den Gewaltthätigkeiten des Hohnsteiners zu schützen. Im Jahre 1406 zog das Heer der Verbündeten vor das feste Heringen, mußte jedoch unverrichteter Sache die Belagerung wieder aufheben, und Graf Dietrich verwüstete, ihnen nachziehend, mehrere Klostergrüter. Eine zweite Belagerung Heringens im Jahre 1407 hatte keinen bessern Erfolg. Erst im Jahre 1410 wurde der Streit durch einen Vergleich beigelegt.

Bibl. d. TU.

Das Stift ließ in seinen bedeutenden Waldungen durch eigene Klosterbedienten die Jagd ausüben. Besonders war dieses in einem nahe beim Kloster belegenen Forste der Fall, welchen die Mönche durch einen Klosterförster begeben ließen, und welcher vorzugsweise dazu bestimmt war, die Klosterküche mit dem nöthigen Wildpret zu versehen. An diesen Forst gränzte die Jagd der Herren von Mütschetal zu Branderode. Die Gränze zwischen beiden Gebieten war zweifelhaft und so geschah es denn oft, daß der Klosterförster sowohl, als die Herren von Mütschetal auf den fremden Gebieten jagend angetroffen wurden, wodurch zwischen beiden Jagdberechtigten ärgerliche Streitigkeiten entstanden, welche besonders unter dem Abte Johann VII. (1479 — 1485) im J. 1481 zu einer bedeutenden Höhe stiegen, indem beide Theile die Jagd in einem gewissen Bezirke als ihr alleiniges Recht in Anspruch nahmen. Als das Stift trotz wiederholter Drohungen von Seiten des Herrn von Mütschetal dem Klosterförster stets befahl, das vermeintliche Recht des Klosters zu wahren, suchte sich der von Mütschetal auf eine schauderhafte Art an dem Stifte zu rächen.

Er ließ durch einen Schlosser, Heinrich Winzingerode, ein eisernes Halsband fertigen, dessen innere Seite voller Stacheln sich befand, und welches so künstlich gearbeitet war, daß man, wenn es geschlossen, äußerlich weder Schloß noch Fuge daran bemerkte. Mit diesem Hals Schmuck versehen, begab sich der von Mütschefal in den Wald, wo ihm alsbald der Förster begegnete. Sogleich wurde derselbe ergriffen, ihm das Halsband umgelegt und er sodann entlassen. Weinend und wehklagend kam der Unglückliche im Kloster an, denn die Stacheln drangen in das Fleisch ein und der Hals schwoll so an, daß der Elende kaum Athem holen konnte. Vergebens versuchte man das Schloß zu öffnen. Immer mehr und mehr nahmen die Schmerzen des Försters zu, ohne daß ihm Rettung gebracht werden konnte. Da verfiel man endlich auf ein Mittel, von welchem man sich Hülfe versprach. In feierlicher Procession von sämmtlichen Mönchen, den Abt an der Spitze, begleitet, wurde der Förster in die Kirche geführt und hier eine Messe über ihn gelesen. Dann brachte man ihn in die Klosterschmiede, wo er niederknien und den Kopf auf den Ambos legen mußte. Singend und betend umstanden ihn die Mönche, aber der Klosterschmied schlug mit schwerem Hammer so kräftig auf das Halsband, daß es aufsprang. So war freilich der Hals befreit, aber der Bruder Förster war nicht zu retten; unter unsäglichen Schmerzen verschied er bald nachher *). Das Halsband, von dem wir eine getreue Abbildung mittheilen, wurde zum ewigen Gedächtnisse der Unthat in der Kirche aufgehangen und befand sich später in der Wohnung des Predigers.

Doch die Sage erzählt, daß der Frevelthat die Rache auf dem Fuße gefolgt sei. Kurze Zeit nachher habe nämlich des von Mütschefal Gattin ein Kind geboren, welches einen wunderbar gestalteten Hals gehabt und wenige Tage nach der Geburt verstorben sei.

*) Auch in Westphalen hat sich im 16ten Jahrhundert eine ähnliche Begebenheit zugetragen, deren Ausgang jedoch glücklicher war. Um das J. 1547 nämlich war Lambert von Der zu Katesbeck, gewesener Kommandant in Münster, mit Gotthard von Haren in Zwist gerathen. Als nun Ersterer einst an einem Sonntage nach Lüdinghausen zur Kirche fahren wollte, lag sein Gegner in einem Hinterhalte auf der Landstraße, fiel ihn an und warf ihm ein zu Nürnberg aufs künstlichste gefertigtes eisernes Halsband von der oben beschriebenen Einrichtung um den Hals. Anfangs achtete von Der wenig darauf, und als er heimkam, sagte er scherzend zu seiner Frau: Sieh! da kommt der alte Räfel mit einem Halsband! Da er aber kein Schloß daran fand und die Stacheln sich ins Fleisch drückten, gerieth er in Angst und wußte nicht, wohin er sich wenden sollte. Zuletzt begab er sich nach Münster, um sich bei einem Schlosser Hülfe zu suchen, allein keiner vermochte es, bis endlich der Schmiedemeister Thiel Schwoßl auf der Försterstraße sich entschloß, das Werk zu unternehmen. Muthig legte von Der seinen Hals auf den Ambos; Meister Schwoßl nahm einen gewaltigen Hammer, schlug mit allen Kräften dreimal auf das Halsband mit den Worten: Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Bei dem letzten Schlage sprang das Halsband auf und von Der war gerettet. — Bis auf den heutigen Tag wird dieses künstliche Nürnberger Product noch auf dem Rathhause zu Münster aufbewahrt. Vergl. Schwarze Blätter von Fr. Steinmann 1843. Bd. I. S. 125.

Am Ende des funfzehnten und zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts erreichte Walkenried seine höchste Blüthe. Kunstliebende Aelte verschönerten Kirche und Klostergebäude und waren eifrigst bemüht, die Klostergüter zu vermehren und zu erhalten. Abt Heinrich VII. (1485 — 1506) ließ unter der Aufsicht des Priors Piper einen Altar verfertigen, der nach der auf uns gekommenen Beschreibung überaus künstlich und zierlich gewesen und besonders in Rücksicht seiner musivischen Arbeit seines Gleichen nicht gehabt haben soll. Diesen Altar zierte auch im J. 1499 der Dechant des St. Alexander Stifts zu Simbeck, Johann Naphun, den wir bereits S. 65 kennen gelernt haben, mit jenem schönen Bilde, welches ihm den ehrennden Beinamen „der zweite Apelles“ erwarb. Abt Georg I. (1509 — 1520) ließ die alten Glasmaleereien, mit welchen die Fenster der Kirche geziert waren und welche durch die Länge der Zeit sehr gelitten hatten, durch einen kunstfertigen Klosterbruder, Johann Spangenberg, schön wiederherstellen. Als dieser fast damit fertig war, riß das Seil, mit welchem er sich in die Höhe zog; er fiel hinab und war todt. Georg I. ließ auch ein großes silbernes Rauchfaß, zu feierlichen Messhandlungen bestimmt, verfertigen, und es vermittelst einer 37 Ellen langen starken silbernen Kette an der Decke des hohen Chors befestigen.

Als Walkenried den Gipfel seines Glücks erreicht hatte, als die Mönche im Wohlleben schwelgten, während die armen Klosterbauern im Schweiße ihres Angesichts arbeiten mußten und des Erarbeiteten sich nicht freuen konnten, da nahete auch für das Kloster der Wendepunkt des Geschicks. In den Fesseln ausgearteter Religionsbegriffe schmachtete das Volk und triumphirend hob die Herrschsucht der Geistlichen höher und höher ihr stolzes Haupt. Da ertönte der Gesang der „Wittenberger Nachtigall;“ erstaunt horchte man ihrer Stimme, wie sie mächtiger stets und mächtiger erwuchs, in allen Gauen Deutschlands vernehmbar. Die Verkündigung der reinen Lehre durch Luther, den Augustinermönch zu Wittenberg, belebte wie ein electrischer Funke alle Gemüther in Deutschland. Aber das kräftige Wort, welches er zur Geistlichkeit und dem Adel redete, wurde oft mißverstanden, und von Schwärmern und unruhigen Köpfen anders gedeutet, als Luther es gewollt. Als dieser nun nach dem Reichstage verborgen auf der Wartburg lebte und man ihn für todt hielt, da erhoben sich die Schwärmer und begingen, indem sie das Volk zur Empörung und zum Aufreure aufriefen, die ausschweifendsten Gewaltthätigkeiten. Zu diesen Schwärmern gehörte auch Thomas Münzer, zu Stollberg am Harze geboren, der zu Wittenberg Theologie studirt hatte und dann als Prediger zuerst zu Zwickau und Prag und dann zu Allstedt in Thüringen angestellt war. Hier predigte er in der dem Kloster Walkenried gehörenden St. Wipertikirche und bestritt nicht nur das Papstthum, sondern auch Luthers Lehre mit gleicher Heftigkeit und reizte offen die Unterthanen zum Ungehorsam gegen die Obrigkeit auf, indem er das Volk überredete, daß Gott bald die Christenheit vom Joche, in welchem sie seufze, erlösen werde. Seine Predigten fanden in den rohen Gemüthern, denen er allgemeine Gütergemeinschaft predigte, leichten Eingang; es begannen Auf-

ruhr und Empörung und es entstand jener durch ganz Deutschland sich verbreitende Aufstand der Landbewohner gegen die Fürsten, den Adel und die Geistlichkeit, der unter dem Namen Bauernkrieg allgemein bekannt ist. Auch in der Grafschaft Hohnstein rotteten sich die Bauern zusammen und ein Haufen von ungefähr 800 Mann, welcher zwölf aus seiner Mitte zu Anführern erwählt hatte, zog im Jahre 1525, um Oftern aus, gegen Walkenried. Der Abt Paul (1520—1536) raffte, als der tolle Schwarm sich näherte, alle wichtigen Urkunden und Kostbarkeiten zusammen und begab sich mit den Mönchen nach den Klosterhöfen zu Goslar, Nordhausen und Lüneburg. Vorsätzlich hatte man alle Schlüssel in den offenen Thüren stecken lassen. Als die Bauern anlangten und im Kloster einen ansehnlichen Vorrath von Lebensmitteln fanden, ließen sie es sich in ihrem Uebermuth wohl schmecken. Der vorgefundene Wein, so wie das gute Bier wurden vertheilt, und in der großen Braupfanne die Mahlzeiten bereitet. Die rohen Bauern stürmten in die Kirche und die Klostergebäude, schlugen Defen, Thüren und Fenster ein, zerrissen die kostbaren Manuscripte in der Bibliothek, streueten sie den Pferden unter und warfen die Folianten in den Roth oder gebrauchten sie als Schrittsteine. Das schöne große Becken, welches sein Wasser aus dem Wiedaflusse erhielt, suchten sie durch Hammerschläge zu zerstören, und als dieses nicht gelang, durch untergelegtes Feuer in Fluß zu bringen, mußten aber auch hiervon zurückstehen, und es endlich, zwar nicht unbeschädigt, doch ganz zurückschaffen *). Eben so wenig vermogten sie die große Glocke durch unaufhörliches Läuten zu zer Sprengen. Da machte ein Zimmermann den Vorschlag, das Säulenwerk rundum im Thurme abzuhaueu und so beides, Thurm und Glocke, zugleich nieder zu stürzen. Der Zimmermann selbst stieg auf den Thurm, befestigte dort oben starke Seile und Ketten und hieb das Säulenwerk ab. Die Ketten wurden um einen in der Nähe stehenden Lindenbaum geschlungen, und dieser dann an der Wurzel abgehauen. Bei seinem Falle riß er den Thurm, aber auch zugleich den Zimmermann, welcher zu lange sich oben verweilt, mit sich nieder. Die Glocke wurde durch den Fall zerschmettert und die Stücke derselben als willkommene Beute mitgenommen, aber der Thurm fiel auf das Gewölbe der Kirche und erschütterte dasselbe dergestalt, daß es wenige Jahre nachher über dem Paradiese und dem hohen Chore einstürzte. Von dieser Zeit an verfiel die Kirche immer mehr und mehr. Die Bemühungen der Aebte sie wieder herzustellen, blieben fruchtlos. Ihre Ausbesserungen hätten zu große Summen erfordert, als daß diese nach der Reformation hätten aufgebracht werden können. Zwar wurde noch bis zum Jahre 1570 in dem Vordertheile derselben, gegen Westen, Gottesdienst gehalten, weil aber die Mauern den Einsturz dro-

*) Das Becken blieb bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts in Walkenried, und wurde dann nach dem neu erbauten Lustschlosse zu Salzhausen gebracht, wo es zu einem Fontainenbecken diente. Als in der westphälischen Zeit das einst so berühmte Lustschloß freventlich zerstört wurde, wurde auch das alterthümliche Becken meistbietend verkauft.

heten, so wurde in diesem Jahre das Kapitelhaus zur Kirche eingerichtet, wozu es noch jetzt dient. Als nachher immer mehr einödel und die herabstürzenden Steine gefährlich werden konnten, brach man Vieles davon ab. So wurde im Jahre 1728 der eine Thurm, im Jahre 1740 der andere Thurm abgetragen. Die Ruinen der Walkenrieder Kirche hatten mit unzähligen andern Ueberresten des Mittelalters gleiches Schicksal. Man achtete ihrer nicht. Wer bauen wollte, holte sich die benötigten Steine aus Walkenried und benutzte sie ungestraft. Von welcher Größe die Walkenrieder Kirche gewesen sein muß, wird klar, wenn man bedenkt, daß, obgleich aus den Quadersteinen derselben die Neustädter Kirche zu Nordhausen, die Garnisonkirche zu Blankenburg, die Kirchen zu Wessleben, Steina, Mackenrode und Gudersteden, das Hospital und der Wildenhof zu Walkenried und unzählige Privatgebäude erbauet sind, sie dennoch heutiges Tages eine der bewundernswürdigsten Ruinen Deutschlands ist.

Raum hatten die Grafen von Hohnstein von dem Treiben der Bauern zu Walkenried Kunde erhalten, als sie dorthin eilten und die Auführer freundlich ermahnten, von dem heillosen Beginnen abzulassen und zu ihren Beschäftigungen zurückzukehren. Als sie ankamen, waren die Bauern gerade unter Anführung des Schäfers Hans Arnold aus Bartholfsfelde mit Waffenübung beschäftigt. Höhnisch wandte sich dieser an den Grafen Ernst V. von Hohnstein und sprach: Sieh! Bruder Ernst, den Krieg kann ich führen, was kannst Du. Ruhig antwortete der Graf: „Ei, sei zufrieden Hans, das Bier ist noch nicht in dem Fasse, worin es gähren soll.“ Diese Antwort erzürnte die Auführer dergestalt, daß sie den Grafen zwingen wollten, ihrer Vereinigung beizutreten, und nur mit Mühe gelang es diesem, sich zu entfernen.

Nachdem die Bauern alles, was nur einigermaßen fortzubringen war, mit sich geschleppt hatten, verließen sie am Sonntag Cantate im Mai 1525 das Kloster, um sich mit ihren Gefährten aus Thüringen und dem Eichsfelde zu vereinigen. In Heringen erfuhren sie jedoch die Niederlage der übrigen Bauernhaufen; es bemächtigte sich ihrer ein großer Schrecken, und so muthvoll sie einhergezogen waren, so lautlos zerstreueten sie sich. Jetzt wurde von den Grafen von Hohnstein strenges Gericht über die Schuldigen gehalten. Viele wurden enthauptet, die übrigen mußten mit weißen Kitteln und abgeschälten Stäben in der Hand erscheinen, und wurden, nachdem sie das, was dem Kloster geraubt war, wieder erstattet hatten, mit der Auflage einer Geldstrafe entlassen. Als so die Ruhe wieder hergestellt war, kehrte der Convent endlich nach dem Kloster zurück und nahm von seinem zerstörten Eigenthume wieder Besitz. Viele der Mönche, welche sich der neuen von Luther verkündeten Lehre zugewendet, gingen indessen nicht wieder in das Kloster, sondern nahmen die evangelische Lehre an und wurden Prediger in der Umgegend Walkenrieds, z. B. zu Ellrich, Sachsa, Mackenrode u. s. w. Diejenigen Mönche aber, welche heimgekehrt waren, lebten Anfangs in steter Furcht von Neuem überfallen zu werden und wagten es kaum, das Kloster allein zu verlassen; ja der Abt ließ vorsorglich für ähnliche Fälle die Klosterhöfe zu Goslar, Nord-

hausen, Göttingen und Ostermief mit Lebensmitteln versehen. Abt Paul war bis an sein Ende eifrigst bemüht die Wunden, welche der Bauernkrieg seinen Kloster geschlagen, zu heilen. Er ließ viele Reparaturen im Kloster selbst vornehmen, und unterstützte die durch den Ueberfall verarmten Klosterbewohner thätig. Doch schon zu seiner Zeit hörten die Quellen der Einkünfte des Klosters auf so reichlich fortzufließen, als es früher der Fall gewesen, weshalb sich das Stift veranlaßt sah, nach und nach das eine oder das andere Klostergut zu veräußern. Mit sorgsamer Strenge wachte Abt Paul darüber, daß die reformatorischen Tendenzen ins Kloster selbst sich keine Bahn brechen konnten. Als er im J. 1536 von einer Reise nach Lüneburg zurückkehrte, wurde er krank und starb zu Werningerode. Bis auf ihn hatte das Reichsstift auf dem Gipfel seiner Macht gestanden; die Einkünfte aus den auswärtigen Kirchen, die herrlichen Güter und Besitzungen, die von Kaisern und Päpsten verliehenen Rechte, Privilegien und Freiheiten waren bisher unangetastet geblieben. Von keinem Klostergute wurde irgend ein Zehnten entrichtet; kein Bischof durfte den Convent seiner Güter wegen vor ein weltliches Gericht fordern, oder in den Bann thun, ja dieser hatte sogar die Macht, seine Klosterdiener vom Banne zu befreien. Die Mönche waren durch das ganze Reich zollfrei und frei von allen Abgaben wegen ihrer Güter. Anders wurde es, als die Reformation die kirchlichen Verhältnisse in Deutschland umstürzte. Dem Geiste der Zeit kam der Nachfolger Pauls treulich zu Hülfe.

Nach Pauls Tode wählte der Convent nämlich Johann Holtegel zum Abte. Anfangs hielt auch dieser streng an der alten Lehre fest. Allein er war ein üppiger verschwenderischer Mann, der die Einkünfte des Klosters ohne Maaß vergeudete. In Walkenried sowohl als an andern Orten ließ er große kostspielige Bauten aufführen, welche dem Kloster nicht nützten. Dagegen ließ er die schöne Klosterkirche immer mehr und mehr verfallen, was ihm besonders der Convent sehr übel deutete. Als im J. 1540 ein Brand in Nordhausen den dortigen Klosterhof vernichtet hatte, baute er denselben viel schöner wieder auf. Während des Baues hielt er sich größtentheils zu Nordhausen auf, wo er in Gemeinschaft mit dem Bürgermeister Michael Meyerberg herrlich und in Freuden lebte. Regterer, dem Abte gleichgesinnt, „wußte indessen Diesen „durch vieles Schmausen und Spielen gräulich um die Kloster-Pfennige zu „ziehen, daher es kam, daß der Abt immer ein Klostergut um das andere ver- „kaufte, und das Geld davon mit jenem durchbrachte.“ Dagegen ließ er die Mönche und besonders die, welche nach dem Bauernkriege nicht wieder in das Kloster zurückgekehrt waren, darben, ja oft Hunger leiden. Der während des Bauernfalls ausgewanderte Klosterkämmerer, Magister Johann Kruse mußte, obgleich er blind war, in hohem Alter betteln, so daß selbst Luther (Holtegel hatte sich damals schon der evangelischen Lehre zugewandt) einen derben Brief an den Dr. Justus Jonas in Halle schrieb und verwundert fragte, wie man gegen die Türken Gebete anstellen, wie man zu Gott flehen und das Volk belehren könne, wenn die, welche Evangelische sein wollten, durch

solche Thaten den Zorn Gottes auf sich herabzögen? Nichts desto weniger ließ Holtegel sich in seinen Verschwendungen nicht irre machen. Als er aber im Jahre 1548 die bedeutenden Güter, welche das Stift zu Pfeffel besaß, für 16000 Thaler an die Grafen von Mansfeld verkauft und andere Güter mehr veräußert, das Kaufgeld aber durchgebracht hatte, ohne daß dem Stifte irgend etwas davon zu Nutzen gekommen war, so beklagte sich der Convent bei dem Kaiser Karl V. über den Abt. Karl ermahnte denselben und verwies ihm sein unfirchliches, verschwenderisches und ärgerliches Leben. Aber Holtegel war nicht Willens, Jemanden von seinem Thun und Treiben irgend Rechenschaft zu geben, und glaubte am besten vor aller Verantwortung gesichert zu sein, wenn er sich der evangelischen Lehre ganz zuwende. So war es nicht der innere Herzenstrieb, nicht das Bewußtsein durch die Annahme des lutherischen Glaubensbekenntnisses sich als Anhänger einer von den Schläcken des Irrwahns und Unglaubens geläuterten Religion zu erweisen, es war Politik und Interesse, welche in Walkenried zuerst der evangelischen Lehre Eingang verschafften. Bereits im Jahre 1543 hatte Holtegel im Kloster Mißbräuche abgeschafft, und war von seinem Vorhaben nicht abgestanden, obgleich der strengkatholische Graf Ernst von Hohnstein, als Schirmvogt des Klosters, ihn deshalb bei Kaiser Karl V. verklagt hatte. Holtegel achtete die Befehle des Kaisers nicht mehr als die des Grafen. Diesen Zwiespalt zwischen Abt und Schirmherr glaubte Herzog Moriz von Sachsen nicht unbenutzt vorüber gehen lassen zu dürfen. Bereits im Jahre 1457 hatte nämlich das Sächsische Fürstenhaus vom Kaiser Friedrich die Aufsicht über Walkenried übertragen erhalten, ohne daß demselben vom Kloster selbst irgend ein Zugeständniß gemacht wäre. Herzog Moriz, mit der Lebensweise des Abts bekannt, glaubte, daß es ein Leichtes sein würde, sich zum Schirmherrn des Klosters zu machen. Holtegel war aber allen Anerbietungen des Herzogs unzugänglich, und Moriz, ärgerlich über die Weigerung des Abtes, lud denselben nach Dresden vor. Jetzt beschloß der Abt in Gemeinschaft mit den Grafen von Hohnstein, Schwarzburg und Stollberg das Kloster zu reformiren. Man rief Johann Spangenberg, Prediger an der St. Blasiuskirche zu Nordhausen, nach Walkenried, welcher in der Woche nach dem Sonntage Oculi des Jahres 1546 das Stift reformirte. Von dieser Zeit an bekannten sich in der Grafschaft Hohnstein viele zur protestantischen Religion, und es war keiner gegen dieselbe eingenommen, als allein der alte Graf Ernst von Hohnstein. Dieser starb jedoch im Jahre 1552; eine große Anzahl katholischer Geistlichen brachte seine Leiche von Scharzfels ab, wo er gestorben war, mit Wachskerzen und Kreuzen nach Walkenried. Unterweges verirrte sich der Zug im Walde, weshalb sein Sohn, Graf Volkmar Wolfgang, sagte: „Die Buben haben meinen Vater im Leben oft genug verführt, nun wollen sie ihn auch im Tode noch verführen.“

Graf Ernst's Söhne waren der Reformation eifrig zugethan. Sie beriefen am 27ten März des Jahres 1556, kurz vor Ostern, eine Synode der protestantischen Prediger der Grafschaft nach Walkenried, auf welcher die katho-

lische Religion in der ganzen Graffschaft abgeschafft, und beschloffen wurde, an jedem Orte die rechte Bibellehre öffentlich zu verkünden. Zugleich wurde der Beschluß gefaßt, eine gelehrte Schule in Walkenried zu errichten, welche im Jahre 1557 mit zwölf Schülern eröffnet wurde und schnell durch die Gelehrsamkeit der angestellten Lehrer einen so bedeutenden Ruf erhielt, daß bis zum Jahre 1668, wo die Anstalt einging, trotz mannigfacher Unterbrechungen, welche die Schule im Laufe des dreißigjährigen Krieges erlitt, weit über 1200 Schüler darin unterrichtet wurden. Als Abt Johann Holtegel im Jahre 1559 gestorben war, wählte der Convent den Herman Lubeck (1559—1564) zum Abte, der die Zahl der Schüler auf 36 vermehrte und auch sonst das Wohl des Stifts nach Kräften förderte. Nach seinem Tode wurde Jacob Marsilius als Abt gewählt, welcher sich gegen den Grafen Volkmar Wolfgang von Hohnstein verpflichten mußte, dem Sohne desselben, wenn dieser majoren geworden, das Kloster zu übergeben und mit den Klostergütern zu Göttingen und Goslar zufrieden sein zu wollen. Auch mußte er sich verbindlich machen, die Schule in gutem Zustande zu erhalten und darauf zu achten, daß kein neuer Mönch, ohne Vorwissen des Grafen, in das Kloster aufgenommen werde und mehrere andere drückende Bedingungen eingehen. Da der Convent mit diesem Benchmen des Abtes unzufrieden war, so wendete er sich an den Kurfürsten August von Sachsen und bat diesen, ihn in seinen Rechten zu schützen. Der Kurfürst sendete den Heinrich von Salza im Monat Juni 1565 mit gewaffneter Mannschaft nach Walkenried, um den Abt zu vertreiben und das kurfürstliche Wappen in dem Kloster anzuhängen. Bei der Annäherung der Sachsen verließ Abt Jacob das Kloster und begab sich auf den Klosterhof nach Göttingen, wo er im Jahre 1567 starb. Die Sachsen wirthschafteten nun zwei Jahre lang in Walkenried nach ihrem Gefallen. Heinrich von Salza ernannte den Wolfgang Lange aus Chemnitz zum Abte, und beide hauseten in dem Kloster „und spieleten und scheuerten dasselbe so rein, daß schier nicht „eine Bank oder Bratspieß darinnen blieb.“ Um diesem zügellosen Leben ein Ende zu machen, reisete Graf Volkmar Wolfgang von Hohnstein im Jahre 1565 nach Augsburg zum Kaiser, der ihm zwar seine Rechte auf die Schirmvogtei von Walkenried bestätigte, ihn sonst aber mit leeren Versprechungen entließ. Endlich verglichen sich im Jahre 1567 die Grafen von Hohnstein mit dem Kurfürsten von Sachsen dahin, daß der Letztere seine Mannschaft aus dem Kloster zurückzog, dieses aber ihm jährlich 300 Gulden zahlen, vier Freistellen für Schüler einräumen und als Oberschirmherrn anerkennen mußte. Bereits im Jahre 1574 trat Kurfürst August dieses Oberschuttsrecht an das Stift Halberstadt ab und dieses belehnte am 25ten Mai 1583 das Haus Braunschweig-Wolfenbüttel, (Herzog Heinrich Julius war zugleich Administrator des Bisthums Halberstadt) mit dieser Würde.

Der letzte Abt Georg Kreite (1569—1578) ist nur dadurch bemerkenswerth, daß er gerade der letzte Abt war. In der Klosterschule zu Walkenried erzogen, wurde er späterhin Conventual in demselben. Er hatte seine Erwäh-

lung zum Abte nur dem Umstande zu verdanken, daß neue Conventualen nicht mehr gewählt wurden, die alten aber nach und nach gestorben, und nur noch wenige Mitglieder des Convents vorhanden waren, unter denen eine Wahl stattfinden konnte. Sonst war er ein roher, unwissender Mensch. „Der lahme, „hinkende Schüler, wußte sich, so ein alberner socius er sonst war, in die „Herrlichkeit fein zu schicken, trug an jeglichen seinen Fingern güldene Ringe, „schöne fuchsene Schauben und Pelze, und schenkte einem hier, dem andern „dar, war auch auf der Karte also geübet, daß er auf einen Abend ein 40 „oder 50 Thlr. verspielen konnte, und hatten die Rentmeister, die Hohnsteinischen Diener und Rätthe, eine meckende Ruh täglich an ihm, und war von „Jedermann gnädiger Herr genannt. — Derselbe hatte kein besser Lob, weil „er lebte, denn daß es in Küche und Keller wohlstunde. Er soff sich zu Tode.“ Gleichsam als sollte die herrliche Kirche das Erlöschen der Abte nicht überleben, wurde unter Kreite's Prälatur zum letzten Male in derselben Gottesdienst gehalten, und sodann das Kapitelhaus für denselben bestimmt.

Nach Kreite's Absterben im Jahre 1578 wurde kein Abt wieder gewählt. Schon zu den Zeiten der ersten protestantischen Abte hatte das Kloster weltliche Administratoren gehabt, welche den Klostergütern vorstanden und dieselben beschützten. Der erste Klosterhauptmann wurde im Jahre 1553 erwählt. Auch diese Stelle ging jetzt ein, und es erklärte der Graf Ernst VII. von Hohnstein, daß er zur Ersparung von Kosten die Administration selbst übernehmen wollte. Da er indessen noch unter Vormundschaft stand, so ernannten die Vormünder den Subprior Liborius Hirsch zu seinem Stellvertreter. Dieser führte jedoch die Administration mehr zu seinem als des Grafen Vortheil, so daß er im Jahre 1580 verwiesen wurde. Als Graf Ernst im Jahre 1583 die Regierung selbst angetreten hatte, berief er auf das folgende Jahr nach Walkenried eine Zusammenkunft sämmtlicher Prediger der Grafschaft, ermahnte dieselben zur Einigkeit und empfahl ihnen die Aufrechterhaltung der reinen Lehre angelegentlich. Unter seiner Herrschaft kamen viele Güter vom Kloster ab, indem er die Klostergüter zu Goslar, die in der goldenen Aue, zu Osterwiek und Schauen verkaufte. Im Uebrigen war er sehr bemüht die zerrütteten Finanzen des Klosters wieder zu heben. Besonders eifrig wachte er über die Schule und hielt die Zucht in derselben mit großer Strenge aufrecht. Graf Ernst VII. starb am 8ten Juli 1593, 31 Jahr alt, zu Walkenried, nach zweimonatlichem Krankenlager, und wurde daselbst am 18ten Juli begraben. Er war der letzte seines Geschlechts, und so wurde nach alter Sitte Wappen, Schwert und Zügel demselben in das Grab mitgegeben.

Obgleich die Grafen von Schwarzburg und von Stollberg, vermöge einer mit den Hohnsteinischen Grafen abgeschlossenen Erbverbrüderung, die nächsten Ansprüche auf die Grafschaft hatten, und sich auch schon am Todestage Ernsts zu Ulrich hatten huldigen lassen, so nahm doch schon am 9ten und 10ten Juli 1593 Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, dessen Vater Julius im Jahre 1583 die Anwartschaft auf die Grafschaft vom Domcapitel

von Halberstadt verliehen war, die Grafschaft mit gewaffneter Hand in Besitz, und behauptete sich in derselben bis zu seinem Tode. Er verlangte sofort von dem Convente, daß dieser einen tüchtigen Abt wähle, sah es aber sehr gern, als der Convent statt des Abtes ihn zum Administrator sich erbat. Zwar gingen unter Heinrich Julius Herrschaft die im Schwarzburgischen belegenen Stiftsgüter verloren, da der Graf Günther Karl von Schwarzburg sie als Schadensersatz für die ihm entriffene Grafschaft einzog, aber durch seine Thätigkeit war Heinrich Julius dem Stifte von großem Nutzen, indem er alsbald alle vacant gewordenen Stellen wieder besetzte und überhaupt die Administration des Klosters sich sehr angelegen sein ließ. Nach seinem am 20sten Juli 1613 erfolgten Hintritte wurde sein Sohn Friedrich Ulrich zum Administrator erwählt. Dieser kam bald selbst nach Walkenried, und ließ sich dort huldigen. Während seiner Herrschaft brach der dreißigjährige Krieg aus, und da er die dem Kaiser Ferdinand feindliche Partei ergriffen hatte, so benutzte dieser die Gelegenheit und sprach dem Braunschweigischen Hause den Besitz der Grafschaft Hohnstein und des Stifts Walkenried ab, verkaufte beides für 60000 Gulden auf Wiederkauf an den Grafen Christoph Simon von Thun, und ertheilte unter dem 28sten Februar 1628 seinem Feldherrn Wallenstein den Befehl, denselben in den Besitz der Grafschaft zu setzen. Umsonst protestirte Friedrich Ulrich gegen diese Gewaltthätigkeit; der schwache Fürst hatte keine Mittel der Gewalt mit Gewalt entgegen zu treten. Wallenstein beauftragte den Kommandanten von Halberstadt, Obristen David Becker, die Stände der Grafschaft Hohnstein zu Bleicherode von ihrem dem Hause Braunschweig geleisteten Eid der Treue zu entbinden und sie dem Grafen von Thun huldigen zu lassen. Hildebrand, damals Prior von Walkenried, wollte dem gewaltsam aufgedrängten Herrn nicht Huldigung leisten und begab sich auf den Klosterhof nach Nordhausen, wurde aber auf Verlangen des Obristen Becker von dem Rathe der Stadt auf nicht eben zierliche Weise veranlaßt, nach Bleicherode zu gehen und dort den Grafen von Thun als seinen Herrn anzuerkennen. Dieses that der redliche Mann zwar, berichtete aber doch an die Regierung nach Wolfenbüttel, um sich wegen dieses Schrittes zu rechtfertigen.

Der Graf von Thun, ein strenger Katholik, hatte die Absicht, die neuerwordene Grafschaft wieder zu dem alten Glauben zurückzuführen. Er berief deshalb von Prag katholische Priester und Mönche nach Nordhausen, und diese forderten den Prior Hildebrand auf, vor ihnen zu erscheinen. Hier mußte er das Kloster den Cisterciensermonchen übergeben, wurde verhaftet und von dem Generalcommissair des Cistercienserordens Martin Mager, der mit Hülfe der Kroaten am 20sten Januar 1629 Walkenried in Besitz nahm, gefangen dorthin geführt. Dort wurde er frei gelassen und blieb mit Erlaubniß Magers noch eine Zeitlang in Walkenried, ging dann aber nach Goslar, darauf nach Nordhausen und später nach Sachsa. Mager rief nun aus dem Cistercienserkloster Kaisersheim in Schwaben Mönche dieses Ordens herbei, weihte die Kapitelstube, aus welcher er Luthers und Melancthons Bildnisse hinauswerfen ließ,

zum katholischen Gottesdienste ein und ernannte am 26sten April 1629 den Mönch Christian Kolichen zum Abte des hergestellten Klosters.

Diese neue katholische Herrschaft dauerte indessen nicht lange. Als Gustav Adolf König von Schweden, sich zum Beschützer der unterdrückten Protestanten in Deutschland aufgeworfen, auf dem Schlachtfelde von Leipzig die kaiserliche Uebermacht gebrochen hatte, und sich durch Thüringen dem Kloster nähete, ergriff der Abt mit seinen Mönchen die Flucht, nahm aber Alles was irgend Werth hatte, unter andern auch den kostbaren und reichverzierten Altar, von dem schon oben die Rede gewesen, mit sich fort, und brachte Alles nach Prag, wo namentlich der Altar noch jetzt sich befinden soll. *) Nun erschien Prior Hildebrand wieder mit den evangelischen Klosterdienern und zog um Weihnachten des Jahres 1631 wieder in das von Herzog Friedrich Ulrich abermals in Besitz genommene Kloster ein, ging jedoch später, da der Krieg häufig die Gegend um Walkenried beunruhigte, nach Nordhausen und kehrte erst im Jahre 1648 nach dem Kloster zurück.

Am 11ten August 1634 war Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig gestorben und mit ihm der Stamm des durch Wilhelm den Streitbaren im Jahre 1424 gestifteten mittlern Hauses der Herzöge von Braunschweig-Wolfenbüttel zu Ende gegangen. Die Agnaten Friedrich Ulrichs verglichen sich auf einer zu Meinerßen gehaltenen Versammlung, am 5ten September 1634 dahin, das Herzogthum Wolfenbüttel bis auf Weiteres gemeinsam zu regieren, bis endlich am 14ten December 1635 August der Jüngere von Hildesheim die Regierung von Wolfenbüttel antrat und so der Stifter des noch jetzt blühenden Braunschweigischen Herzogshauses wurde. Zu den von August in Besitz genommenen Ländern gehörte jedoch das Stift Walkenried nicht. Dieses hatte auf Betrieb des Herzogs Georg von Lüneburg dessen ältesten, zwölf Jahre alten Sohn Christian Ludwig zum Administrator gewählt. Dieser erhielt im Westphälischen Frieden das Stift Walkenried, welches säcularisirt wurde, unter Aufhebung der Halberstädtischen Lehnberechtigung, als Reichslehn, und stellte sofort die zerrüttete Klosterschule, zu deren Lehrern er tüchtige Männer berief, wieder her. Nach seinem Tode aber ging diese einst so berühmte Unterrichtsanstalt im Jahre 1668 für immer ein, worauf sich der damalige Rector Moring nach Braunschweig begab. Nach dem Absterben Herzogs Christian Ludwig wurde Walkenried ein Bestandtheil der Länder Herzogs Georg Wilhelm von Jelle, und dieser trat es durch einen Vergleich vom 29sten Juli 1673 an Herzog Rudolph August von Braunschweig ab. Seit dieser Zeit ist das Stiftsamt Walkenried, an Flächeninhalt $1\frac{2}{3}$ Quadratmeilen enthaltend, fortwährend, die Westphälische Zeit ausgenommen, im Besitze des Herzoglichen Hauses Braunschweig geblieben.

*) Bemerkte muß jedoch werden, daß in den Beschreibungen der Kunstschatze von Prag dieses Altars nirgends erwähnt wird, und daß es daher sehr zweifelhaft ist, ob derselbe wirklich nach Prag gekommen.

Noch jetzt ist der Flecken Walkenried, welcher in ungefähr 40 Häusern 500 Einwohner zählt, rings mit Mauern umgeben, durch welche zwei Thore führen. Er wird von der Wieda durchflossen, hat ein jetzt von Forstbedienten bewohntes herrschaftliches Jagdschloß, „der Wildenhof“ genannt, ein Hospital, eine herrschaftliche Domain und ist der Sitz eines Justizamts. Die größte Merkwürdigkeit des Orts bilden für alle Zeiten die herrlichen Ruinen der Klosterkirche, von denen noch Seitentheile, ein Stück des hohen Chors und namentlich die Kreuzgänge vollständig erhalten sind. In den Kreuzgängen, welche nach gothischer Bauart gewölbt sind und reich verzierte Fenster haben, befinden sich viele Leichensteine. Die jetzige Kirche, das vormalige Kapitelhaus, ruht auf sechs Pfeilern. Bemerkenswerth sind die Schnitzereien an der Kanzel, welche ein gefangener Schäfer, der dadurch seine Freiheit wieder erlangte, verfertigt haben soll, und der Leichenstein des letztern Hohnsteiners, mit der in Lebensgröße in Holz geschnittenen, knienden Figur des Grafen Ernst VII. Neben der jetzigen Kirche führt eine Treppe, bei deren untersten Stufen man die aus Stein gehauenen Bildsäulen des Grafen Volkmar von Klettenberg und seiner Gemahlin Adelheid, der Stifterin des Klosters, erblickt, zu einem kleinen Behältnisse in der Mauer, dessen Eingang dem in eine Kapelle nicht unähnlich ist. Unmittelbar hinter der Thür ist ein dunkles, tiefes, viereckiges Loch. Dieses ist die s. g. Lutherfalle. Man erzählt, daß die Mönche, als Luther einst mehrere Tage in Walkenried sich aufgehalten habe, den Beschluß gefaßt hätten, ihn durch diese Fallthür in die Tiefe hinab zu stürzen, daß der Reformator aber durch ein voranlaufendes Hündlein, welches in den Abgrund gefallen, gewarnt und so dem drohenden Tode glücklich entgangen sei. Es ist indessen historisch erweisbar, daß Luther, nachdem er das Reformationswerk unternommen, nie nach Walkenried gekommen ist, und so fällt auch jene Erzählung dem Reiche der Sage anheim.

Ueber den Kreuzgängen befinden sich noch mehrere, jetzt meist zu Fruchtböden benutzte Zellen und Gemächer. Die Torturkammer, der Pandarten- und der Zaubersaal, welche wohl noch gezeigt werden, sind der Beschauung nicht werth. Von dem letzten geht die Sage, daß, als zur Zeit der Schule einst hier mehrere Schüler gespielt hätten, einer derselben plötzlich unbeweglich und fest auf einer Stelle gestanden habe, und daß weder Zerren noch Reißen ihn von derselben habe wegbringen können. Der herbeigerufene Rector habe dieses für Zauberei erklärt und den Knaben aufgefordert, umher zu schauen, ob er nicht eine Schrift oder ein Zeichen erblicke. Dieses habe der Knabe gethan und nun verschiedene Zeichen gesehen, welche der Rector entziffert habe. Sofort, als dieses geschehen, sei der Zauber gelöst gewesen und der Knabe habe sich wieder frei bewegen können. Dort wo er die Zeichen erblickt, habe man bei näherer Nachforschung einen großen Schatz in der Wand gefunden, welcher zu dem Herzoge Christian Ludwig nach Zelle geschickt sei.

Oft und verschiedentlich sind die Ueberreste der Walkenrieder Kirche gezeichnet und gemahlt. Die Krone dieser Darstellungen gebührt jedoch dem berühm-

ten Architecturalmales Hasenpflug in Halberstadt. Niemand dem es vergönnt wurde, dessen Schöpfungen zu schauen, wird den Eindruck vergessen, den die gewaltigen Ruinen selbst im genialen Bilde auf ihn machten.

Obgleich schon eine Stunde von den Bergen des Harzes entfernt, bietet der freundliche Ort doch eins der reizendsten Landschaftsbilder dar. Die besten Punkte für den Beschauer, auf welchen die ragenden Trümmer am schönsten sich darstellen, dürften der Kupferberg und der Weg nach Zorge bei der Ziegelhütte sein. Wie viele Kapellen noch zu der Zeit, als Merian den Ort zeichnete, vorhanden waren, zeigen die vielen auf unserer Abbildung sichtbaren Thürme. Das dem Beschauer zugewandte Thor ist das untere Thor.

Unter den romantischen Umgebungen Walkenrieds verdienen die Felsparthien am Itelteiche und der blendend weiße Sachsenstein, eine hohe, steilabgeschnittene Gipswand mit den Ueberresten der Sachsenburg, genannt zu werden. Und die Walkenrieder, so wie die den Ort besuchenden Reisenden haben Gelegenheit, einen Genuß sich zu verschaffen, der dem Menschen vor dem Tode so leicht nicht geboten wird, einen Blick von Himmelreiche ab auf Gottes schöne Erde. Himmelreich heißt nämlich ein Berg bei Walkenried, von welchem man eine reizende Aussicht nach Elrich zu hat.

Der Dom zu Hildesheim.

Kaiser Karl der Große hatte während des dreißigjährigen Kampfes, den er gegen die Sachsen führte, um diese zum Christenthume zu bekehren, die Absicht, neben andern im Lande der Sachsen gegründeten Bisthümern, als Minden, Paderborn und Verden, auch da, wo jetzt das Landstädtchen Elze liegt, einen Bischofsitz zu gründen. Schon hatte er dorthin aus Frankreich Geistliche berufen, unter denen sich auch Gunthar, Kanzler der Kirche zu Rheims, befand, und solche bei der unfern der kaiserlichen Villa zu Elze erbauten Kirche angestellt. Allein ehe er zur Ausführung seines Entschlusses gelangte, rief ihn am 28sten Januar 814 zu Aachen der Tod in eine andere Welt ab. Noch in demselben Jahre verlegte sein Sohn, Ludwig der Fromme, die in Elze befindliche geistliche Anstalt nach dem Orte, der jetzt Hildesheim heißt, und der schon zu seiner Zeit ein nicht unbedeutender Platz gewesen zu sein scheint, den der Kaiser wegen der vortrefflichen Jagd lieb gewonnen hatte. Nach der Sage freilich hat erst dem Kaiser Ludwig selbst der Ort Entstehung und Namen zu verdanken. Sie erzählt, daß Ludwig eines Tages durch den Wald geritten und mitten in demselben vom Pferde gestiegen sei. Bei dieser Gelegenheit habe er ein Marienbild, welches er beständig an seinem Halse getragen, abgehängt, und auf einen Stein gelegt. Als der Kaiser nun weiter reiten wollen, habe

das heilige Bild fest am Steine gehaftet und sei auf keine Weise von demselben zu entfernen gewesen. Es sei der fromme Kaiser auf die Kniee gefallen und habe den Allmächtigen angefleht, ihm kund zu thun, ob seine Missethat Ursache sei, daß das Bild nicht weichen wolle. Da sei eine Stimme vom Himmel erschollen, welche gerufen: „Kaiser, so ferne als der Schnee hier auf die Erde „fällt, so weit und groß sollst Du hier einen Dom zur Ehre der heiligen Maria „bauen.“ Kaum habe die Stimme ihren Spruch vollendet, als auch sofort, in der Mitte des Sommers, ein heftiges Schneegestöber eingetreten sei, worauf der Kaiser das Marienbild wieder von dem Steine habe nehmen können, welches er nun geküßt und wieder um seinen Hals gehängt habe. So weit nun der Schnee auf der Stelle umhergelegen, habe Ludwig eine Kirche erbaut, und hieher die Geistlichen von Elze berufen. Da aber der Kaiser, als der Schnee gefallen, ausgerufen hatte: „das ist hülder (schneller) Schnee,“ so habe man die Stadt „Hilbeschney“ und späterhin Hildesheim genannt *).

Kaiser Ludwig der Fromme erbaute nun im Jahre 818 unter Gunthars Leitung, welchen er zum ersten Oberhirten des neugegründeten Bisthums ernannte, in die Ehre der heiligen Maria eine Kirche, welche zwar klein, aber den damaligen Verhältnissen angemessen war. Des Kaisers Freigebigkeit und die Beiträge frommer Christen brachten den Bau derselben schnell zu Stande. Man glaubt, daß diese erste Domkirche noch jetzt vorhanden sei, indem man die Krypta oder die Gruft, d. h. unterirdische Kapelle der jetzigen Domkirche dafür hält.

Diese Kirche reichte indessen bald nicht mehr hin die wachsende Zahl der Einwohner zu fassen. Bereits der vierte Bischof von Hildesheim Altfried, faßte daher den Entschluß, eine neue größere Kirche von Grund auf zu erbauen, und begann schon im Jahre 850 damit, seinen Plan auszuführen. Auch ihm soll der Sage nach ein Wunder den Ort, an welchem er die Kirche erbauen sollte, gezeigt haben. Altfried habe nämlich der Geistlichkeit und dem ganzen Volke ein dreitägiges Fasten auferlegt und dabei aufgefodert, fleißig zu Gott zu beten, damit dieser offenbaren möge, an welchem Orte die Kirche errichtet werden solle. Am vierten Morgen habe man einen außergewöhnlichen Thau wahrgenommen, welcher sich nur auf der Stelle, an welcher nachher die Kirche erbaut ist, gefunden habe, nämlich von der Marien-Kapelle an nach Westen zu. Eben so soll auch in einem Traumgesicht dem Bischof Altfried die Form und Gestalt der neuen Kirche erschienen sein, wonach er sich beim Bauen gerichtet habe.

Das Chor und die Sakristei der neuen Kirche kamen auf die Marienkapelle zu stehen und neben dem weiten Kreuzgange errichtete Altfried ein Gebäude für die Stiftsgeistlichen. Als der Bau im Jahre 872 vollendet war, wurde die neue Domkirche am 1sten November in die Ehre der heiligen Maria,

*) Nach Andern wurde der Schnee „der hüilige (heilige) Schnee“ und die Stadt „Hil-ligenschnee“ genannt.

Cosmas und Damianus, Stephans, Johannes des Täufers und Valerian's eingeweiht.

Dieser zweite Dom stand nur 164 Jahr. Im Jahre 1040, unter dem fünfzehnten Bischöfe, Diethmar (1039—1044), entstand, ohne daß man eine Ursache derselben hätte entdecken können, eine gewaltige Feuersbrunst, welche nebst den Kreuzgängen, dem Schlafhause der Stifsherrn und andern Gebäuden auch die Domkirche bis auf den Grund verzehrte. Nur die Domgruft blieb von der Gewalt des Feuers verschont. Diethmars Nachfolger, Bischof Azelin (1044—1054), begann den Bau eines dritten Doms, der noch größer als die bisherigen Gebäude werden sollte, die Kirche war aber so fehlerhaft gebaut, daß sie alsbald wieder einstürzte. Es ließ deshalb sein Nachfolger, Bischof Hezilo (1054—1079), den vierten, den jetzigen Dom erbauen. Nachdem sechs Jahre über den Bau verflossen waren, stand die Kirche so weit vollendet da, daß sie am 15ten Mai 1061 mit großer Feierlichkeit eingeweiht werden konnte. Hezilo ließ das Dach des neuen Gotteshauses mit Kupfer decken, und versah die Kirche mit allen nöthigen Kirchengeräthen und vielen kostbaren goldenen und silbernen, mit Perlen und Edelsteinen besetzten Gefäßen, auch ließ er in der Mitte derselben den großen metallenen Kronleuchter, welchen Bischof Bernward (993—1022) zu bearbeiten angefangen hatte und welcher erst unter Hezilos Herrschaft vollendet wurde, aufhängen. Die an demselben befindlichen Verzierungen stellen bildlich Jerusalem vor, und an hohen Festtagen brennen auf ihm 72 Kerzen.

Mit dem Brande des zweiten Doms endete auch das klösterliche Leben der Kanonici, welche bis dahin der Ordensregel des heiligen Benedicts unterworfen gewesen waren, in den Stiftsgebäuden zusammen gewohnt, und an der Domschule Unterricht gegeben hatten. Es entstanden jetzt die Kurien, und die Einkünfte wurden mit dem Bischöfe getheilt.

Der jetzige Dom zu Hildesheim ist zwar weder durch seine Größe, noch durch hervorragende architectonische Schönheiten ausgezeichnet, er wird sogar in letzterer Hinsicht von den Kirchen St. Godehard (gegründet 1133) und St. Michael (erbauet 1022) in Hildesheim, welche mit dem Dome die altfächsische Anlage von Pfeilern, welche mit je zwei Säulen wechseln, gemein haben, weit übertroffen. Aber dennoch gehört er zu den wichtigsten und vorzüglichsten Denkmälern der ältern Deutschen Baukunst, und sein an theuern Kostbarkeiten, Geräthschaften, Gefäßen, herrlichen Gemälden u. s. w., reiches Innere, in welchen gleichsam vergangene, von den Todten auferstandene Jahrhunderte um uns her treten, ist tief ergreifend und zu inniger Andacht einladend. Wir führen hier einige der größten Merkwürdigkeiten, welche den Dom und dessen Umgebung zieren, näher an.

Im Innern des Doms zieht zuerst die bröncene Flügelthür unter der Orgel die Aufmerksamkeit auf sich. Ihre Höhe beträgt 16 Fuß 2 Zoll, ihre Breite 7 Fuß 8½ Zoll, Kalenberger Maas. Ihre Schwere ist so bedeutend, daß nur ein starker Mann sie zu öffnen vermag. Auf den Feldern der Thür sind, im

Hautrelief, acht Darstellungen aus der Geschichte der ersten Menschen und eben so viel aus der Geschichte des Heilands (die Sünde und die Erlösung von der Sünde) bildlich angebracht, nämlich aus dem alten Testamente: die Erschaffung des Weibes; Gott giebt die Eva dem Adam zur Gehülfin; der Sündenfall; Urtheil Gottes über Adam; Eva und die Schlange; die Vertreibung aus dem Paradiese; die Folgen der Sünde; das Opfer Abels und Kains und Kains Brudermord *) und aus dem neuen Testamente: die Verkündigung Mariä; die Geburt Christi; die Weisen aus dem Morgenlande; die Reinigung Mariä; Beführung Jesus vor Herodes; Kreuzigung Christi; die drei Marien vor dem Grabe des Erlösers und Christi Hingang zum Vater. In der Mitte der Thüren, zwischen den Bildern, befindet sich mit Unzialbuchstaben eine lateinische Inschrift, welche auf Deutsch so lautet: Im Jahre nach Christi Geburt 1015 hat Bischof Bernward, seligen Andenkens, diese gegossenen Thürflügel, Angesichts der bischöflichen Kirche, zu seinem Gedächtniß aufstellen lassen.

Unter allen Bischöfen von Hildesheim verdient Bernward, wahrscheinlich aus dem Geschlechte der Dynasten von Sommerschenburg abstammend, hinsichtlich seiner Liebe zur Kunst und wegen der Beförderung derselben eine der ersten Stellen. Er war einer der aufgeklärtesten Kirchenfürsten seiner Zeit und in der Mathematik, Chemie, in der Kunst Metalle zu gießen, Edelsteine zu fassen und besonders in der Baukunst überaus erfahren. Er beschränkte die Thätigkeit seiner dreißigjährigen Regierung (er starb am 20sten November 1022) nicht darauf, Arbeiten aus der Fremde zur Ausstattung seines Bischofsitzes zu sammeln, sondern er förderte selbstständig thätig den Kunstbetrieb, ließ größere und kleinere Werke unter seiner unmittelbaren Leitung aufführen und fertigte mit eigener kunstreicher Hand eine große Anzahl von Prachtgeräthen, welche zum Theile in Hildesheim noch vorhanden sind. Nach seinem Tode wurde er im Jahre 1193 am 18ten December vom Papst Cölestin III. heilig gesprochen.

Vom Bischof Bernward oder doch aus dessen Zeit rührt wahrscheinlich auch die s. g. Irmen Säule (columna b. M. V.) her, welche vor dem Chore unter der Kanzel steht. Diese runde, oben verzüngte Säule scheint von Alabaster zu sein; ihre Politur ist matt, sie hat ein röthlich-braunes Ansehen und ist mit weißlichen Streifen gewässert. Einige halten sie für versteinertes Holz. Ihre Höhe beträgt etwa acht Fuß, ihr unterer Umfang zwei Fuß neun Zoll. Oben, in der Mitte und unten ist sie mit metallenen Einfassungen versehen, welche noch jetzt unverkennbare Spuren ehemaliger Vergoldung zeigen. Oben auf der Säule steht die Mutter Gottes mit dem Christuskinde und an der Seite sind Armleuchter angebracht. Der Sage nach ist diese wahrscheinlich aus den Zeiten des Christenthums herstammende Säule die alte Irmen- oder Hermanssäule, welche von den heidnischen Sachsen zum Andenken des Sieges Hermans über die Römer zu Stadtbergen an der Diemel oder Cressburg im Paderbornschen

*) Nach anderen Auslegern bedeutet dieses Bild die Verheißung eines Weltheilandes aus Abrahams Saamen durch Gott.

errichtet, und als Karl der Große in diese Gegend gekommen und Eresburg zerstörte, von ihnen an der Weser vergraben sein soll. Bei Erbauung des Klosters Corvei an der Weser sei sie zufällig wieder aufgegraben und auf Befehl Kaisers Ludwig des Frommen nach Hildesheim gebracht. Auf dem Wege dahin sei es zwischen den Sachsen und den Kaiserlichen bei dem Dorfe Armsäul oder Irmensäul, was davon seinen Namen erhalten, zum Kampfe gekommen. Später sei diese Säule verschwunden, ohne daß man wisse, wohin dieselbe gerathen sei. Lange Zeit erhielt sich diese Sage im Munde des Volkes, bis im sechszehnten Jahrhunderte der Domcapitular Asche von Heimburg (andere nennen ihn von Steinberg) bei einem Baue in Hildesheim zufällig die oben beschriebene Säule auffand, sie ausgraben und wieder herstellen ließ. Der Domdechant von Deynhausen zierte die Säule mit dem silbernen Marienbilde.

Nicht minder beachtungswerth und eine Arbeit von höchst bedeutendem Kunstwerthe ist auch das mit seinem Deckel sechs Fuß hohe Taufbecken, welches sonst im Schiffe der Kirche stand, jetzt aber in die St. Georgskapelle versetzt ist. Es ist aus Bronze wahrscheinlich im dreizehnten Jahrhundert gegossen, mit Reliefdarstellungen biblischen und historischen Inhalts und mit Inschriften versehen, und wird von den knieenden Gestalten der vier Paradiesesströme getragen.

Unter den Reliquien und Monstranzen, welche der Dom enthält und die jetzt größtentheils, wie z. B. Bernwards großer goldener mit Edelsteinen und Rameen gezielter Kelch im Domschatze aufbewahrt werden, ist noch besonders nennenswerth das Bruchstück eines Kruges von Porphyr, welches hinter dem hohen Altare auf dem Chore an einer Kette von Silber eingefast, hängt und für einen der Wasserkrüge der Hochzeit zu Cana gehalten wird. Kaiser Otto III. schenkte dieses Gefäß dem Bischof Bernward, der es an einer Krone in der von ihm gegründeten St. Michaeliskirche aufhing. Im Jahre 1662 wurde es bei einer Ausbesserung der Kirche durch Unvorsichtigkeit der Bauleute zerbrochen und nun erhielt das größte Bruchstück desselben im Dome an der bezeichneten Stelle seinen Platz.

Das Innere des Doms wurde in den Jahren 1727 bis 1730 durchaus reparirt und bei dieser Gelegenheit die schöne Stukaturarbeit von Carl Rossi und Michael Caminada, die Frescomalerei aber von Bernardini, kurpfälzischem Hofmaler in Mannheim, verfertigt.

In der Crypta oder der Domgruft sind merkwürdig der Godehardskisten, ein etwa vier Fuß langer Sarg von Eichenholz, welcher überall mit vergoldeten Silberplatten beschlagen ist, und an welchem sich Bilder (z. B. die Apostel und andere Heilige), Zierrathen und Inschriften in erhabener Arbeit befinden, und der unter der Regierung des Bischofs Bernhard I. wahrscheinlich in dem Jahre 1134 gearbeitet ist. Der Sarg ist mit Edelsteinen, Perlen, Gemmen und Kristallen, welche indessen sämmtlich ohne großen Werth sind, besetzt. Im Jahre 1779 ließ der Bischof Friedrich Wilhelm den Sarg öffnen und man fand in demselben noch in mehreren Bündeln die Ueberreste des Leichnams des

im Jahre 1131 am 29sten October heilig gesprochenen Bischofs Godehard (1022 — 1039), Bernwards würdigen Nachfolgers, vor.

Auf dem rechten Seitenaltare der Domgruft befindet sich das s. g. Wandelkreuz (*crux ambulatoria*). Die an demselben befindliche Gestalt des Erlösers soll aus den Wurzeln des Rosenstrauchs, von dem wir gleich mehr reden werden, geschnitten sein. Seinen Namen hat es folgender Legende zu verdanken. Während der Marterwoche wurde auf dem Paradiese (dem hohen Chore) der Domkirche ein Grab gebauet und die Domherren mußten an jedem Morgen das Kreuz vom Altare nehmen und es in das Grab legen. Einst hatten die Domherren ihre Pflicht, das Kreuz an die heilige Stelle zu legen, nicht geübt, da erhob sich, von unsichtbarer Hand getragen, das Kreuzifix von selbst und wandelte zur geweihten Stätte. Von dieser Zeit an nannte man es das Wandelkreuz.

Auch das Aeußere der Domkirche und die Umgebung derselben bieten dem Alterthumsfreunde Gegenstände dar, welche der Beachtung nicht unwerth sind. Zu diesen gehört vor Allen die auf dem nördlich von der Kirche belegenen großen Domhofe aufgestellte bronzene Christus säule. Auch sie verdankt höchst wahrscheinlich der Kunstfertigkeit des heiligen Bernward ihre Entstehung. Lange Zeit lag dieses hervorragende Denkmal mittelalterlicher Kunst unbeachtet vor der Sacristei der St. Michaelis-Pfarrkirche, und bereits vor vielen Jahren ist das Kapitäl der Säule durch die Unkenntniß der Kirchenvorsteher, welche es bei dem Umgusse einer Glocke dem Schmelzofen mit übergaben, vernichtet. In der westphälischen Zeit wurde die Säule zum Verkaufe bestimmt und nur den eifrigen Bemühungen patriotischer Männer gelang es, dieses Kunstwerk der Nachwelt zu erhalten und an seinem jetzigen Plage aufzustellen. Die Säule ist ohne Piedestal und (fehlendes) Kapitäl 13 1/2 Fuß hoch und hat einen Umfang von 3 Fuß. Der eigentliche Schaft der Säule ist mit Reliefdarstellungen geschmückt, welche in 15 (nach andern Erklärern aber 28) Gruppen die Geschichte Jesu von seiner Taufe bis zum Einzuge in Jerusalem enthalten. Diese bildlichen Vorstellungen schlingen sich in einer links gewundenen Streife in achtmaliger Windung schneckenförmig von unten nach oben um die Säule, auf deren Kapitäl früher ein Kreuzifix sich erhob. Die ganze Säule scheint offenbar nach dem Vorbilde der Trajanssäule in Rom oder der des Marc Aurel gegossen zu sein.

Zwar nicht als Kunstwerk, aber doch geschichtlich merkwürdig ist ferner der sogenannte goldene Thurm auf der Domkirche, der vom Bischof Gerhard (1364 — 1398) gebauet ist. Bischof Gerhard gerieth nämlich mit dem Herzog Magnus mit der Kette von Braunschweig wegen einiger von den Rittersn von Wallmoden verübten Räubereien in Fehde. Beide Fürsten zogen mit ihren Heeren gegeneinander. Im Hildesheimischen Amte Steuerwald, zwischen den Dörfern Dinklar und Farmsen, kam es am 3ten September 1367 zur Schlacht. Das Bischöfliche Heer führten der Bischof Gerhard und Bodo von Oberg, Abt des Klosters St. Michael, welche Kreuz und Gebetbuch mit dem Schwerte vertauscht hatten und von deren Helme das seidene Scapulier (ein

zum Ornate der Geistlichkeit gehörendes Kleidungsstück) herabwehete. Vor dem gewaltigen Angriffe der Herzoglichen wichen die weit schwächern Bischöflichen zurück, aber Abt Bodo ermutigte durch kühne Worte die Tapferkeit der Seinigen und Bischof Gerhard erfocht einen glänzenden Sieg. Herzog Magnus mit der Kette und Bischof Albert von Halberstadt und unzählige Ritter, Grafen und Herren fielen in die Gewalt des Siegers. Mit großem Lösegelde mußten die Gefangenen ihre Freiheit wiedererkaufen. Erzbischof Dieterich von Magdeburg mußte für die Freiheit seiner gefangenen Vasallen 6000 Mark reinen Silbers zahlen und Herzog Magnus sah, um seine und der Seinigen Freiheit wieder zu gewinnen, sich genöthigt, die Herrschaften Sangerhausen und Landsberg an den Markgrafen von Meissen zu verkaufen. Im Kampfe hatte Bischof Gerhard, in dessen Schatz 13000 Mark Silbers geflossen waren, der heiligen Jungfrau gelobt, daß er die ihr geweihte Kirche mit goldenem Dache zieren wolle, wenn sie ihm den Sieg verleihe, und aus Dankbarkeit ließ er nun von den gewonnenen Schätzen den Thurm der Domgruft mit vergoldeten Silberplatten bedecken; auch stiftete er das Karthäuserkloster vor Hildesheim, baute das Schloß Steinbrück und kaufte die Schlösser Goldingen und Bienenburg.

Im Laufe der Zeit war das goldene Dach baufällig geworden, und es wurde deshalb im Jahre 1718 vom Domcapitel sein Abbruch beschloffen. Der Hildesheimische Stifts-Baumeister Herdwig errichtete den neuen, noch jetzt vorhandenen Thurm, welcher am 11ten Juni 1721 vollendet wurde. Die Kuppel des Thurms ist mit Kupferplatten belegt, welche mit Ungarischem Golde stark überzogen sind.

Zu den seltensten Naturproducten gehört ohne Zweifel der alte wilde Rosenstock an der östlichen Seite des Domes. Wenn er auch nicht so alt sein sollte, als die Sage ihn machen will, so stammt er doch nachweislich aus dem eilften Jahrhundert. Die Tradition erzählt, daß Kaiser Ludwig der Fromme, als er einst bei einem Ritte durch den Wald seinen Rosenkranz verloren, seine Diener ausgesendet habe, um den Kranz zu suchen. Zugleich habe er gelobt, an der Stelle, wo derselbe gefunden werde, eine Kapelle zu bauen. Es war tief im Winter, und hoher Schnee lag über die ganze Gegend ausgebreitet. Da fanden die suchenden Diener mitten im Schnee einen blühenden wilden Rosenstock und daran hing der Rosenkranz. Als der Kaiser solches erfahren, befohl er sogleich an der Stelle eine Kapelle und dort wo der Rosenkranz gefunden den Altar zu bauen. Die Wurzeln des Rosenstocks lagen tiefer als das Gemäuer ging und bahnten sich bald unter der Mauer hervor einen Ausweg, wo sie lustig hervorschlügen und zu dem gewiß berühmtesten Strauche ihrer Gattung empornwuchsen.

Wirklich behauptet man, daß die Wurzeln des Rosenstocks unter dem mittlern Altare der Domgruft lägen und der Stamm durch die 5 bis 6 Fuß dicke Mauer gehe. Bei dem großen die Domkirche im Jahre 1040 verzehrenden Feuer blieb gerade allein die Sacristei unversehrt und somit ward auch der Rosenstock gerettet. Bischof Hezilo leitete ihn bei dem Baue der neuen Kirche

durch die Mauer und ließ kleine Kanäle, welche ihm die nöthigen Nahrungssäfte von außen herzuführen, anlegen, ihn auch zum Schutze von außen mit einer Mauer umgeben. Er rankt sich gleich einem Weinstock wohl funfzig Fuß hoch an der östlichen Seite der Mauer in die Höhe und bringt jährlich Blüthen und Frucht, seine Blätter werden als Schuzmittel gegen Zahnschmerzen und Gicht gepriesen, und der gemeine Mann glaubt, daß ein großes Unglück bevorstehe, wenn der Stamm nicht jährlich seine Blüthen trägt. Zweifler wollen freilich behaupten, daß man am Fuße seines Stammes immer wieder neue Sprößlinge einlege, welche allmählig den alten Stoc verdrängten, und daß das ganze Wunder darin bestehe, daß man das alte Holz ausschneide und daß das neue an seine Stelle rücke.

Früherhin hatte der Dom drei Todtenäcker, den großen Domhof gegen Norden, den kleinen Domhof gegen Süden und den sogenannten Friedhof an der Ostseite der Kirche. Von diesem letztgedachten Kirchhofe ab ist die Ansicht des Doms genommen, welche wir unsern Lesern mittheilen. Wir befinden uns mitten auf dem von allen Seiten von Kreuzgängen und andern Stiftsgebäuden eingeschlossenen Friedhofe. Im Hintergrunde erhebt sich der Dom, dessen Mauern von behauenen Sandsteine aufgeführt sind. Wir erblicken den uns schon bekannten Rosenstock an der Mauer emporrankend; über der Kirche erhebt sich der goldene Thurm. Die den Friedhof umgebenden Gebäude, von welchen wir auf der Abbildung den Kreuzgang erblicken, enthalten jetzt die Beverinsche Bibliothek und das Königliche Amt Hildesheim, so wie den Rittersaal u. s. w. Auf den Stiftsböden lagert Korn und die geräumigen, trefflichen Keller gehören der Kirnschen Dömherrnweinschenke. Das kirchliche Gebäude, welches auf der Abbildung zunächst die Aufmerksamkeit des Beschauers auf sich zieht, ist die St. Annenkapelle, welche im Gegensatz des im byzantinischen Style erbauten Domes im altsächsischen Style erbaut und daher wahrscheinlich älter ist als der Dom selbst. Das hohe Alter der Kapelle bekunden auch die steinernen Dachrinnen derselben, welche durch die Mäuler der aus Stein gehauenen Figuren das Regenwasser als Ausgüsse ableiten. Diese Figuren, zehn an der Zahl, stellen Thiere verschiedener Art: als Löwe, Bär, Hund u. s. w. und die eine einen Menschen, über dessen Nacken ein Gewand herabhängt, vor. Als die Jesuiten in Hildesheim Eingang fanden, wurde ihnen ein Theil der Dotation der St. Annenkapelle als Einkünfte übergeben, wogegen die Jesuiten jährlich in der Kapelle am St. Annenfeste eine feierliche musikalische Messe halten und in der Domkirche einen Sonntags- und einen Feiertagsprediger stellen mußten.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts wurde die St. Annenkapelle baufällig, und um die Kosten der Reparatur zu ersparen stellte das Domstift, eines der reichsten in Deutschland, dem damaligen Fürstbischof Friedrich Wilhelm den Antrag, dieses Denkmal grauer Vorzeit niederreißen zu lassen. Dieser aber, für die Erhaltung der Alterthümer besorgter als das Domcapitel, verweigerte seine Zustimmung und verwendete eine nicht unbedeutende Summe auf die Reparatur der Kapelle, welche früher mit Blei gedeckt war, seit dieser Zeit

aber mit Kupfer bedacht ist. Als im Jahre 1802 das Fürstenthum und Bisthum Hildesheim säcularisirt wurde, versiel die Kapelle immer mehr und mehr, und erst in den spätern Jahren der Hannover'schen Herrschaft, im Jahre 1825, wurde eine namhafte Summe zur Ausbesserung der Kapelle verwilligt, jedoch der längst eingegangene Gottesdienst in derselben nicht wieder erneuert, vielmehr die Kapelle als Schuppen für Bauholz und für leere Weinfässer benugt.

Erst in neuester Zeit fand dieses alte Ueberbleibsel des Mittelalters gehörige Beachtung und Würdigung. Die Kapelle wurde von Grund aus renovirt, erhielt ein treffliches Altarbild von Brochhoff, Maria, die Mutter des Herrn und ihre Eltern, Joseph und Anna, darstellend, wurde zum Gottesdienste wieder feierlich eingeweiht, und zugleich zur Begräbniskapelle der künftigen Bischöfe von Hildesheim bestimmt, wie denn auch bereits die beiden letztverstorbenen Bischöfe Dsthaus und Frig ihre letzte Ruhestätte in derselben gefunden haben.

Guldigung des Herzogs Ludwig Rudolph in Braunschweig.

Nach gleichzeitiger Aufzeichnung wörtlich mitgetheilt.

Es war am 23ten März 1731, als am Charfreitage, Morgens, zwischen 5 und 6 Uhr, da der liebe Gott des Durchlauchtigsten Herzogs August Wilhelm Seele sanft und stille bei vollkommenem Verstande von ihm abforderte, seiner Regierung im siebenzehnten Jahre, und seines Alters 69 Jahr und 14 Tage. Den 25ten Mai wurde Er zu Wolfenbüttel in das Fürstliche Begräbniß, des Abends um elf Uhr, mit großem Pomp beigesetzt und die Kanonen hier (in Braunschweig) und in Wolfenbüttel drei Mal um die Stadt, und allzeit 30 gelöst.

An demselben Tage des Absterbens seines Durchlauchtigsten Herrn Bruders August Wilhelm, nahm Herzog Ludwig Rudolph Possession vom Lande und ließ sogleich alle Thore hier und zu Wolfenbüttel verschließen, daß Niemand ein noch auskommen konnte, und Jeder der draußen war oder hier in, der mußte bleiben, bis den andern Tag um 11 Uhr. Folglich ließ Er durch den Premier-Minister Baron von Münchhausen, benebst dem Herrn Baron von Schleiniß von dem hiesigen Kommandanten und den Chefs der Kriegsmiliz den Eid nehmen; darauf wurden die Thore wieder geöffnet *) und den 19ten April hielten Ihro hochfürstliche Durchlaucht den Einzug allhier in Braunschweig.

*) In frühern Zeiten, in welchen das Militair nicht sowohl aus Landeskindern, als aus geworbenen Ausländern bestand, wurden sofort nach dem Ableben des jedesmaligen Landesherrn sämmtliche Thore der Städte, in welchen Truppen lagen, geschlossen und erst, nachdem den Soldaten der Eid der Treue gegen den neuen Landesherrn abgenom-

Den 1sten October 1731 ließ Er vor dem Wilhelms Thore auf der Insel, (dem jetzigen Eisenbahnhofs) wegen einfallenden Geburtstages Ihrer Römischen Kaiserlichen Majestät Karoli VI. *), wie auch zu glücklicher neuangetretener Landesregierung Ihrer Hochfürstlichen Durchlaucht ein Feuerwerk abbrennen. Man sagte, es soll dieses Feuerwerk über achtzehntausend Thaler gekostet haben; es soll, so lange Braunschweig gestanden, nicht kostbarer gesehen sein.

Den 2ten October ließ sich der Herzog allhier huldigen und geschah der Actus auf folgende Weise: nämlich es wurde die sämmtliche Bürgerschaft Tages vorher von den Bauernmeistern auf den andern Tag, des Morgens um sechs Uhr, in schwarzen Kleidern und Mänteln, jede Compagnie vor ihres Hauptmanns Haus gefordert, allda um sieben Uhr vier Mann hoch in Parade gestellt; der Hauptmann voran und die übrigen Officiers an ihre gehörigen Reiter und in solcher Ordnung ging der Zug nach dem Altstadtmarkte. Es waren auch alle Straßen von der Soldateska und Dragonern besetzt, um das Volk abzuhalten, denn es wurde kein Mensch, außer den Bürgern, auf das Altstadtmarkt und die nächst gelegenen Gassen gelassen; die Bürger aber hatten Freiheit hin zu gehen wo sie wollten. Wenn sie in eine andere Gasse wollten, machten die Soldaten gleich durch das Volk Platz, daß sie frei hindurch gehen konnten, denn es stund die Wache drei Mann hoch.

Um neun Uhr ließ der Herzog durch einen Trompeter den Magistrat, das (geistliche) Ministerium und die Deputirten in die Domkirche invitiren, die Erbhuldigungspredigt mit anzuhören, das währte so lange bis zwei Uhr Nachmittags, so lange mußte die Bürgerschaft auf dem Markte stehend verharren, wobei eine Menge von Zuschauern in den Häusern von Einheimischen und Fremden, daß die Häuser von großer Menge hätten einfallen mögen.

Nach zwei Uhr kamen die Durchlauchtigsten Herrschaften auf das Rathhaus. Allda empfingen Ihro Durchlaucht vom Erb. Rath, dem Ministerium und den Deputirten den Eid, wobei alle Fürstlichen Personen mit zugegen waren. Als dieses geschehen, verfügte sich der Herzog heraus auf die Laube oder den Umgang des Rathhauses an die Ecke nach der St. Martinikirche; allda war auch ein köstlicher Thron von rothem Sammt mit Silber besetzt, hierunter setzte sich der Herzog auf einen köstlichen rothsammtnen Stuhl, in einem weißen Kleide

men war, wieder geöffnet. Es geschah dieses, weil die geworbenen Soldaten, welche nur dem regierenden Fürsten den Fahneneid geschworen hatten, ihre Capitulation mit dessen Tode für aufgelöst betrachteten und so lange sie nicht dem Regierungs-Nachfolger aufs Neue vereidigt waren, sich an den früher geleisteten Eid nicht gebunden hielten. Es wurde daher ein solcher eintretender Todesfall häufig von den Soldaten benutzt, auszureißen, eines Theils um dem lästigen, qualvollen Militairleben zu entgehen, andern Theils um sich gegen neues Handgeld wieder anwerben zu lassen. Um diese Desertion zu verhüten, wurden daher in solchen Fällen die Stadthore bis nach erfolgter Eidesabnahme geschlossen und streng bewacht.

*) Kaiser Karl VI. war der Gemahl der Prinzessin Elisabeth Christine, Tochter Herzogs Ludwig Rudolph, die ihm eine Tochter, Maria Theresia, die nachmals so berühmte Kaiserin, gebar.

und einen Hut mit einem rothen Federbusch. Alsdann ward der auf dem Markte stehenden Bürgerschaft ein Zeichen zum Stillschweigen gegeben, darauf that der Herr geheimbde Rath Baron von Münchhausen eine schöne Anrede an die Bürgerschaft, welche der zeitige Herr Gerichtsvoigt Camman als Consulent der Deputirten, Namens der Bürgerschaft, beantwortete. Als solches geschehen war, da schwuren die Bürger mit aufgehobenen Fingern den Eid, als: erstlich Ihro Hochfürstlichen Durchlaucht Herzog Ludwig Rudolph, alsdann dem Herzoge von Bevern Ferdinand Albrecht, alsdann seinen fünf Prinzen, Carolus, Anton Ulrich, Ludwig Ernst, August Ferdinand und Albertus; ferner wurde gehuldigt dem Herrn Domprobst Ernst Ferdinand, alsdann seinen vier Prinzen August Wilhelm, Georg Ludwig Friedrich, Friedrich Georg und Friedrich Karl Ferdinand; ferner dem jetzigen Könige von England Georg II., als Churfürsten von Hannover. Diesen dreizehn Fürstlichen Häuptern vom Hause Braunschweig mußten wir Bürger zusammen schwören. Die Prinzen hier vom Hause Braunschweig waren alle gegenwärtig. Als nun der Eid gethan war, da gab der Herr geheimbde Rath Münchhausen ein Zeichen zum Vivatrufen, welches auch sogleich mit großem Getöse von der Bürgerschaft geschah, und wurden dabei, auf ein vom St. Martinithurme durch Aufsteckung einer weißen Fahne gegebenes Zeichen, die Kanonen rund um die Stadt herum drei Mal gelöset, unter stetem Trompeten- und Paukenschall, wobei von den Zuschauern, wie auch von theils Bürgern viele Tausend Freudenthränen vergossen wurden. Alsdann kehrte ein Jeder nach Hause. Vom Schlosse ab begaben sich Ihro Hochfürstliche Durchlaucht des Abends, als es fünf schlug, nach der Brüdernkirche, allwo von dem Generalsuperintendenten Stiffer die Huldigungspredigt gehalten und das Tedeum gesungen wurde.

Des folgenden Mittwochs Nacht machte die Bürgerschaft die vortreffliche Illumination durch die ganze Stadt, ein Jeder auf eine besondere Art. Die Herrschaft fuhr um acht Uhr aus, selbige zu sehen, und bestund der Train in 72 Kutschen. Um zwei Uhr des Morgens kehrten die Herrschaften wieder nach der Residenz, waren aber doch nicht durch die ganze Stadt kommen, daß sie Alles besehen hätten.

Den Donnerstag, als den vierten October, tractiret des Mittags Ihro Durchlaucht den Magistrat auf dem Wosshause und des Nachmittages ward auf der Wäsch ein ganzer gebratener Dohse, welcher mit Hühnern, Gänsen, Enten, Vögeln und Spannferken gespißt war, Preis gegeben. Es war meist zwei Tage mit Braten des Dohsens zugebracht worden, und kamen die sämmtlichen Herrschaften auf ihrem Lustschiffe von der Bammelsburg auf der Dfer herunter, mit allen bei sich habenden Trompetern, Paukern und Hautboisten nach der Wäsch gefahren, und gingen hernach auf das Schützenhaus; allda waren sie von den Herren Bürgermeistern und Schützen bewillkommt und sahen alsdann die Kurzweil mit an, als der gebratene Dohse Preis gegeben.

Des Freitages, als den 5ten October, wurde vor dem Wosshause um den Löwen herum ein groß Gerüste gemacht und mit Mai und Tannenbäumen über-

zogen und lagen oben drauf fünf Faß Wein, vier Faß weißen und ein Faß rothen, welche die Herrschaft nach aufgehobener Tafel alle fünf zugleich laufen ließ, unter stetem Pauken- und Trompeten Schall.

Des Sonnabends und Sonntag war Ruhetag. Des Montages, als am 8ten October, hielt Seine Hochfürstliche Durchlaucht Musterung über die Soldaten, und ein hochedler Rath ließ alle Bürger-Compagnien zu Rathhause fordern und zeigte ihnen an, wie Ihro Hochfürstliche Durchlaucht ein gnädiges Wohlgefallen getragen, an dem ehrerbietigen Gehorsame der Bürgerschaft, dero wegen Er einem jeglichen Bürger eine kleine Andenkungs Münze, von Zweigutergroschen an Werth, verehren ließe.

Als nun dieses auch geschehen war, so hatte die zeithero dauernde Lustbarkeit ein Ende.

Baterländische Anekdoten.

6.

Herzog Leopold von Braunschweig, jener edle, hochherzige Menschenfreund, der in den Fluthen der empörten Oder bei Frankfurt sein Leben für die leidende Menschheit zum Opfer brachte, war bei allen Gelegenheiten ein Fürsprecher, Freund und Beschützer der Juden. Gerade weil sie gering geschätzt und bedrückt waren, machte er sie zum Gegenstande seines besondern Wohlwollens. Er kannte alle in Frankfurt an der Oder einheimische Juden und jeder derselben hatte zu jeder Tageszeit freien Zutritt zu ihm. Hier folgender Beweis seiner Freundlichkeit gegen die jüdischen Glaubensgenossen.

Ein unbemittelter Israelit zu Frankfurt, Samuel Levin, hatte mehrere Kinder, unter denen ein Sohn, Jacob Levin, seine Vaterstadt verließ, um in der Ferne sein Fortkommen zu suchen. Nach mannigfach wechselnden Schicksalen kam er nach Copenhagen, wo er es durch Fleiß und Sparsamkeit dahin brachte, einen nicht unbedeutenden Kleinhandel anlegen zu können. Dieser wurde mit jedem Tage ergiebiger und erregte den Neid seiner Glaubensgenossen. Sie durften das Recht ausüben, jeden fremden Handelsmann ihrer Nation aus Copenhagen zu verweisen und verlangten deshalb von der Polizei die Entfernung des Jacob Levin. Nur mit Mühe erhielt er die Erlaubniß, sich zur Einziehung seiner Schuldposten noch vier Wochen dort aufhalten zu dürfen.

Zu einem rührenden Briefe klagte der Verfolgte seinen Eltern, die er schon oft mit namhaften Summen unterstützt hatte, seine Noth und schloß sein Schreiben mit folgenden Worten: „Es giebt nur noch ein Mittel, mich und meinen Handel in Copenhagen zu sichern. Es ist freilich unfehlbar, aber ich darf wohl auf eine so große Gnade nicht rechnen. Die Königin von Dänemark ist die

„Tante Ihres menschenfreundlichen Herzogs Leopold *). Könnte ich von diesem huldreichen Fürsten eine Fürbitte erhalten, so würde ich wohl gegen die Verfolgungen unserer Glaubensgenossen geschützt werden.“

Vertrauensvoll geht der Vater, ein ehrwürdiger Greis, mit diesem Schreiben zum Herzog, wird sogleich vorgelassen und schüttet sein bekümmertes Herz vor dem theilnehmenden Menschenfreunde aus. Dieser ertheilt die Antwort: „Ich werde Ihm das Empfehlungsschreiben eigenhändig aufsetzen; nur heute ist es mir nicht möglich, da ich dringende Regimentsgeschäfte abzumachen habe.“ Hoch erfreut kehrt der getröstete Vater zurück und kann seiner Familie von der Leutseligkeit des Fürsten nicht genug erzählen.

In der Abenddämmerung klopft es an die Thür des armen Juden. Der Alte öffnet und erblickt mit freudigem Erstaunen den Herzog Leopold, der zu ihm sagt: „Ich bringe Euch, mein lieber Mann, den Brief noch heute, da meine Geschäfte früher beendet worden sind, als ich glaubte. Schreibt Eurem Sohn noch heute, und sagt ihm, er möchte diesen Brief ja selbst der Königin überreichen.“ „Gnädigster Fürst,“ erwiderte der hocherfreute Greis, „Gott mag es Ihnen lohnen, was Sie an mir armen Manne und meinem Kinde thun; allein für heute ist's zu spät an meinen Sohn zu schreiben. In einer halben Stunde geht die Post ab, und man nimmt schon jetzt keinen Brief mehr an.“ „Seid außer Sorgen, lieber Alter, von mir nehmen sie ihn noch; schreibt nur geschwind. Ich will ihn selbst abgeben, mein Weg führt mich bei der Post vorbei.“

Der Alte mußte sich setzen und schreiben. Während der Zeit unterhielt sich der Fürst auf die leutseligste Weise mit der Frau und trug dann den Brief selbst zur Post. Man öffnete hier recht gern das schon geschlossene Felleisen. Der Brief gelangte glücklich an den jungen Levin, der sogleich aufs Schloß eilte, sein Empfehlungsschreiben in tiefer Demuth überreichte und seine Bitte mit dem besten Erfolge gekrönt sah.

7.

Der Pastor Flügge zu Hannover, in dem ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts wegen seiner Kanzelberedtsamkeit berühmt, hatte kaum seine Prüfung als Candidat der Gottesgelahrtheit überstanden, als man ihn, bei der damals erledigten Predigerstelle der Kreuzkirche zu Hannover, um eine Gastpredigt bat. Flügge nahm diesen Antrag an, und seine Predigt machte einen sehr vortheilten Eindruck. Indessen bedauerte Jedermann, daß ein so vorzüglicher Kanzelredner ein Pietist sein solle, was man für etwas sehr Gefährliches hielt, und

*) Juliane Maria, die Gemahlin des Königs Friedrich V. von Dänemark, war die Schwester, Maximilian Julius Leopold ein Sohn Herzogs Karl I. von Braunschweig.

der junge Mann, der zu Halle studirt hatte, stand in diesem Verdachte. Man wünschte daher allgemein, dahinter zu kommen, ob Flügge wirklich ein Pietist sei. Da nun der damalige Abt zu Loccum, der berühmte Molanus, behauptete, ein ächter Anhänger des Pietismus rauche nie Taback, weil damals das Tabacksruchen zu Halle auf dem Waisenhanse als eine schwere Sünde verpönt war, so kam es darauf an, zu wissen, ob Flügge Taback rauche. Zwar versicherte der Wirth, bei welchem Flügge wohnte, dieser sei ein strenger Orthodor, weil er vor seinem und seiner Leute Augen immer nach Tische seine Pfeife rauche; allein in einer so wichtigen Sache und da einmal der Ruf gegen Flügge war, hielt man dieses Zeugniß nicht für hinreichend. Man wollte sich selbst durch den Augenschein überzeugen. Abends strömte Alles, Vornehme und Geringe, nach der Straße, in welcher Flügge wohnte. Sein Zimmer war im Erdgeschosse nach vorn heraus, allein die Fensterladen waren verschlossen. Es wurden Tische und Bänke herbeigeschleppt, um die Höhe zu erlangen, daß man oben durch die ausgeschnittenen Lichtlöcher in das Zimmer sehen könne. Nun überzeugte man sich, daß Flügge im Zimmer auf und nieder gehe und Taback rauche. Dieses war eine große Freude für die Lauscher, die seine Probepredigt mit Erbauung angehört hatten. Immer mehr vermehrte sich die Zahl der Neugierigen und das Gedränge. Wer nur hinzu kommen konnte, hängte sich an die Laden, um den frohen Anblick selbst zu genießen. Aber die Hespren der Laden rissen durch das Gewicht der daran Hängenden los und das ganze Gerüst mit allen seinen Zuschauern stürzte polternd zusammen. Flügge erschrak nicht wenig. Nun aber sah ihn die ganze versammelte Menge und von dem allgemeinen Jubelgeschrei: „Gottlob! er raucht Taback!“ ward das Heulen und Schreien der Gefallenen weit übertönt. Frohlockend eilte Jeder nach Hause und den Tag darauf wurde Flügge einstimmig zum Pastor an der Kreuzkirche gewählt.

Die Einführung der Reformation in den welfischen Landen.

Zweite Abtheilung.

Es ist nun darzustellen, wie das Evangelium in den Landschaften des jetzigen Königreichs Hannover, welche mit den altwelfischen Erblanden nach und nach vereinigt wurden, Eingang gefunden habe. Wir lassen die einzelnen Landschaften in der Ordnung folgen, in welcher sie nach und nach ans Welfenhaus gekommen sind. —

1. Die Grafschaft Hoya.

Diese Grafschaft, gelegen zwischen Hunte und Weser, an der ihre Hauptorte Hoya, Nienburg und Drakenburg liegen, stand bis 1582 unter eignen

Grafen. Das Geschlecht derselben starb in jenem Jahre aus, und damit fiel das Land an die Welfen, so daß ein Theil desselben — die Aemter Hoya, Rienenburg, Liebenau und Bruchhausen — an Lüneburg, der andre — die Aemter Stolzenau, Steyerberg, Ehrenburg, Syke, Siedenburg, Diepenau und Bahrenburg — an Braunschweig-Wolfenbüttel und Kalenberg kam. —

Das Verdienst, die Reformation in der Grafschaft Hoya eingeführt zu haben, gebührt dem Grafen Jodocus. Durch seinen Schwiegervater, den Grafen Wolfgang von Gleichen, und durch seine Gemahlin Anna war er mit einzelnen Schriften Luthers bekannt geworden und durch den in ihnen herrschenden Geist so angeregt, daß er mit Hülfe seines Hespredigers, Conrad Drudeken, die meisten Schriften jenes Mannes und Melancthon's nicht nur las, sondern studirte. Die Frucht dieser Studien war eine entschiedene Hinneigung zu Luthers Ansichten, nach denen er auch die Kirchen seines Landes zu reformiren um so weniger Bedenken tragen mochte, da Herzog Ernst der Bekenner von Lüneburg, der sein Lehnsherr war, ihn in diesem Vorhaben bestärkte. Zur Ausführung seiner Pläne erbat sich Graf Jodocus von Luther einen gelehrten Theologen, der die katholische Geistlichkeit seines Landes ihrer Irrthümer überführen und die Reformation einführen sollte. Luther sandte 1525 einen Belgier, Adrian Burschot, der zu Antwerpen die Mönchskutte abgelegt und zum Lutherthum übergetreten war. Ehrentvoll wurde dieser am gräflichen Hofe zu Rienenburg empfangen und begab sich, einer mit dem Grafen getroffenen Verabredung gemäß, gleich am nächsten Sonntage in die Hauptkirche der Stadt. Zufällig predigte dort ein Bettelmönch gegen Luther, er suchte die groben Irrthümer nachzuweisen, welche die Ansichten jenes Mannes zu kegerischen machten und gerieth dabei so in Eifer, daß er die heftigsten und größten Schimpfreden gegen Luther auszustößen kein Bedenken trug. Da erhob sich plötzlich inmitten der Rede des Mönchs Adr. Burschot und sprach: „Von dem erlauchten Grafen Jodocus bin ich berufen, um Dich und die Deinen der Lüge zu zeihen. Oder sage denn, und zwar offen vor der ganzen Kirche, in welchen Lehren und in wiefern Luther geirrt hat, daß Du ihn der Ketzerei anklagen darfst!“ Erschrocken über eine so unerwartete Unterbrechung verstummte der Mönch. Da nahm A. Burschot wiederum das Wort und sprach: „Wehlan, antworte sonder Furcht, oder ich zeihe Dich und die Deinen der Lüge und Ketzerei!“ das war dem Mönche zu viel, erschrocken und beschämt verließ er sogleich Kanzel und Kirche. —

Am Sonntag nachher betrat Burschot die Kanzel und forderte nach Beendigung seiner Predigt zu einer öffentlichen Disputation auf, in welcher er sich anheischig machte, nicht nur die Irrlehren des Katholicismus zu widerlegen, sondern auch die Wahrheit der Lehre Luthers gegen Jedermann zu erweisen. Zu einer solchen Disputation stellte sich aber Niemand und natürlich war die Folge davon der entscheidende Sieg der neuen Lehre, die Graf Jodocus nun in allen Kirchen und Klöstern seines Landes durch Burschot einführen und durch eine von demselben verfaßte Kirchenordnung befestigen ließ. —

2. Grafschaft Diepholz *).

Wie im Lande Hoya, so ging auch hier die Reformation von dem Landesherren aus, dem Grafen Friedrich, dessen Gemahlin Eva eine geborene Gräfin von Regenstein war. Sie hatte schon in der Heimath Geschmack an dem reinen Worte Gottes, wie Luther es lehrte, gefunden und brachte durch fromme Ermahnungen endlich ihren Gemahl 1528 zu dem Entschlusse, auch in den Kirchen seines Landes an die Stelle papistischer Mißbräuche das Evangelium zu setzen. Damals machte in dem benachbarten Dönabrück ein Mönch des dortigen Franciskanerklosters, Patroculus Römling aus Soest, durch die Beredsamkeit und Freimüthigkeit, mit der er das Evangelium im Sinne Luthers predigte, großes Aufsehen. Aber wie zu allen Zeiten so war auch damals rücksichtslose Freimüthigkeit mit Gefahren verbunden. Doch der Mönch scheute keine Gefahr und fuhr auf der einmal betretenen Bahn muthig fort. Ihn ließ Graf Friedrich in sein Land kommen, durch ihn wollte er die Kirchen reformiren. Nur die Capitularen und Vicarien des Stifts Drebber (bei Cornau an der Hunte) wagten es, einigen Widerstand zu leisten, der aber durch eine öffentliche Disputation, in welcher Römling sie überwand, völlig zu Nichte gemacht wurde. —

Graf Friedrich starb schon im folgenden Jahre 1529 an der damals in ganz Niedersachsen grassirenden englischen Schweißseuche. Sein Sohn Rudolph, für den anfangs dessen Oheime, Johann und Conrad, die Regierung führten, war ein so eifriger Freund und Beförderer des Lutherthums, daß Römling es ohne große Hindernisse in allen Kirchen des kleinen Landes einführen konnte. —

3. Grafschaft Hohnstein **).

Graf Ernst, der zur Zeit der Reformation Hohnstein beherrschte, war ein entschiedener Feind der lutherischen Lehre und befahl daher aufs strengste, keine Aenderung in Religionsachen in seiner Grafschaft vorzunehmen. Dennoch erhoben sich im Lande einzelne Prediger, die trotz der ihnen drohenden Gefahren das Evangelium zu verkünden sich nicht scheuten. So zuerst Andreas Weneemann, Hofprediger zu Klettenberg bei Walkenried, dann Johann Cruse, Mönch des Cistercienserklosters Walkenried, der besonders zu Eltrich zu predigen pflegte, wo nach ihm auch Simon Kleinschmidt auftrat, der kräftigste und gelehrteste Vorkämpfer des Evangeliums in dieser Grafschaft. Auch in Andreasberg auf dem Harze, das mit Lauterberg und Scharzfeld damals noch zur Grafschaft Hohnstein gehörte, trat noch bei Lebzeiten Ernsts Johann Kockentall auf, der mit den dortigen Bergleuten nur deutsche Psalmen sang und das Evangelium lauter lehrte; ebnsowohl auch Johann König in Barbis. —

Doch obgleich an einzelnen Orten Männer auftraten, die es mit der Ver-

*) Sie fiel nach dem Tode des letzten Grafen Friedrich 1585 an das Haus Lüneburg.

**) Beim Tode des letzten Grafen von Hohnstein 1593 fiel das Land zum Theil an die Welfen, zum Theil an das damalige Bisthum Halberstadt und damit später an Preußen. —

besserung des Kirchenwesens ernstlich meinten, so konnte sich doch die Reformation durch sie allein nicht über die ganze Grafschaft ausbreiten, so lange noch der Landesherr über der Erhaltung der alten Lehre wachte. Erst als Graf Ernst gestorben war und seine drei Söhne, Wolfgang, Wilhelm und Ernst, die mit Eifer der Reformation zugethan waren, die Regierung gemeinschaftlich übernommen hatten, konnte das Werk gedeihen. Sie waren es, die 1552 durch den oben genannten S. Kleinschmidt, damals Pastor zu Ellrich, Peter Keilhorn, Pastor zu Bleiherode, und durch ihren Hofprediger Jordan Kreithof in allen Kirchen der Grafschaft die neue Lehre einführen ließen. Gesichert wurde dieselbe 1556 durch eine Synode aller Geistlichen der Grafschaft im Kloster Walkenried, wo dieselben die Augsburgerische Confession zu halten gelobten. —

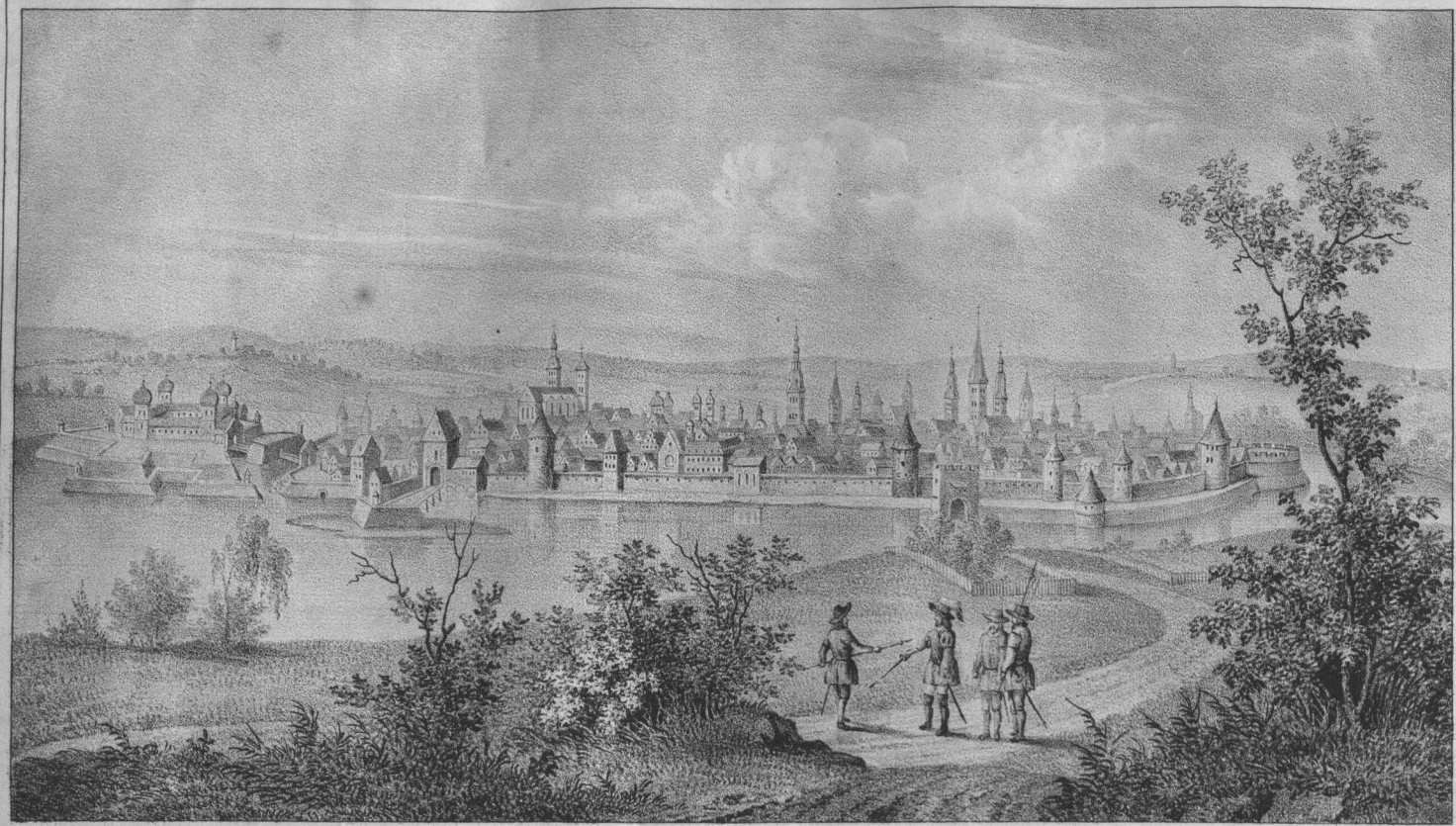
4. Erzbisthum Bremen und Bisthum Verden *).

Beide Stifter standen zur Zeit der Reformation unter dem Erzbischof Christoph, der gleich seinem Bruder, dem Herzog Heinrich dem Jüngern von Braunschweig, durch seine entschiedene Vorliebe für den Katholicismus bekannt geworden ist. Christoph, ein schöner stattlicher Mann, liebte wie überhaupt, so namentlich beim Gottesdienste äußere Pracht, weil er einsah, daß gerade die Pracht des katholischen Ritus es sei, die den Sinn des Volkes allein noch an die Kirche fesseln könne. So trug er, als er 1519 im Dom zu Bremen seine erste Messe las, ein sehr kostbares, aus dem Brautrock seiner Mutter bereitetes Messgewand. Perlen, goldene Spangen und Edelgestein hatte die Fürstin nicht gespart, um die Pracht der Gewänder und der Bischofsmütze ihres Sohnes zu erhöhen. Mit kräftiger, reiner Stimme pflegte der Erzbischof vor dem Hochaltare seiner Kathedralen, Hochämter und Vigilien zu singen, mit dem edlen Anstande eines Fürstensohnes ertheilte er der Menge der andächtigen Gläubigen den Segen und im heiligen Eifer für die Kirche scheute er nicht Anstrengung noch Mühe, die alte Kirchenzucht und Sittenstrenge, wenn auch nur in sofern sie sich in äußern Erscheinungen kund geben konnte, in seinen Domcapiteln wie in seinen beiden Diöcesen wiederherzustellen, um dem katholischen Clerus seiner Bisthümer das verlorne Ansehen wieder zu gewinnen. Aber eben deshalb war er auch einer der furchtbarsten Gegner des Lutherthums, er wüthete mit Eil und Scheiterhaufen gegen die, welche einer Hinneigung zur Ketzerei sich nur verdächtig machten. —

Doch dieser strenge Glaubenseifer des Erzbischofs konnte beim Volke nicht die gewünschte Wirkung haben, da man allgemein den stolzen Sinn, die Treulosigkeit und die ungezügelter Leidenchaften des geistlichen Hirten kannte. Unter diesen Umständen ließ sich die Reformation nicht hindern, wenn sie gleich hier nur langsame Fortschritte machte. —

Schon 1521 lehrte Andreas Carding im Lande Hadeln das Lutherthum, in Bremen trat 1522 zuerst Heinrich von Zütphen auf. Doch hier

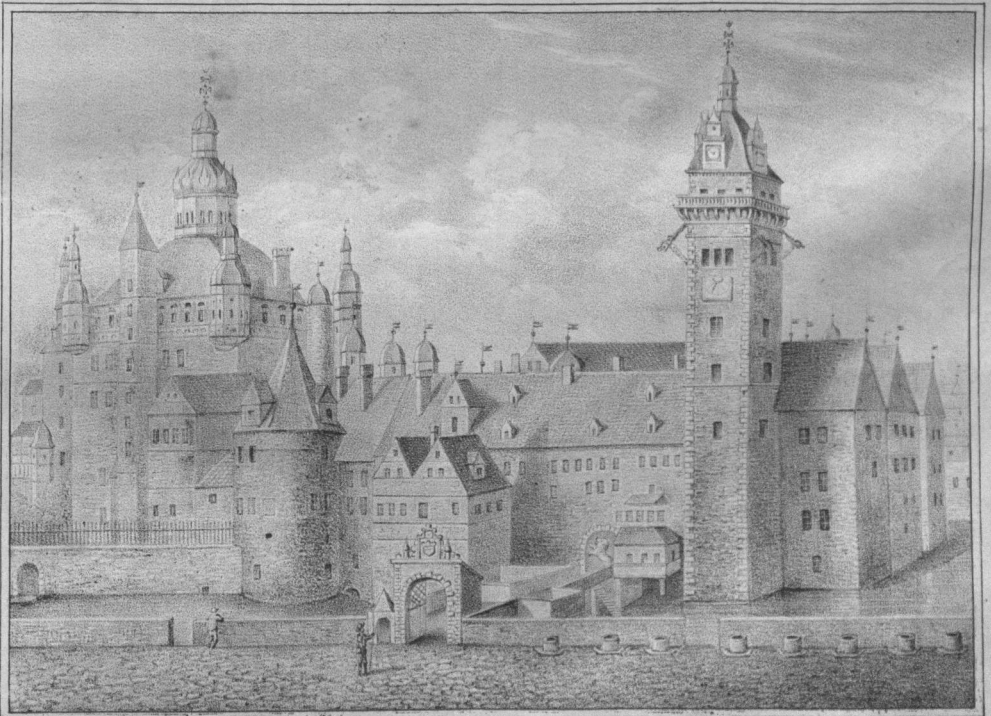
*) Durch Kauf erworben 1719. —



Osnabrück im Jahre 1634.



Hennig Braband.



Schloss zu Wolfenbüttel im Jahre 1650.

in der unmittelbaren Nähe des Erzbischofs konnte sich dieser nicht lange halten, er mußte die Flucht ergreifen und begab sich zu den Dithmarsen, die ihn 1524 zu Meldorf auf Geheiß des Erzbischofs als einen gefährlichen Keger den Flammentod sterben ließen. Schon 1522 findet sich zu Stade ein verehelichter lutherischer Prediger, Johann Hollmann. So verbreitete sich ungeachtet alles Ringens und Strebens des Erzbischofs für die Erhaltung der alten Lehre das einmal aufgegangene Licht des Evangeliums durch Luthers Bibelübersetzung nach und nach über beide Diöcesen, deren Bewohner 1558, als Erzbischof Christoph starb, größtentheils dem neuen Glauben angehörten, in dessen Bekenntniß sie durch den folgenden evangelischen Bischof Eberhard, bisher Abt des Michaelisklosters zu Lüneburg, geschirmt und befestigt wurden. —

5. Bisthum Osnabrück *).

Noch weit härtere Kämpfe, als in Bremen und Verden, hatte die Reformation in Osnabrück, ebenfalls dem Siege eines Bischofs, zu bestehen. Nach dem Tode des Bischofs Conrad IV. bestieg 1508 ein Bruder Philipps I., Herzogs von Grubenhagen, Erich II., den dortigen bischöflichen Stuhl. Die Verletzung früher beschwornener Verträge, kraft deren auch der Rath an der Wahl eines neuen Bischofs Theil nehmen sollte, führte eine gereizte Stimmung des Raths und der Bürgerschaft gegen das Domcapitel herbei, die sich bald auch auf den neugewählten Bischof ausdehnte, da dieser immer offener mit dem Streben hervortrat, die Privilegien der Stadt auf jede Weise zu schmälern. In dieser Zeit der Spannung, wo sich die osnabrücksche Bürgerschaft durch manche Verfügung **) ihres Bischofs in ihren Rechten und Freiheiten tief gekränkt fühlen mußte, erhielt man in der Stadt die erste Kunde von der neuen zu Wittenberg verkündeten Lehre. Gerhard Hecker, Provinzial der Augustiner in Sachsen und Thüringen, Luthers ehemaliger Lehrer im Augustinerkloster zu Erfurt, war es, der schon 1521 in seinem Kloster zu Osnabrück die Lehre verkündete, die allein durch den Glauben selig mache. Ermuthigt durch sein Beispiel predigten nun auch Lucas Horsten, Vector am Dominicanerkloster, und Liborius Missing, Caplan an der Kathedrale, das Wort Gottes im Sinne Luthers. Mit Aufmerksamkeit horchte das Volk der Lehre, die das morsche Gebäu der katholischen Kirche neu zu begründen verhieß, aber eben das reizte namentlich die Bettelmönche, die die Wahrheit des Evangeliums zum Theil wohl fühlen mochten, zugleich aber auch einsahen, daß der das Mönchtum umgebende Nimbus vor dem aufdämmernden Morgenstrahl des Evangeliums verschwinden werde. Nebst Lucas Horsten, dem der Fanatismus seiner Ordensbrüder den Tod bereitet haben soll, mußten auch Missing und Hecker die Stadt verlassen; gleiches Schicksal traf den nach ihnen auftretenden Abt Clarenbach, der das Evangelium Johannis in Luthers Sinne zu

*) Erworben durch den Hauptdeputationsrecess am 25. Febr. 1803. —

**) J. B. durch die Verordnung, daß fortan nur Edelleute in das Domcapitel aufgenommen werden sollten. —

erklären wagte. Als so die Herolde der Wahrheit vertrieben waren, ging die Geistlichkeit, die sich jetzt sicher dünkte, in ihrem Hochmuth weiter als jemals, und hoffte durch Spott und Gewalt die hie und da noch lautwerdenden Stimmen zu beschwichtigen. —

Aber die von jenen Männern ausgestreute Saat hatte Wurzel geschlagen in den Herzen der Bürgerschaft und das Volk so kräftig ergriffen, daß die Gemeinde den Rath, der noch immer in einem gespannten Verhältnisse zum Bischof und dem Domcapitel stand, offen zu ersuchen wagte, in den vier Pfarrkirchen der Stadt das Evangelium lauter und rein predigen zu lassen. Viele unter den Rathsmännern aber begriffen das Streben der Gemeinde nicht, sie erkannten darin nichts, als eine revolutionäre Tendenz und verwarfen, auch um es mit dem Bischof nicht ganz zu verderben, jenes Gesuch ohne Weiteres. Dies reizte die Gemeinde zur Wuth und Erbitterung, es kam 1525 zu einem Aufruhr gegen die „Pfaffen.“ In der Gluth der gereizten Leidenschaft stürmte das Volk die Häuser der Geistlichen, plünderte sie und theilte die vorgefundenen Kostbarkeiten. Der Rath der Stadt wagte es nicht nur nicht, gegen die Auführer einzuschreiten, sondern schloß sich ihnen im lange verhaltenen Groll gegen den Bischof und die Domherren, die sämmtlich geflohen waren, an. Erst als Bischof Erich mit einem stattlichen, in Hessen geworbenen Heere zurückkehrte, ward der Aufstand gestillt und durch Vermittelung des Abtes zu Iburg kam 1525 ein Vergleich zu Stande, nach welchem die Stadt zur Sühne ihrer Schuld 6000 Gulden an den Bischof zahlen mußte. —

Wiederum schien nun die alte Lehre in Osnabrück vor jedem Angriff gesichert zu sein. Doch dem war nicht so. Schon 1528 findet sich wieder ein Mann, Patroculus Römeling, Rector am Franziscanerkloster, der ohne Scheu vor Gefahren der Reformation das Wort redete. Doch jetzt gingen die Anhänger derselben, durch die gemachten Erfahrungen belehrt, mit größerer Ruhe und Umsicht zu Werke. Ja, die reformatorischen Bestrebungen traten sogar für einige Zeit ganz in den Hintergrund, als in Folge des großen Brandes im Jahre 1530 die meisten Bürger von Sorgen für Wiederherstellung des irdischen Wohlstandes gedrückt wurden. Erst 1532, als ein großer Theil der niedergebrannten Wohnungen wiedergebaut und der heftigste Feind der Reformation in Bischof Erich gestorben war, erwachte die lange niedergehaltene Liebe zum Evangelio wieder, um so mehr, da der neu erkorene Bischof Franz, ein geborner Graf von Waldeck, ein frommer und christlich friedlicher Mann war. —

Gerade damals verbreitete sich die Secte der Wiedertäufer in Westphalen und fand namentlich zu Münster vielen Eingang, so daß die von Schwärmern verblendete Bürgerschaft dieser Stadt die Domherren und den Rath aus der Stadt jagte und das „Reich des neuen Jerusalem“ unter den Propheten Jan Matthiesen, Jan von Leyden und dem Oberhauptmann Knipperdoling 1534 errichtete. Schon in demselben Jahre kamen auch einzelne Wiedertäufer nach Osnabrück und gewannen durch eraltirte Predigten auf Straßen und Märkten einen großen Theil der dortigen Bürgerschaft. Schon drohete ein gefährli-

cher Aufstand Ruhe und Ordnung wieder zu stören, da schritt der Bürgermeister Erdmann mit gewappneten Knechten ein, ergriff sechs der Wiedertäufer und ließ sie nach Iburg abführen, wo sie hingerichtet wurden.

Das Beispiel der Nachbarstadt Münster, wo das Volk im blinden Haß gegen das alte Kirchenthum alle Schranken durchbrochen und weder menschliches noch göttliches Gesetz geachtet hatte, erfüllte die Obrigkeiten aller benachbarten Städte mit entschiedenem Widerwillen gegen jede Aenderung in Religionsfachen. So wurde auch in Osnabrück die Einführung der neuen Lehre wenn auch nicht unterdrückt, so doch für längere Zeit gehemmt. Erst nach Ablauf mehrerer Jahre, als die Verwandlung des Augustiner- und des Franziskanerklosters in Schulen zeigte, daß selbst der Bischof der Reformation nicht abgeneigt sei, erst da wagte es die Bürgerschaft, den Rath zu bitten, den evangelischen Prädicanten den Eintritt in die Stadt nicht zu wehren. Erst nach langem Zögern und Bedenken gab der Rath endlich nach, und bald nachher ertheilte auch der Bischof Franz, freilich gegen den Willen seines Domcapitels, 1543 die Erlaubniß, einen evangelischen Prädicanten nach Osnabrück zu berufen. Dazu wählte die Bürgerschaft Hermann Bonn, welcher damals zu Lübeck das Evangelium verkündete. Er erschien zu Osnabrück und hielt am 2ten Febr. in der dortigen St. Marienkirche seine erste Predigt. Mit Ruhe und Sicherheit gestaltete er die kirchlichen Verhältnisse in den städtischen Pfarrkirchen um, erklärte dann, um die neue Lehre noch mehr zu befestigen, im früheren Franziskanerkloster den Brief Pauli an die Römer, jene Grundsäule des Protestantismus, und zwar mit so viel Milde und Besonnenheit, daß selbst einzelne Domherren von der Wahrheit seiner Worte überzeugt wurden. Sogar dem Bischof gefiel die durch Bonn eingeführte Kirchenverbesserung so sehr, daß er, ungeachtet der Renitenz des Domcapitels, durch ihn in seinem Bisthum den lutherischen Gottesdienst einführen ließ und selbst dem schmalkalbischen Bunde beitrug. So war der größte Theil des Landes für das Evangelium bereits gewonnen; doch sollte das schöne Werk in seinem Fortgange leider noch einige Male nicht nur gestört, sondern selbst zerstört werden. —

Die Niederlage des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen bei Mühlberg 1547 bewirkte, daß die katholische Partei zu Osnabrück, deren Mittelpunkt das Domcapitel bildete, von Neuem sich erhob und nicht nur den Rücktritt des Bischofs, sondern auch eines großen Theils des Bisthums zum Katholicismus erzwang. Selbst die Stadt Osnabrück mußte das Interim annehmen und die evangelischen Prediger aus ihren Mauern entfernen. Erst 1552 athmeten die treu gebliebenen Anhänger Luthers in der Stadt und im Lande Osnabrück in Folge des Passauer Vertrages wieder auf; schon nahm die Reformation selbst unter den Stürmen kleiner Kriege wieder einen bestimmten regelmäßigen Fortgang; da trat 1553 an die Stelle des duldsamen Franz Bischof Johann VI., ein geborner Graf von Hoya, der es zur Aufgabe seines Lebens gemacht zu haben scheint, das Ansehn der Römischen Kirche nach allen Kräften zu sichern. Namentlich seitdem Herzog Alba nicht ohne Glück die Niederlän-

der bekämpfte, trat der Bischof offen mit seinen Bestrebungen auf. Bei Strafe der Absetzung ließ er allen Geistlichen des Bisthums gebieten, sich in Lehre und Predigt nach den Beschlüssen der tridentinischen Kirchenversammlung zu richten, und ließ ihnen wie den Laien das Singen deutscher Psalmen bei schwerer Strafe untersagen. Nun mußten die meisten Kirchen, die bisher den lutherischen Gottesdienst beibehalten hatten, dem Evangelium entsagen, Processionen mit Kreuzen und Fahnen zogen unter Absingung lateinischer Hymnen, wo bisher Luthers Deutsche Lieder gesungen waren. — Da starb 1574 Bischof Johann und es folgte Bischof Heinrich, Herzog von Sachsen-Lauenburg, ein duldsamer friedliebender Herr, der zwar 1576 selbst zum Protestantismus übertrat, aber zur Wiedereinführung desselben in seinem Stifte nichts Bedeutendes that. Ihm folgten seit 1585 in fast regelmäßigem Wechsel streng katholische und evangelische Bischöfe, so daß die Reformation, namentlich bei dem ungeheuren Einfluß der auch hier unablässig wirkenden Jesuiten, nie allgemein in dieser Landschaft durchgeführt werden konnte, wenn gleich ihre Anhänger seit der Zeit des westphälischen Friedens 1648 freie Religionsübung genossen. Daher erklärt sich der jetzige Zustand. Fast überall im Lande Osnabrück finden sich nämlich Katholiken und Protestanten in ungefähr gleicher Anzahl neben einander. So giebt es in der Stadt Osnabrück 2 evangelische und 2 katholische Pfarrkirchen, außerdem eine katholische Kathedrale und mehrere Klöster. So haben auch in den kleinern Städten des Landes, wie zu Iburg, Quackenbrück, Melle, Fürstenau beide Religionsparteien eigne Kirchen. —

Wir haben nun die Reformation noch in den Landschaften zu verfolgen, die erst 1815 im Juni mit dem durch die Schlupacte des Wiener Congresses geschaffenen Königreich Hannover vereinigt wurden. —

6. Die niedere Grafschaft Lingen.

Zur Zeit der Reformation standen die Grafschaften Lingen *), Zecklenburg und die Herrschaft Rheda unter einem Herrn, dem Grafen Conrad, der durch seine Verwandtschaft mit Landgraf Philipp von Hessen fast zuerst von allen westphälischen Grafen mit der evangelischen Lehre nicht nur bekannt, sondern auch für sie gewonnen wurde. Schon 1525 entsagte er dem Katholicismus und beschloß auch in seinem Lande das Wort vom Glauben verkünden zu lassen. Ehe dies aber mit rechtem Erfolg geschehen konnte, mußte ein bedeutender Haltpunkt des katholischen Aberglaubens vernichtet werden. — Nämlich in der Nähe von Zecklenburg liegt ein Städtchen Lengerich, in dessen Kirche sich damals eine hölzerne Statue der heiligen Margarethe befand, welcher der Wahn des Volkes wunderthätige Kraft zuschrieb. Daher wallfahrteten dann jährlich zu bestimmten Zeiten große Schaaren von Pilgern aus ganz Westphalen nach der Kirche zu Margarethen-Lengerich, um die Kraft der Wunderstatue, die an gewissen Tagen zu schweigen pflegte, an sich zu erproben. Um die-

*) Diese Grafschaft liegt zwischen der Ems und Haase; die Hauptorte in ihr sind Lingen, Freren und Ibbenbüren.

sem Unwesen ein Ende zu machen und so den Weg zu weiteren Reformen zu bahnen, ließ Graf Conrad, ungeachtet des Widerspruchs der katholischen Geistlichen, die Margarethenstatue aus der Kirche entfernen. Durch ein kleines lateinisches Gedicht, worin die Wegnahme jener Statue gebilligt wird, und durch ein andres über die drei Ungeheuer, welche dem Gebäude der Kirche den Einsturz droheten, hatte sich Johann Pollius das Vertrauen und die Liebe des Grafen so sehr gewonnen, daß dieser ihm die Einführung der Reformation in seinen Landen übertrug. Diesem Auftrage gemäß hielt Pollius 1527 eine allgemeine Kirchenvisitation in Lingen, Tecklenburg und Rheda und reformirte den Gottesdienst in allen dortigen Kirchen. —

Zum Beweise seiner aufrichtigen Anhänglichkeit an die Sache des Evangeliums trat Graf Conrad auch in den schmalkaldischen Bund. Aber dieser Schritt verwickelte ihn mit den benachbarten katholischen Fürsten in Fehden, deren unglücklicher Ausgang ihn endlich nöthigte, nicht nur die ganze Grafschaft Lingen, sondern auch vier Pfarreien der Grafschaft Tecklenburg an seine Gegner abzutreten. Die Folge davon war, daß, während die Reformation in dem größten Theile der Grafschaft Tecklenburg durch eine 1562 von Herman Schwertfeger *) (Machärogöus) verfaßte Kirchenordnung gesichert und befestigt wurde, in der Grafschaft Lingen die Reformation nur in der Stadt Lingen Eingang fand. Dort sind daher auch noch jetzt zwei evangelische und nur eine katholische Kirche. Sehr viele Bewohner des flachen Landes mußten dagegen, wie auch im Bisthum Osnabrück, zur römisch-katholischen Kirche zurückkehren. —

7. Grafschaft Bentheim.

Herr der Grafschaften Bentheim und Steinfurt war zur Zeit der Reformation Graf Arnold, ein frommer Mann, der mit heiligem Eifer der katholischen Kirche anhing. Dessen ungeachtet wagte es sein Hofprediger, Johann v. Voen, ein wenn auch nicht durch tiefe Gelehrsamkeit, doch durch Geist und Beredtsamkeit ausgezeichnete Mann, in seinen Predigten evangelische Grundsätze zu zeigen und 1542 gegen einzelne Mißbräuche und Irrlehren der katholischen Geistlichkeit offen und mit großer Wärme das Wort zu reden. Durch seine Predigten, in denen er seine Zuhörer auf eine sehr geschickte Weise zu ergreifen verstand, ward zuerst Arnolds Gemahlin, Walburgis, eine geborne Herrin von Brederot und Biana, für die neue Lehre empfänglich gemacht. Nach Anleitung ihres Hofpredigers las sie zuerst die Stellen der heiligen Schrift, die sich auf das Abendmahl beziehen, dann den Brief Pauli an die Römer und erkannte, durch diese Lectüre belehrt, in welchen Irrthümern die Katholiken befangen waren. Durch fortgesetztes Nachdenken und Lesen der Bibel wurde sie bald dahin gebracht, dem alten Glauben zu entsagen und 1543 zur evangelischen Lehre überzutreten. Um die aus der Religionsverschiedenheit von Ehe-

*) Graf Conrad starb 1556 und hinterließ nur eine Tochter, Anna, deren Hofprediger jener Schwertfeger war. —

gatten entstehenden Mißverhältnisse zu vermeiden, drang die Gräfin mit den inständigsten Bitten so lange in ihren Gemahl, bis sich derselbe entschloß, sich unter der Anleitung seines Hofpredigers mit den Hauptlehren Luthers bekannt zu machen. Mehrere Wochen wandte Joh. von Voen an, seinen Herrn und Fürsten theils zu belehren, theils zu widerlegen, wenn dieser es versuchte, irrige Ansichten der katholischen Kirche zu vertheidigen. Endlich war der Graf vollkommen überzeugt; um sich aber, ehe er offen überträte, in seinen Ansichten noch mehr zu befestigen, ließ er Johann Hasenhardt, Prediger zu Uelsen, zu dem er ein besonderes Vertrauen hatte, zu sich bescheiden. Durch ihn wurde er in seinen Ansichten bestärkt und trat, nachdem er noch die Augsburgerische Confession, die Apologie derselben, die Schmalkaldischen Artikel und einige Schriften der Reformatoren gelesen hatte, 1544 ebenfalls zum Evangelium über. Um nun die Reformation auch in seinen Landen einzuführen, ließ er 1544 alle Prediger beider Graffschaften zusammenkommen und gebot ihnen durch Joh. von Voen und Joh. Hasenhardt, sich in Lehre und Disciplin nach den Grundfägen der augsburgischen Confession zu richten. Mit Freuden gehorchten fast alle diesem Gebote und mit nicht geringerer Freude sah das Volk aus der Nacht des alten Aberglaubens nach kurzer Morgenröthe auch bei sich das Evangelium in seiner Klarheit emporsteigen. —

Nach dem Beispiele ihres Grafen und Herrn blieb die Bevölkerung beider Graffschaften dem Evangelio immer treu, und selbst nach der Schlacht bei Mühlberg vermochte das Interim hier keine Aenderung im Kirchenwesen zu Stande zu bringen. Noch jetzt sind die 25000 Einwohner der Graffschaft Bentheim fast alle evangelische Christen, nur in einigen Ortschaften des Gerichts Emblichheim besizen auch die Katholiken Kapellen. —

8. Graffschaft Ostfriesland.

Hier trat schon 1520 unter der Regierung des Grafen Edzard des Großen in Aurich ein Mönch auf, der mit seinem Blute die Wahrheit des Evangeliums besiegeln zu wollen erklärte. Gleichzeitig mit ihm lehrte zu Emden öffentlich das laute Wort Gottes Georg Achortanus, dessen Predigten einen so großen Eindruck machten, daß nach kurzer Zeit der größere Theil der dortigen Bürgerschaft zu seinen Anhängern gehörte. Dem Beispiele von Aurich und Emden folgten die Städte Leer, Norden und Weener sehr bald, theils da Graf Edzard der Reformation kein Hinderniß in den Weg legte, theils da der Widerstand der Mönche, die in öffentlichen Disputationen die katholischen Lehren zu vertheidigen suchten, nur dazu diente, diejenigen, welche dem alten Glauben noch treu waren, um so eher zum Uebertritt zu bewegen. — Dem Beispiele der Städte folgten bald die meisten Besizer der Herrschaften (Herrlichkeiten). —

Edzards Nachfolger, Enno II., (1528 — 1540) trat offen zum Lutherthum über und wollte mit Gewalt die papistischen Mißbräuche in seiner Graffschaft abstellen. Auf sein Geheiß wurden im ganzen Lande die Klöster geschlossen und ihre Güter eingezogen. Aber leider schlich der Sectengeist, welcher da

mals im ganzen protestantischen Deutschland sich regte und die Kraft der jungen Kirche zu lähmen begann, auch in Ostfriesland sich ein. Ungeflüchte Schwärmer, wie jener aus Sachsen vertriebene Carlstadt, und Wiedertäufer, wie Melchior Rink, fanden Eingang zu Emden. Um Spaltungen zu hindern, ließ Graf Enno schon 1525 Johann Timmann aus Bremen nach Emden kommen. In mehreren Predigten ermahnte dieser die Bürgerschaft, allein an Luthers Lehren festzuhalten; als er aber, um die eingedrungene calvinistische Abendmahlsansicht zu beseitigen, nachdrücklich erklärte, der wahre Leib und das wahre Blut Christi werde im Abendmahl gereicht und genossen, da konnte sich Melchior Rink nicht länger beherrschen, sondern unterbrach jenen mitten in der Predigt durch den Ausruf: „Wohlan, schlägt den Fleischfresser todt.“ Mit genauer Noth entging Timmann den Angriffen der aufgeregten Menge und verließ Emden. Da sandte Luther, an den sich Graf Enno gewandt hatte, Johann Bruno 1526. Wenn gleich die Gegenwart des Grafen ähnliche Excesse in der Kirche verhütete, so ließ es sich doch nicht verhüten, daß jener Prediger in den Straßen der Stadt mehrmals öffentlich verlacht und verspottet wurde. Nach Brunos Tode 1529 sandte Herzog Ernst der Bekennere 1530 M. Dudermark und M. Ginderich nach Emden. Indessen auch sie konnten bei dem durch Menno Simon *) genährten Vorurtheile des Volks gegen das Lutherthum nichts ausrichten und wurden daher von ihrem Herrn zurückgerufen. Zu Emden wandte sich seitdem der größte Theil der Bürgerschaft der reformirten Kirche zu, welche sich von hier aus auch über manne früher lutherische Ortschaften des Landes verbreitete, namentlich seitdem die Gräfin Anna, die seit 1540 die vormundschaftliche Regierung für ihren Sohn Edzard II. führte, dem reformirt gesinnten Johann von Lasco die Superintendentur über Ostfriesland 1543 übertragen hatte. Zwischen den Lutheranern und Reformirten kam es nach 1552, als durch den Passauer Vertrag das allen Protestanten gleich verhasste Interim wieder aufgehoben war, auch in Ostfriesland leider zu den bedauerlichsten Zwistigkeiten, die noch lange Zeit währten, bis endlich durch die Vermittlung der Generalstaaten 1595 ein Vergleich zu Stande kam, durch welchen in Emden die reformirte Kirche zur herrschenden erhoben und bestimmt wurde, daß übrigens im ganzen Lande Lutheraner und Reformirte gleiche Rechte genießen sollten. —

9. Bisthum Hildesheim.

Eins der bedeutendsten und reichsten Stifter im nordwestlichen Deutschland, war in der Zeit kurz vor der Reformation das Bisthum Hildesheim. Denn es bestand aus 25 Aemtern, in denen 24 Städte und Flecken lagen. Aber diese Macht des Bisthums wurde für längere Zeit fast ganz vernichtet durch die unheilvolle Stiftsfehde; denn dem 1523 zu Quedlinburg geschlossenen Frieden gemäß mußten zehn jener Aemter an Herzog Erich dem Aelteren von Calenberg, und elf an Herzog Heinrich dem Jüngeren von Braunschweig

*) Er war der Stifter der Secte der Mennoniten.

abgetreten werden. So ward das Bisthum auf die Stadt Hildesheim und die Ämter Peina, Marienburg, Steuerwald und Hildesheim beschränkt. Wir haben es hier also nur mit der Reformation in den genannten Ämtern und in der Stadt Hildesheim selbst zu thun. *)

Wie in den meisten geistlichen Ländern, so hatte auch hier die Reformation bei der Festigkeit, mit der die Bischöfe und die mächtigen, einflussreichen Domcapitel an der katholischen Kirche festzuhalten pflegten, einen so harten Kampf zu bestehen, daß sie an den meisten Orten des damaligen Bisthums entweder gar nicht, oder doch erst sehr spät durchgeführt werden konnte. — Zum Glück für sie stand, wie an so vielen andern Orten, so auch zu Hildesheim Rath und Bürgerschaft in einer alten, stets sich forterbenden Opposition gegen ihren Bischof, der seine landesherrlichen Rechte durch die nach immer größerer Freiheit strebenden Bürger nicht wollte schmälern lassen. —

Berücksichtigt man diese Stimmung der hildesheimischen Bürgerschaft und den Verkehr jener Stadt mit Braunschweig, Magdeburg, Goslar und andern Städten des sächsischen Städtebundes, in denen das Licht des Evangeliums bereits aufdämmerte; so sieht man, wie sich schon um 1524 wenigstens Einzäne zu dem neuen Glauben hingezogen fühlen konnten, dessen Hauptsätze sie theils durch wandernde Handwerker, theils aus Luthers Liedern kennen gelernt hatten. Doch die große Menge lag damals noch in des Papismus Banden. Als daher ein Schmiedegesell aus Braunschweig auf dem Katharinenkirchhofe von papistischen Mißbräuchen zum Volke redete, wurde er, da man ihn nicht verstand, verlacht und da er sich mit Hülfe seiner gewichtigen Faust Eingang verschaffen wollte, zur Flucht aus der Stadt gezwungen. —

Um solchen Kegereien Thür und Thor zu sperren, wurde 1525 in Folge eines gemeinsamen Beschlusses des Domcapitels und des Stadtraths eine allgemeine Haussuchung gehalten und alle gefundenen lutherischen Bücher verbrannt. Ungeachtet dieser Strenge blieb eine kleine Anzahl von Bürgern der Lehre Luthers getreu, und diese wagten es 1530 sogar, im Dome vor der Vesper lutherische Lieder zu singen. Dies hatte zur Folge, daß das Singen deutscher Lieder, wie das Lesen evangelischer Schriften bei Leib und Gut verboten wurde. Damit während dieser Zeit des Drucks das reine Wort Gottes nicht ganz unterginge, sandte Landgraf Philipp von Hessen 1531 seinen Prädicanten Kulemann Engel, der den Sinn für den Protestantismus, welcher durch das Beispiel der benachbarten Städte immer mehr angeregt wurde, befestigte und weiter ausbildete. Die Zahl der evangelisch-gesinnten Bürger mehrte sich insgeheim immer mehr; so daß sie bald wieder öffentlich aufzutreten wagen durften. —

*) In den an Calenberg abgetretenen Landestheilen, die mit Ausnahme der Ämter Funderück, Poppenburg und Ruthe bei Calenberg geblieben sind, wurde die Reformation bald nach 1540 durch A. Corvinus eingeführt. — Ueber die Reformation in den an Braunschweig abgetretenen Ämtern siehe die dritte Abtheilung. —

Dazu fand sich bald eine Gelegenheit. Ein wandernder Franziscaner, der zum Lutherthum übergetreten war, kam nach Hildesheim und erbat sich vom Abt des Franziskanerklosters St. Michaelis die Erlaubniß, in der Klosterkirche eine Predigt halten zu dürfen. Er erhielt sie. Als er nun gegen das Ende seiner Rede die Zuhörer aufforderte, „den papistischen Gräuel abzuthun,“ da stimmten dieselben fast ohne Ausnahme das herrliche Lied Luthers an: Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort! x. Kaum hatte der damals noch streng katholische Rath den Vorfall erfahren, als er eine Untersuchung gegen den Mönch einleitete, welcher sich Jener aber durch die Flucht zu entziehen wußte. —

Noch kühner trat 1540 Martin Listrius auf. Mit einem Empfehlungsschreiben des Landgrafen Philipp von Hessen versehen, kam er nach Hildesheim und bestieg, von einigen sehr eifrigen Anhängern des Lutherthums überredet, die Kanzel der Andreaskirche, noch ehe er vom Rath die Erlaubniß zum Predigen erhalten hatte. Dies erfuhr der Rath. Ohne Zaudern eilte der katholische Bürgermeister Joh. Wildesfur in die Kirche und zog M. Listrius von der Kanzel herab. Da erhoben sich mehrere katholische Weiber, ergriffen im religiösen Fanatismus ihre Stühle und Holzschuhe und schleuderten sie dem betäubten Prediger entgegen. Mit dem Tode oder doch mit gefährlichen Verwundungen hätte dieser seine Redheit gebüßt, wenn sich nicht ein evangelisch-gesinnter Bürger seiner angenommen und ihn eilig aus der Kirche entfernt hätte. In Folge dieses ärgerlichen Vorfalls wies der Rath an 300 protestantische Bürger aus der Stadt, die sich zu Hannover, Braunschweig und Goslar niederließen. —

So waren bereits anderthalb Jahrzehnte vergangen, ohne daß den immer fort sich mehrenden Anhängern Luthers auch nur das geringste Zugeständniß von Seiten des Bischofs, des Domcapitels oder des Rathes gemacht worden wäre. Erst 1542 sollte eine bessere Zeit beginnen. Damals wurde Herman Sprenger, ein dem Protestantismus ganz zugethauer Mann, Bürgermeister. Ihm gelang es, den Rath zur Nachgiebigkeit gegen die Bürgerschaft zu bewegen; und so wurde auf Bitten der im August 1542 zu Hildesheim erschienenen Abgeordneten der Städte Braunschweig, Goslar und Magdeburg den Anhängern Luthers die Andreaskirche eingeräumt. Nun durften nicht nur die früher verbannten Protestanten nach Hildesheim zurückkehren; sondern man berief zur Ordnung der Kirchenverfassung den Dr. Joh. Bugenhagen, Anton Corvinus und Heinr. Winkel. Nun durften sich die Protestanten zum ersten Male öffentlich versammeln und bei dieser Gelegenheit war es, wo Joh. Bugenhagen am 1ten September 1542 seine erste Predigt zu Hildesheim hielt. —

Wie eine schwarze Wetterwolke, nach langer, schwüler Windstille um so heftiger und gefährlicher tobt, so verfuhr die lange niedergedrückte protestantische Bürgerschaft Hildesheims, als das Zeichen zur religiösen Umgestaltung gegeben war, ohne alle Schonung und mit der größten Unbulsamkeit gegen die

bisherigen Unterdrücker. Man meinte es sei jetzt die Zeit gekommen, an den starren Katholiken Rache zu nehmen. Darum stürmte man die Klöster, wenn die Mönche nicht übertreten wollten, zertrümmerte Altäre und Heiligenbilder, zerschmetterte Monstranzen und kostbare Reliquienkästchen, um jedes Andenken an die papistische Abgötterei zu vertilgen. Unter diesen Umständen wurden nicht nur alle Kirchen der Stadt dem evangelischen Gottesdienst eingeräumt; sondern auch der Dom, in welchem man seit jener Umwälzung nur bei geschlossenen Thüren Messe zu halten gewagt hatte, ganz geschlossen und der öffentliche katholische Gottesdienst ganz untersagt. —

Voll von Entsetzen über diese Vorgänge kehrte Bischof Valentin, der in Rom die Vermittlung des Papstes hinsichtlich der Zurückgabe der an Wolfenbüttel und Kalenberg abgetretenen Aemter erwirken wollte, 1542 am 1sten October nach Hildesheim zurück. Umsonst versuchte er, mit dem jetzt fast nur aus Lutheranern bestehenden Rathe einen Vergleich zu Stande zu bringen, und verließ daher am Martinsabend 1542 die Stadt. —

Nachdem sodann an allen Kirchen der Stadt protestantische Prediger angestellt waren, verfaßte Joh Bugenhagen, um die kirchlichen Angelegenheiten zu ordnen, eine Kirchenordnung, welche 1544 unter Corvinus Namen öffentlich bekannt gemacht wurde. — Erst als Kaiser Carl V. den Sieg bei Mühlberg 1547 erröckten und die Erbitterung gegen die Katholiken sich in der Stadt gelegt hatte, kehrten die Domherren mit dem Bischof zurück und hielten im Dome wieder feierlichen Gottesdienst nach katholischem Ritus, dem jedoch, einem Befehl des Rathes gemäß, kein Bürger beizohnen durfte. Erst nach Abschließung des Passauer Vertrages 1552 mußte Bischof Friedrich, der 1551 auf Bischof Valentin gefolgt war, sich bequemen, die protestantische Lehre in der Stadt öffentlich anzuerkennen, ihren Bekennern sechs Kirchen einzuräumen und ihnen freie Religionsübung für alle Zeiten zu geloben, 1553. —

Als das Evangelium in der Stadt schon eingeführt und gesichert war, hingen die Bewohner des Landes, d. h. der den Bischöfen gebliebenen vier Aemter, noch am alten Glauben; weil hier die Bischöfe das Eindringen reformatorischer Tendenzen sorgfältig verhüteten. Erst als Bischof Friedrich um 1560 gestorben war, wurde von dessen Bruder Adolph, Herzog von Schleswig und Holstein, die Reformation in den Aemtern des Bisthums, besonders in den beiden Aemtern Peine und Steuerwald, fast allgemein eingeführt. Dies geschah durch Joach. Mörlin, der in den genannten Aemtern eine Kirchenvisitation hielt und eine Kirchenordnung für die lutherischen Gemeinden des Landes verfaßte, welche 1562 öffentlich bekannt gemacht wurde. Die Superintendentur über die evangelischen Landgemeinden ward mit dem Pastorat zu Peine verbunden, welches zuerst Eilhard Segebade in dieser Bedeutung erhielt. So ward auch in einem großen Theile des damaligen Bisthums die neue Lehre eingeführt und so befestigt, daß die Ortschaften, welche damals das

Evangelium annahmen, nur mit wenigen Ausnahmen *) bis auf unsre Zeiten ihm treu geblieben sind. —

10. Die ehemalige Reichsstadt Goslar.

Goslar, jetzt eine einfache Provinzialstadt des Fürstenthums Hildesheim, war zur Zeit der Reformation eine Reichsstadt, die wegen ihrer Macht und wegen ihres Reichthums zu den bedeutendsten Städten Niedersachsens gezählt werden konnte und zum sächsischen Städtebunde gehörte. Wie zu Braunschweig und Magdeburg, den Hauptstädten jenes Bundes, so erwachte auch hier die Liebe zum Evangelium sehr frühe. —

Zu Goslar befand sich ein Collegiatstift, das durch ganz Deutschland hin berühmt war wegen der damit verbundenen Unterrichtsanstalt, aus welcher an 50 Bischöfe hervorgegangen sein sollen. Diesem Stift, das seinen Sitz in dem sogenannten Dom hatte, schenkten die zu Goslar sich oft aufhaltenden Kaiser manche werthvolle Reliquie. Diese Heiligtümer wurden alljährlich am Namens- tage der Apostel Petrus und Paulus (29. Junius) von den Stiftsheern in feierlicher Procession, welcher sich alle Mönche und Geistliche der Stadt anzuschließen pflegten, durch die Straßen der Stadt getragen. Mit Andacht hatte das Volk bisher an jenen Aufzügen Theil genommen, mit heiliger Ehrfurcht den lateinischen Gesängen und Gebeten der Messe haltenden Priester gelauscht; aber seit dem Jahre 1520 konnten schon Viele aus der Bürgerschaft an Messen, Vigilien, Processionen und dergleichen Tand keinen Geschmack mehr finden. Am empfindlichsten war es für die Priesterschaft, daß die sonst so reichen Schenkungen immer seltener wurden. Um dem Volke die Milde der Vorfahren wieder ins Gedächtniß zu rufen, ersann ein Pfarrer, Hennig Degen, 1521 folgendes Mittel. Er gab den Diaconen seiner Kirche einiges Geld, welches sie im Angesicht der Gemeinde auf dem Altar wie ein freiwillig dargebrachtes Geschenk niederlegen mußten. Da dies noch nicht den gewünschten Erfolg hatte, so ließ er bald nachher durch seine Diaconen jenes öffentliche Verfahren wiederholen. Ein Rathsherr, Joh. Meidemann, durchschaute den Plan und rief, als es wiederholt werden sollte, mit lauter Stimme durch die Kirche: „Steuert den Narren in des Teufels Namen!“ Da unterblieb die Darbringung.

In demselben Jahre 1521 trat als erster Verkünder der reinen Lehre des Evangeliums auf Joh. Kleppen, Prediger an der Kirche zum heiligen Grabe in der Vorstadt **). In Schaaren strömten ältere und jüngere Leute beiderlei Geschlechts hin zu seinen Predigten. Da wandten sich die Stiftsheern an den Rath und brachten es durch die Vorstellung, daß der Kaiser die Nachricht von solcher Begebenheit höchst ungünstig aufnehmen werde, dahin, daß dem Joh. Kleppen das Predigen untersagt wurde. Bald nach ihm trat 1522 Dietrich

*) Nur im A. Steuerwald traten manche Prediger, um sich die Gunst des Bischofs Burhard (von Oberg) zu erwerben, später mit ihren Gemeinden zum Katholicismus zurück. —

**) Diese Kirche wurde 1527 in einer Fehde der Stadt mit Heinrich dem Jüngern von Braunschweig zerstört.

Schmedecke auf. Da seine reformatorischen Tendenzen wohl bekannt waren, so blieben ihm die Stadtkirchen verschlossen; daher lehrte er auf dem Lindenplan vor der Stadt meist vor großen Volksmassen. Auch dagegen glaubte der Rath einschreiten zu müssen. Er ließ den Prädicanten greifen und gefesselt an Bischof Johann von Hildesheim ausliefern, der ihn in das Gefängniß zu Steuerwald warf. Als Schmedecke hier anderthalb Jahr gefesselt hatte, ward er gegen ein feierlich gegebenes Versprechen, sich der „lutherischen Ketzerei“ nicht wieder zuwenden zu wollen, am 6ten October 1523 in Freiheit gesetzt. —

Unterdessen hatten die inständigen Bitten vieler Bürger jenen Joh. Kleppen, der für seine Fügsamkeit in das Gebot des Rathes zum Vicar an der Jacobikirche erhoben war, bewogen, wieder etwas offener mit seinen Ansichten hervorzutreten. Dies that er jedoch, um nicht von Neuem die Unzufriedenheit des Rathes und der Geistlichkeit zu erregen, mit der größten Besonnenheit und Umsicht. Eben dadurch wurde die Zahl der Anhänger des Evangeliums immer größer, so daß sie es 1524 endlich durchsetzten, daß ihnen der Rath gestattete, Johann Wessel, der in Halberstadt zuerst die neue Lehre verkündet hatte, zum Predigtamt an der Jacobikirche zu berufen. —

Zu den Predigten dieses Mannes eilte meist eine solche Menge Volks, daß die Kirche in der Regel kaum die Hälfte derselben zu fassen vermochte. Jetzt sah man ein, daß eine Kirche für die Protestanten nicht hinreichte und wandte sich daher an den Rath mit der Bitte, daß den Protestanten alle Pfarrkirchen der Stadt eingeräumt würden. So lange als irgend möglich zauderte der Rath mit der Gewährung dieser Bitte, deren Unabweislichkeit er wohl fühlte; bis endlich die Furcht vor drohenden Unruhen *) um so mehr zur Gewährung derselben trieb, da allerlei ärgerliche Auftritte, das geringe Ansehn, dessen die katholische Geistlichkeit noch genoß, ganz vernichtet hatten. Demnach wurden den Protestanten 1528 alle Pfarrkirchen der Stadt eingeräumt, in welche der von Magdeburg her berufene Nicol. Amsdorf während seines Aufenthalts zu Goslar (vom Sonntag Reminiscere bis Palmarum) den evangelischen Gottesdienst einführte. —

So war die Reformation auch zu Goslar anfangs wenigstens in den Pfarrkirchen durchgeführt; denn das Stift und die Klöster blieben, beschützt durch die Macht der Kaiser, fortwährend dem alten Glauben treu, da der Rath, um seines Kaisers Gnade nicht zu verscherzen, keine Zwangsmittel gegen sie in Anwendung bringen durfte. So erklärt es sich, daß der evangelische Superintendent Tilemann Heshus, der solche Rücksichten nicht nahm und mit der größten Heftigkeit den Uebertritt des Stifts und der Klöster zur evangelischen Lehre forderte, im Jahre 1555, weil er von seinem Vorhaben nicht ablassen wollte, durch den Rath aus der Stadt verwiesen ward. Beide Religionsparteien bestanden seitdem zu Goslar mit gleichen Rechten neben einander fort. —

*) Die lutherisch-gefinnten Bürger hatten eine Commission von 50 Männern gewählt, welche die Einführung der Reformation um jeden Preis durchsetzen sollten. —

Somit haben wir den überaus mannigfaltigen Gang betrachtet, den die Einführung des Evangeliums in den Landschaften genommen hat, aus denen jetzt das Königreich Hannover besteht. Fast alle Landschaften mußten hier vor- kommen, da in fast allen das Lutherthum oder die reformirte Kirche durch die Reformation entweder zur alleinigen Landeskirche erhoben ward, oder doch die katholische Kirche bedeutend beschränkte. Nur die Landschaften mußten hier ganz übergangen werden, welche das Licht des Evangeliums entweder nie erblickten, oder wo dies Licht gleich nach seinem Aufgehen von den schwarzen Wolken des Katholicismus und Jesuitismus wieder verhüllt und den Augen des Volks wieder entrückt ward. Solcher Landschaften gehören zu dem jetzigen Königreich Hannover zwei, nämlich der sogenannte Kreis Meppen, ein Theil des ehemaligen Bisthums Münster, und der an Hannover abgetretene Theil des Eichsfeldes mit den Aemtern Duderstadt, Gieboldehausen und Lindau, ehemals eine Besitzung der Erzbischöfe von Mainz. Beide Landschaften standen bis auf die neuere Zeit unter der Herrschaft geistlicher Fürsten und sind deshalb auch noch jetzt fast ganz der römisch-katholischen Kirche ergeben. —

Der Sübichenstein.

Unweit der alten Staufenburg, bei dem Braunschweigischen Flecken Gittelde, geht von der von Seesen nach Osterode führenden Kunststraße links ab ein Weg nach dem etwa eine Stunde entfernt liegenden hannoverschen Orte Grund, der westlichsten und ältesten von den sieben Bergstädten des Oberharzes. Von den ringsum liegenden hohen Bergen fast erdrückt, liegen im engen Thale die ärmlichen Hütten des betriebsamen Ortes, der in etwa 180 Häusern ungefähr 1200 Bewohner zählt und kaum auf den Namen einer Stadt Anspruch zu machen berechtigt ist. Die Einwohner nähren sich meistens von Berg- und Hüttenbau, der, überhaupt der älteste am Oberharze, in frühern Zeiten eine reiche Ausbeute an edlen Metallen gab, jetzt aber vorzugeweise sich auf den reichhaltigen Eisenstein beschränkt, welcher im nahe gelegenen Iberge zu Tage gefördert und auf der Leichhütte und der Neuenhütte bei Gittelde auf gemeinschaftliche Rechnung für Hannover und Braunschweig verschmolzen wird. Dicht bei Grund mündet der tiefe Georgsstollen, zu welchem eine mehrfache Lindenallee führt und dessen Eingang mit einem stattlichen Portal, aus Sandsteinquadern gehauen, und mit vergoldeter Inschrift verziert ist. Durch diesen Stollen, der von hier bis zur Grube Karoline bei Clausthal, eine Strecke von 36,541 Fuß, also an drei Wegstunden, unter der Erde weggeführt ist, dessen musterhaft ausgeführte Anlage zu den kühnsten und bewunderungswürdigsten Werken der Bergbaukunst gerechnet werden muß, und welcher vom 26sten Juli 1777 bis zum 5ten September 1799, mit einem Kostenaufwande von 412000 Thaler

erbauet wurde, werden die Grubenwasser aus den tiefsten Gefenken abgeleitet und eine Menge Wasserkünste, Kunstschächte und andere zur Ableitung des Grundwassers angelegte Stollen überflüssig gemacht, so daß viele Gruben aufs Neue wieder haben verfolgt werden können und durch ihn der Unterhalt und der Wohlstand der Harzer gerettet und die Fortdauer des Bergbaues gesichert ist.

So würde, wenn auch Grund dem Harzreisenden weiter keine Merkwürdigkeit zu bieten im Stande wäre, schon allein dieser Riesenbau einen Besuch dieses abgelegenen Winkels des Harzes tausendfach belohnen, aber auch an Naturmerkwürdigkeiten ist die Umgegend von Grund so reich, daß kein Freund der Natur diesen Ort unbefucht lassen sollte. Die beiden bei Grund gelegenen Berge, der Iberg und der Winterberg, beide bereits auf Braunschweigischem Territorio belegen, gehören zu einem Kalksteingebirge, welches zu den merkwürdigsten Gebirgsarten des Harzes gehört. Beide Berge bestehen aus einem, mit vielen Korallengewächsen durchflochtenen Eisenstein, dem besten des Harzes. Der Iberg, in welchem auch Quarzcrystalle, Schwerspathdrusen und Erdbach gefunden wird, enthält mehrere Höhlen, welche durch Hinwegnahme des Eisens entstanden sind und deren Wände mit schimmerndem Tropfsteine, der weit durchsichtiger als der der Baumannshöhle ist, geziert sind. Auf dem Rücken des Winterberges hat man eine Menge schöner Fernsichten in die Gegenden von Duderstadt, Göttingen, Nordheim, ja selbst nach dem Solling und den übrigen Wesergebirgen. Man erblickt die Dymberge bei Duderstadt und die kleinen Anhöhen des Eichsfeldes, so wie die Gypsberge bei Osterode. Zu seinen Füßen erblickt man einzelne Häuser von Grund, während der größte Theil der Stadt von dem Königsberge verdeckt wird; dem Königsberge gegenüber erhebt sich der hier mit Buchen bewachsene Iberg. Aus dem vor beiden Bergen stehenden Fichtendickicht erheben sich die beiden Spitzen eines merkwürdigen Kalksteinfelsens, „des Hübichenssteins.“

Dieser eigenthümliche über 120 Fuß hohe Felsencoloß, dessen eine Spitze abgebrochen ist, ragt über die Tannen, welche neben ihm aufgeschossen, majestätisch hinaus. Er besteht aus festem feinkörnigem Kalkstein, welcher mit Stern- und Punktforallen (Madreporen und Milleporen) und andern Seegewächsen, die des Felsens Ursprung aus einer ehemaligen Seegegend deutlich erweisen, durchflochten ist. An seinem Fuße ist eine Eisengrube, deren Erzgang ihn wahrscheinlich in frühern Zeiten in zwei Theile getheilt hat. Die höchste dieser Spitzen, um ein Drittheil höher als die andere, ist unbesteigbar, während die kleinere auf einem steilen Pfade zugänglich ist, und gegen Süden noch Osterode zu eine vortreffliche Aussicht gewährt. Den besten Anblick dieses riesenhaften Felsenobelisken bietet die Südseite des Felsens dar. Von dieser Seite ab ist auch die Ansicht, die wir unsern Lesern mittheilen, genommen.

Einst war der Hübichenstein der Sitz des Zwergkönigs Gübich, dessen Pallast tief unter demselben verborgen lag. In frühern Zeiten hat er sich oftmals unter den Menschen blicken lassen und manchem, dem er gut gewesen, mit Schätzen beschenkt, manchem durch seine Kenntniß der heilsamen Kräuter des

Harzes die geschwächte Gesundheit wieder gegeben. Er war von kleiner Statur und von rauhem Haare, konnte aber, vorzüglich wenn Jemand den Hübichenstein bestieg, was er nicht leiden konnte, sich zum Riesen ausrecken. Seitdem indessen die Menschen aufgeklärter geworden sind und den Glauben an Zwerge und unterirdische Wesen verloren haben, ist auch der König Gübich von der Oberwelt verschwunden und läßt sich nicht mehr sehen. In der Umgegend von Grund aber erzählt man sich noch auf den heutigen Tag von ihm manche Sagen, welche zu den lieblichsten und schönsten des Harzes gehören. Früher nur in engerem Kreise bekannt, verdanken wir die Veröffentlichung und weitere Verbreitung derselben dem wackern Herman Harrys in Hannover, der sie in seinen bereits erwähnten, vortrefflichen „Volksagen, Märchen und Legenden Niedersachsens, Abth. 2. Celle, 1840. S. 30 bis 34 und S. 38 bis 48“ mittheilt und der es uns nicht übel deuten wird, wenn wir dieselben in seiner unnachahmlichen Erzählungsweise hier wörtlich mittheilen. Sie lauten:

Vor langen, langen Jahren, da wohnte in Grund ein Bergmann, der hatte in der Schenke in seiner Stube einen Tannzapfen stehen von lauterm Silber, so natürlich wie ein gewachsener. Nun fragt man ja wol, wie ein Bergmann an solchen Schatz kommt? Da hat ers denn Vielen erzählt. Nämlich sein Urgroßvater ist auch ein Bergmann gewesen. Der ist ein Mal krank viele Wochen lang und es ist theure Zeit und Gnadenlohn haben die Bergleute zu der Zeit noch nicht bekommen, wenn einer krank war, das ist erst später gekommen. Er hat aber sieben lebendige Kinder gehabt, da ist's nun kärglich zugegangen mit dem Brode und mit Allem, und er und seine Frau haben fast den Muth verloren. Einmal steht die Frau des Morgens vor der Haushür und denkt, wo sie wol heute Brod herbekommen soll für die Kinder? Da denkt sie: sollst nur hingehen und eine Kiepe voll Tannäpfel im Walde sammeln und verkaufen, 's giebt doch etwas. Und so macht sie sich auf den Weg. Wie sie auf dem Wege zum Holze ist, und denkt über ihr Schicksal nach, da kommen ihr die Thränen in die Augen, und sie setzt sich am Wege nieder und weint, und hält die Hände vors Gesicht. Nach einer Weile denkt sie, es kann doch nicht helfen, du mußt aufstehen, sonst müßt ihr betteln gehn; und wie sie eben in die Höhe sieht, da steht vor ihr ein altes Männlein mit eisgrauem Barte und ist ganz wunderlich angethan und hat sie lange betrachtet. Das Männlein fragt, was ihr fehle? Sie sagt, er könne ihr doch nicht helfen. Er ist aber freundlich, und sagt: man traue ja Manchem nicht zu was' er könnte, und sie möchte ihm nur getrost sagen, was ihr fehle. Da bekommt sie Muth und sagt ihm Alles heraus: daß ihr Mann nun schon so lange krank ist, und daß sie sieben lebendige Kinder hat und keinen Bissen Brods im Hause, daß sie schon Alles verßet und verkauft hat, und die Leute sie nicht länger im Hause leiden wollen; deshalb wolle sie nun eine Tracht Tannäpfel suchen und Brod kaufen. Das Männlein mit dem grauen Barte tröstet sie: sie solle nur nicht verzagen, es würde noch Alles recht gut gehen, und wenn sie gute Tannäpfel haben wollte, so solle sie nur nach dem Hübichenstein gehen und sich nicht fürch-

ten, und bietet ihr einen guten Morgen, und geht ins Gebüsch am Wege. Die Frau aber geht nach dem Hübichenstein. Da setzt sie nun ihre Kiepe auf den Boden und sucht Tannäpfel. Wie sie anfängt zu suchen, da fallen ihr die Tannäpfel von allen Seiten zu, rechts und links, von oben und aus allen Büschen heraus. Da denkt sie nun schon, es hätten sich Buben versteckt am Hübichenstein und die wollten sie foppen, und das kleine Männlein hätte Schuld daran. Sie hebt also ihre Kiepe wieder auf und flüchtet, denn sie will sich doch nicht die Augen auswerfen lassen. Das hätte sie nun freilich nicht nöthig gehabt, denn die Tannäpfel fallen alle in die Kiepe, aber wer so betrübt ist, der hat auch nicht auf Alles Acht. Und so geht sie weg vom Hübichenstein und kommt an eine andere Stelle. Da füllt sie ihre Kiepe, hat nicht viel mehr nöthig gehabt hinein zu lesen. Darauf geht sie heim. Aber die Kiepe wird ihr immer schwerer und schwerer, und sie muß gar zu oft ruhen, ehe sie heim kommt; das kommt ihr wunderbarlich vor, aber sie denkt doch noch an nichts. Wie sie heim kommt und geht in den Holzstall und will die Kiepe ausleeren, und dann wieder ins Holz, da fallen lauter silberne Tannäpfel heraus, daß sie ganz starr wird vor Verwunderung. Aber die Tannäpfel will sie nicht behalten, denn sie meint, das gehe nicht mit rechten Dingen zu, und wer weiß, denkt sie, ob der kleine Kerl nicht der Satan gewesen ist. Also geht sie zu ihrem Manne in die Stube und erzählt ihm, wie 's ihr gegangen ist, und beschreibt ihm das Männlein, und fragt ihn, ob das wol mit rechten Dingen zugehe, und ob sie die Tannäpfel behalten dürfe. Da sagt ihr der Mann, daß sie Alles behalten dürfe und daß der kleine Kerl der Gübich gewesen sey, der hätte auch schon andern armen Leuten geholfen. Am andern Morgen läßt's ihr keine Ruhe. Sie muß erst nach dem Holze gehn, vielleicht, daß sie den Gübich wieder trifft, so will sie sich bei ihm bedanken. Richtig, wie sie wieder an die Stelle kommt, ist wieder das Männlein da mit dem eisgrauen Barte, und fragt, ob sie gestern nicht schöne Tannäpfel gefunden hätte? Wie sie ihm aber anfängt zu danken und wie sie nun aus aller ihrer Noth gerettet wäre, da lacht der Gübich und giebt ihr ein Büschel Kräuter, davon solle sie ihrem Manne einen Trank kochen, so würde er schon gesund werden; und darauf geht er wieder ins Gebüsch am Wege. Die Frau aber geht heim und bereitet den Trank, und von der nämlichen Stunde an wird der Mann gesund, und sie haben noch lange mit einander glücklich gelebt. Das Silber haben sie in die Münze gebracht und haben unmenschlichen Reichthum davon gehabt und haben vielen armen Leuten Gutes gethan. Aber einen von den Tannäpfeln haben sie zum ewigen Andenken aufgehoben. Das ist der Tannapfel, denn der Bergmann in der Schenke hat stehen gehabt.

Auf dem Försterhose in Grund wohnte vor alten Zeiten einmal ein Förster. Der hatte seine Frau früh verloren, und nur noch einen einzigen Sohn. Der soll ein recht geschickter und auch recht guter Bursche gewesen seyn, nur ein bißchen zu vorwizig, wie nun die Jugend ist. Einmal geht der Förstersohn mit seinen guten Freunden spazieren ins Holz. Wie sie nach dem Hübich-

chenstein, wie hoch er ist, und einer sagt, den wollt er sehen, der da hinaufsteigen könnte. Da sagt der Förstersohn, das wäre nichts, und er wagte's, die andern aber rathen ihm ab. Denn wenn einer hinaufgestiegen ist, hat er nicht wieder herab gekonnt und am andern Tage zerschmettert unten gelegen. Aber der Förstersohn glaubte nicht daran, lachte und sagte, nun wollt ers erst recht thun. Er ließ sich nicht halten, was die andern auch angeben mochten, und stieg hinauf. Mag ihm wol sauer genug geworden sein. Denn was man jetzt den kleinen Hübichenstein nennt, der ist vor alten Zeiten viel höher gewesen, als der, den man jetzt den großen Hübichenstein nennt, und hat deshalb auch der große geheissen. Wie er oben steht, lacht er seine guten Freunde aus, und spottet, und sagt, sie wären so klein wie die Zwerge. So hat er eine ganze Weile gestanden. Da fängt der Wind an zu gehen, und er denkt: sollst nur wieder hinunter steigen; hat nicht wieder hinunter gekonnt, hat nicht einmal die Füße regen können; und unten die Leute konnten ihm nicht helfen, und zuletzt bat er seine guten Freunde, sie möchten ihm doch nur die einzige Gnade erweisen und ihn herunter schießen, daß er nicht lebendig hinunterstürzen müßte; aber das mochte doch auch keiner thun. Nun hört auch sein Vater davon, weil alle Leute aus Grund hinausrennen und sehen wollen, obs wahr ist, und andere kommen wieder und sagen: es ist wahr. Da geht der alte Förster auch hinaus und sieht mit seinen eigenen Augen seinen Sohn auf dem großen Hübichenstein stehen, und kann ihm auch nicht helfen, und weint und raust sich die Haare, und ist fast von Sinnen vor Betrübnis; aber das half alles nicht. Am Ende, wie's Abend wird, wird der Himmel voll Wolken und der Wind hebt an zu sausen, und es regnet, daß kein Mensch davor bleiben kann. Da haben die Leute den alten Förster mit Gewalt weggeführt nach Hause. Wieder zu Hause, denkt der: was kanns helfen? du bist doch einmal ein geschlagener Mann, und du erweistest deinem Kinde nur eine Wohlthat, und der liebe Gott wird dirs vergeben. Da nimmt er sein bestes Gewehr und macht sich auf den Weg nach dem Hübichenstein. Wie er aus Grund hinaus ist, hört auf einmal der Regen auf; nur über Grund regnet's in Strömen. Sonst ist alles hell und der Mond scheint recht klar. Auf dem Wege zum Hübichenstein hebt er an zu weinen und zu beten und ist ganz hin vor Herzensangst und Betrübnis. Da ist auf einmal ein kleines Männlein bei ihm mit einem eisgrauen Bart, das geht an einem Tannzweig. Das Männlein sagt: Glückauf! und fragt, ob er denn noch so spät ins Holz müßte? Der Förster erschreckt sich, hat aber nicht Lust zu sagen, wohin er will und was er vor hat. Da fragt ihn das kleine Männlein, warum er denn immer so seufze, und was ihm denn fehle, daß ihm die Thränen immer über die Wangen liefen? er sollte doch nur sein Herz aufschließen, es könnte ja noch Alles gut gehen. Darüber wird der Förster zutraulich, und sagt, wenn ers noch nicht wüßte, er wäre der Mann, dessen Sohn jetzt auf dem Hübichenstein stehen müßte. Der Satan hätte ihn verführt, daß er hinaufgestiegen sei. Und sein Sohn hätte alle Menschen um Gottes Willen gebeten, sie möchten ihn doch herunterschießen. Aber keiner wäre so barmherzig gewesen.

So wollte ers thun. Denn das, meint er, würde ihm doch Gott nicht als Sünde anrechnen. Ob er denn warten sollte, daß sein leiblich Kind lebendig herunterstürzen und elendiglich seinen Geist aufgeben sollte? So kam er doch schneller und ohne Schmerzen von der Welt. Und darauf fängt er wieder an zu jammern und sagt, er hätte das doch nicht um seinen Sohn verdient, er hätte ihn mit saurer Mühe aufgezogen und zu Kirchen und Schulen gehalten, und er wäre doch auch sonst so gottesfürchtig gewesen, und hätte kein Kind betrübt und nicht einmal das Würmchen zertreten mögen. So wollte er doch lieber, daß er mit seiner Frau gestorben wäre, als daß er das Unglück erleben müsse, nun so verlassen zu sein im Alter und keinen Sohn zu haben, der ihm einmal die Augen zudrückte. Das ist dem Männlein zu Herzen gegangen, aber wie der alte Förster noch spricht, ist auf einmal das Männlein verschwunden. Da sieht nun der Vater die Spitze des Hübichensteins, steht unten und legt an auf seinen Sohn. Der ruft und bittet ihn, er möchte nur zu schießen; er fürchte sich nicht, wenn er nur gleich von der Welt käme. Der Förster denkt er will losdrücken, da kommen mit einmal tausend kleine Männlein aus allen Hecken und Büschen hervorgesprungen. Die machen sich an ihn, und werfen mit Tannzapfen auf ihn und schneiden ihm Gesichter zu, und schlagen ihn mit Heckbüscheln und Dornsträuchern um die Beine. Und wie er sich wehren will, wirds immer ärger, und fangen kann er keinen; sie sind zu flink. Und mitten dazwischen steht das kleine Männlein mit dem eisgrauen Bart und treibt die andern an. Endlich sieht der Förster, daß er nichts ausrichten kann, und muß umkehren nach Hause.

Wie er fort ist, da wirds auf einmal laut am Hübichenstein herauf, und es kommen allenthalben am Gestein viel kleine Männlein herauf, alle auf eisernen Fahrten, die gehen von unten an bis oben hin, und jeder hat ein messingenes Grubenlicht in der Hand, einige sind jung, andere alt, und rauh von Haar wie ein Bär. Der Erste der heraufkommt, ist ganz alt, mit eisgrauem Bart, der geht ihm bis auf die Brust, in der Hand hat er ein silbernes Grubenlicht, das scheint wie die helle Sonne, und auf dem Haupte eine goldene Krone; und der hat den Andern befohlen und ist der König. Das ist der Gübich gewesen.

Der spricht oben zum Förstersohn: Wer hat Dich geheißt auf meinen Stein steigen? Eigentlich müßte ich Dich hinunterstürzen lassen, und einem Andern solt's nicht so hingehen. Aber Dein Vater dauert mich, weil er ein braver Mann ist.

Darauf bannt ihn der Gübich wieder los und sagt, er soll nur auf der Fahrt da hinuntersteigen. Dem Förstersohn brechen fast die Knie. Da ruft der Gübich ein anderes Männlein heran, dem muß er sich auf die Schultern setzen, das trägt ihn ganz säuberlich hinunter, daß der Förstersohn sich wundern muß über die Kraft des Männleins. Wie sie unten angekommen sind und der Zwerg hat den Förstersohn abgesetzt, faßt ihn der Gübich bei der Hand und führt ihn in sein Schloß unter dem Hübichenstein. Da kommen sie in ein Zim-

mer, darin blitzen die Wände von Stuserz, die Decke ist von einem Stück Schwerpat, weiß wie der Schnee, und von der Decke hängt ein großer Kronleuchter herab, ganz von Krystallen und Edelgestein, größer als im Goslarschen Zehnten; und der Fußboden ist mit grünen Tannzweigen überstreut und die Pannale glänzen nur so von Gold und Edelgestein. Und mitten in der Stube steht ein Tisch von Glaskopf und ein silberner Stuhl davor. Darauf setzt sich nun der Zwergkönig, sagt zu dem Förstersohn, er soll sich setzen und schlägt mit dem silbernen Schlägel gegen den Tisch von Glaskopf. Der giebt einen Ton von sich, so köstlich wie mans in der Welt nicht hört. Da kommen tausend kleine Frauenbilder herein, die tragen Erdbeeren und Himbeeren auf, und der Gübich sagt zu dem Förstersohn, er soll davon nehmen. Also sprechen sie zusammen, und die andern Frauenbilder und Männlein machen Musik dazu. Wie die Mahlzeit zu Ende ist, schlägt der Gübich wieder mit dem silbernen Häufel an den Tisch von Glaskopf, und wie der köstliche Ton wieder erklingt, da tragen die kleinen Frauenbilder Krüge herein von lauterm Silber; und der Gübich sagt zu dem Förstersohn, er soll Bescheid thun. Der sagt: Glückauf und thut seinen Zug. Aber so Herrliches hat er im Leben nicht getrunken.

Wie nun der Förstersohn sich so erquickt hat, führt ihn der Gübich in eine andere Stube. Da steht eine große Braupfanne voll lauter Wildenmännergulden, blizblank, als wenn sie eben erst aus der Münze gekommen wären.

Der Gübich sagt, das wäre sein Reichthum, den müßten ihm seine Unterthanen schaffen, und er hätte ja schon manchem Armen davon Gutes gethan und wäre nicht den Menschen feind. Aber in Frieden müsse man ihn lassen; und dergleichen hat er ihm noch viel gesagt. Willst Du mir nun einen Gefallen thun, sagt er, so solls Dich nicht gereuen. Nämlich so lange wie der große Gübichenstein (sonst hat man ihn den Gübichenstein geheißen) der große bleibt, habe ich mein Recht dran und darf auch auf der Erde walten *) gehn, wenn aber der große Gübichenstein zum kleinen wird, so kostets mich die Krone, und dann darf ich bloß unter der Erde herrschen. Da schießen nun immer die Leute nach Krimmern und Falken oben auf dem Gübichenstein, und das darf ich nicht leiden; denn trifft's den Stein, so bröckelt etwas ab. Wenn er, der Förstersohn, also dafür sorgen wolle, daß Keiner seinen Stein beschädigte, so solle er zum reichen Manne werden, und könne sich aus der Braupfanne nehmen so viel er wolle. Der Förstersohn verspricht's und giebt ihm die Hand drauf. Dann nimmt er sich aus der Braupfanne so viel er will, füllt alle Taschen und häuft auch seine Mütze voll. Wie das geschehen ist, führt ihn der Gübich in ein anderes Zimmer. Da ist ein Bett von Moos recht artig bereitet. Der Gübich sagt, er will seinen Gast morgen zeitig wecken und er wünscht ihm gute Nacht. Der Förstersohn hat noch nicht lange geschlafen, da weckts ihn auf, und wie er die Augen aufschlägt, graut der Morgen, und wie er sich besinnt (*s ist so kalt gewesen), liegt er unten am Gübichenstein, und seine Mütze mit

*) Der harzige Ausdruck für umgehen.

den Wildenmännergulden liegt noch bei ihm und die Taschen sind gepfropft voll. Das hat er Alles der Obrigkeit erzählt, und hat den Armen von seinem Reichthum mitgetheilt und eine Kirche bauen lassen in Grund, wo vorher keine gewesen. Und die Obrigkeit hat ein Gesetz ausgehen lassen, daß Keiner auf den Hübichenstein steigen dürfe, und Keiner da nach Krimmern schießen dürfe und nach Falken und Raben. Und so lange wie der große Hübichenstein ist unverseht gewesen, hat der Gübich da sein Wesen gehabt und viel Gutes gethan, und manchen Bösen bestraft, und es hat ihn auch Mancher gesehen.

Aber im dreißigjährigen Kriege, da haben die Kaiserlichen die Spitze des großen Hübichensteins aus Muthwillen mit Kartauten heruntergeschossen, und von der Zeit an hat kein Mensch den Gübich mehr gesehen.

Die Hubertushöhle.

Nicht sehr fern von dem jetzigen Königlich Hannoverschen Amte Wohlbergen im Fürstenthum Hildesheim, einst dem Sitze eines berühmten, im J. 1383 mit dem Grafen Gerhard ausgestorbenen Grafengeschlechts, dessen Stammschloß, später als Hildesheimsches Amthaus noch lange bewohnt, sich über dem Amte in malerischer Ruine erhebt, liegt auf dem reizenden Heinerberge ein einfaches Jägerhaus, aus dessen Fenstern man eine vorzügliche Aussicht in das flache mit Wald und fruchtbaren Aekern bedeckte Land hat. Ganz in der Nähe dieses Jägerhauses befindet sich eine geräumige, in den Sandfelsen künstlich eingehauene, halbrunde Grotte, deren Hinterwand durch die von geschickter Künstlerhand in halb erhabener Arbeit dargestellte Sage von der Befehrung des heiligen Hubertus, des Schutzpatrons der Jäger und der Jagd, verherrlicht ist. Eigenthümlich ist die Erscheinung, daß, während nach der Erzählung der Legendenschreiber der heilige Hubertus in Frankreich gelebt haben soll, die Sage ihn mitten nach Norddeutschland versetzt; denn noch jetzt glaubt der Bewohner der Umgegend des Wohlbergens fest daran, daß der Schauplatz der nachfolgenden Erzählung, der Ort, wo jetzt die Grotte sich befindet, gewesen sein soll. Wir maßen uns kein Urtheil darüber an, ob die Deutschen oder die Franzosen mit größerm Rechte sich den Heiligen als ihren Landsmann aneignen können, und begnügen uns damit, beide Sagen, welche obgleich in der Hauptsache übereinstimmend, doch in manchen erheblichen Stücken von einander abweichen, hieneben einander zu erzählen, es unsern Leser überlassend, welcher derselben er größern Glauben schenken will.

Nach der Erzählung der Legendenschreiber war Hubertus Herzog von Aquitanien, welcher in den freien Künsten wohl erfahren, als Pfalzgraf zur Zeit des fränkischen Königs Theodorich lebte. Den schwachen König aber

und das ganze Reich beherrschte Ebroin, des Königs Hausmeister. Diesem wollte Hubertus nicht unterthan sein; er verließ daher sein Vaterland und begab sich nach Aufrastien zum König Pipin. Erst als dieser der Herrschaft des Ebroin ein Ende gemacht, kehrte Hubertus nach seinem Lande zurück und ließ sich angelegen sein, die Wunden, welche des Ebroin Herrschaft demselben geschlagen, nach Kräften zu heilen. Doch noch erleuchtete das Licht des Evangeliums den von Irrwahn der Götzenanbetung befangenen Fürsten nicht. Aber seine Tugend, seine Demuth, Milde und Barmherzigkeit waren so groß, daß Gott der Herr beschloß, auch ihm Barmherzigkeit zu erweisen. Als daher Hubertus an einem stillen Freitage der Jagd oblag, geschah es, daß er durch das Verfolgen eines Hirsches von seinem Jagdgefolge getrennt, in eine einsame Gegend im Walde gerieth. Da offenbarte sich der Gekreuzigte ihm zwischen den Geweißen des Hirsches, redete ihn an und sprach: „Hubertus, wie lange „wilst Du noch die wilden Thiere des Waldes jagen? Es ist Zeit, daß Du „mich erjagest, der ich der wahre Gott und an diesem Tage für Dich und alle „Menschen gekreuzigt bin.“ Ob der wundersamen Erscheinung entsetzte sich Hubertus dermaßen, das er anfangs die Sprache verlor. Als er sich erholt, fiel er auf die Knie, betete und sprach. „Mein Herr und Gott, ich habe zwar „viel von Dir gehört, dennoch aber Dich weder recht erkannt, noch Dir ge- „glaubt. Nun aber bin ich bereit, Dir zu folgen und zu gehorchen in Allem, „was Du mir befehlst. Offenbare mir Deinen Willen, und sage mir, was ich „thun soll, auf daß ich selig werde.“

Da antwortete der Herr: „Hubertus, wer mein Jünger sein will, der „nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach. Gehe zu Lambert, dem Bi- „schof von Utrecht, der wird Dich unterweisen.“ Hubertus gab von Stund an sein Jägerleben auf und ging zu Lambert, der ihn bekehrte und taufte. Seine Güter vertheilte er unter die Armen, baute Kirchen und Klöster, zog ein härenes Gewand an und wanderte in die Wüste. Sechzehn Jahre nährte er sich hier von Wurzeln und Kräutern, dann ging er auf Gottes Befehl nach Rom, wo er an seines ermordeten Lehrers Lambert Stelle zum Bischof von Utrecht ernannt wurde. Als solcher starb er im Jahre 731. Sein Leichnam wurde in Lüttich im St. Peters Münster beigesetzt. Als man nach sechs und zwanzig Jahren seine Leiche aufgrub, um dem Grabe eine erhöhte Lage zu geben, fand man seinen Leichnam noch ganz frisch und unverweset. Karl der Große selbst begab sich, als er die Kunde von diesem Wunder erhielt, in die Kirche, um sich selbst zu überzeugen. Als er es gethan, hob er eigenhändig den Leichnam auf, trug ihn auf den Hochaltar und opferte reichliche Gaben. Der Leichnam des heiligen Hubertus wurde nach fünf und siebenzig Jahren in das Kloster Audagium im Ardennerwalde gebracht, wo er noch ruht.

Dieses ist die Sage vom heiligen Hubertus, wie sie von den spätern Legenden-schreibern, ganz im Sinne der damaligen christlichen Ansichten, ausgeschmückt ist. Anders erzählt der Mund des Volkes die Bekehrung des heidnischen Jägers. Nicht, wie in der eben erzählten Legende, zur Belohnung eines

schon früher gottselig geführten Lebens erscheint ihm der Heiland und führt ihn aus dem Irrwahn seiner Lehre zu. Es ist die Kraft des christlichen Glaubens, welche den rohen unbändigen Menschen zur Erkenntniß bringt und ihn von seinem unseligen Treiben ab einem beschaulichen Leben zuführt.

Vor vielen, vielen hundert Jahren lebte einst ein reicher Mann, dessen Namen wir nicht mehr wissen. Ueber Alles liebte er, der fast allein von allen seinen Nachbarn noch dem heidnischen Glauben anhing, die Freuden der Jagd. Täglich zog er, begleitet von seiner Dienerschaft und seinen Hunden, in den Wald, nach Herzenslust seinen liebgewordenen Beschäftigungen nachgehend. Nie aber trieb er es ärger, als an den Tagen, an welchen die Nachbarn, von der Arbeit ruhend, zu ihrem Gotte fleheten. Dann tönte der Ruf des Jagdhorns lauter, dann erscholl stärker der Ruf seiner Waidgenossen und das Bellen seiner Hunde. Frohlockend jagte er dann oft die Meute mitten durch die Schaar der frommen zur Kirche wallenden Christen, und verhöhnte sie und ihren Glauben. Kein Bitten und Flehen konnte ihn bewegen, von seinem rohen Treiben abzulassen, weshalb man ihn überall nur den wilden Jäger nannte. Einst, es war gerade am Charfreitage, rüstete er sich wiederum zur Jagd. Umsonst bat ihn seine Umgebung, wenigstens an diesem heiligen Tage das Jagen einzustellen. Aber alle Bitten prallten an der Eisenkruste des rohen Herzens des Jägers ab. Und wenn mir Christus selbst am Kreuze erschiene, so würde ich das Jagen doch nicht lassen, rief er zornig und ritt davon, begleitet von einem Diener und einem Hunde. Mitten in der Wildniß kam ihm ein stattlicher Hirsch entgegen. Ohne Scheu trabte das edele Thier auf seinen Gegner zu, der fröhlich den sichertreffenden Wurfspeer zum tödtlichen Wurfe erhob. Gerade in die Mitte des Kopfes traf das wuchtende Geschos den Hirsch. Aber siehe! plötzlich verwandelte sich der Speer in ein Kreuz, welches den Erlöser trug. Da fuhrs dem wilden Jäger durchs Herz. Gerührt warf er sich auf die Erde und flehete zu dem Gotte der Christen. Als er sich erhob, war der Hirsch verschwunden. Der Jäger aber ließ von Stund an von seinem wüsten Treiben ab, ließ sich taufen, erhielt den christlichen Namen Hubert und führte noch lange ein christliches ruhiges Leben.

An der Stelle, an welcher Hubert die Erscheinung des Hirsches gehabt haben soll, wurde an dem oben bezeichneten Orte später eine Grotte ausgehauen und in derselben die Scene, welche wir unsern Lesern in der Abbildung mittheilen, bildlich dargestellt. Die Grotte diente in frühern Zeiten auch zur Kapelle, indem in ihr jedesmal am 3ten November, dem Namenstage des später unter die Heiligen versetzten Hubertus, der, man weiß eigentlich nicht recht, weshalb, der Schutzpatron der Jäger wurde, ein feierlicher Gottesdienst gehalten wurde. Jetzt hat diese religiöse Feier aufgehört, an den Ruhm des Hubertus erinnert aber noch jetzt der St. Hubertus Orden, der älteste und vornehmste Orden des Königreichs Baiern, welchen Herzog Gerhard V. von Jülich im J. 1444 zum Andenken des am Hubertustage über seinen Gegner Arnold von Egmont, der ihm sein Herzogthum streitig machte, bei Ravens-

burg in Westphalen errungenen Sieges gestiftet hat, und welcher sowohl in dem Mittelschild des Ordenskreuzes als in der Ordenskette die Befehlungs-
scene des Hubertus darstellt.

H a n n o v e r.

Hannover, oder, wie man richtiger schreiben sollte, Hanover, ist ein sehr alter Ort. Schon lange vor der durch Karl den Großen erzwungenen Einführung des Christenthums in Niedersachsen war die Umgegend des spätern Hannover bewohnt. Die ältesten Spuren eines frühzeitigen Anbaues hat man in den in den Jahren 1719 und 1737 mitten in der Stadt und im Jahre 1809 auf der Bult ausgegrabenen, offenbar aus vorchristlicher Zeit herrührenden Todtenurnen und Thränengläsern gefunden, und noch jetzt will man in den Namen Haynholz, Ohdtfeld, Osterwald, Gotteshorn und Ihme Erinnerungen an unsere heidnischen Vorfahren finden. Eine zum Handel günstige Lage und das frühgefühlte Bedürfniß, die Wohnungen gegen räuberische Ueberfälle zu schützen, was am füglichsten durch nahes Zusammenwohnen geschehen konnte, brachte die anfangs vereinzelt lebenden Bewohner einer Gegend in nähere Verbindung. Es entstand bald ein größerer Zusammenfluß von Menschen. Es wurden auch wohl Kirchen angelegt, welche die Gläubigen von fernher zur Andacht riefen. Man suchte sich hinter aufgeworfenen Gräben und Zäunen zu schützen, aus den Zäunen wurden mit der Zeit Mauern; Handel und Gewerbe, welche nur in den geschützten Orten ruhig betrieben werden konnten, gebiethen stets mehr und mehr, der Wohlstand der Ortsbewohner hob sich, es fanden sich immer mehr Ansiedler, und so entstanden Dörfer, welche nach und nach städtische Verfassung annahmen, ohne daß man bei den meisten weiß, wann und auf welche Weise sie gegründet sind. So ist es auch bei Hannover der Fall. Dort, wo die in frühern Zeiten weit beträchtlicheren Flüsse Leine und Ihme zusammenfließen, wo ein fruchtbarer Schlammboden üppige Waldungen hervorbrachte und den Fleiß des Ackerbau's vielfältig belohnte, wo die Natur den Schiffern und Fischern einen bequemen Landungsplatz geschaffen hatte, dort bauten sich nach und nach mehrere Familien an. Unter ihnen war bereits seit dem neunten Jahrhundert eine durch Macht und Reichthum ausgezeichnet, welche bald durch die Gunst des Schicksals über ihre frühern Mitbürger emporgehoben, sich zu einer Dynastenfamilie aufschwang. Vielleicht war durch sie zuerst die Gegend urbar gemacht und der Wald durch Ausroden gelichtet, deshalb nannte man sie die Roden. Der Hauptsitz dieser Familie war die Burg Lauenrode. Unter dem Schutze dieser Burg siedelten sich nach und nach so viel Menschen an, daß der Raum in der Nähe derselben für die Wohnungen bald zu eng wurde. Dies veranlaßte mehrere Dienstleute der Grafen von Roden, welche

sich auch zum Unterschiede von andern zu Linden, Limmer und Herrenhausen wohnenden Linien ihres Geschlechts Grafen von Lauenrode nannten) sich an dem gegenüberliegenden „hohen Ufer“ der Leine, wo bereits Fischer ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten, anzubauen. Eine Brücke verband die beiden Ufer mit einander, und so erhielt der am jenseitigen Ufer gegründete Ort, entweder weil man von der Burg Lauenrode ab zu ihm über den Fluß hinüber (henover) gehen mußte, oder weil er am „hohen Ufer“ lag, den Namen Hannover.

Dieser Name findet sich zuerst in einer Urkunde Herzogs Heinrichs des Löwen vom Jahre 1163. Heinrich der Löwe hatte nämlich nach dem Tode des Grafen Hildebold von Lauenrode den Ort in Besitz genommen und in dem oben genannten Jahre eine ansehnliche Versammlung von Bischöfen, Aebten und Grafen nach Hannover ausgeschrieben. Zu Heinrichs Zeiten war Hannover noch nicht befestigt und hatte noch kein Stadtrecht. Deshalb war es auch dem Kaiser Heinrich VI., als er nach Heinrichs des Löwen zweiter Rückkehr aus England Braunschweig vergeblich belagert hatte, leicht, auf seinem Rückzuge, im Jahre 1189, Hannover zu erobern, in Brand zu stecken und zu zerstören.

Die Unruhen, die der Sturz Heinrichs des Löwen in Norddeutschland hervorrief, dienten nur dazu, die Macht der Städte und befestigten Orter zu heben. So erholte sich auch Hannover bald wieder von dem Rachebesuch des Kaisers; es zogen sich immer mehr Freie nach dem Orte und bald fing er an selbstständig zu werden. Im Jahre 1202 wird Hannover in der Theilungsurkunde der Söhne Heinrichs des Löwen als Stadt genannt. Größere Bedeutung erhielt die Stadt unter dem Herzoge Otto, das Kind zugenannt. Dieser bestätigte durch eine am 26sten Juni 1241 ausgestellte Urkunde derselben ihre alten Rechte und fügte noch viele ansehnliche Freiheiten hinzu. Dadurch erhielt Hannover ein geordnetes Stadtre Regiment. Der Herzogliche Voigt, (advocatus) der erste in der Stadt, strafte Gewaltthätigkeiten und Verwundungen und bezog die Strafgeelder; ihm war die Erhebung des Worthzinses, d. h. des von den Hausstellen zu zahlenden Zinses übertragen und er hatte überhaupt weit ausgedehnte Rechte. Unter ihm standen der Burgemeister und die Rathsmänner. Unter Otto des Kindes Regierung erweiterte sich Hannover sehr. Die Stadt hatte bereits vier Hauptstraßen oder Stadttheile, die Leine-, Köbelinger-, Markt- und Osterstraße. Einer jeden derselben wurden im Jahre 1303 zwei Vorsteher (capitanei) vorgesetzt. Auch befanden sich in der Stadt bereits mehrere Kirchen. Der Marktkirche, als der hauptsächlichsten, wird schon im Jahre 1238, der Aegibien- und der Gallenkirche im Jahre 1241 gedacht.

Bis zu diesem Jahre hatten indessen die Grafen von Lauenrode noch immer beträchtliche Rechte an der Stadt gehabt und erst in der eben gedachten Urkunde wurden die Verhältnisse zwischen den Herzögen und den Grafen festgestellt, indem die Grafen von Lauenrode ihre Rechte an Hannover dem Herzoge förmlich abtraten, der Herzog aber versprach, daß er die Stadt an Niemanden zu Lehn geben wolle, sondern sie immer bei ihm und seinen Nachfolgern

bleiben solle. Jetzt erweiterte sich die Stadt zusehends, die Volksmenge wuchs jährlich und Hannover, welches sehr mit Rechten und Privilegien bevorzugt wurde, nahm das Mindensche Stadtrecht an.

Bei der Theilung der welfischen Lande zwischen Johann und Albrecht dem Großen war Hannover zum lüneburgischen Theile gekommen, und wurde als Hauptort zwischen der Leine und Deister angesehen. Herzog Johann der Gute von Lüneburg war der Stadt freund und hold. Unter seiner milden Regierung befand sich Hannover so wohl, daß die Bürger schon eine bedeutende Rolle zu spielen begannen. Auch Johanns Sohn, Otto der Strenge, begünstigte die Städte, aber er hielt auch fest darauf, daß diese zu keiner Zeit ihre Pflichten gegen ihn vergaßen. Als daher im Jahre 1292 Hannover mit dem Herzoge wegen der neuen Stadtmauer, bei deren Aufführung die Herzoglichen Burgmänner auf Lauenrode sich mancherlei Beeinträchtigungen gefallen lassen mußten, und wegen des zu der Zeit erst wenigen Städten verliehenen Vorrechts, daß diejenigen Leibeigenen, welche eine gewisse Zeit hindurch ruhig innerhalb der Stadtmauern gewohnt hatten und von ihrem Herrn nicht zurückgefordert waren, von der Leibeigenschaft befreiet sein sollten, in Streit gerathen war, wurde derselbe von beiden Seiten mit Erbitterung geführt. Otto überfiel unversehens die Stadt, nahm viele der Bürger gefangen und strafte dieselben mit einer bedeutenden Geldsumme. Damals flüchteten viele Bürger Hannovers zu dem Bischofe von Hildesheim, der sie gerne aufnahm. Längerer Zeit bedurfte es, ehe der Rath der Stadt den Herzog sich wieder geneigt machen konnte. Erst im Jahre 1297 wurde der Groll Otto's ganz wieder gehoben. Es kam eine Ausöhnung zu Stande. Otto verwilligte der Stadt die angefangene Stadtmauer vollenden zu dürfen und erhob sie für die, welche ihre Personen und Sachen dahin flüchteten, zur Freistätte. Zugleich aber ließ er die feste Burg Lauenrode befestigen, um in ihr eine stete Zwingburg für die Stadt zu haben, wenn sie etwa aufs Neue sich aufzulehnen wagen sollte.

Im Jahre 1298 trat Hannover mit der Stadt Hildesheim und einige Jahre später auch mit Bremen in nähere Verbindung, indem unter den drei Städten ein Vertrag geschlossen wurde, in welchem man festsetzte, daß der genannten Städte Bürger, wenn sie in einer der drei Städte sich aufhielten, nicht wegen Schulden verhaftet werden sollten.

Zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts wurde das Barfüßer- oder Minoritenkloster, das einzige Mönchskloster, welches zu Hannover je gestanden, gegründet.

Als Hannover die Gunst Otto's des Strengen wieder gewonnen hatte, benutzte die Stadt die zurückgekehrte Liebe des Landesvaters, um viele Privilegien und Freiheiten zu erwerben. Eine der wichtigsten war ohne Zweifel das im Jahre 1322 erworbene ausschließliche Münzrecht. Gegen Erlegung einer gewissen Summe Geldes verglich sich Otto der Strenge im genannten Jahre mit seinen Rittern und mit der Stadt Hannover über das Münzrecht dahin, daß fortan nur in der Altstadt Hannover, nicht aber an andern Orten des

Landes gemünzt werden sollte. Vier Adlige und vier Mitglieder des Rathes zu Hannover, welche alle Jahr neu gewählt wurden, sollten die Aufsicht über die Münze führen und das zu Hannover geprägte Geld sollte in allen den Orten Geltung haben, welche zur Zahlung der dem Herzoge für die Abtretung des Münzrechts gezahlten Summen beigetragen hatten. Zugleich wurde in der Stadt eine Wechselbude angelegt, wo die alten Pfennige, wenn sie, was jährlich geschah, abgesetzt oder verrufen wurden, gegen neugeprägte umgesetzt wurden.

Auch unter den Söhnen Ottos des Strengen hob sich Hannover durch Handel und Gewerbe zusehends, so daß der Rath von den nicht selten in Geldverlegenheiten befindlichen Landesherren ein Recht nach dem andern an sich brachte, z. B. im Jahre 1348 den Grund- oder Worthzins, im Jahre 1352 die Criminalgerichtsbarkeit. Zu voller Selbstständigkeit gelangte Hannover indessen erst, als nach dem Aussterben der ältern Lüneburgischen Linie der bekannte Lüneburgische Erbfolgestreit begann. Schon seit langer Zeit hatten die Hannoveraner darnach getrachtet, die der Stadt so gefährliche Burg Lauenrode in ihre Gewalt zu bekommen und die so lästige den Burgmännern zu entrichtende Abgabe aufgehoben zu sehen. Aber die Lüneburgischen Herzöge sowohl, als der Herzog Magnus mit der Rette, welcher im Jahre 1367 in Hannover die Huldigung angenommen und die Privilegien der Stadt bestätigt hatte, waren darauf bedacht gewesen, das Schloß zu befestigen und mit gerüsteter Mannschaft zu versehen. Nach dem Ableben des Herzogs Wilhelm von Lüneburg im Jahre 1369 machten die Herzöge Albrecht und Wenceslaus von Sachsen Ansprüche an die Verlassenschaft des Herzogs Wilhelm; es kam, da auch Magnus mit der Rette gleich nach des Letztern Tode seine Rechte an das Lüneburgische Land geltend gemacht hatte, zu jenem verderblichen, neunzehnjährigen Erbfolgekriege, in welchem das Braunschweigische Haus mehr als einmal Gefahr lief, einen bedeutenden Theil seiner Erbländer zu verlieren. In diesem Kriege trat Hannover anfänglich auf die Seite der sächsischen Herzöge und leistete denselben, als diese im Jahre 1371 heranzogen, um das Schloß Lauenrode zu belagern, treulich Beistand. Zum Dank dafür übergaben Albrecht und Wenceslaus den Bürgern Hannovers das eroberte Schloß, mit der Erlaubniß, solches nach Gefallen zu benutzen oder zu zerstören. Das Letztere geschah sofort. Die alte dort stehende St. Gallenkirche wurde abgebrochen und auf der Burgstraße wiederaufgebaut, die Burg aber dem Erdboden gleich gemacht. Mit den Steinen der zertrümmerten Veste wurden die schadhaften Mauern der Stadt erneuert. Jetzt, da die Stadt nicht mehr durch die nahe Burg geängstigt werden konnte, dachte der Rath eifrig darauf, die Stadt nach außen zu befestigen. Es wurde die Landwehr angelegt und diese nach und nach durch 36 Landwehrthürme und Warten geschützt, welche jetzt freilich größtentheils wieder verschwunden sind, deren Namen aber zum Theil noch bis auf den heutigen Tag sich erhalten haben, indem an den Orten, an welchen sie standen, besuchte Gasthöfe und Wirthschaften angelegt worden sind. So wurden im Jahre 1373 der Kirchroder Thurm, im Jahre 1382 der Döhrener

Thurm, im Jahre 1387 der Kister- und der Pferde-Thurm, im Jahre 1392 der Steurendieb (Stürendeiß), im Jahre 1461 Bischofschole u. s. w. erbaut.

Wie hoch Hannover im vierzehnten Jahrhundert in seiner Macht und seinem Ansehen gestiegen war, zeigte sich besonders am Ende des Erbfolgestreites. Die Herzöge Heinrich und Bernhard von Braunschweig bestätigten nicht allein im Jahre 1388 der Stadt sämtliche Rechte und Privilegien, sondern die Stadt nahm auch an dem am 21sten September 1392 abgeschlossenen, unter dem Namen der Lüneburger Sate bekannten Vertrage einen großen Antheil. Und wie überhaupt die fortwährend zunehmende Zerstückelung der Länder des Braunschweigischen Fürstenhauses und die stets steigende Geldnoth der Herzöge auf der einen Seite die Macht der Landesfürsten immer mehr schwächte, so hob sich auf der andern Seite durch neugeschlossene Handelsverbindungen und vergrößerten Geschäftsbetrieb der Wohlstand und dadurch die Wichtigkeit der Städte. Dieses war auch der Fall mit Hannover. Handel, Schifffahrt, städtische Gewerbe, besonders Bierbrauerei und Hopfenbau, wuchsen zu hoher Blüthe empor. Wie in Braunschweig so hatte sich auch in Hannover aus den Reichen und Vornehmen ein Patriciat gebildet, welches das Stadregiment an sich gerissen hatte und fast unumschränkt herrschte. Obgleich dem Namen nach Mitglieder einer Gilde (gewöhnlich der Gewandschneider oder der Wechsel) und somit auch an der Spitze der städtischen Gewerbe stehend, vernachlässigten die Stadtkunker doch ritterliche Uebungen nicht und waren eifrig bemüht, Hannover mit den übrigen Städten Niedersachsens in steter Verbindung zu erhalten, um auf diese Weise sowohl die Selbstständigkeit als auch den Landfrieden aufrecht zu halten und zu befestigen. Solche Verbindungen mit andern Städten, als Hildesheim, Braunschweig, Lüneburg, Hamburg, Bremen, Halberstadt, Quedlinburg, Magdeburg, Salzwedel, Halle, Goslar, Osterode, Nordheim, Göttingen, Einbeck u. s. w. schloß Hannover unter andern in den Jahren 1375, 1415, 1426 und 1492. Bereits um das Jahr 1429 war Hannover in die Hanse eingetreten.

Bei zunehmendem Wohlstande traten die Hannoveraner, obgleich in den Jahren 1438, 1450 und 1463 pestartige Krankheiten die Einwohnerzahl bedeutend geschwächt hatten, immer kühner ihren Landesfürsten kampfrüstig gegenüber. Herzog Otto der Lahme und dessen Bruder Friedrich der Fromme hatten im Jahre 1440 die Schifffahrt der Stadt bei Altden beeinträchtigt. Alsobald fielen die mit dem Herzoge Wilhelm und mehreren vom Adel verbündeten Hannoveraner in das Lüneburgische ein, plünderten die Dörfer, trieben das Vieh weg und verwüsteten das platte Land. Erst im Jahre 1444 wurde dieser Streit durch ein Schiedsgericht beigelegt. Auch mit dem Herzoge Wilhelm dem Aelteren war die Stadt zerfallen. Doch am verderblichsten war die Fehde, in welche Hannover mit dessen Söhnen Wilhelm dem Jüngern und Friedrich dem Unruhigen gerieth. Im Jahre 1485 rief nämlich die Stadt Hildesheim, welche mit dem Bischofe Berthold von Hildesheim, wegen der Bieraccise in Streit verwickelt worden war, neben andern Städten auch Hannover zu Hülfe,

während auf des Bischofs Seite die beiden genannten Herzöge standen. Die Feindseligkeiten wurden allgemein und im Jahre 1486 erschien Herzog Heinrich zu zwei verschiedenen Malen vor der Stadt, um sie zu belagern, mußte aber bei der Tapferkeit der Vertheidiger jedesmal unverrichteter Sache wieder abziehen, und sogar die Belagerung mit Verheerung seiner Länder vergelten sehen. Obgleich im Jahre 1486 Friede geschlossen wurde, so konnte Herzog Heinrich doch den Hannoveranern, welche noch dazu auch der Stadt Braunschweig gegen ihn Hülfe geleistet hatten, den erlittenen Schimpf nicht vergessen. Im Jahre 1490 erschien er deshalb plötzlich mit 800 Reitern und 3000 Mann Fußvolk, welche er in der Stille zusammengebracht hatte, unerwartet vor der Stadt. Der Döhrener Thurm, auf welchem sich sieben Bürger als Wächter befanden, wurde mit Feuer umlegt, so daß die Wächter schmachvoll ersticken mußten. Dann versteckte der Herzog einen Theil seiner Reissigen in die Gärten vor dem Regidenthore, während ein anderer Theil sich auf Frachtwagen lagerte, welche bei Anbruch des folgenden Tages, als hätten sie Kaufmannsgüter geladen, in die Stadt geführt werden sollten. Auf diese Weise glaubte Herzog Heinrich die Stadt durch List einnehmen zu können. Nun traf es sich aber, daß ein Bürger aus Hannover Namens Borgentrik, welcher, weil er sich verspätet, nicht mehr in die Stadt kommen konnte, die in den Gärten versteckten Krieger bemerkte. Er schlich sich daher, Verdacht schöpfend, zum Thore und meldete, was er gesehen. So blieben die Thore verschlossen und Heinrich sah wiederum seinen Plan misslingen. Racheglühend belagerte er sieben Wochen lang Hannover auf das engste, dämmte bei Ricklingen die Leine ab, um der Stadt das Wasser zu entziehen, konnte aber doch die Stadt zur Uebergabe nicht bewegen.

Auch unter den beiden Erichen erhielt die Stadt ihre bisherige Unabhängigkeit noch ziemlich aufrecht. Erich I. war theils durch den zu Münden befindlichen den Kräften des Landes nicht angemessenen großen Hofstaat, theils durch seine fast fortwährende Abwesenheit in kaiserlichen Kriegsdiensten und aus mehreren andern Ursachen in steter Geldnoth. Unter seiner Regierung entstanden die Herzogs- oder Landessteuern, denen sich die größern Städte zwar widersetzten, zu welchen sie jedoch dessen ungeachtet ihr Theil geben mußten. Diese Geldverlegenheit war auch Veranlassung, daß Hannover in Gemeinschaft mit Göttingen, als Herzog Erich I. in der Hildesheimischen Stiftsfehde im Jahre 1519 auf der Soltauer Haide in Gefangenschaft gerathen war, sich für das von ihm zugesagte Lösegeld von 30000 Gulden verbürgen mußte, und daß Erich im Jahre 1522 die Neustadt Hannover dem Rathe der Altstadt für 1800 rheinische Gulden versetzte.

Der Anfang der Reformation war auch der Beginn einer gänzlichen Umgestaltung der bisherigen Verhältnisse. Der allgemeine Landfrieden, die Einrichtung des Reichskammergerichts und der mehr und mehr sich verbreitende Gebrauch des Schießpulvers, gaben, während die Städte und Ritter stets mehr an ihrer Macht verloren, der fürstlichen Gewalt einen Aufschwung, der fast un-

glaublich ist. Und nicht allein die Fürsten gewannen in dieser Zeit, auch das Volk erhielt durch die Reformation eine Kraft, welche freilich zu der Zeit nicht einmal geahnet wurde, dessen mächtiger Keim aber schon damals erwuchs, der Fortschritt in Künsten und Wissenschaften. In Hannover fand die neue Lehre schon früh Eingang. Welche Kämpfe ihre Einführung gekostet, wie sie endlich von der Bürgerschaft siegreich erstritten und erhalten wurde, haben wir bereits S. 86 bis 88 vernommen.

In diesen unruhewollen Zeiten gab dem vielfach gestörten Handel und der fast ganz gesunkenen Braunahrung neuen Aufschwung die Erfindung des Broihans. Der Brauherr Hans von Sode versuchte nämlich das damals sehr beliebte Hamburger Bier nachzuahmen. Dieses gelang zwar seinem geschickten Braumeister Kurd Broihan nicht, wohl aber erfand dieser am 31sten Mai 1526 ein neues wohlgeschmeckendes Weißbier, welches bald mit dem längst bekannten wetteifernd in die Schranken trat und nach dem Erfinder benannt, lange Zeit der Stadt einen bedeutenden Erwerbszweig sicherte, aber auch nebst der Verbreitung des Brannteweins gewiß Schuld an einer größern Entfittlichung der niedern Volksklasse wurde, indem zu jener Zeit Schlägereien, Verwundungen und Mordthaten sehr überhand in Hannover nahmen.

Bisher hatte sich die Gerichtsbarkeit und die Verfassung der Stadt ziemlich selbstständig ausgebildet und von dem Landesherrn unabhängig erhalten. Der Herzogliche Voigt, immer ein Bürger aus der Altstadt, hatte zwar den Vorsitz bei den peinlichen Gerichten, und hielt das Schieding ab, sonst aber besaß er nur geringen Einfluß auf das Stadtrecht. Im Jahre 1534 wurde der Rath auf zwölf Personen festgesetzt, von denen zwei aus der Innung der Kaufleute, vier aus der Gemeinde, vier aus den Gilden der Bäcker, Knochenhauer, Schneider und Schmiede und zwei aus den so genannten kleinen Aemtern der Wollenweber und der Krämer gewählt werden sollten. Den Rath leitete der Syndicus, dem ein Secretair zur Seite stand. Der Magistrat entschied über alle Streitigkeiten unter den Bürgern und nur selten wurde die Appellation an die Fürstlichen Gerichte verfolgt, ja es wurde oft darüber gestritten, ob dieses überhaupt geschehen dürfe. Zu dieser Zeit aber verlegte Herzog Erich I. im Jahre 1539 das bisher zu Ronneberg gehaltene Quatertempergericht nach Pattenfen, erhob es zum Hofgerichte und veranlaßte die Städte, welche zur Besetzung des Gerichtes Mitglieder des Rathes abschicken mußten, sich dem Fürstlichen Gerichte mehr und mehr zu unterwerfen.

Nachdem die Reformation in Hannover vollständig gesiegt hatte, trat die Stadt im Jahre 1536 dem Schmalkaldischen Bunde bei, mußte jedoch nach der Schlacht bei Mühlberg am 24ten April 1547 wegen ihrer treuen Anhänglichkeit an denselben dem Kaiser Karl V. 12 Geschütze abliefern und 20000 Goldgulden bezahlen.

Auch unter der Regierung des Herzogs Erich II. änderte sich der Zustand Hannovers nicht bedeutend. Zum ersten Male wurde unter seiner Regierung im Jahre 1553 zu Hannover ein Landtag gehalten, der für das Land

um so bedeutsamer war, als der zum katholischen Glauben zurückgekehrte Erich, durch die mißmüthige Stimmung des Adels und der Städte gegen ihn und von der überall gegen ihn laut gewordenen Unzufriedenheit über die gewaltsame Zurückführung der papistischen Lehre gedrängt, den Ständen gelobte, die lutherische Lehre nicht länger anzufechten.

Ganz anders gestalteten sich die Verhältnisse Hannovers, als nach dem am 8ten November 1584 zu Pavia erfolgten kinderlosen Ableben Erichs II. sein Vetter, der treffliche Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel, mit kräftiger Hand die Zügel der Regierung in den Kalenberg-Göttingischen Landen ergriff. Im Jahre 1585 kam er selbst nach Hannover, ließ sich persönlich auf dem Markte huldigen und bestätigte der Stadt alle ihre Rechte und Freiheiten, forderte aber auch dringend, daß sie unter den Landständen keinen abgesonderten Theil mehr ausmachen solle. Mehr noch mußte sich Hannover dem Nachfolger des Herzogs Julius, dem kraftvollen Heinrich Julius beugen. Wenn auch der Rath es hatte wagen können, den Herzog, als dieser noch bei Lebzeiten seines Vaters, am 22sten Februar 1579, zu Johannis von Alten Hochzeit nach Hannover kam, beim Leinthore aufzuhalten und vom Burgemeister erst eine Untersuchung anstellen zu lassen, ob auch der Herzog wirklich im Wagen sei, so mußte er es sich doch gefallen lassen, daß bei feierlichen Gelegenheiten Bürger zur Aufwartung an das Fürstliche Hoflager nach Wolfenbüttel abgesendet wurden, und wenn eben so der Rath aus eigenen Mitteln die Stadt befestigen ließ und dem Herzoge in den Jahren 1602 und 1611 die Musterung über die Bürgerschaft nicht gestattete, so sah er sich doch im Jahre 1603 genöthigt, zu einer Musterung über das Kriegsvolk des ganzen Landes, welche Heinrich Julius als Niedersächsischer Kreisoberst auf der Goldinger Wäsch hielt, ein Fähnlein junger Bürger zu stellen, und schon verhallten die Klagen des Rathes bei dem Kanzler und den Fürstlichen Räten zu Wolfenbüttel über die gewaltsamen Eigenmächtigkeiten der Fürstlichen Beamten vergebens.

Mit dem Tode Heinrich Julius glaubte der Rath der Stadt einer bessern Zeit entgegen sehen zu dürfen, denn der schwache Herzog Friedrich Ulrich, welcher am 26sten November 1613 in Hannover die Huldigung annahm, schien sich der Stadt sehr freundlich erweisen zu wollen. Darum ließ es der Rath, als Friedrich Ulrich auf besondere Einladung des Rathes am 15ten Februar 1618 auf einige Tage nach Hannover kam, an Festlichkeiten und Freudenbezeugungen nicht fehlen. Deshalb verstand man sich im Jahre 1619 gern zu einem Vergleiche mit dem Herzoge, durch welchen die Stadt die peinliche Gerichtsbarkeit erhielt und dafür dem Herzoge 10000 Thlr. zum Geschenk verehrte, andere 20000 Thlr. aber als Darlehn gegen Verpfändung des Amtes Kalenberg vorlieh. Da brach der dreißigjährige Krieg aus. Auch Hannover erlitt, da oft die Kriegesfackel in der Nähe leuchtete, manches Drangsal und Ungemach, obgleich die Mauern der Stadt noch stark genug waren, um die Bürger gegen unmittelbare Verwüstungen zu schützen. Am 25ten October 1625 schloß Hannover mit dem Niedersächsischen Kreisobersten, König Christian IV. von

Dänemark, eine Kapitulation, durch welche sie 300 Mann Dänische Truppen einnahm. Schon am 5ten November 1625 nähete sich jedoch Tilly der Stadt, und verlangte, daß sie einer kaiserlichen Besatzung die Thore öffnen sollte, zog aber, als dieses Begehren abgeschlagen wurde, nachdem er die umliegende Gegend verwüstet und ausgeplündert, und den Dänen in der Gegend von Seelze ein Treffen geliefert hatte, in welchem der dänische General Obentraut blieb, aus Mangel an Lebensmitteln bei herannahendem Winter ab. Erst als nach der für die Dänen so unglücklichen Schlacht bei Lutter am Barenberge, Herzog Friedrich Ulrich von dem Bündnisse mit König Christian IV. abtrat und die kaiserliche Partei ergriff, verließen am 7ten September 1626 die Dänen Hannover, welches zwar von einer kaiserlichen Besatzung verschont blieb, aber eine Contribution von 12000 Thalern zahlen und bedeutende Lieferungen an Lebensmitteln machen mußte. Im Jahre 1632 wurde Hannover wieder zuerst von Herzoglichen Truppen besetzt und diese behaupteten sich im Besitze der Stadt, obgleich sowohl die Kaiserlichen als die Schweden mehrmals Versuche machten, sich der Stadt zu bemächtigen.

Am 11ten August 1634 war Friedrich Ulrich ohne leibliche Erben gestorben und am 14ten December 1635 verglichen sich die Agnaten des Verbliebenen über die Wolfenbüttelsche Erbschaft. Auf die Celleschen Herzöge fielen die Fürstenthümer Kalenberg und Göttingen, deren Regierung nach einer am 27sten Januar 1636 unter den Prinzen von Celle abgeschlossenen Uebereinkunft, der mannhafte edle Georg von Lüneburg erhielt. Dieser faßte den Entschluß, Hannover zu seiner Residenz zu wählen. Bis zu seiner Zeit hatte keiner der Braunschweigischen Fürsten in Hannover Hof gehalten, nicht einmal ein Schloß befand sich daselbst, sondern die Landesherren hatten, wenn sie nach Hannover kamen, entweder in Bürgerhäusern oder in Herrenhausen Quartier genommen. Sobald aber Herzog Georg von der Stadt Besitz genommen hatte und ihm von derselben gehuldigt war, verlegte er das Consistorium, die Kanzlei und das Hofgericht dorthin. Zwar legte der noch immer nach Selbstständigkeit ringende Magistrat dem Entschlusse des Herzogs manches Hinderniß in den Weg, allein durch den am 18ten Februar 1636 abgeschlossenen s. g. Residenzrecess wurden dieselben beseitigt und schon im Jahre 1637 wurde der Bau des Residenzschlosses begonnen. Im Jahre 1640 schlug Georg seine Hofhaltung in Hannover auf, welches nun fortan stets die Residenz der Braunschweigischen Fürsten blieb. Die Stadt wurde der Sitz der höchsten Landesbehörden, ein reicher, zahlreicher Adel nahm seinen Wohnsitz in derselben und es verbreitete sich nach und nach ein Wohlstand der Einwohner, der von den segensreichsten Folgen wurde. Herzog Georg konnte sich seiner neuen Residenz nicht lange freuen. Bereits am 2ten April 1641 starb er, ihm folgte sein Sohn Ludwig Christian, der im Jahre 1645 zu Hannover gehuldigt wurde.

Wie Hannover zur Zeit des Todes des Herzogs Georg aus der Ferne anzuschauen war, zeigt die beigelegte Abbildung, welche vom Lindener Berge ab im Westen der Stadt aufgenommen ist. Wie klein und unbedeutend war da-

mals Hannover, das vielleicht kaum 19000 Einwohner zählte. Noch umfränzen zahllose Mauerthürme die Stadt und einförmige Wälle schließen den freundlichen Ort ein. Links vom Beschauer breitet sich die Neustadt mit ihrer damaligen unansehnlichen Kirche aus, während mehr im Hintergrunde sich der spize schlanke Thurm der Kreuzkirche erhebt. Diese wurde schon im Jahre 1333 erbaut; der frühere im Jahre 1630 durch einen Sturmwind zerstörte Thurm wurde abgerissen und dafür von Johann Duwe der jetzige errichtet. Das etwas rechts von der Kreuzkirche im Vordergrunde liegende Thor ist das nach Linden führende Kalenberger Thor. Das rechts hinter dem Kalenberger Thore sich erhebende stattliche Gebäude, an dessen rechter Seite sich ein runder Thurm, der so genannte Beginenthurm, erhebt, ist das auf der Stelle des alten Beginentklosters erbaute Zeughaus. Wie der Landesfürst den Mittelpunkt des Glanzes seines Landes bildet, um den sich freudig Alles schaart, so erhebt sich mitten in der Stadt in einfacher Größe das Fürstliche Schloß. Auf der Stelle desselben stand früher das von dem Geschlechte der von Alten in den Jahren 1292 bis 1297 erbaute Minoriten- oder Barfüßerkloster. Als die Mönche bei der Reformation die Stadt verlassen mußten, wurde das Kloster zuerst als Münze und als Zeughaus der Stadt benutzt. Herzog Georg wählte die Stelle zu seinem Residenzschlosse und erbaute auf derselben das im Jahre 1640 vollendete Schloß; ein zwar regelmäßiges, aber keinesweges ansehnliches Gebäude. Jedoch seine prachtliebenden Nachfolger vergrößerten und verschönerten es; und erst in der neuesten Zeit hat es durch fast gänzlichen Umbau im Innern, so wie durch den Abbruch mehrerer nahegelegener Gebäude, welche es sehr beengten, auch nach außen die einer königlichen Residenz würdige Einrichtung erhalten.

Dicht hinter dem Schlosse steht der hohe viereckte Thurm der Marktkirche St. Georgii und Jacobi, welcher sich in vier dreieckige Spitzen endigt und dann noch einen zweiten kleinern Thurm trägt, in die Lüfte. Die Marktkirche ist die älteste der Stadt. Die schon im zwölften Jahrhundert vorhandene Kirche wurde im Jahre 1350 neu erbaut und birgt in ihrem Innern manches schätzenswerthe Epitaphium und Monument. Das hinter dem rechten Flügel des Schlosses hervortretende, in der Mitte mit einem Thurm gezielte Gebäude ist das in seinen verschiedenen Theilen in den Jahren 1439, 1455 und 1568 erbaute, an dem Marktplatz, der Markt- und der Köbelingerstraße liegende Altstädter Rathhaus. Dann folgt ziemlich rechts am Ende der Stadt die St. Aegidienkirche, welche bereits im Jahre 1347 erwähnt wird. Der alte schadhaft gewordene Thurm wurde im Jahre 1701 abgerissen und statt dessen in den Jahren 1702 bis 1717 der jetzige Thurm erbaut. Im Jahre 1827 wurde die Kirche im Innern ganz umgebaut und auch mit einem neuen Dache versehen. Der letzte Thurm endlich, der auf dem Bilde in einiger Bedeutung hervortritt, ist der Aegidienthurm.

Auch Christian Ludwig verweilte nicht lange in Hannover. Schon im Jahre 1648, nach dem Friedensschlusse zu Münster und Osnabrück, übernahm er die Regierung des Fürstenthums Lüneburg und trat seinem Bruder Georg



Bardewik,
bei Lüneburg.



Schloss Plesse,
zur Zeit seiner Bewohnung.



Kloster Amelunborn.

Wilhelm dagegen das Fürstenthum Kalenberg und Göttingen ab. Georg Wilhelm hatte anfangs viel zu thun, um die durch den verheerenden dreißigjährigen Krieg der Stadt und dem Lande geschlagenen Wunden zu heilen. Die Gegend um Hannover war so wüste und verödet, daß die Wölfe sich schaarenweise sehen ließen und sie, so wie freche Räuber, unter denen sich besonders der Mörder Hahnebut bemerklich machte, sogar die nächste Umgebung der Stadt unsicher machten. Herzog Georg Wilhelm, dem es bald, da er durch seinen Aufenthalt in Frankreich den glänzenden Hof von Versailles gewohnt war, in seiner kleinen Residenz zu enge wurde, that vieles zur Verschönerung der Stadt. Bald genügte dem glänzenden Hofstaate die kleine Stadt nicht mehr. Ueberall wurde angebaut. Ein reicher Privatmann, Johann Duve, wurde besonders der Wohlthäter seiner Mitbürger. Er baute ganze Straßen, und stiftete auch das erste große Waisenhaus. Waren schon unter Herzog Georg Wilhelm viele Fremde nach Hannover gezogen, so war dieses noch mehr der Fall, als er im Jahre 1665 die Regierung des Fürstenthums Lüneburg antrat und seine Residenz nach Zelle verlegte. Ihm folgte sein jüngerer Bruder, der prachtliebende Herzog Johann Friedrich. Dieser, welcher im Jahre 1651 zur katholischen Religion übergetreten war, richtete in der Schlosskirche den katholischen Gottesdienst ein, zu dessen Erhöhung italienische Sänger verschrieben wurden. Auch auf die Vermehrung des Hofstaates und des Militärs war Johann Friedrich eifrig bedacht, und unter seiner Regierung erfreute sich die Residenz der Opern und des Schauspiels. Lustgärten, besonders das berühmte Herrenhausen, wurden angelegt und der erste Grund zu der jetzigen königlichen Bibliothek gelegt.

Nach dem am 18ten December 1679 erfolgten kinderlosen Tode Johann Friedrichs, folgte ihm sein jüngerer trefflicher Bruder Ernst August, der nebst seiner edlen Gemahlin Sophie Alles anwendete, Stadt und Land wahrhaft zu beglücken. Unter seiner Regierung, besonders seitdem er im Jahre 1692 die Kurwürde erlangt hatte, bekam Hannover eine ganz andere Gestalt. Er baute Theater und Opernhäuser, erließ eine Polizeiordnung für die Stadt und ordnete eine allgemeine nächtliche Erleuchtung derselben an. Nimmer wird Hannover vergessen können, was er, was seine treffliche geistreiche Gemahlin Sophie für die Stadt gethan. Sein Sohn Georg Ludwig, der erste Landesherr der in Hannover geboren war, sorgte ebenfalls väterlich für seine Geburtsstadt. Er gab derselben vom Jahre 1700 an eine neue Verfassung, wurde jedoch durch seine Ernennung zum Thronfolger in England an der Ausführung mancher vortheilhaften Pläne gehindert. Im Jahre 1714 bestieg er als Georg I. den Königsthron Großbritanniens, kam jedoch, wie sein Nachfolger Georg II., zu öfteren Malen nach Hannover, woselbst auch ein vollständiger Hofstaat blieb, weshalb auch der Verlust des Regenten, zumal auf der andern Seite Hannover durch die nahe Verbindung mit England bedeutend gewann, bald verschmerzt wurde.

Der siebenjährige Krieg ging für Hannover ziemlich glücklich vorüber. Zwar wurde die Stadt im Jahre 1757 von französischen Truppen besetzt, allein schon

im folgenden Jahre wieder geräumt, ohne daß später der Feind dahin zurückgekehrt wäre. Der siebenjährige Krieg hat oft Gelegenheit dargeboten zu bemerken, wie verderblich die Festungswerke für die Städte seien, welche durch ihre Lage nicht zu Festungen bestimmt waren. Zu diesen Städten gehörte auch Hannover. Um der Stadt fortan nicht einer verderblichen Belagerung auszuweichen, beschloß man die Festungswerke zu demoliren. Bereits im Jahre 1767 wurde mit der Abtragung der Wälle begonnen und die Esplanade angelegt; im Jahre 1780 wurden die Thorthürme abgebrochen und die Gräben zugeworfen und der Paradeplatz angelegt. Im Jahre 1787 begann die Anlegung der Friedrichs- und der Georgstraße und die Umwandlung der abgetragenen Wälle in anmuthige Spaziergänge. Ueberall wurde die Stadt durch neue Anlagen verschönert und verbessert. Da nahete sich, mit dem Beginne des neuen Jahrhunderts, eine inhaltschwere Zeit für Hannover. England gerieth nach kurzem Frieden mit Frankreich in neuen Krieg. Französische Truppen nahmen im Juni 1803 Hannover in Besiz, das fortan zehn Jahre unter fremder Oberherrschaft schmachten mußte. Nachdem die Franzosen Hannover wieder geräumt, und die Preußen auf kurze Zeit davon Besiz genommen hatten, kehrten nach der Schlacht bei Jena die Franzosen dorthin zurück. Im Jahre 1810 wurde die Stadt Hannover dem Königreiche Westphalen einverleibt und der Siz einer Praefectur, jedoch blieben noch immer französische Truppen in der Stadt, bis endlich im Jahre 1813 nach der Schlacht bei Leipzig auch für das Hannoversche Volk die Erlösungsstunde schlug. Die angestammte Regierung kehrte zurück. Die Stadt Hannover wurde zur Hauptstadt des neuerrichteten, gleichnamigen Königreichs erhoben. Auch in den Jahren der Schmach und der Erniedrigung hatte das Hannoversche Volk treu und fest an der vaterländischen Sache gehalten, und vertrauensvoll harrete es der neuen Gestaltung der Dinge entgegen. Schwere Wunden waren zu heilen. Die Blüthe der Stadt war vom Sturme zerknitt, der Wohlstand tief erschüttert, ihr ehemaliger Glanz verschwunden und viele treffliche Einrichtungen im Drange der Zeit vernichtet. Da erschien ein Mann, dem es vorbehalten war, Hannover aus Noth und Elend zu neuem Glanze zu führen. Adolph Friedrich, Herzog von Cambridge, König Georg IV. jüngster Bruder, trat an die Spitze der Regierung im Königreiche. Er schlug seine Residenz in Hannover auf, er der edelsten Fürsten einer, hochherzig, wohlthätig, ein Freund der Künste und Wissenschaften, und eben so dem Volke, über welches er in seines Bruders Namen herrschte, vertrauend, als Vertrauen weckend. Es war eine schöne Zeit; die alten Wunden wurden schnell geheilt, die Stadt blühte rasch zu neuem fröhlichem Gedeihen empor. Neues reges Leben entfaltete sich überall. Neue Bauten und Verschönerung der Umgebungen trugen viel dazu bei, daß der benachbarte reiche Adel die Stadt, die ohnedem der Siz der höchsten Behörden ist, zu seinem Wohnsitz wählte. Durch sie und durch die Gesandten der fremden Mächte kam viel Geld in Umlauf, der Wohlstand hob sich zusehends, und Hannover bereitete sich immer mehr zu der Würde vor, die der Stadt bisher nur dem Namen nach zu Theil gewor-

den, die aber auch in der Wirklichkeit ihr bestimmt war, zu einer königlichen Residenz.

Von besonderer Wichtigkeit für die inneren Verhältnisse der Stadt war die derselben am 2ten Mai 1824 erteilte Verfassungs-Urkunde, welche die bisher einander widerstrebenden Interessen der Alt- und Neustadt möglichst auszugleichen und zu vereinigen suchte. Das bisherige Wacht- und Dienstbotengericht, die letzten Ueberbleibsel einer mittelalterlichen Rechtsverfassung, wurden aufgehoben und beide Städte, die Altstadt wie die Neustadt, unter einem Magistrate und einem Stadtgerichte vereinigt. An der Spitze der Verwaltungsbehörden der Stadt, welcher die Domainialintraden der Neustadt größtentheils abgetreten wurden, steht der Stadtdirector, welcher zugleich Polizeidirector und Chef des Magistrats ist, und dem ein Stadtsyndicus, acht Senatoren, ein Stadtsecretair und andere städtische Beamte mehr rathend und helfend zur Seite stehen. Eine vorzügliche Zierde der Stadt ist die seit dem Jahre 1826 durchgeführte Erleuchtung derselben durch Gas, welches durch Gasröhren vom Gasbause an der Glocksen ab, zwischen dem Kleve- und Kalenbergerthore unter der Erde in die Hauptstraßen der Stadt geleitet werden.

Mit dem Tode König Wilhelm IV., am 20sten Juni 1837, begann für Hannover eine neue Epoche. Sein Bruder Ernst August betrat als erster König des Landes allein den vaterländischen Boden. Unter dem Donner des Geschüßes, unter dem Jubel des Volks hielt er seinen Einzug in Hannover. Nur ein schmerzliches Gefühl mischte sich in die hohe Freude; der edle mannhafte Herzog von Cambridge verließ auf immer den Schauplag seiner Thätigkeit und seines trefflichen Wirkens. Es begleiteten ihn und seine hohe Familie die Segenswünsche eines durch ihn hoch beglückten Volks und wahrlich, so lange Hannover steht, wird der Name Adolph Friedrich in hellleuchtender Strahlenschrift in der Brust aller Hannoveraner tief eingegraben stehen.

Mit ungeheuchelter Liebe wurde König Ernst August von seinem Volke empfangen. Zwar trübte sich mit der Zeit die schöne Aussicht, welcher die Hannoveraner sehnsuchtsvoll entgegen blickten, doch hat niemals das Vertrauen eines edeln Volkes zu seinem hochherzigen Fürstenstamme wankend gemacht werden können, und daß die Liebe der Hannoveraner zu ihren Herrschern stets und zu allen Zeiten dieselbe geblieben ist, das hat sich vornämlich gezeigt, als zu Ende Februars 1843 der allgemein verehrte Kronprinz Georg seine Braut heimführte. Mögen ihre hohen Tugenden das Land zwischen Fürst und Volk aufs Neue knüpfen und befestigen, möge ferner Gottes Gnade walten und durch sie das hohe Fürstenhaus erhalten.

Gegenwärtig zählt Hannover in etwa 1700 Häusern, ungefähr 25000 Einwohner. Es hat 9 Kirchen und 1 Synagoge, mehrere Marktplätze und im Ganzen 60 Straßen.

Vaterländische Anekdoten.

8.

Nicht lange nach dem Antritte seiner Regierung ging einst der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand außerhalb Braunschweig spazieren; wie gewöhnlich in einem blauen Oberrocke, ohne alle Abzeichen, und ohne Gefolge. Unterweges schloß er sich an einen Bauer, der einen Korb trug und auf die Stadt losging. Nachdem er sich nach seinem Namen und Wohnorte erkundigt hatte, fragte er ihn, wohin er wolle, und erhielt zur Antwort:

Na Bronswit!

Was wollt Ihr da machen?

I! ek will dat verköpen, wat ek im Korbe hebbe, dat ek den Vork dat Muul stoppe.

Wem denn?

Usen Ammann!

Was will denn der von Euch!

Nun erzählte der Bauer, daß er seit mehreren Jahren mancherlei Unglück erlebt, seine Pferde, sein Vieh durch eine Seuche verloren, Hagelschlag u. s. w. gehabt habe, und dadurch so zurückgekommen sei, daß er seit 6 Jahren seine Abgaben nicht hätte bezahlen können. Eine einzige Kuh wäre ihm noch übrig geblieben, aber das sei auch eine so capitale Kuh, daß er glaube, durch diese allein sich noch wieder aufhelfen zu können. Dies wisse aber auch der Amtmann, und wünsche sie selbst zu besitzen, deshalb dränge er ihn nun, die restierenden Abgaben zu bezahlen und ginge darauf aus, ihm die Kuh wegzunehmen. Daher habe er denn alles zusammengerafft, was er hier im Korbe habe, um es in Braunschweig zu verkaufen, um doch wenigstens etwas von seiner Schuld zu tilgen.

„Aber“ erwiderte der Herzog, „wenn Euch Eure Amtleute drücken, warum geht Ihr nicht zum Herzog klagen?“

Nehme hei mi dat nich öwel, düssen Herzog true ek nich sau recht.

„Wie so?“

Om! hei het sau oft und sau lange in Berlin fäten, da hat hei Kneepe gelehrt. —

(Es war den Braunschweigischen Unterthanen gar nicht recht, daß der Herzog als Erbprinz sich so oft und lange in Berlin aufgehalten hatte, weil sie fürchteten, er werde beim Antritt seiner Regierung die Regie, wie im Preussischen, einführen.)

Der Herzog suchte ihn darüber zu beruhigen, der Bauer aber fuhr fort mit Kopfschütteln, ihm allerhand Besorgnisse und mitunter bittere Bemerkungen über die Handlungsweise des Herzogs mitzutheilen.

Indessen näherte man sich der Stadt, der Herzog wollte nicht mit dem Bauer ins Thor gehen, um ihn nicht zu erschrecken und zu beschämen, schritt also rasch vorwärts, ihn zurücklassend. Die Schildwache an der Schlange rief: heraus! dies machte den Bauer stutzig, denn er glaubte mit einem Unterofficier gesprochen zu haben. Kurz darauf hörte er das Spiel rühren und erschraf, fragte die Schildwache und erfuhr, daß es der Herzog gewesen, mit dem er gesprochen. Nun wollte er es nicht wagen, in die Stadt zu gehen, weil er fürchtete, angehalten und gestraft zu werden. Der Soldat, die Verlegenheit des Bauern bemerkend, fragte, was ihm fehle? Ach! ec hebb' öhm sau veel dumm Tüg geseht! stöhnte der Bauer und erzählte das ganze Gespräch. Der Soldat kannte den Herzog besser und vermogte den Bauer in die Stadt zu gehen, mit der Versicherung, ihm würde kein Leides widerfahren. Der Bauer wagte es, verkaufte geschwind seine mitgebrachten Waaren und eilte noch an demselben Abend wieder nach Hause zu kommen.

Den folgenden Morgen ganz früh ließ der Amtmann den Bauer zu sich rufen und fuhr ihn an:

„Ihr verfluchter Mensch seid beim Herzoge gewesen und habt mich verklagt.“

Ach! du lieber Gott! nee! ec bin ja nich bie ehm geweest, hei kam ja to miß! stotterte der Bauer, voller Furcht, was weiter erfolgen würde. Es entwickelte sich aber zu seiner großen Freude und Erstaunen, daß ihm der Herzog seine restirenden sechsjährigen Abgaben erlassen habe.

In der Kabinettsordre, die der Herzog noch denselben Abend dem Amtmann zugesandt hatte, war letzterm aufs ernstlichste eingeschärft, daß, wenn ein Unterthan durch Unglücksfälle verarmt wäre, und seine Abgaben nicht bezahlen könne, es die Pflicht des Amtmanns sei, dem Landesherrn deshalb Vorstellungen zu machen, damit dieser die Abgaben erlassen könnte, um nicht die Unglücklichen völlig zu ruiniren, und wenn sich der Herr Amtmann nochmals eines Verfahrens, wie mit diesem Bauer, zu Schulden kommen ließe, würde er auf der Stelle cassirt werden.

Entzückt, bis zu Thränen gerührt, stürzt der Bauer in sein Haus, erzählt seinem Weibe nun erst, was er ihr den Abend verschwiegen, Alles, was zwischen ihm und dem Herzoge vorgefallen, und seine Bewunderung, daß derselbe das, was er Unanständiges ihm gesagt, nicht allein nicht gerügt, sondern ihm noch dazu die große Wohlthat erwiesen, riß ihn hin, seiner Frau den Vorschlag zu thun, dem Herzoge die Ruh zu schenken, denn verloren wäre sie, ohne des Herzogs überschwengliche Gnade, doch gewesen. Die Frau, eben so von Erkenntlichkeit durchdrungen, willigt freudig ein, der Mann legt der Ruh einen Strick um die Hörner und führt sie nach Braunschweig, grade auf das Schloß. Hier angekommen, fragt er die Schildwacht, welche Zimmer der Herzog bewohne. Die Schildwacht zeigt ihm die Fenster. Nun stand der Bauer mit seiner Ruh auf dem Schloßplatze und machte jedesmal einen Bückling, wenn sich an den bezeichneten Fenstern ein Kopf zeigte. Endlich traf es sich, daß der Herzog an's Fenster kam, sogleich den Müßiggstehenden bemerkte, und ihn fragen ließ: was er

wolle? — Der Bauer bezeugte seine herzliche Neue, bot seine Kuh mit ehrlicher Dankbarkeit an, und ging betrübt, daß sie nicht angenommen, sondern er noch für die Mühe, sie gebracht zu haben, belohnt wurde, mit seiner Kuh wieder nach Hause.

Die Einführung der Reformation in den welfischen Landen.

Dritte Abtheilung.

Das Fürstenthum Braunschweig-Wolfenbüttel, seit 1523 durch einen bedeutenden Theil *) des Bisthums Hildesheim vergrößert, stand zur Zeit der Reformation unter Herzog Heinrich dem Jüngern. Mit Vorliebe war dieser vielfach verkannte Fürst dem Glauben seiner Väter ergeben, und darin bekräftigte ihn seine enge Verbindung mit Kaiser Karl V., zu dessen Unterstützung er 1528 mit tausend wohlgepanzerten Reitern und einigen Fähnlein Fußvolks nach Italien zog. Dagegen erfüllte ihn die Empörung der protestantischen Bauern namentlich im nördlichen Thüringen und die Habsucht, mit welcher viele zum Evangelium übertretende Fürsten die bedeutenden Kirchengüter an sich brachten, mit einer immer entschiedener hervortretenden Abneigung gegen die neue Lehre. Unter diesen Umständen mußte die Reformation in seinem Fürstenthume denselben Gang nehmen, wie z. B. in Kalenberg-Göttingen; d. h. sie mußte vom Kerne des Volks, der Bürgerschaft in der größten Stadt des Landes, Braunschweig, ausgehen. —

Schon 1521, als Luther durch die Hartnäckigkeit seiner Gegner bereits zum offenen Bruch mit dem Stellvertreter Christi auf Erden getrieben war, trat in Braunschweig ein Mönch des St. Aegidienklosters auf, Gottschalk Cruse, der in Wittenberg Luthers Vorlesungen über die heilige Schrift gehört hatte. In dem Sinne des großen Reformators erklärte Cruse in seinem Kloster einzelne Bücher der Bibel, namentlich den Brief an die Römer, die Grundsäule der neuen Lehre. Aber bald wurde er auf Verlangen des Herzogs aus dem Kloster vertrieben, erlitt vielfache Verfolgungen und ging unter als Märtyrer der Wahrheit. Doch die von ihm gestreute Saat ging auf; denn mehrere der städtischen Prediger schritten auf der von ihm bezeichneten Bahn fort, wählten aber sehr verständig den Weg allmäliger Reformen. Dennoch suchten besonders die hiesigen Mönchsorden der Dominikaner und Franziskaner jenem Streben entgegen zu wirken. Die letztern hielten zu diesem Zwecke 1524 zu Braunschweig in ihrem Kloster (der jetzigen Brüdernkirche) ein Pro-

*) Es kamen damals an Braunschweig die Aemter Winzenburg, Bilderlahe, Westerhof, Lutter, Woldenberg, Steinbrück, Liebenburg, Schladen, Bienenburg und Wiedelaf.

vinzial-Capitel und forderten zu einer Disputation über die Verehrung der Heiligen und über das Messopfer auf. Mehrere nicht ungebildete Bürger wie Joh. Hubert, Pet. Hornburg, Marsilius der Zöllner, Autor Sander und Andre wagten es, sich mit den Mönchen in die Disputation einzulassen und trieben sie mit Hilfe des Lehrers an der Stiftsschule zu St. Cyriaci *), Joh. Lafferde, so in die Enge, daß sich dieselben, als sie mit Stellen der heiligen Schrift jene Lehren nicht beweisen konnten, auf die weniger bekannten Kirchenväter beriefen. Dieser Ausgang der Disputation veranlaßte nicht nur einzelne Mönche, sondern auch den Caplan zu St. Ulrichi **), zur neuen Lehre überzutreten. Da schritt auf Ansuchen der von den städtischen Geistlichen gebildeten Union der Rath ein; jene Bürger, die sich mit den Mönchen in die Disputation eingelassen hatten, mußten die Stadt verlassen, die Lesung lutherischer Schriften und Bücher ward verboten und bei einer Hausdurchung alle Schriften der Art weggenommen. —

Dennoch wagten es einzelne Prediger, wie Joh. Kaufmann, Caplan der St. Marienkapelle, Richard Schweinfuß, Caplan zu St. Ulrichi und Heinr. Lampe, Pastor zu St. Michaelis, dann zu St. Magni, das Wort des Evangeliums kräftig zu fördern. Durch sie ward der unbefangene Sinn der Bürgerschaft den katholischen Mißbräuchen allmählig immer mehr entfremdet. Man sehnte sich immer lebhafter aus der wüsten Nacht des alten Aberglaubens empor zum jungen Sonnenlicht der neuen Lehre. Den besten Beweis hierfür liefern die beiden folgenden Ereignisse. An der Magnikirche zu Braunschweig standen im Winter 1526/27 zwei Prediger, Heinr. Lampe und Joh. Graf. Während Jener, ein Anhänger Luthers, seine Predigten an die Bibel knüpfte, bezog sich Graf, ein eifriger Anhänger des Katholicismus, in seinen Predigten gar zu gern auf die griechischen Philosophen Plato und Aristoteles, ja selbst auf den arabischen Philosophen Avicenna. Schon lange empfanden die schlichten Bürgerleute Unwillen darüber und wandten sich daher an den Rath in der alten Wyß, der, obgleich selbst noch katholisch, dem Prediger andeuten ließ, das Wort Gottes rein und ohne Zumischung aus unchristlichen Philosophen zu verkünden. Die erste Predigt, welche Graf nach diesem Bescheide hielt, fiel auf den ersten Ostertag 1527. Wider sein Erwarten hatte sich eine zahlreiche Versammlung eingefunden; indessen nichts desto weniger blieb er bei seiner Predigtweise. Nachdem er dreimal den Spruch hergesagt hatte: *Hic est dies, quem fecit Dominus; exsultemus et laetemur in eo!* (Dies ist der Tag, den der Herr gemacht hat; an ihm laßt uns jauchzen und frohlocken!) begann er seine Predigt lateinisch so: *Dicit Aristoteles in secundo Phisicorum etc.* Aber kaum hatte er den Namen Aristoteles ausgesprochen, da erhob sich ein Schuhmacher, Hans Becker, der unter der Orgel saß, mit seinem Nachbar Pflau-

*) Das Stift St. Cyriaci lag vor dem jetzigen Wilmthore, etwa auf der Stelle des Holzhofes, es ward 1545 abgebrochen. —

**) Die Ulrichikirche stand auf dem Kohlmarkte bis 1544, wo sie der Rath abbrechen ließ. —

menbaum, Beide ergriffen das aus dem Thurm in die Kirche herabhängende Seil einer Glocke und begannen Sturm zu läuten. Da entstand Unruhe in der Kirche, es ward immer lauter und lauter, so daß Joh. Graf Kanzel und Kirche verlassen mußte. —

Nicht lange nachher hielt ein aus Magdeburg berufener Doctor der Theologie Sprengel, der sich gerühmt hatte, er wolle mit drei Predigten alle lutherische Ketzerei zu Braunschweig stürzen und ausrotten, in der Brüdernkirche eine Predigt, die in Bezug auf das Thema mit den Worten schloß: „Hiemit ist nun bewiesen, daß jeder Mensch nur durch seine guten Werke könne selig werden!“ Da rief ein Bürger, Hennig Nischau, mit lauter Stimme durch die Kirche hin: Pape, du lügst! (Pfaffe, du lügst!) und begann den von Luther übersehten Psalm zu singen:

Ach Gott vom Himmel sieh' darein
Und laß dich des erbarmen.
Wie wenig sind der Heil'gen dein,
Verlassen sind wir Armen! u. s. w.

den sogleich die meisten Zuhörer mit anstimmten. —

Ogleich nun der Rath und die städtischen Stifter und Klöster sich dem Eindringen und der weitem Verbreitung der neuen Lehre noch immer mit aller Kraft widersetzten; so wagte es die Bürgerschaft doch schon 1527, sich öffentlich für das Lutherthum zu erklären und in allen Pfarrkirchen der Stadt deutsche Predigt zu verlangen. Ja sie schickten sogar Abgeordnete in den Rath, welche es 1528 dahin brachten, daß Heinr. Winkel von Jena her berufen ward, der noch in demselben Jahre mit Dr. Joh. Bugenhagen den lutherischen Gottesdienst in den Stadtpfarren einführte, während die Stifts- und Klosterkirchen an der alten Lehre festhielten. So geordnet und milde aber die Reformation in Braunschweig auch vor sich ging, so harte Kämpfe waren noch zu führen, um sie zu sichern und auch auf das Land Braunschweig auszudehnen. —

Auf den Reichstagen zu Speier 1529 und Augsburg 1530, wo die Protestanten ihr Glaubensbekenntniß dem Kaiser und den Fürsten des Reichs überantworteten, war eine unübersteigliche Scheidewand zwischen ihnen und den Katholiken entstanden, die keine Zeit wieder niederzureißen im Stande war. Um den Drohungen gegen die Ketzer mehr Nachdruck geben zu können, ließ Kaiser Karl V. seinen Bruder Ferdinand 1531 im Januar in Köln zum römischen König erwählen. Dies schreckte die Protestanten, sie bemerkten die Geschäftigkeit, mit der die Gegner sich beriethen, und hierdurch veranlaßt, einten sich im Februar 1531 ihre Häupter, der Kurfürst Johann von Sachsen, Landgraf Philipp von Hessen, Herzog Ernst der Bekenner von Lüneburg, ein Fürst von Anhalt, einige Grafen von Mansfeld und mehrere Reichsstädte zum Schmalkaldischen Bunde, dem auch die Stadt Braunschweig 1531 beitrug. —

Die folgenden Jahre bis 1538 vergingen mit Kriegen Karls V. gegen die Türken und Franzosen und hinderten so nicht nur einen Kampf beider Religionsparteien, sondern es gab auch der glänzende Erfolg, den der Zug Philipps

von Hessen nach Württemberg hatte, den Protestanten sogar eine siegreiche Stellung und vermehrte damit auch die Mitglieder des schmalkaldischen Bundes. Um diesen Fortschritten der Reformation zu begegnen, stifteten die Katholiken 1538 in Nürnberg einen Gegenbund, in welchen auch Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig aufgenommen wurde. Aus Grundsatz war dieser ein eifriger Anhänger der katholischen Kirche und verfolgte deshalb das Lutherthum, dem selbst die Hauptstadt seines Landes sich hingegeben hatte, mit strengem Ernst. Darum machten ihn die zu Nürnberg versammelten Fürsten zum Obersten der zur Bekämpfung der niedersächsischen Protestanten anzuwerbenden Heeresmassen. —

Etwa gleichzeitig, nämlich im März 1538, versammelten sich auch die Mitglieder des schmalkaldischen Bundes zu Braunschweig, um bei der von den Katholiken drohenden Gefahr die nöthigen Gegenmassregeln zu berathen. Am Sonntag Reminiscere (17. März) kamen bereits mehrere Rätthe der zum Bunde gehörenden Fürsten und die Gesandten der Bundesstädte Hamburg, Bremen und Hannover an. Im Laufe der folgenden Woche fanden sich die Gesandten der meisten übrigen zum Bunde gehörigen Städte ein, wie die von Magdeburg, Göttingen, Einbeck, Minden, Hildesheim und vieler oberländischen Städte. Am Sonntag Oculi (24 März) hielt Herzog Ernst der Bekenner von Lüneburg seinen Einzug in die Stadt, mit ihm 200 Reisige; am folgenden Dienstag kam Landgraf Philipp von Hessen mit 300 Reisigen, und nahm sein Quartier im Dammschen Hause, (dem jetzigen Bürgerschulgebäude auf der südlichen Wilhelmstraße) am Donnerstag erschien König Christian III. von Dänemark, ein Vorfahr jenes Christian, der im Kampfe für die unterdrückte Sache der Protestanten 1626 bei Lutter am Barenberge geschlagen wurde. Der König zog mit 42 ganz in schwarzen Sammet gekleideten Trabanten, mit 27 Wagen und mit 250 Reisigen ins Steinthor ein, wo ihn 800 geharnischte mit Büchsen und Hellebarden wohl bewaffnete braunschweigische Bürger empfingen, die ihn dann bis in sein Quartier auf dem Bohlwege, nämlich bis in das Haus des Patriciers Meino von Peinen, geleiteten. Am Freitag (den 29. März) kam endlich auch Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen mit den Grafen von Mansfeld an. — Die Sitzungen der Bundesglieder wurden auf dem großen Saale des Neustadtrathhauses gehalten, wo deshalb auch bis in die neueste Zeit die Bildnisse der zum Bunde gehörenden Fürsten hingen. Bis in die Woche vor Ostern dauerten die Berathungen, und das Resultat derselben war außer mehreren Beschlüssen hinsichtlich des zu erwartenden Krieges die Aufnahme des Königs von Dänemark in den Bund. —

In dieser Zeit war aber auch der ehrenwerthe Vorkämpfer des Katholicismus in Niedersachsen, Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig, unermüdet thätig und stets darauf bedacht, sich für den nahe bevorstehenden Religionskrieg im Stillen gehörig zu rüsten. Da sah er sich plötzlich mitten in seinen Bestrebungen einem der schmalkaldischen Bundeshäupter verrathen. Nämlich gegen das Ende des Jahres 1538 schickte er seinen Secretair, Stephan

Schmidt, von Wolfenbüttel aus mit Briefen nach Mainz, um dem dortigen Kurfürsten und Erzbischof seine Absichten gegen die niedersächsischen Protestanten mitzutheilen. Da wollte es das Schicksal, daß am 30. December, gerade zu der Zeit, wo der Secretair einen Wald in der Nähe von Cassel, durch den die Straße führte, durchtritt, Landgraf Philipp in demselben Walde umherstreifte, um auf Wölfe Jagd zu machen. Der Landgraf kam zufällig gerade da über die Landstraße, wo sich der Secretarius eben befand. Dieser erkannte den Landgrafen sogleich und die Gefahr wohl ahnend, der er sich und die ihm anvertrauten Briefe aussetze, wenn man seinen wahren Stand erfahre, besaß Geistesgegenwart genug, auf des Landgrafen Frage, wer er sei, zu antworten: er wäre ein Diener des Kurfürsten von Brandenburg und solle Briefe seines Herrn nach Speier bringen. Durch diesen Bescheid befriedigt, ließ der Landgraf jenen in Frieden ziehen. Schon war Philipp wieder eine Strecke in den Wald gesprengt, als einer von den landgräflichen Dienern den Secretair erkannte. Schnell setzte man ihm nach, Schmidt wurde ergriffen und nach Cassel gebracht. Die Briefe, die er bei sich führte, nahm und erbrach man. Diese waren voll von Aufreizungen gegen die Protestanten und enthielten insbesondre Beleidigungen gegen den Landgrafen, von dem es unter andern hieß, er werde nächstens toll werden; denn über die Hälfte sei er es schon, und dann werde der Sache bald zu rathen sein. Dies veranlaßte einen öffentlichen Schriftwechsel zwischen dem Landgrafen Philipp und dem Kurfürsten von Sachsen einerseits und dem Herzog Heinrich von Braunschweig andererseits. Die Fürsten schrieben in den stärksten Ausdrücken gegen einander. Endlich machte sich auch Luther über Herzog Heinrich her und schrieb gegen ihn eine Schrift, deren Verbtheit an manchen Stellen fast unglaublich ist und der nur eine schwache Vorstellung der Titel „Wider Hans Wurst“ zu geben vermag. —

Auf diese Weise wuchs die Spannung zwischen Herzog Heinrich und den schmalkaldischen Bundesgenossen immer mehr. In Folge davon wurde auch das Verhältniß der Stadt Braunschweig zu ihrem Landesherrn immer gespannter und feindseliger. Namentlich trugen die öfteren Reibungen zwischen der Stadt und den herzoglichen Beamten viel dazu bei, die Stadt dem Herzog immer mehr zu entfremden. So nahm z. B. der herzogliche Vogt zu Wolfenbüttel einmal vier braunschweigische Bürger bei Umbleben am Elme gefangen und führte sie ins Gefängniß der herzoglichen Feste. Da machten 800 Bürger einen Ausfall in die dem Herzog gehörige Holzung auf dem Heidberge, fällten eine Menge Bäume und brachten das Holz in die Stadt. Um weitem Schaden zu verhüten, sah sich der Vogt genöthigt, die Gefangenen wieder frei zu lassen. Eine Menge ähnlicher Vorfälle erzählen uns die alten Chroniken; indessen sie alle einzeln mitzutheilen, verbietet die Beschränktheit des Raumes. —

Diese Spannung wurde durch die wenn auch nicht erweisliche Beschuldigung, daß Herzog Heinrich durch gedungene Mordbrenner in den protestantischen Städten Niedersachsens habe Feuer anlegen lassen, (S. S. 67) immer größer. Daher ist es denn nicht zu verwundern, daß 1542 ein offener Krieg zwi-

schen dem Herzog und der Stadt ausbrach, dessen Hauptfolge es war, daß die Bewohner des braunschweigischen Landes die Reformation annahmen. —

Doch so mächtig die Stadt Braunschweig auch damals noch war, so konnte sie es doch allein mit Herzog Heinrich dem Jüngern nicht aufnehmen, weil der mit den katholischen Fürsten des ganzen südlichen Deutschlands im Bunde war. Sie verbündete sich daher mit mehreren Edlen, die mit dem Herzog zerfallen waren, weil dieser die ihnen von seinem Vater, Herzog Heinrich dem Ältern, verpfändeten Schlösser und Burgen zurückgenommen hatte. Dann ward über Bürger und Söldner auf der Masch Musterung gehalten; da man aber noch nicht genug Streitkräfte zu haben meinte, so bat die Stadt nun auch die Häupter des schmalkaldischen Bundes, den Landgrafen von Hessen und den Kurfürsten von Sachsen, um Unterstützung. Diese sandten Truppen, der Kurfürst von Sachsen unter Bernhard von Mila und der Landgraf unter Jürgen Witten. Nun wagte es die Stadt, dem Herzog, ihrem Herrn, den Fehdebrief zuzuschicken und am Tage darauf kündigte auch die Reichsstadt Goslar, der Landgraf von Hessen und der Kurfürst von Sachsen im Namen des schmalkaldischen Bundes die Fehde an. — Der Rath zu Braunschweig, der eine Belagerung der Stadt und darum ein übermäßiges Steigen der Preise fürchtete, befahl allen Nichtbürgern, so wie auch den Stiftsherren zu St. Blasius und Cyriacus, die Stadt binnen zwei Tagen zu verlassen. Aber auch Herzog Heinrich traf Vorkehrungen. Er sah, daß er der Uebermacht seiner Gegner im offenen Kampfe nicht werde widerstehen können, und da er sich auch hinter den Mauern seiner Feste Wolfenbüttel nicht für hinlänglich sicher hielt, so floh er mit seinen beiden Söhnen Karl Victor und Philipp, die später in der mörderischen Schlacht bei Sievershausen ihren Tod fanden (S. Seite 58), nach Landshut in Baiern, um die Hülfe des katholischen Bundes in Anspruch zu nehmen. —

Die Flucht des Fürsten aus seinem Lande benutzten die Bürger Braunschweigs als Vorkämpfer der reinen Lehre, deren Vorzüge sie bereits seit einer Reihe von Jahren immer deutlicher erkannt hatten. Es galt jetzt, die Reformation über das ganze Land auszubreiten, dessen Bewohner mit Luthers Lehren wenigstens zum großen Theil schon bekannt geworden waren, aber bei dem Ernst und der Strenge des Herzogs den offenen Abfall von der alten Lehre scheueten. Jetzt war eine günstige Gelegenheit dazu gekommen. —

Die Bürger Braunschweigs wußten bereits aus eigener Erfahrung, daß gerade die Stifter und Klöster am hartnäckigsten an der alten Lehre festhielten; darum beschloßen sie, um das Reformationswerk im Lande mit Nachdruck durchzuführen zu können, die neue Lehre zuerst in den Klöstern und Stiftern einzuführen. Mit dem nahe gelegenen Kloster *Idbaggshausen* wollte man den Anfang machen. Die Bürgerschaft zog daher Freitags am 21. Juli 1542 wohlgerüstet, in drei Haufen getheilt, nach jenem Kloster. Da der Abt und die Mönche sich zu einer Aenderung des Gottesdienstes nicht verstehen wollten, so trieb man sie mit Gewalt aus dem Gotteshause, zertrümmerte im zelotischen Glaubenseifer

die Altäre und die Orgel, zerstückte Kasten, Kelche und Monstranzen und besudelte Bilder und Messgewänder. Am folgenden Dienstag, den 25. Juli, mußten alle Prediger der Umgegend in Riddagshausen, welches zum Hauptquartier der sächsischen und hessischen Hülfsstruppen gemacht war, erscheinen. Hier mußten sie geloben, dem Volke das Wort Gottes fortan lauter und rein predigen und sich in allen Stücken nach der Augsburgerischen Confession richten zu wollen. Dann ward in Riddagshausen selbst ein lutherischer Prediger eingeführt. —

Ein so glänzendes Gelingen des ersten Versuches ermutigte auch die entfernten Städte des Landes, sich offen für die Sache der Reformation zu erklären. Schon in den ersten Tagen nach der Einnahme von Riddagshausen kamen viele Bürger der Landstädte, namentlich von Helmstedt, Königsutter und Schöppenstedt, so wie auch viele Bauern aus den östlichen Landestheilen nach Braunschweig und ersuchten die Bürgerschaft und die schmalkaldischen Bundesstruppen, ihnen bei der Einführung der neuen Lehre Schutz und Beistand zu leisten. So begann das Reformationswerk in einem großen Theile des Landes schon am Ende des Monats Juli 1542. Bald nachher rückten die schmalkaldischen Bundeshäupter, der Landgraf von Hessen und der Kurfürst von Sachsen, mit 22000 Mann ins Land Braunschweig, um des Herzogs Hauptfeste, Wolfenbüttel, zu stürmen und dann das Land für den schmalkaldischen Bund in Besitz zu nehmen. —

Nachdem sich die Heeresmassen, durch eine lüneburgische Heeresabtheilung und braunschweigische Bürger verstärkt, am 1sten August um Wolfenbüttel zusammengezogen hatten, ward die Festung am folgenden Tage aufgefordert. Die Belagerten aber gaben den festen Bescheid, man möge in drei Jahren wieder kommen, dann wollten sie eine Antwort geben. Nun rückten die Belagerer näher, die Sachsen lagerten sich im Süden und Westen des Lechlumer Holzes, die braunschweigischen Bürger mit ihren Söldnern im Süden der Feste bei Linden, und die Hessen westlich bei Fimmelse. Die Belagerer rückten allmählig immer enger um Wolfenbüttel zusammen; die drinnen aber wagten manchen kühnen Ausfall, wobei die Gegner nicht selten schweren Verlust erlitten. Endlich da alles Stürmen nicht zum Ziele führte, begann man die Feste zu beschießen und setzte dies drei Tage, vom 9ten bis 12ten August, fort. Dies hatte den gewünschten Erfolg; denn am 12ten August ergab sich die am Entsatz verzweifeln- de Besatzung dem schmalkaldischen Bunde, dessen Häupter am folgenden Morgen ihren Einzug in Wolfenbüttel hielten. Die Feste wurde einer Commission von vier Männern anvertraut, nämlich dem Ritter Bernhard von Mila von Seite Sachsens, Christian von Steinberg, von Seite Hessens, Lippold von Stöckheim, von Seiten des Herzogs Ernst des Bekenners von Lüneburg und dem braunschweigischen Burgemeister Franz Kale. Eine Fahne mit den Wappen aller schmalkaldischen Bundesglieder und eine andre mit den Wappen von Sachsen und Hessen flatterten fortan auf den Zinnen der herzoglichen Hofburg. —

Nach Wolfenbüttels Einnahme setzten sich die schmalkaldischen Bundesge-

nossen mit leichter Mühe in den Besitz des ganzen Fürstenthums. Auch die Bürger Braunschweigs erkannten die Bedeutung jener Eroberung so wohl, daß sie in allen Stadtkirchen eine Dankpredigt halten ließen und ein „Herr Gott, dich loben wir,“ sangen. Acht Tage nach der Einnahme Wolfenbüttels hielten der Kurfürst von Sachsen, der Landgraf von Hessen, Herzog Ernst der Befenner von Lüneburg, der Fürst von Anhalt, die Grafen von Mansfeld und Tecklenburg nebst den Abgeordneten der zum Bunde gehörenden Städte zu Braunschweig wiederum eine Zusammenkunft. In dieser ward beschloffen, fortan die Reformation an allen Orten des Landes einzuführen, wo bisher aus Furcht vor dem Landesherrn die alte Lehre noch beibehalten sei. In Folge dieses Beschlusses ging im Monat October des Jahres 1542 eine allgemeine Kirchenvisitation im ganzen Fürstenthum Braunschweig-Wolfenbüttel vor sich. Zu derselben wurden verordnet von Theologen: der schon genannte Doctor Johann Bugenhagen, Anton Corvinus und Martin Görlig, der erste lutherische Stadtsuperintendent zu Braunschweig. Ihnen wurden vier weltliche Rätthe zugeordnet: Theodor von Taubenheim, Heinrich von Steinberg, Georg von Dannenberg und Johann Hamstedt. — Diese Männer zogen am 11ten October aus Braunschweig und ordneten am 12ten October die Kirchenverfassung im Stift und in der Stadtkirche zu Königsutter, am 13ten October im Kloster Marienthal, am 14ten October zum großen Verdrusse der Mönche des St. Ludgeriklosters in den Kirchen zu Helmstedt, am 15ten October zu Schöningen, dann auch im Stift zu Gandersheim und so nach und nach in den Klöstern und Städten des ganzen Fürstenthums Braunschweig-Wolfenbüttel. *) —

Als durch die Kirchenvisitation im ganzen Lande ohne bedeutenden Widerspruch **) die Reformation eingeführt worden war, dachte man auch daran, der neu eingeführten Lehre durch eine Kirchenordnung eine Verfassung zu geben. Daher schrieb Dr. Johann Bugenhagen im Anfang des Jahres 1543 eine Kirchenordnung für das Land. In Folge der darin enthaltenen Bestimmungen wurden mehrere Superintendenten im Lande eingesetzt: nämlich außer dem braunschweigischen Stadtsuperintendenten einer zu Wolfenbüttel, einer zu Gandersheim, einer zu Helmstedt, einer in Bockenem und einer in Alfeld; die beiden letztern namentlich für die ehemals hildesheimischen Landestheile. Durch das ganze Fürstenthum hin herrschte nun im Kirchenwesen die schönste Harmonie; überall ward das Volk durch Predigt und Katechese mit der reinen Lehre des Evangeliums immer genauer bekannt, Pfarrer und Superintendenten thaten ihre Pflicht und mit stets wachsender Liebe und Begeisterung wandte sich

*) In der Grafschaft Blankenburg-Reinheim war schon sehr früh unter den Grafen Ulrich VI. und Ulrich VII. durch Andreas David und Jobocus Otto die Reformation ohne allen Widerstand eingeführt worden.

**) Nur zu Gandersheim wagte es ein Mönch, Hennig Reife, sich der Umgestaltung des Gottesdienstes zu widersetzen und die Visitatoren zu schmähen. —

das Volk der Lehre zu, die nicht den guten Werken, sondern dem in der Liebe thätigen Glauben die Krone der Seligkeit verheißt. —

Doch leider nur kurze Zeit sollten die Befenner des Evangeliums diese erfreuliche Ruhe genießen; einmal sollte sich das Evangelium noch vor dem katholischen Glaubenseifer des Herzogs beugen. Dies geschah, als Herzog Heinrich der Jüngere 1547 in Folge der Mühlberger Schlacht, durch welche Kaiser Karl V. die Macht der evangelischen Fürsten Deutschlands für immer gebrochen zu haben meinte, in sein Land zurückkehrte. Kaum hatte der Herzog dasselbe wieder in Besitz genommen, so trat die Reaction zu Gunsten des Katholicismus ein. Alle lutherischen Geistlichen, die in den Schooß der allein seligmachenden Kirche zurückzukehren sich weigerten, wurden ihres Vermögens zum großen Theil beraubt und sammt Weib und Kind schimpflich aus dem Lande gejagt. Ein Beispiel nur mag hier einen Plag finden, welches zeigt, wie man damals gegen die protestantischen Prediger verfuhr. Zu Bokenem war zur Zeit jener Reaction Johann Engelhausen Superintendent. Um ihn, der ohne Zagen bei der ihm anvertrauten Gemeinde ausharren wollte, zur Flucht zu bewegen, gingen katholisch gesinnte Bürger zwei Schuhe nebst einer Ruthe an seine Thür. Dies, wie mehrfache öffentliche Verhöhnungen und die Furcht vor dem katholischen Landesherrn brachten ihn endlich dahin, die Stadt zu verlassen. In der Nähe derselben überfielen den Fliehenden zwei katholische Bürger, die ihn als einen Erzkreier so lange prügelten, bis er unter ihren Fäusten zusammenank. Froh, ein Gott wohlgefälliges Werk vollbracht zu haben, verließen sie den halbtodten Prediger. Gesengt von seiner Wunden Blut und überall mit Blut besprüht, lag er lange im Zustande der Bewußtlosigkeit, bis einige weichherzige Menschen, die ihn fanden, sich seiner erbarmten. Diese nahmen ihn mit sich, verpflegten ihn, heilten seine Wunden und waren ihm zu seiner Flucht aus dem Fürstenthum behülflich. —

Solchen Reactionen wagten nur die beiden größten Städte des Landes, Braunschweig und Helmstedt, auf ihre starken Mauern und die Zahl ihrer gewaffneten Bürger trauend, sich zu widersetzen. In allen übrigen Kirchen des Landes ward dagegen 1547 durch den Eifer zweier katholischen Geistlichen, Bernhard Lasthausen und eines Mönchs zu Gandersheim, Heinrich Helms, der katholische Gottesdienst wieder hergestellt. Zur Ausrottung „der verderblichen Kegerci Luthers“ schrieb Lexterer eine Postille und mehrere kleine Schriften, in denen er zu beweisen sucht, es habe nie eine unheilvollere Kegerci gegeben, als die, welche in der Behauptung liege, daß nicht gute Werke, sondern allein der Glaube selig mache. — Als er gestorben war, berief Herzog Heinrich der Jüngere einen Jesuiten, Peter Haupt, der die Reaction zur Wiederherstellung des Katholicismus mit dem größten Eifer fortsetzte. —

Indessen schon seit 1557 machte die Sache des Evangeliums wieder einige Fortschritte, da selbst einige herzogliche Hofprediger, wie Peter Uner, Heinrich Hummel und Heinrich Rudolph lutherische Grundsätze zu predigen sich nicht scheuten; so daß der Herzog 1567 unter gewissen Bedingungen sogar

den Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt gestatten zu müssen glaubte. Indessen jenen Bedingungen wollten sich manche Prediger nicht fügen; sie mußten daher ihre Stellen aufgeben, so Joh. Erdmann (Geander) zu Helmstedt, Theodor Heidemann zu Gandersheim u. A.

Da starb 1568 Herzog Heinrich der Jüngere, ihm folgte sein Sohn, Herzog Julius. Dieser, 1529 geboren, war schon in früher Kindheit von seinem Vater für den geistlichen Stand bestimmt und studirte die Lehren der römischen Kirche zu Köln und Löwen. Durch eignes Nachdenken ward er anfangs zu leisen Zweifeln an einigen Lehren der Kirche geführt; durch die Zeit ward er mit dem Geist des Lutherthums bekannt und von dessen Wahrheit so mächtig ergriffen, daß er dem Glauben seiner Väter entsagte und ungeachtet des Großen, mit dem sein Vater gegen die Anhänger der augsburgischen Confession erfüllt war, zum Evangelium übertrat. Jetzt, als Julius nach seines Vaters Tode die Regierung übernahm, war es sein erstes Geschäft, das reine Wort des Evangeliums, bei dem er „trog Teufel und Welt bis an sein Ende zu verbleiben“ sich gelobt hatte, in allen Kirchen seines Landes wieder einzuführen. Der Jesuit P. Haupt und B. Laßhausen, welche des Herzogs Gesinnung wohl kannten, flohen schnell nach Halberstadt. Ohne Widerstand ward nun im Jahre 1568 bei Gelegenheit einer allgemeinen Kirchenvisitation die Reformation in allen Gotteshäusern des Landes wieder eingeführt. Dabei waren besonders thätig Martin Chemnitz, Superintendent zu Braunschweig, Jac. Andreaä und Pet. Ulner, früher Hosprediger des Herzogs Heinrich des Jüngern, dann Abt des Klosters Bergen bei Magdeburg, ferner der Kanzler J. Mynsinger von Frundeß, Conrad von Schwiecheld, Franz von Gramm und Heinrich von Rheden. Endlich im folgenden Jahre 1569 wurde das Reformationswerk im Lande Braunschweig durch ein zu Wolfenbüttel errichtetes Consistorium und durch eine allgemeine Kirchenordnung gesichert und vollendet. —

Der lahme Fleischbote von Teflenburg.

Vor Zeiten hatte der Graf von Teflenburg das Recht, daß er dem Fleischeramte zu Osnaabrück die Tare setzte, und zugleich an jedem Fleischtage einige der besten Stücke für seine Küche bekam. Der Bote, welcher deswegen jedesmal von Teflenburg geschickt wurde, war ein lahmer Krüppel, der auf einem Esel ritt, an dessen beiden Seiten zwei Körbe für das Fleisch hingen. Es traf dieser aber leider immer gar zu spät ein. Und doch durfte nach altem Rechte die Fleischbank nicht eher abgeben und verkaufen, bis er versorgt war. Dies Unwesen war der ganzen Bürgerschaft, besonders aber dem ehrsamem

Ante der Fleischhauer selbst gar verdrießlich, ja endlich ganz unerträglich geworden. Vergebens hatte man den Boten erinnert, doch nicht die ganze gemeine Stadt stundenlang warten zu lassen. Wie ungestalt und krüppelhaft, so frech und trotzig war er auch, kehrte sich gar an kein gutes Wort und pochte nur auf das Recht und die Macht seines Herrn.

Es war aber damals ein Gildemeister der Fleischer, mit Namen Kross, ein zorniger und stolzer Mann. Dieser sprach zu seinen Mitmeistern: „wir wollen es nicht länger dulden, sondern ein Ding thun, woran sich alle Großmäuler von Teflenburg auf ewige Zeiten spiegeln können.“ Als nun der Rahme wieder dahergezogen kam, man ihn nach Gewohnheit von dem Esel gehoben hatte und er das Fleisch für seinen Herrn erwartete, so gab ihm Gildemeister Kross den ersten Schlag, und dann traten auch die andern Meister sofort herzu und schlugen ihn vollends todt, hacten den Leichnam in Stücke, und legten ihn dem Esel in die Körbe. Darauf drehte man diesen um, gab ihm einen Streich und ließ ihn gehen. Als nun aber der Graf statt des erwarteten Fleisches den Boten selbst zu Schlachtstücken verhauen in den Körben fand, da schwur er dem Fleischeramte bittere Rache. Und als die Stadt sich ihrer Bürger annahm, so kündete er ihr die Fehde an.

Das war freilich den Osnabrückern bitter leid, denn der Teflenburger war bisher ihr Schirmvogt und ihr treuester Freund gewesen, und bei ihm her ging die Straße, die aus dem reichen Brabant kam und den Handelsherren die Menge der köstlichen Waaren zuführte. Darum sandte der Rath einen Mitelsmann, der mit klugem Sinne und mildem Worte den Eifer des zürnenden Nachbarn befänstigen möchte. Dieser stellte denn auch vor, daß das Amt doch schon längst durch das absichtliche Spätkommen und Hohnreden des Rabmen gereizt sei, und daß, wenn Blut für Blut gelten solle, man ja die ganze Innung ausrotten müsse. Davon möge er doch absteigen, daß so viel Häuser verwaist würden, ja daß die ganze Stadt Trauerkleider anlegen müsse. Dagegen sei man gern bereit, eine ansehnliche und würdige Buße zu geben.

Da sprach der Graf bei sich selbst: „wohl, so will ich eine Sühne ferdern, wie sie sie nimmer erzwingen können.“ Und er erwiderte also: „steht denn das Blut eurer Fleischhacker in so hohem Preise, so schaffet mir einen Scheffel Weylinghöfer (das ist eine kleine rare Silbermünze, einen Pfennig werth), drei himmelblaue Windhunde und drei Eichenstäbe ohne Knoten, so groß wie ich selber bin (er war aber ein Mann von stattlicher Länge). Schaffet ihr mir binnen heute und fünf Jahren diese drei Stücke, so ist die Sache vertragen. Und zugleich gebe ich hin alle mein Recht an eure Fleischbank, denn was aus den Händen der Bluthunde kommt, eßet mich an. Doch sehts zu jener Zeit auch nur an einem von den dreien, so überliefert mir die Stadt die ganze Rotte, Mann für Mann. Und ich werde mit ihnen thun, wie es mir gefällt.“

Mit dieser trostlosen Antwort kehrte der Abgeordnete zurück. Und Allen, die es hörten, entfiel das Herz; denn wo war eine solche Menge Weylinghöfer

zu finden, und wo unter der Sonne gab es himmelblaue Windhunde und manns- hohe Eichensteden! Endlich fasten indeß doch Einige der Bürger neuen Muth, meinend, Zeit gewonnen, viel gewonnen, und man könne die Sache mindestens versuchen.

Darauf ward von Stund' an ein Bote ausgesandt, welcher in allen Länden bei Krämern und Juden die Wevlinghöfer suchte und sammelte. Dann wählte man eine Stiege der kräftigsten Eischschößlinge, welche alle eben den ersten Schuß über den Boden gethan hatten. Diese wurden sorgfältig ausgehoben und in einem Garten in ein eigends dazu bereitetes Erdreich gesetzt. Und dann umgab man sie mit genau anpassenden und weit in die Höhe gehenden Glasröhren, so, daß Seitensprossen ganz unmöglich wurden, und die neue kraftvolle Lohc nicht anders als fergengrade aufsteigen konnte. Und so wie der junge Trieb sich hob und dehnte, waren auch schon wieder andere weitere Glasröhren für ihn bereit.

Unterdeß hatte man ein Gemach zugerichtet, des Wände, Decke und Fußboden in reinem glänzenden Himmelblau schimmerten. Auch die Fenster waren mit himmelblauen nur das Licht durchlassenden Zeugen verhangen. Dahinein that man drei untadeliche junge Windhunde. Und damit Nichts als Himmelblau ihnen zu Gesichte käme, so war auch der Wärter in diese Farbe gehüllt, und Futter und Wasser waren gleichfalls himmelblau.

Die ersten Jungen, welche die beiden Hündinnen warfen, hatten wirklich hie und da ein blaues Sprengelchen. Unter den Jungen, die in den folgenden Jahren von diesen wieder fielen, gab es schon blau gefleckte. Bei der dritten Zucht fand sich Himmelblau gar als die Hauptfarbe. Und unter dem vierten Geschlechte waren gegen das Ende des fünften Jahres wirklich drei Exemplare aufgewachsen, welche über und über in Himmelblau glänzten.

Mit den Eichenstäben ging es in ähnlicher Art. Mehrere Stämmchen mochten die Beschränkung nicht dulden und starben ab. Einige gewannen, wie sorgsam man auch gewesen sein mochte, dennoch Seitenaugen. Drei Schessen aber blieben zuletzt übrig, welche immer nur die mittlere Hauptlohe getrieben hatten, und diese standen jetzt gänzlich knetenles und weit über Mannshöhe hinaus da, daß es ein Wunder anzusehen war.

Unterdeß war jener Bote jedes Jahr wiedergekehrt und hatte die gefundenen Wevlinghöfer abgeliefert. Und jetzt am vorletzten Tage des fünften Jahres kehrte er abermals zurück. Als er nun seine Beute wiederum zu den übrigen geschüttet und man darauf das Streichbrett über den Schessel zog, da wäre fast ein Wevlinghöfer herunter geschoben.

So wurde der Frevel dem erzürnten Grafen geküßt. Zur Eühne aber für den Himmel ward der Fleischscharren, wo die Unthat geschehen, in ein Pflgehaus für arme Krüppel verwandelt. Der Ochsenkopf, das Wahrzeichen der ehemaligen Bestimmung, ist indeß noch da. Und auch heutiges Tages darf keiner, der den Namen Kross trägt, des Fleischheramts Gildemeister sein.

Der Kinderauszug aus Hameln.

Unter der Regierung des Herzogs Heinrich des Wunderlichen trug sich in der damals zum Fürstenthume Grubenhagen gehörenden Stadt Hameln an der Weser eine seltsame Begebenheit zu. Im Jahre 1284 wurden die Einwohner dieser Stadt von einer ungewöhnlichen Anzahl Ratten und Mäuse geplagt. Alle Mittel sie zu vertreiben waren vergebens. Da erschien plötzlich ein unbekannter, abentheuerlich gekleideter Mann, welcher sich erbot, gegen eine angemessene Summe Geldes die verhassten Gäste zu vertilgen. Freudig versprach man ihm eine nicht unbedeutende Summe und Alle waren bereit, Keller und Gemächer zu öffnen, damit der Befreier die Stadtplage vernichte. Doch nicht gewöhnlicher Mittel bediente sich der Fremde. Lächelnd zog er eine Sackpfeife hervor, spielte darauf ein lustiges Liedchen und durchzog sämtliche Straßen der Stadt. Als bald krochen die Ratten und Mäuse aus ihren Schlupfwinkeln hervor, sammelten sich hinter dem Pfeifer und liefen ihm nach, so daß von ihrer Zahl die Straße bald bedeckt war. Sodann ging der Zauberer zum Thore nach Lachem und Nerzen hinaus, und führte die Schaar der Ratten und Mäuse an die Weser. Hier schritt er in den Fluß, immerfort sein lustiges Spiel fortsetzend. Unaufhaltsam folgten ihm die bezauberten Thiere in das Wasser, in welchem sie jämmerlich ertranken.

Als die Bürger von Hameln sich auf eine so leichte Weise von ihren Feinden befreiet sahen, gericuete sie ihr Versprechen, und unter dem Verwande, daß der Unbekannte ein Zauberer sei, weigerten sie sich, ihm den bedungenen Lohn auszuzahlen. Zornentbrannt über diese schnöde Behandlung, schwur der Rattenfänger, daß er schwere Rache an der Stadt üben wolle.

Kurze Zeit nachher, am Johannistage, als die Einwohner von Hameln des Festtages wegen fast alle zur Kirche geeilt waren, erschien der Fremde unerwartet wieder in der Stadt. Er war als Jäger gekleidet. Ein breiter Hirschfänger umgürtete seinen Leib, von dem feuerrothen Hute nickten lange Hahnenfedern hernieder und aus seinen grauen Augen schoß ein höhnisches Lächeln hervor, während seine Mienen Fröhlichkeit und muntere Laune heuchelten. Wiederum begann er auf seiner Pfeife ein Liedchen zu spielen, von dem alle Kinder, Knaben wie Mädchen, so angezogen wurden, daß sie ihm, ohne zu wissen weshalb, folgten. Lärmend tobte die Jugend hinter dem wunderlichen Manne, der ihr es angethan hatte, durch die Straßen der Stadt her. Bald hatte sich eine Schaar von 130 Kindern um den Pfeifer versammelt. Dieser stellt sich an ihre Spitze und zieht langsam mit ihnen zum Osthore hinaus, nach dem vor der Stadt belegenen Koppelberge. Auf sein Geheiß öffnet sich der Berg. Der Zauberer geht voran. Jubelnd folgen ihm die Kinder und als das Letzte hinein war, schloß sich der Berg, um sich nie wieder zu öffnen.

Diesen Vorfall hatte eine Kindermagd, welche dem Zuge neugierig von weitem gefolgt war, mit angesehen. Sie eilte bestürzt nach Hameln zurück und meldete was geschehen war. Auch zwei Kinder waren zurückgeblieben, aber das eine wurde sofort stumm, das andere blind. Beide bezeichneten durch Worte und Geberden die schreckliche Begebenheit. Sofort liefen die Bürger an die Stelle, wo die Kinder verschwunden; aber als die jammernd herbeieilenden Eltern an den Koppelberg kamen, fanden sie nur eine kleine, einer verfallenen Grube ähnliche Vertiefung, und wehklagend über den Verlust der geliebten Kleinen zogen Väter und Mütter nach der verödeten Stadt zurück. Noch heutiges Tages wird die enge Straße, durch welche die Kinder zum OSTERTHORE hinausgeführt wurden, die Bungenstraße oder Bungenlofstraße genannt, weil seit jenem Unglückstage verordnet wurde, daß bei Feierlichkeiten in dieser Straße nie wieder Musik erschallen oder eine Bunge (Trommel) gerührt werden solle. Noch vor nicht langer Zeit sah man am Koppelberge zwei steinerne Kreuze stehen, die auf den Hameln'schen Kinderraub Bezug haben sollten und noch jetzt findet man in Hameln in der Mauer eines Hauses in der Bungengasse die Geschichte bildlich dargestellt. Auch bewahrt folgender Vers die Begebenheit auf.

„Im Jahre M. C. C. LXXXIV na Christi gebort.

„Zo Hameln worden utgevort

„Hundert und XXXIII Kinder dasülvest geboren

„Dorch einen Piper under den Köppen verlorn.“

Die Sage erzählt, daß um dieselbe Zeit, als die Kinder in Hameln verschwunden sind, in Siebenbürgen Kinder erschienen seien, welche eine dort unbekannte Sprache geredet hätten, und es wird behauptet, daß diese die aus Hameln entführten Kinder gewesen seien. Die noch jetzt in Siebenbürgen befindliche Deutsche Kolonie soll von ihnen abstammen.

Das wunderthätige Marienbild zu Küblingen.

Dicht neben der Stadt Scheppenstedt, so daß es als eine Vorstadt derselben erscheint, liegt das Dorf Küblingen, früher Kugelingen oder Cübbelingen genannt, mit etwa 50 Feuerstellen und ungefähr 450 Einwohnern. In den Zeiten des Pabstthums wurde dieser Ort von Frommen und Gläubigen oft besucht, denn seine Kirche enthielt ein Muttergottesbild, welches wegen seiner wunderthätigen Kraft weit und breit berühmt war und welches im ganzen deutschen Reiche in so großem Ansehen stand, daß Kranke und Leidende aus den entferntesten Gegenden herbeiströmten, um hier Heilung von ihren Gebrechen zu suchen und zu finden. Die Zahl der herbeieilenden Fremden war so bedeutend, daß jährlich in dem Orte mehrere große Märkte gehalten wurden, die auch

jetzt noch nicht verschwunden sind. Die Veranlassung zu der Berühmtheit dieses unscheinbaren Ortes hat folgende Legende gegeben, welche in lateinischer Sprache in einer alten Handschrift der Wolfenbütteler Bibliothek enthalten und von Leibniz im zweiten Bande seiner Sammlung der Braunschweigischen Geschichtsschreiber abgedruckt ist und welche wir aus der Ursprache übersetzt hier mittheilen.

„Um die Verdienste seiner glorreichen Mutter zu vermehren, erwählte sich der Herr, als er einst von der Höhe des Himmels zur Erde hinabschaute, einen Ort, Rüblingen, zwar klein, aber nun durch die Wunder der glorreichen Mutter Gottes sattsam berühmt und bekannt. Denn im Jahre 1291 ist im besagten Orte durch die gnadenreiche Jungfrau Maria folgende Offenbarung geschehen: Es war daselbst ein ehrenwerther Mann, Albert Nysenberg, zu dem, als er eines Tages, von der Arbeit ausruhend, sich unter eine Linde an der Straße hinstreckte, um die müden Glieder durch Schlummer zu erquicken, die heilige Jungfrau hintrat und also sprach: „Knecht Gottes, fürchte dich nicht und wähne nicht, etwa ein Trugbild zu sehen. Siehe! es steht hier neben dir die wahre Mutter Gottes. Wisse, daß dieser Ort mir von dem geliebten Sohne auserkoren und ganz besonders zum Eigenthum verschrieben ist. Und dies sei dir das Zeichen! Es werden Kaufleute kommen, die mein Gnadenbild jenseit des Rheins führen wollen, welches aber nicht dorthin, sondern hierher gebracht werden und an diesem Orte hier verbleiben soll, um von allem Volke verehrt zu werden.“ — Nach diesen Worten verschwand die Göttliche vor des Schlummernden Augen. Als derselbe darauf erwachte, sagte er, in seiner Einfalt, von dieser Erscheinung Niemanden etwas, bis ihm die heilige Jungfrau sich zum zweitemal offenbarte. Da ergriff ihn Verwunderung und Staunen und, durch göttliche Kräftigung ermuntert, ging er nun zu einem seiner Mitbürger, Namens Albert Ueberwasser, erzählte ihm das Ereigniß und erbat sich seinen Rath. Dieser, entzückt über die göttliche Verheißung, ermahnte ihn, flugs zu dem Pfarrer in Scheppenstedt zu eilen, damit dieser bei der bevorstehenden Gnadenzeit alles ordnungsmäßig einrichten könnte. Als der Pfarrer die göttliche Offenbarung vernahm, gerieth er vor Freuden außer sich und versprach sogleich mit Bereitwilligkeit seine Mitwirkung. Nach wenigen Tagen, um die Zeit des Festes St. Petri und Pauli, wo ein großer Zulauf des Volkes, wie von jeher bis heute (d. h. zu der Zeit als diese Legende niedergeschrieben wurde) Gewohnheit ist, nach Königslutter geschah, kamen denn auch die vorgenannten zwei Männer, nebst ihren Landsleuten, indem sie nach dem Gnadenschatze zu Königslutter eilten, in Rüblingen an, und eben als sie in die Herberge zu treten im Begriff waren, fügte es sich, daß auch Albert Nysenberg in seinen Geschäften auf den Markt ging und jene zwei Kaufleute, die das Gnadenbild mit sich führten, von ferne erblickte. Voll Freude eilte er hinzu, rief die heilige Jungfrau an und sprach: „O Königin der Ehren, o Quell der Liebe und Gnade, wenn du die bist, welche mir Sünder die Verheißung kund gethan, so schaffe, daß dieses gnadenreiche Bild an den von dir ausersehenen Ort gebracht werde.“ — Und so wurde denn das Gnadenbild in Rüblingen an dem vorbezeichneten Orte, wo die

erste Erscheinung sich ereignet hatte, mit großer Ehrfurcht von den frommen Kaufleuten aufgestellt und ist daselbst bis heute zu sehen. Es kam dann auch der Pfarrer aus Scheppenstedt mit seiner Gemeinde herbei, sang der heiligen Jungfrau Loblieder und ermahnte die gläubige Schaar, eine so hohe Patronin nun als die Herrin und wahre Beschützerin der ganzen Landschaft ehrerbietigst aufzunehmen. — Darnach eilte der fromme Priester des Herrn nach weisem Rath zu dem Herzog Albert dem Fetteren von Braunschweig, erzählte ihm die Wundergeschichte und beschwor ihn, zu Vermehrung des Ruhmes der Himmelskönigin dem Orte die Freiheit zu schenken, welches auch der fromme Herzog bereitwilligst gewährte. Damit aber diese Offenbarung und göttliche Verheißung nicht etwa der Einfalt unerfahrener Menschen zugeschrieben und in spätern Zeiten wohl gar gering geachtet werden möchte, gefiel es Gott, dessen Vorsehung bei seinen Fügungen nie das Ziel verfehlt und der der Mutter seines Sohnes den benannten Ort Rüblingen nach seinem höchsten Rathschluß bestimmt hatte, sich noch auf folgende Weise zu offenbaren. Zu derselben Zeit nämlich trug es sich zu, daß Herzog Albert in der Nacht St. Marci, des Evangelisten, von einer unheilbaren und tödtlichen Krankheit überfallen wurde, weshalb sowohl Adel, als Volk in großer Angst die Aerzte des ganzen Landes herbeiriefen, auch Boten in die Nähe und Ferne sandten, um Rath, Hülfe und Mittel zu suchen. Da aber alles dieses nicht anschlug, die Krankheit von Stunde zu Stunde zunahm und alle schon an der Genesung verzweifelten, so beschloß Gott, von dem alles Heil und alle Arznei kommt und der die frommen Wünsche beachtet, zur Ehre seiner Mutter, nun selbst des Herzogs Wunderarzt zu werden. Es erschien demnach in der Nacht der heiligen Märtyrer Johannes und Paulus die glorreiche Mutter Gottes, die Hoffnung der Trostlosen, die Stütze der Sinkenden, dem Kranken in holder Gestalt, redete ihn an und fragte: „Kennst du mich? — Zweifle nicht und verzage nicht und wisse, daß ich die Mutter Deßen bin, zu welchem einst die Menge der Blinden und Lahmen Zuflucht genommen und der, Judäa durchwandernd, aller Orten die Kranken geheilt hat. Wirst du nun meinen Worten Folge leisten, so wirst auch du durch meine Vermittelung von ihm die Gesundheit wieder erlangen.“ — Höchst erstaunt und zugleich voll Freude in dem Herrn, versprach Herzog Albert, alles, was sie gebiete, sogleich erfüllen zu wollen. „Ich habe,“ erwiderte sie, „zu meiner Verehrung in deinem Herzogthume einen Ort, genannt Rüblingen, mir ausersehen. Wenn du diesem die Freiheit schenkst und meine Verehrung daselbst förderst, so wirst du alsbald mich als deinen Arzt in dieser Krankheit verspüren und als Beschützerin dieser ganzen Landschaft erkennen; und dies sei dir das Zeichen: Nach drei Tagen wird dorthin ein Bild gebracht werden zu meinem Gedächtniß!“ — Nach diesen Worten verschwand die Himmlische. Der Herzog aber fühlte sich sogleich erleichtert und war in kurzem vollkommen wieder hergestellt. Und nun erschien zu der von der heiligen Jungfrau bestimmten Zeit, wie oben erzählt ist, — der Pfarrer von Scheppenstedt vor dem Herzoge, meldete das Ereigniß mit dem Bilde und ermahnte ihn, zur Verehrung der Himmelskönigin seine Beihülfe zu ge-

währen. Und der Herzog erfüllte dieses Gesuch mit Freuden, schenkte dem Orte die Freiheit und befahl, daß der Mutter Gottes daselbst ein Bethaus errichtet würde. Da ließen auf Ermahnung des frommen Pfarrherrn die Leute daselbst alle andern Arbeiten ruhen, schafften Holz, Steine und Eisenwerk herbei, und erbaueten für das Gnadenbild der heiligen Jungfrau eine Heimath, die man die Elus nannte.

Und seitdem hat denn die Gebenedeiete daselbst erstaunenswürdige Wunderwerke verrichtet, so daß dieser herrliche Stern des Meeres, obwohl daselbst in Verborgenheit weilend, doch in immer neuer Gnade hervorstrahlte. So wohnte z. B. damals in Scheppenstein ein ehrenwerther Mann, Namens Johann von Swanenvelde, und führte mit treuem Fleiße sein Hauswesen. Es stellten ihm aber einige böse Leute, die ihm das ehrlich erworbene Vermögen beneideten, heimlich nach, überfielen ihn auf Eingeben des Satans in seinem Hause, mißhandelten ihn und seinen Sohn elendiglich, knielten und fesselten dann beide, schleppten sie in den nahen, dichten Wald, fanden daselbst eine tiefe Höhle zwischen Langleben und Eichen, wo man dieselbe noch heutiges Tages sehen kann, warfen die beiden Gefesselten hinunter und ließen sie, von menschlichem Troste fern, daselbst in den Schrecken der Finsterniß liegen. Keine andere Nahrung, als Wasser und ein Stücklein Brodt reichten sie den Unglücklichen dar, damit dieselben außer dem Schmerze der Wunden, auch noch durch Hunger umkommen sollten. Die Höhle aber, damit kein Vorübergehender selbige wahrnehmen möge, bedeckten sie mit Hürden und schütteten Erde und Laub darüber. Die elenden hier Eingeschlossenen, von aller Hülfe verlassen, wußten nicht, was sie beginnen sollten. Aber die fromme Mutter Gottes, stets nahe in Gefahren, nahm sich der Elenden an und errettete sie aus den Stricken des Todes. Sie erschien ihnen hoch aufgeschürzt und einen großen Hut auf dem Haupte, wie die Bäuerinnen selbigen gegen die Sonnenhitze zu tragen pflegen, blickte die Unglücklichen freundlich an und sprach: „Kommt heraus, Unglückliche! Athmet wieder frei, ihr Gefangenen! denn die Fesseln eurer Gefangenschaft sind zerbrochen.“ — Da sie aber herauszugehen nicht vermochten, reichte die Jungfrau ihnen ein dünnes Tüchlein, an welchem sie, wie auf einer Leiter, heraufstiegen. Aber die Fesseln haften noch an ihren Füßen. Dennoch eilten sie, indem die heilige Jungfrau vor ihnen herging, bis zu der Elus, ihr nach. Daselbst winkte sie ihnen freundlich, hineinzutreten und verschwand dann vor ihren Augen. Die Geretteten aber warfen sich vor dem Gnadenbilde der Holdseligen nieder und sogleich zersprangen die Ketten an ihren Füßen und fielen dahin. Selbige werden nun in besagter Elus zu einem Zeugniß des Wunders bis zu dem heutigen Tage aufbewahrt.

Die nächtliche Einweihung der St. Jacobskirche zu Braunschweig

i m J a h r e 1710.

Herzog Anton Ulrich von Braunschweig, ein eben so gelehrter Fürst, wie sein Vater August, vermählte 1708 seine durch hohe Schönheit ausgezeichnete Enkelin, Christine Elisabeth, eine Tochter Herzogs Ludwig Rudolph, an den König Carl III. von Spanien, nachmaligen Kaiser Carl VI., nachdem zuvor die Prinzessin ihre Zweifel überwunden und in der Ueberzeugung, daß sie nur die Gemeinde, nicht die Gottheit vertausche, sich zum katholischen Glauben verpflichtet hatte *). Wenige Jahre darauf (1710) folgte der Herzog, schon ein Herr über siebenzig Jahr, ihrem Beispiel, und ersah, da er nebst den andern katholischen Glaubensgenossen, die sich in Braunschweig häuften, zur Uebung des Gottesdienstes einer Kirche bedurfte, dazu die vormalige, am Martinikirchhofe belegene Jacobskirche, welche seit der Reformation eingegangen war und leer stand.

Als diese Verfügung bekannt wurde, versammelten sich die Mitglieder des geistlichen Ministerii der Stadt in der Brüdernkirche, und beschloßen hier einmüthig, die genannte Kirche, um die Katholiken davon auszuschließen, durch einen feierlichen Gottesdienst in Besiz zu nehmen. Auch die zu jener Zeit versammelten Landstände schickten dem Herzoge, welcher nach Hannover zum Carneval gereiset war, durch einen besondern Boten ein Gesuch nach, in dem sie baten, daß den Katholiken die erwähnte Kirche nicht eingeräumt werden möchte. Der Herzog erfüllte dieses Begehren, und versprach, die Kirche in statu quo zu lassen; verordnete sogar, daß, damit sie, wie es seit vielen Jahren der Fall gewesen, nicht unbenuzt bleibe, künftig protestantischer Gottesdienst in ihr gehalten werden sollte. Die Geistlichen aber befürchteten demungeachtet, der Herzog möge auf unablässiges Andringen seiner Glaubensgenossen diesen Beschluß wieder zurücknehmen, und da, wie es ihnen schien, deshalb Gefahr beim Verzuge obwalten könne, so wurde 1710, am dritten Sonntag nach Epiphania, des Abends, nach Beendigung der Nachmittagspredigt in der Brüdernkirche, die Jacobskirche zum protestantischen Gottesdienst auf folgende Weise eingeweiht. Vom Brüdern gingen in Procession durch die Schützenstraße über den Kohlmarkt, geführt von dem Superintendenten, der größte Theil der Pre-

*) Dieses geschah im Dome zu Bamberg am 1sten Mai 1707. Am 23ten April 1708 ward die Prinzessin in der Kirche Maria Hiking, zu Schönbrunn bei Wien, dem Könige angetraut, dessen Stelle aber, bei seiner Abwesenheit, sein Bruder, der Kaiser Joseph I. vertrat. Nachdem sie sich noch einige Wochen am Hofe zu Wien aufgehalten hatte, schiffte sie sich in Livorno ein, und kam den 19ten Juli 1708 in Barcellona glücklich an. Am 23ten Juli wurde zu Mataro das königl. Beilager vollzogen.

diger der Stadt, unter ihnen die von St. Martini, St. Michaelis, St. Petri, vom Waisenhaus und der Brüdernkirche, begleitet von ihren Opherleuten, nach der St. Jacobskirche. Dort angelangt, mußte das Gotteshaus, dessen Fenster mit Brettern zugenagelt waren, erst mit Wachslichtern erhell't werden, während dessen sich immer mehr die Räume der Kirche mit Zuhörern füllten, so daß die Spätangekommenen zuletzt weit vor den Thüren hinaus, nur auf der Straße Platz fanden. Nachdem fast eine Stunde mit der Herbeischaffung und dem Anzünden der Kerzen verflossen war, begann endlich mit dem Liede: „Es woll' uns Gott gnädig sein“ die Einweihung. Der Superintendent Ermisch trat an den Altar, und hielt über die Worte aus Mal. 1, 2: „Ich habe Jacob *) lieb,“ einen kurzen Vortrag, den er mit einer Anwendung auf den gegenwärtigen Act beschloß. Nun wurde gesungen: „Ehr' sei Gott in der Höhe,“ dann von dem ältesten Prediger der St. Martinikirche für die Erhaltung des evangelischen Glaubens ein Gebet gesprochen, darauf das Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott“ angestimmt, und nach abgesungener Collecte und gesprochenem Segen noch das Lied: „Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ“ gesungen, und mit dem Verse: „Nun gottlob, es ist vollbracht“ die Feier beendet. Nach derselben faßten die versammelten Prediger den Beschluß, daß nunmehr wöchentlich eine Catechismuslehre, und zwar am Nachmittage eines jeden Mittwochs um zwei Uhr, in der wieder in Besiz genommenen Kirche gehalten, und sobald eine Kanzel vorgerichtet sein würde, auch gepredigt werden sollte. Indeß unterblieb solches; denn der Herzog nahm dem geistlichen Ministerio diesen ohne seine Zustimmung unternommenen Act um desto ungnädiger auf, weil der Gesang: „Eine feste Burg ist unser Gott“ — „und wenn die Welt voll Teufel wär, und wollte uns verschlingen“ — unter den obwaltenden Umständen eine Deutung auf die Katholiken zu enthalten schien. Es wurde daher von ihm sogleich die Einstellung aller bereits an der Kirche schon begonnenen Reparaturen befohlen, auch dem Provisor der Martinikirche der Schlüssel zu dem Gotteshause abgefordert, welchen der Fürst selbst zu sich nahm. Am folgenden Mittwoch, den 29sten Januar, versammelte sich das geistliche Ministerium, und kam dahin überein, sich für jetzt, damit die Erbitterung des Herzogs nicht noch größer werden möchte, aller Anzänglichkeiten in gottesdienstlichen Vorträgen zu enthalten, in der Hoffnung, daß seine Ungnade sich wieder legen und den katholischen Glaubensgenossen ein anderer Ort zur Kirche eingeräumt werden würde. — Dies geschah auch wirklich. Noch in jenem Jahre ward ein auf der Friesenstraße dem Bürger und Kesselführer Muhrübe zuständiger Garten, dessen Hypothekar ein Officier, Namens Ziegenhirt, war, den Katholiken zum Kirchenbau eingeräumt. Sobald aber solches bekannt wurde, hielten die benachbarten Prediger von St. Magni polemische Predigten, zogen heftig gegen die katholische Kirche zu Felde und bezeugten die eifrigste Erbitterung, doch ohne allen Erfolg. Nach vollendetem Baue wurde den 2ten December 1712 Abends um 9 Uhr mit den in der

*) Eine Anspielung auf den Patron der Kirche.

katholischen Kirche gewöhnlichen Ceremonien, in Gegenwart mehrerer von Hildesheim berufener Geistlichen, das neue Gotteshaus inaugurirt und dem heiligen Nicolaus geweiht. Um jeden Volkszusammenlauf dabei zu verhüten, besetzten vier Compagnien Soldaten die Eingänge zur Friesenstraße, die Kirche selbst, wie auch den angränzenden Wall.

Aber wie wenig gleichgültig blieben die Prediger der Stadt Braunschweig bei diesem Vorgange! Von den Kanzeln herab erschallten Strafpredigten und Warnungen an die Gemeinde, dem Gottesdienst in der neugestifteten Kirche nicht beizuwohnen. Der Herzog suchte deshalb die Erbitterten zu besänftigen, und ließ sie in dieser Absicht durch den damaligen Domprediger Eberhard Finen, dem er die Gelder zu der Einrichtung der Tafel aus seiner Chatouille anwies, fürstlich bewirtheten. Mit aller Devotion nahmen die geistlichen Herren zwar die Einladung an, aber die schäumenden Pokale vermochten nicht für beständig ihren Verdruß wegzuspülen; die Ausfälle dauerten fort, und die Streitigkeiten hörten erst 1714, mit Anton Ulrichs Tode, auf.

Das Herzogsthor und das Damnthor zu Wolfenbüttel.

In früheren Zeiten, in welchen noch nicht friedliche Ruhe und Sicherheit herrschte, und das Eigenthum vor den räuberischen Händen beuteluftiger Ritter nicht geschützt war, wurde es den Bewohnern der Städte zum Bedürfnisse, hinter Mauern und Wällen, hinter Bollwerken und Gräben vor dem etwa plötzlich herandringenden Feinde Schutz zu suchen. Deshalb gab es fast keine auch noch so unbedeutende Stadt, welche nicht durch, wenn auch oft nur geringe Befestigungswerke, die Ruhe und das Eigenthum ihrer Bewohner zu sichern bemüht gewesen wäre. Doch was in früheren Jahrhunderten, als die Kriegskunst noch in ihrer Kindheit lag, Schutz und Sicherheit gewährt hatte, das gereichte in spätern Zeiten, wo die Belagerungskunst einen bedeutenden Aufschwung genommen hatte, nicht selten den Städten, namentlich denen, welche im flachen Lande lagen, wenn sie nicht etwa durch große Flüsse oder sumpfige Umgebungen geschützt waren, zum Verderben. Denn bei entstehenden Kriegen erlitten sie durch Belagerungen oft große Bedrängniß, ohne daß sie im Stande waren, dem Feinde auf die Dauer Widerstand leisten zu können. So geschah es denn häufig, daß die Festungswerke, deren Errichtung und Erhaltung so bedeutende Summen gekostet hatten, mit fast eben so großen Kosten wieder abgetragen wurden. Auch der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig erkannte die Unmöglichkeit, die beiden in der Ebene liegenden, nur von geringen Wassergräben umgebenen Hauptfestungen seines Landes, Braunschweig und Wolfenbüttel, ungeachtet ihrer weitläufigen Befestigungswerke, für längere Zeit hin vor dem Feinde schützen zu können, und er beschloß deshalb die Abtragung

der Festungswerke. Im Jahre 1797 ließ er in seiner Hauptstadt Braunschweig die Demolirung der Bollwerke beginnen, während die Abtragung der Befestigungen der Stadt Wolfenbüttel für spätere Zeiten aufgeschoben wurde.

Von den Thorgebäuden Wolfenbüttels waren besonders zwei ausgezeichnet, nämlich das Herzogsthor und das Dammthor. Während das letztere bereits im Jahre 1804 sein Ende gefunden hat, ist das erstere erst vor noch nicht zwanzig Jahren abgetragen und das Andenken an dieses Thor lebt gewiß noch in dem Gedächtnisse der ältern Bewohner Wolfenbüttels fort. Wir glauben daher nicht zu fehlen, wenn wir unsern Lesern eine Abbildung dieses, so wie des weniger bekannten Dammthors hier mittheilen, da die Originale, welchen wir die Ansichten entnommen haben, in einem jetzt sehr seltenen Buche, den Reisebriefen des berühmten Wolfenbüttelschen Arztes Brückmann enthalten sind.

Herzog August stellte die Festungswerke von Wolfenbüttel, welche während des dreißigjährigen Krieges in Verfall gerathen waren, wieder her und ließ nach Beendigung der erforderlichen Bauten, statt des an der neuen Straße und der Dreifaltigkeitskirche belegenen, abgebrochenen Kaiserthors, ein neues nach Braunschweig führendes Thor erbauen. Auf der der Stadt zu gelegten Seite befand sich das Herzogliche Wappen und der Wahlspruch des Herzogs August: „Alles mit Bedacht“ mit der Jahreszahl 1660. Ueber den Eingang der in das Freie führenden Seite des Thors dagegen hatte der Herzog zwei Nischen erbauen lassen, in deren kleinerer er eine Statue in natürlicher Größe, welche ihn stehend vorstellte, aufstellen ließ. In der größern Nische ließ er ebenfalls ein Abbild seiner Person, auf einem weißen springenden Pferde reitend, auf beiden Seiten von einem mit einer Hellebarde versehenen Trabanten umgeben, errichten. Dieser Statuen wegen nannte man das neue Thor das Herzogsthor, eine Benennung, welche dasselbe bis auf den heutigen Tag führt. Nachdem dasselbe anderthalb Jahrhundert gestanden, fiel es dem Schicksale alles Vergänglichen anheim. Als man in den ersten Jahren des dritten Jahrzehends dieses Jahrhunderts die Abtragung der Festungswerke um Wolfenbüttel begann, wurde auch es abgerissen, auf beiden Seiten desselben die Gräben zugeworfen und das obere Bollwerk des daneben liegenden Philippsberges ebenfalls abgeworfen. Nur die Statuen wurden gerettet und sind jetzt einstellweilen bis zu besserer Verwendung im Herzoglichen Schlosse zu Wolfenbüttel aufgestellt.

Noch früher schon war das Dammthor ein Raub der Zeit geworden. Dieses von Herzog Heinrich Julius erbaute Thor diente zur Verbindung des ältesten Theiles der Stadt, der Dammfestung, d. h. des jetzigen Schloßplatzes und seiner Umgebung, mit der eigentlichen Stadt, und wurde auch zuweilen das Burgthor genannt. Es lag am Ende der jetzigen Löwenstraße und verband durch die mit zwei collossalen Gladiatoren gezielte Dammbrücke das Schloß mit der Stadt, welche aus der von Herzog Heinrich Julius vereinigten Heinrichsstadt, Juliusfriedensstadt und der Freiheit bestand. Auf der einen Seite des Dammthores befanden sich in der Mauer sechs steinerne Kugeln von

verschiedener Größe eingemauert, welche wahrscheinlich zum Andenken an die während des dreißigjährigen Krieges erlittenen verschiedenen Belagerungen dort angebracht waren. Links von der Thorpforte befand sich eine von einer menschlichen Figur getragene Nische, welche oben mit einem Wolfskopfe (vermuthlich eine Anspielung auf den Namen Wolfenbüttel) geziert war.

Als der Drost von Rodenberg, welcher das s. g. kleine oder Bevernsche Schloß an dem Schloßplaz geauft hatte, dasselbe mit Ausnahme des linken Flügels abbrechen und den dort befindlichen Wall abtragen ließ, wurde im Jahre 1804 auch der andere Theil des Schloßwalles und das Dammthor mit der Dammbrücke abgetragen, und damit die Vernichtung der Festungswerke Wolfenbüttels begonnen.

Christian Mumme's Haus in Braunschweig.

Zwei Producte vorzüglich sind es, welche die Stadt Braunschweig allen Feinzünglern und Gutschmeckern lieb und werth machen, die trefflichen Schlackwürste und die köstliche Mumme, jenes starke, sehr dicke, dunkelbraune Bier von süßlichem angenehmen Geschmacke, dessen Zubereitung früher, ehe es von andern Bieren überflügelt und verdrängt wurde, einen Hauptnahrungszweig der Braunschweiger gebildet hat. Man nimmt allgemein an, daß die Mumme ihren Namen von ihrem Erfinder, dem Brauer Christian Mumme, erhalten habe, welcher sie im Jahre 1498 zum ersten Male gebraut haben soll. Allein wenn dieses gegründet ist, so muß Christian Mumme weit früher, als man bisher angenommen hat, gelebt haben, da urkundlich nachgewiesen werden kann, daß die Mumme bereits im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts gebrauet worden ist *). Das neue wohlschmeckende, nahrhafte Bier fand bald allgemei-

*) Scherzhaft ist die Ableitung des Namens Mumme, welche ein im Anfange des verflossenen Jahrhunderts unter dem Namen *Bierologia* erschienenenes, über den Ursprung und Namen der verschiedenen in Deutschland gebrauet werdenden Biere handelndes Buch enthielt. Sie lautet wörtlich so: „Es ist zu wissen, daß unter den Braunschweigischen Bräuern deswegen ein großer Streit gewesen, wie sie ihr gebrauetes Bier mit einem würdigen Namen nennen wollten, weil solches vor andern Bieren einen sonderlichen Vorzug und lieblichen Geschmack, wie auch eine wirkende Kraft hätte; haben deswegen einen gewissen Tag bestimmt, an welchem sie alle in einem Brauhause zusammen kommen und dem Kinde einen rechten Namen geben wollten, und wie es der nennen würde, so zuletzt käme, dabei sollte es bleiben. Wie nun bei ihrer Versammlung gleich der Hirte das Vieh ausgetrieben, ist der Bulle oder Ledermacher, als der Letzte in das Brauhause gelaufen gekommen und hat nach seiner natürlichen Gewohnheit gebrüllet wie ein Ochse und diese Stimme von sich gegeben: Mum, mum, mum, mit welchem Namen die Brauer haben müssen zufrieden sein, weil sie ihren festen Schluß nicht haben umstoßen können, denn es sollte bei des Letzten Ausspruch bleiben.“

nen Beifall und wurde bald weit und breit versendet, ja man fing an sie als Arznei zu gebrauchen und ihr Ruhm stieg so hoch, daß sie als Universalmittel gegen alle möglichen Krankheiten angepriesen wurde. Von ihren verschiedenen Arten sind vorzüglich zwei bekannt, die einfache oder Stadtmumme, welche bald weggetrunken wird und die doppelte oder Schiffsmumme, welche ihren Namen daher erhalten hat, daß sie vorzüglich auf den Schiffen getrunken wurde, da sie ohne Nachtheil die Linie passiren kann. So ausgebreitet der Vertrieb der Mumme ehemals war, so sehr ist ihr Absatz in neuerer Zeit gefallen und die Mummenbrauerei wird, da die Mumme auswärts nur noch aus alter Gewohnheit oder auf Verordnung der Aerzte getrunken wird, jetzt nur noch von wenigen Brauherren getrieben.

Der Erfinder der Mumme, der Brauer Christian Mumme, wohnte am (alten) Petriithore in Braunschweig, und noch jetzt gehört das unter der Affecurationsnummer 846 daselbst belegene von Mumme einst bewohnte Haus zu den Wahrzeichen Braunschweigs. Früher hatte dasselbe zum Schilde das Stück eines Wallfischrückgrates, welches an einer Kette an dem Eckständer des Hauses hing und durch welches angezeigt werden sollte, daß die Mumme über Meer versendet werden könnte. An dem unter dem Rückgrate befindlichen Ständer ist ein Mann, ein großes Trinkglas, s. g. Paßglas, in der Hand haltend, abgebildet. Das Stück des Wallfischrückgrates ist noch bis vor einigen Jahren an seiner alten Stelle befestigt gewesen, bis es dem jetzigen Eigenthümer des Hauses gefallen hat, dasselbe abnehmen zu lassen, ohne daß es bis jetzt wieder befestigt ist.

Wir geben unsern Lesern eine Ansicht des Mummefchen Hauses, wie es sich zu der Zeit des bereits S. 186 erwähnten Arztes Brückmann, der es ebenfalls in seinen Reisebriefen hat abbilden lassen, darstellte. Jetzt hat es bereits wieder eine veränderte Gestalt angenommen und es möchte gegenwärtig in dem vorliegenden Bilde kaum wieder erkannt werden.

Wie sehr die Mumme in frühern Zeiten geschätzt und gepriesen wurde, davon geben zahlreiche größere oder kleinere Gedichte und Lieder Zeugniß. Wir glauben nicht zu ermüden, wenn wir hier einige derselben folgen lassen.

Im Anfange des vorigen Jahrhunderts lebte in Braunschweig ein Brauknecht, der sich die Mumme so wohl hatte schmecken lassen, daß er sich an derselben zu Tode getrunken hatte. Obgleich derselbe nur 30 Jahre alt geworden war, so hatte dieses „Brunswische Mummerkind“ doch ein Gewicht von drei und einem halben Centner, und drei Männer waren nicht im Stande, seinen

Weil aber unter ihnen Keiner so discret gewesen, der dem Ruhreiter einen Ehrentrunke präsentirt hätte für sein Votum, als ist er selber so grob und unverschämt gewesen, wie noch alle Ochsen sein, und hat aus einem Bottig einen guten Soff von seiner ausgerufenen Mumme gethan, welche ihn aber die günstigen Brauer nicht haben ungegnet aus dem Brauhause haben wollen tragen lassen, sondern haben alle mit großem Ungehum auf den durstigen Bruder zu geschlagen.“

Fettbauch zu umfassen. Diese außerordentliche Wohlbeleibtheit gab Veranlassung, daß von dem Knechte eine Abbildung erschien, unter welcher sich folgender Herzenserguß des Mummenkinde befand.

Du hart = allerleivste Mumken Veir,
 Et freu med, wu ed von deet hōur.
 Formahr ed farr' keen Hus vorby
 Bau't weitt dat daren Mumme sp.
 Et mott da drinken to min Taback
 Upp dat ed bekom 'nen gauen Smack.
 Min Peerd un Karren mit dem Moost
 Intüschen so lange stille hoolt;
 Dit driv ed jeyen Dages sau
 Süß leev ed nich, dücht med datau.
 Man kann oot sein (sehen) an mienen Buut
 Dat' med noch gept (gehet) sau teemlik gunt.
 Min Peerd regeer ed nur met Roopen (Rufen)
 Allwege wu et schall henloopen.
 De Tabackspip' is min Karbatschen
 Damet ley (leite) ed't dorch alle Gagen
 Room ed tau'r Mööl (Mühle) bi mienes Glien
 So dau we tau de Kann henstliken,
 Un suupet Mumme, dat et pufft
 Up dat et giff biem Harten Luft
 Hier seet med nour rechts eens up an
 Et bin jück een recht dicken Mann.
 Mien Rod is gaut fuff Ellen wiet,
 Toor Hose find veir Kalverhüüd (Kalbshäute)
 Mien Himm' heft twölf Ell' Linewand
 Wobon et maket ward tor Hand.
 Dat Mummenkind weer ed benömt
 Wpl ed so kleen bin inbefömt.

In welchem Ansehen muß die Mumme gestanden haben, wenn der Rector J. A. Gebhardi von ihr singen konnte.

Truß, daß Du Deinen Sect der Mumme wilt vergleichen,
 Der Mumme, welcher Mann' und Himmels-Nectar weichen
 Für welcher Ambra = Gries der Indier veracht'
 Wenn sie auf tausend Meil nach Java wird gebracht.
 Trinkt ein Javaner Mumm', wie wir in Büchern lesen,
 So schwört er hoch und theu'r, er sei bei Gott gewesen.
 Der Mogul meint er sei bis an die Stern entzuckt,
 Wenn er nur einen Trunk von diesem Säfte schluckt
 Und können wir allhier die schöne Mumme trinken
 Was ist wohl herrlicher, als Würste, Speck und Schinken?
 Durch welche Herz und Mund durchdringend wird ergeßt,
 Weil es dem Letzte Kraft und Mark in Knochen setzt.
 Ein starker Sackse wird, wie alle Völker sagen,
 Nie schmal in Schultern sein, noch schlappe Lenden tragen;
 Fragt einer, welches dann die Ursach dessen sei?
 Er isst Speck und Wurst und trinket Mumm' dabei.

Als in späteren Zeiten neuerfundene Biere dem wohlverworbeneu Ruhme der Mumme Eintrag thun zu wollen schienen und man anfang, in ihre Universalheilskraft gerechte Zweifel zu setzen, übernahm ein Liebhaber derselben ihre Vertheidigung und verfasste ein langes Gedicht, in welchem er die Mumme redend auftreten ließ. Der Titel dieses Gedichts und die Dedicatien an den damaligen Herzog August Wilhelm lautete folgendermaßen:

Die Mumme so nicht braucht sich furchtsam zu verstecken,
Tritt ohne Maske hier der Welt recht vors Gesicht.
Wer durch's Vergrößerungs-Glas nur zielt nach ihren Flecken,
Beschäue erst sich selbst, eh' er das Urtheil spricht.

Durchlauchtigster August! ich fall zu Deinen Füßen,
Vergönne, weil es mir an Gaben sonst gebricht,
Als meinen Schutzgott Dich, mein Herzog zu begrüßen;
Es fordert dies von mir die Treue und die Pflicht.
Denn da als Deine Magd in Braunschweig ich gezeuget,
Und unverändert auch bis jezo weohnhaft bin,
So bist Du es allein, vor dem mein Knie sich beuget,
Dem einzig und allein ich opfre Herz und Sinn.
Laß Dir, Durchlauchtigster, dies schlechte Blatt gefallen;
Es stellet sich vor Dir in tiefster Demuth ein.
Verwirf nicht großer Fürst mein schwaches Kinder-Lallen,
Und laß doch Deiner Gnad und Schutz befohlen sein

die Mumme.

Zum Schluß fügen wir noch das bekannteste Mummenslied hinzu, welches im Jahre 1718 der Schauspieler Nüdel in der auf dem Fürstlichen Theater aufgeführten Oper: Heinrich der Vogler, in der einen Hand ein Stück Schlackwurst, in der andern Hand ein Glas Mumme haltend, zuerst gesungen hat.

Brönsewik du leibe Stad,
Vor vel dusend Städen,
Dei sau schöne Mumme hat,
Da id Worst kan freten.
Mumme smeckt noch mal sau sien,
Als' Tokay un Mosler-Wien,
Slackwurst füllt den Magen,
Mumme settet Neiren-Talg,
Kan dei Winne mit den Balg,
Als' ein Snaps verjagen.

Wenn id gnurre, lype, brumm',
Elepe miß mit Sorgen,
Ey so gest my gude Mumm',
Bet taun lechten Morgen.
Mumme un ein Stümpel Worst
Kan den Hunger un den Dorst

Da de Venus = Grillen,
Kulst, Podal, un Läne = Pien,
Sup ick tain Falffstöcken in,
Ogenblicklich stillen.

Hinrik mag dei Vöggel fangen,
Drosseln, Artschen, Finken,
Leyen mit den Riemen = Stangen,
Ick will Mummie drinken;
Vor dei Glackworst lat ick stahn
Sienen besten Her = Hahn;
Kan ick Worst geseiten,
Seih ick miß nah nist mehr um,
Lat darup stieff Stöffen Mumm',
Dör de Khele steiten.
Je Ja? du ehrliche Braunschweiger Mumm',
Du stärkst das Herz, machst den Kopf gleich dumm.

B a r d e w i k .

Zu den ältesten Orten Niedersachsens gehört unstreitig Bardewik (Bardowick), einst eine der bedeutendsten Handelsstädte Norddeutschlands, jetzt, ein Bild irdischer Vergänglichkeit, nur ein unbedeutender Flecken, eine Stunde nördlich von Lüneburg. Wahrscheinlich war Bardewik schon vorhanden, ehe es eine Deutsche Geschichte gab. Schon ein alter Erdbeschreiber, der Geographus Ravenas erwähnt der Stadt unter dem Namen Bardenchar, d. h. Wohnort der Varden oder Vardonen (der Krieger). Bereits im Jahre 793 kommt der Name Bardemwic vor. Als Karl der Große nach langjährigem Kampfe siegreich ganz Sachsen unterworfen und mit dem Fränkischen Reiche vereinigt hatte, wurde Bardemwic ein Hauptgrenzort gegen die heidnischen Slaven. Schon früh wurde in dem Orte ein geistliches Stift gegründet, nachweislich eine der ältesten vom Bisthume Verden ausgegangene Stiftungen, wenn man auch nicht gerade der Sage, welche es von Witterkind gegründet sein läßt, Glauben schenken kann. In den Zeiten der Karolinger wurde Bardewik ein Haupt Stapelort des Handels und eine der größten und reichsten Städte in Norddeutschland. Noch jetzt zeigen die Spuren ehemaliger Wälle ihren einstmaligen bedeutenden Umfang. Der Handel, den Bardewik zu Lande im ganzen nördlichen Deutschland und über die angrenzenden Länder trieb, hatte die Einwohner reich, aber was gewöhnlich die Folge des Reichthums ist, auch in hohem Grade übermüthig gemacht. Da nahete für die stolze Stadt der Tag des Falls. Durch die Einführung des Christenthums unter den slavischen Völkern wurde der Handel zur See weniger gefährlich und bald, da er bequemer war, überwiegend. Schon

hierdurch mußte die Blüthe Bardewiks abnehmen. Als der Graf Adolph II. von Holstein das kleine unbedeutende Dörthen Lübeck in seinen besondern Schutz nahm, und dasselbe durch seines Beschützers unermüdlische Sorgfalt bedeutend an Umfang gewonnen hatte, wandte sich der Handel der Slaven und Normannen, welche bisher die aus dem südlichen Deutschlande kommenden Waaren in Bardewik erhandelt hatten, fast gänzlich dem so günstig gelegenen mit der See in Verbindung stehendem Lübeck zu. Zwar suchte der auf die Gründung seines Lehnsmanns eifersüchtige Herzog Heinrich der Löwe, seine Stadt Bardewik nach Kräften zu schützen, indem er die durch Sachsen ziehenden, nach Lübeck bestimmten Waaren, in Bardewik aufstapeln ließ und sogar allen seinen Unterthanen verbot, mit Lübeck in Verkehr zu treten, aber dieser Schutz Bardewiks hörte bald auf, als Adolph von Holstein sich genöthigt gesehen hatte, seine Schöpfung an den mächtigen Lehnsherrn abzutreten. Denn nun wandte der große Welfe der neu erworbenen Stadt seine ganze Liebe zu. Er ließ sie nach einem verwüstenden Brande prächtiger wieder aufbauen, schenkte ihr das Stadtrecht und begabte sie mit schätzbaren Privilegien und Freiheiten. Je größer und herrlicher Lübeck wurde und je größer es noch zu werden versprach, desto höher stieg es in der Gunst des mächtigen Herrschers, und desto freudiger wendete dieser dem Günstlinge Liebe und Pflege zu, wogegen er Bardewik gänzlich vernachlässigte. Bald standen hier die sonst so vollen Märkte leer; aller Handel zog sich mehr und mehr nach Lübeck, so daß die reichsten Kaufleute Bardewiks, wollten sie nicht alles Verdienstes verlustig gehen, sich genöthigt sahen, nach Lübeck zu ziehen. Bei den zurückgebliebenen Einwohnern Bardewiks aber trat an die Stelle der frühern Liebe zu Heinrich bald eben so starker Haß gegen denselben, ein Haß, der um so gefährlicher war, als er durch Eifersucht, Neid und Unmuth entstanden war. Und wie konnte es anders sein, da die Bewohner von Bardewik in Heinrich den Urheber des Hinwelfens und Absterbens ihres Reichthums erblickten. Bald sollte ihnen Gelegenheit werden, dem Welfen ihren Haß auf eine recht fühlbare Weise zeigen zu können.

Auf dem Fürstentage zu Erfurt, im Jahre 1181, war Heinrich des Löwen Kraft gebrochen. Drei Jahre lang mußte der tiefgebeugte Welfe mit Weib und Kind das Reich verlassen, und den größten Theil seiner Besitzungen unter seine Feinde vertheilt sehen. Mochte auch Heinrich noch so sehr niedergebeugt sein, ein Trost sollte ihm bei seiner Abreise bleiben, die Treue und Anhänglichkeit der Unterthanen seiner Stammlande. Nur das alte, einst so mächtige und reiche Bardewik verließ ihn bei seiner Abreise, es sah den Fall Heinrichs mit Freude und spottete seiner im Unglücke, indem es ihm mit gemeinem Schimpfe seine Thore verschloß, als er mit den Seinen auf der Reise zu seinem Schwiegervater, König Heinrich von England in Bardewik rasten wollte *).

*) Do de hertog Hinrik nu onderweges kwam bet to Bardewik, vor sine stad, medene he dar in to ryden, un dar to benachten. Da nu de borger dat vornehmen, wolden se ön nich inlaten, un sloten de dore vor öme to. Dewile se nu gehöret

Die Schmach, die Heinrich der Löwe erdulden mußte, war zu groß, zu bedeutend der Hohn, den er erlitt, als daß er je es hätte vergessen können. Heinrich schwur sich zu rächen und er hielt Wort.

Im Jahre 1184 war Heinrich der Löwe nach Braunschweig zurückgekehrt und ruhig im Besitze seiner Stammländer geblieben. Als aber Kaiser Friedrich I. den Kreuzzug nach dem gelobten Lande unternehmen wollte und er dem alten Löwen wenig trauend von diesem verlangte, daß dieser ihm entweder nach Palästina folgen oder nochmals drei Jahre nach England gehen sollte, wählte Heinrich das Letztere. Bald darauf starb jedoch Heinrichs in Deutschland zurückgebliebene Gemahlin Mathilde, und da man das Versprechen, seine Stammländer nicht anzugreifen, nicht hielt, so glaubte auch Heinrich des Vertrages überhoben zu sein und kehrte im Jahre 1189 nach Deutschland zurück, wo er von seinem ehemaligen Feinde, dem Erzbischof Hartwich von Bremen, der seiner jetzt bedurfte, mit offenen Armen empfangen wurde. Bald sammelten sich um seine sieggewohnten Banner die alten treugebliebenen Vasallen. Schnell wurden die Dänen und die Dithmarsen in die Flucht geschlagen, und Hamburg, Izehee und Plön erobert. Rasch ging es vor Bardewik, welches dem Herzoge Bernhard von Askanien, dem Nachfolger Heinrich's in der sächsischen Herzogswürde anhing. Heinrich's Aufforderung sich zu ergeben, wurde schnöde verworfen, ja neue Beschimpfungen höhnten von der Mauer herab den zurückgekehrten Herrscher. Da ergrimmte Heinrich's Zorn. Alsbald zog er mit gewaltigem Heere vor die Stadt und begann den Angriff. Aber die Bürger Bardewiks, das Schicksal, das ihnen bevorstand, wohl erwägend, leisteten verzweifelten Widerstand. Zwei Tage lang wurde unter den ungeheuersten Anstrengungen die Stadt bestürmt, und noch hatten Heinrich's Schaaren nicht den geringsten Erfolg erkämpft. Schon zweifelte der Löwe, dem zu einer langen Belagerung keine Zeit blieb, an der Eroberung der Stadt. Da gab am dritten Tage am 28sten October 1189, dem Tage Simonis und Judä ein Ungefahr den Ausschlag. In das Herzogliche Lager hatte sich ein Stier verirrt. Durch die Bemühungen der Krieger ihn zu fangen scheu und flüchtig geworden, eilte dieser, als er an die Almenau kam, zu einer ihm bekannten Stelle und ging durch den Fluß. Verwundert bemerkte seine Verfolger, daß dem Stier das Wasser kaum an den Leib kommt; sie schließen daraus, daß der Strom an dieser Stelle seicht sein müsse. Ebe die Belagerten, welche im Vertrauen auf die Sicherheit, welche der Fluß gewährte, diese Seite der Stadtmauer nur schwach besetzt haben, indem sie diese Seite

hadden, dat ön de keiser genodiget hadde un siner macht beroyet, so versmadden se ön so deger, dat se up de muren un walle stegen, un wiseden ön in den ars. Leten sik bedunken, se wolden vor öme wol bliven, he konde öne nich vel affhebben. Do ward hertoge Hinrik tornig up se, un swor, un lovede önen dat, wo öme God hülpe, dat he mit leve to natyden wederumb to lande kweme. he wolde se handelen. se schollen des gelik nenen forsten mër doen.

am wenigsten angreifbar halten, ihren Fehler zu verbessern im Stande sind, setzt die Reiterei durch den Fluß. Das Aufswell water nach, die unbelegte Mauer wird glücklich erstiegen. Als die Einwohner von Bardewik den Feind in der Stadt sahen, erhebt sich der verzweifeltste Kampf. Jede Straße, jedes Haus wurde der Schauplatz des erbittertsten Streites. Immer höher stieg der Grimm der Sieger, die Schritt für Schritt erkämpfen mußten. Als endlich die Stadt in Brand gerieth, sank den Unglücklichen der Muth. Den kriegsgewohnten Streichern Heinrichs des Löwen blieb der Sieg. Wer Waffen trug wurde getödtet, selbst Weiber und Kinder wurden nicht verschont, überall herrschte Gräucl und Verwüstung. Als fast alle wehrhaften Männer von Bardewik gefallen waren, als endlich die Wuth der Sieger sich gelegt hatte, wurden die vom Tode verschonten Einwohner gefangen genommen, die Stadt geründert, und in Brand gesteckt. Nur die Kirchen blieben verschont, aber die kostbaren Kirchengeräthe, die heiligen Gefäße und die Glecten wurden fortgeschafft und dem Dome zu Hageburg geschenkt. Die Stadt wurde ein Raub der Flammen. Die wohlhabendern Einwohner, welche verschont geblieben waren, zogen entweder nach Lübeck oder nach dem nahen Lüneburg und nur die ärmern bauten sich später über den Trümmern wieder an. Aber Bardewik erholte sich nicht wieder. Gesunken schon vor der Zerstörung, konnte es sich nach derselben noch weniger wieder erholen. Bardewik war für ewige Zeiten aus der Reihe der Städte verschwunden. Nur der den Aposteln Petrus und Paulus geweihte Dom blieb, jedoch seiner Kostbarkeiten und Schätze beraubt, als Denkmal der vernichteten Größe Bardewiks den spätern Zeiten aufbewahrt. Ueber seiner Hauptthur ließ Herzog Heinrich einen aus Holz geschnittenen Löwen mit der Unterschrift: *Vestigium leonis* (des Löwen Spur) setzen. Bei einer vor etwa zwanzig Jahren vorgenommenen Ausbesserung des Doms hat man dieses Denkmal der Zerstörung abgenommen und ihm im Dome selbst einen Platz gegeben.

Seit dem Sturze Bardewiks hat auch die Geschichte des Orts fast aufgehört. Wo einst die Waaren der damals bekannten Welt aufgestapelt lagen, da findet man jetzt die Gärten der betriebsamen Einwohner und statt der prächtigen Gebäude stolzer Kauf- und Handelsherren, erblickt man jetzt die kleinen Wohnungen zufriedener Landleute, deren etwa 1500 in ungefähr 190 Häusern leben und sich besonders von Landbau, Leinweberei, Gartenbau, und Viehzucht nähren. Namentlich gewärbt die Zucht der Gartensämereien, durch welche der Ort bekannt ist, sichern Absatz. Nur hüte sich jeder Fremde, welcher nach Bardewik kommt, vor jeder Anspielung auf die Ursache der Zerstörung des Orts. Die Frage, „was macht der Bulle von Bardewik?“ hat schon Manchem eine ungesegnete Aufnahme bei den sonst so friedlichen Bewohnern des Ortes bereitet.

Vaterländische Anekdoten.

9.

Herzog Georg Wilhelm von Zelle (geb. am 16ten Januar 1624, gest. am 28ten August 1705) war in seiner Jugend ein lebenslustiger fröhlicher Herr, der die Jagden und Feuerwerke, die Bälle, Concerte und andere Belustigungen am üppigen Hofe von Versailles den einförmigen kalten Vergnügungen seiner Residenz bei weitem vorzog und lieber an dem Theater zu Mailand und auf dem Carneval zu Venedig sich ergögte, als im unfreundlichen Norden auf die trockenen Mahnungen seiner Räthe hörte. Auf einer seiner Reisen befand er sich zu Venedig, als auf einem Spaziergange ein zerlumpter Bettelknabe, Francisco Maria Capellini Stechinelli, ihn um ein Almosen anflehete. In froher Laune warf der Herzog dem Knaben ein Geldstück zu. Bestürzt über die Freigebigkeit reichte ihm der Bettler das Gold zurück, indem er sagte, der Herr werde sich geirrt haben, das sei kein Geschenk für einen Bettler: „Ist es Dir zu viel?“ antwortete Georg Wilhelm lächelnd, „so wechsle es und gib mir das Uebrige heraus.“ Der Knabe sprang davon und der Herzog setzte, ohne weiter an den Verfall zu denken, seinen Weg fort. Möglich hörte er in weiter Entfernung hinter sich rufen. Er sah sich um und erblickte den Bettelknaben, der außer Athem hinter ihm hergeeilt war und treuherzig die gewechselte Münze darbot. Erstaunt über die ungewöhnliche Ehrlichkeit des Knaben schenkte der Herzog diesem nicht allein das gewechselte Geld, sondern versprach ihm während seiner Abwesenheit in Venedig für ihn ferner sorgen zu wollen. Ist sah der Herzog nach dem Bettelknaben, der bald Gelegenheit hatte, seinem Wohlthäter sich dankbar zu bezeigen. Zwei venetianische zurückgekommene Bürger nämlich hatten den Anschlag gemacht, den Herzog zu berauben und zu ermerden. Der Bettelknabe hatte hiervon gehört und meldete es dem Herzoge, welcher so der ihm drohenden Gefahr entging. Georg Wilhelm hierdurch noch mehr auf den edelmüthigen Knaben aufmerksam gemacht, ließ ihm Livree reichen, nahm ihn mit nach Deutschland, ließ ihn hier unterrichten und schickte ihn später auf die Universität. Danach nahm er ihn in seine Dienste, ertheilte ihm, der sich stets als treuer redlicher Diener zeigte, vielfache Gnadenbezeugungen, befehnte ihn mit dem Generalpostamte, ernannte ihn zum Drosten und vermittelte, daß er am 11ten Juni 1688 von dem Kaiser Leopold als Freiherr Stechinelli von Wickenburg in den Adelsstand erhoben wurde.

So treffliche Eigenschaften indessen auch der Günstling besaß, so geschah es doch oft, daß derselbe späterhin vom Hochmuthe ergriffen wurde und dann nicht allein den Unterthanen Georg Wilhelm's trotzig entgegentrat, sondern auch nicht selten die dem Herzoge schuldige Ehrfurcht aus den Augen setzte. Bei ei-

ner solchen Gelegenheit ließ Georg Wilhelm einst das sorgfältig aufbewahrte Bettlergewand Stechinelli's in ein Nebenzimmer bringen, öffnete die Thür desselben, zeigte ruhig auf die Lumpen und fragte den bestürzten Günstling, ob er sie kenne. Erschüttert fiel dieser dem Herzoge zu Füßen, flehete um Gnade und mißbrauchte sie, als ihm Verzeihung wurde, in der Folge nicht wieder.

Unter andern besitz die Stadt Braunschweig ein Zeichen des Reichthums des frühern Bettlers. Stechinelli erstand nämlich mehrere an der Ecke des Altstadtmarktes und der Breitenstraße belegene Häuser, ließ sie niederreißen und auf der Stelle im Jahre 1690 ein schönes massives, jetzt der Ernst'schen Familie zugehöriges Haus erbauen, über dessen Fenstergesimse er abwechselnd die Zeichen seines Wappens, einen Bettlerhut (das Sinnbild seiner Herkunft), Rosen und Sterne anbringen ließ. Ueber dem auf der Breitenstraße befindlichen Thorwege des Hauses ist noch jetzt das Stechinellische Wappen zu schauen.

Ein Vorfall ähnlicher Art, wie der eben erzählte, begegnete dem Herzoge Georg Wilhelm in seinem eigenen Lande. Einst ging er seiner Gewohnheit nach, allein, ohne alle Begleitung, in bürgerlicher Kleidung spazieren, als er auf einem nahe gelegenen Ackerstücke einen Schäferjungen ganz nackt, nur mit einem zerrissenen Hemde bekleidet, bitterlich weinend, antraf. Der Herzog näherte sich ihm freundlich und fragte ihn nach der Ursache seines Schmerzes. Allein der Knabe schrie fortwährend und so heftig, daß keine Antwort von ihm zu erhalten stand. Endlich sagte der Herzog: Junge, Du weinst ja! — „Daß ich nicht lache, seht Ihr wohl.“ — Hat Dir der Wolf etwa ein Schaaf genommen? — „Daß er mir keins gebracht hat, könnt Ihr wohl denken!“ — Junge, Du bist ein Schelm! — „Und Ihr, Herr! könnt es noch immer werden. Es ist noch nicht aller Tage Abend gekommen.“ Der Herzog, über des Knaben Geistesgegenwart erstaunt, begab sich, ohne über die Dreistigkeit desselben erzürnt zu sein, in die Hütte des Schäfers, giebt sich zu erkennen und fragt, wie der Hirt zu dem Knaben gekommen sei. Der Schäfer erzählte, daß er ihn als armes von Jedermann verlassenes Bettelkind von der Straße aufgenommen habe, damit er nicht verhungere, und daß er ihn nun die Heerde hüten lasse, die er auch sehr in Acht nehme. Aber einen Rock, dessen er, wie der Augenschein zeige, eben jetzt sehr bedürftig sei, könne er ihm nicht geben, denn er habe nicht so viel, daß er ihn kleiden könne. Sogleich gab Georg Wilhelm dem Schäfer Geld zur Anschaffung der nöthigsten Kleidungsstücke, schickte darauf den Knaben nach Zelle auf die Schule und ließ sich alle Vierteljahr Nachricht von den Fortschritten desselben geben.

Als der Herzog nun erfuhr, daß sich die Naturgaben des Knaben stets mehr und mehr entwickelten, und daß derselbe durch Fleiß und Betragen die Freude und der Stolz der Lehrer sei, sendete er den Schützling auf das Gymnasium und später, als dieser auch hier in kurzer Zeit seine Mitschüler übertroffen hatte, nach der Universität Helmstedt und darauf auf Reisen. Nachdem der ehemalige Schäfer zurückgekehrt war, gab der Herzog ihm eine Anstellung in seinem Dienste, ernannte ihn, nachdem er verschiedene Aemter ehrenvoll bekleidet

hatte, zu seinem Geheimen Secretair und vertraute ihm die allerwichtigsten Sachen an. Georg Wilhelm gewöhnte sich so an ihn, daß er nicht einen Tag ohne ihn hinbringen konnte.

D s n a b r ü c k .

Eine der ältesten Städte des Königreichs Hannover ist Dsnabrück, mitten in Westfalen, am linken Ufer der Haase, auf raumem Wiesengrunde, umgeben von fruchtbaren Feldhöhen und entfernten Gebirgen. Schon zur Zeit Karls des Großen lag hier ein Ort und ein Meierhof (Majorhof) und scheint dieser Platz für die alten Sachsen vor und zu Wittelinds Zeiten eine besondere Bedeutung gehabt zu haben, indem noch jetzt viele alte Denkmäler und Hünenringe in dessen Nähe liegen, als die im Hohn, im Teufelsbruche, beim Gretesche, bei Sundersmanns Hofe, auf der Eversheide und auf der Urlage. Diese den Sachsen heiligen Ringe veranlaßten den Frankenkönig hier einen Dom zu erbauen und einen Bischofssitz zu gründen, indem zu solchen Orten immer gern diejenigen gewählt wurden, wohin die Einwohner des Landes durch lange Gewohnheiten und hergebrachte Verehrung, ihre Züge und Versammlungen richteten.

Ueber den Ursprung des Namens Dsnabrück sind die Meinungen sehr getheilt. In den ältesten Urkunden wird nichts hierüber erwähnt und bleibt es nur wahrscheinlich, daß entweder der benachbarte Dffning- oder Dffnegg-Wald, oder der Fluß, welcher in den ältesten Zeiten Afa genannt sein mag, in Verbindung mit der Brücke über die Haase, den Grund zur Benennung des Orts gelegt haben mögen.

Die älteste Erwähnung Dsnabrücks durch Meginhard geschieht im Jahre 848, als dieser Mönch den Körper des heiligen Alexander als Reliquie zur Kirche nach Wilbeshausen führte, den Bischofssitz Dsnabrück berührte und im dortigen Münster den Leichnam des Heiligen auf seiner Reise aufbewahren ließ.

Dieser Dom, am Ufer der Haase erbaut, reichte nun bald verschiedene Höfe und Curien der Geistlichen um sich, und so entstand neben dem Bischofssitze zunächst am Dome die sogenannte Freiheit, ein großer freier Raum in der Stadt, um welchem noch jetzt die geistlichen Höfe liegen, und hieran schloß sich eine große Burg, welche die innen liegenden Wohnungen deckte. Diese Vinenburg bildete den ersten Stamm der beginnenden Stadt, an welche sich im Laufe der Zeiten nach Westen hin die Butenburg und gegen Norden hin die Haase-Layschaft schloß, zu denen sich bei vergrößertem Raume der Stadt noch andere Layschaften reihten, bis nach mehren Jahrhunderten die Johannis-Lay-

schaft angebaut ward und so die Stadt in zwei Theile zerfiel: in die Altstadt und Neustadt.

Da vom Bischöfe die Verwaltung des Landes ausging und mit ihm das Domcapitel dieselbe theilte, eine bedeutende Geistlichkeit sich um diese schloß, so zerfielen die Bewohner der Stadt in zwei Abtheilungen, deren eine der Clerus und diesem entgegen die Layschaften (eine Verbindung der Layen) waren.

Die Stiftung des Bisthums fällt wahrscheinlich in das Jahr 783, als Carl der Große den mörderischen Sieg am Ufer der Haase über den Sachsenführer Wittekind erfocht, und Egilfried, der Bischof von Lüttich, der vielleicht als Feldbischof das fränkische Heer begleitete, weihte den ersten Altar zu Osnabrück. Man weihte diese erste Kirche des Landes dem ersten unter den Aposteln, dem heiligen Petrus, und der erste Altar in derselben ward den Heiligen Crispin und Crispinian gewidmet, deren Reliquien dort ruhen. Wiho ward nun der erste Bischof Osnabrücks und vom Frankenkönige mit dem Zehnten und vielen Gerechtigkeiten beschenkt. Auf diesen folgte eine lange Reihe von Bischöfen, die im steten Kampfe mit den benachbarten Grafen lebten, unter denen die von Tecklenburg, als Schirmvögte des Stifts, auf Stadt und Bisthum den meisten Druck ausübten, von denen der Graf Cobbo dem Lande am gefährlichsten ward, indem er unter Mithülfe Ludwig des Frommen den Bischof Goswin vollkommen zu unterdrücken suchte. Dieser Bischof hatte sich nämlich in die unglücklichen Händel gemischt, die (833) dieser Kaiser mit seinen Söhnen hatte, in Folge welcher er zu Soissons in der Kirche St. Medard Kirchenbuße thun mußte. Als nun Ludwig der Fromme seinen kaiserlichen Ornat ablegte, um sich dieser Demüthigung zu unterziehen, sprang der Osnabrücker Bischof hervor und riß dem Reichsoberhaupte mit Gewalt das Schwert von der Seite. Die Folge hiervon war, daß, als Ludwig sich mit seinen Söhnen wieder versöhnte, der Bischof seine geistliche Würde verlor und 23 Jahre im Kloster zu Fulda leben mußte, während welcher Zeit der Graf Cobbo die Stiftsgüter an sich zu reißen suchte, bis Bischof Egilmar 895 vom Kaiser Arnulph wieder in deren vollen Besitz gesetzt ward und die Klöster Corvey und Herford, welche den Zehnten im Osnabrücker Stifte in Anspruch nahmen, abgewiesen wurden durch diesen kaiserlichen Ausspruch.

Im Jahre 1082, als die heftigen Kriege, welche die Sachsen mit Heinrich IV. führten, ausbrachen, war unter den wenigen Getreuen des deutschen Königs auch der Osnabrücker Bischof Benno II., ein Mann von seltener Geistesgröße und Ausdauer, dessen Anhänglichkeit an das Reichsoberhaupt so groß war, daß er in Osnabrück eine heftige Belagerung durch den Markgrafen Eibert von Meissen und den Hildesheimer Bischof Hezilo aushielt. Die Mauern der Stadt waren aber schon in solch gutem Zustande, daß die Belagerer von Osnabrück unverrichteter Sache abziehen mußten. Auch war Bischof Benno II. mit in der Harzburg, als der König dort hart bedrängt die Flucht ergreifen mußte und durch den großen Wald irrte, aus welchem er am vierten Tage mit seinem getreuen Benno nach Eschwege, elend und abgemagert, gelangte. Die-

Der Bischof stellte auch die alte Sachsenveste Iburg (Stammsschloß des Hannoverschen Königshauses) wieder her, erbaute dort eine Kapelle und gürtete neue Mauern um dieses herrliche Bergschloß, das am Fuße des Ossningg-Gebirges noch immer vollkommen erhalten und bewohnt, weithin in die große westfälische Ebene gen Münster glänzt.

Unter Bischof Bizo II. brannte 1100 der Dom ab, ward aber von diesem Nachfolger Johann in einigen Jahren wieder hergestellt. Mit diesem Dombrande scheint auch die Bischofsburg aufgegangen zu sein und bezogen die geistlichen Fürsten Schloß Iburg. Der Rath und die Bürgerschaft sahen dies gern, indem die stete Gegenwart ihres Regenten, ihrem städtischen Aufblühen und der mannigfachen Ausbildung ihrer Privilegien im Wege stand.

Die Bischöfe, welche aber immer noch nicht zu rechter Macht gelangen konnten, weil die benachbarten Grafen ihnen zu stark waren, gewannen durch Bischof Philipp aus dem Hause Ragenellnbogen bedeutend an Ansehen. Er umgab seinen Hof mit Marschällen, Kammerern, Schenken und Truchsess und gewann fürstlichen Glanz. In Verbindung mit dem Grafen Otto von Ravensberg und mit den Bürgern Osnabrücks begann er die Belagerung des zwei Stunden von der Stadt entfernten Burgschlosses Holte und nach äußerst langem Widerstande ward die Burg genommen und im Jahre 1144 zerstört. Die beiden Grafen von Holte, Egbert und Engelbert, flohen nach dem Rhein, wo sie ebenfalls Güter hatten. Sie besaßen viele Freiheiten und Rechte in der Stadt, hatten sogar für sich zu ihren Einzügen ein besonderes Stadthor und drückten namentlich die Neustädter Bürger durch ihr Raubwesen.

Der lange, Jahrhunderte dauernde Kampf um den Zehnten im Stifte, worauf die Haupteinkünfte der Bischöfe beruhten, war immer von den mächtigen Klöstern Corvey und Herford wieder angefaßt, bis Bischof Philipp von Ragenellnbogen solchen gänzlich zu Ende brachte zum Vortheile Osnabrücks. Um selbige Zeit 1171 ertheilte der Kaiser Friedrich Barbarossa der Stadt ansehnliche Bürgerrechte. Schon stand diese stark und mächtig da, von einem besondern Rathe regiert, und blickte eifersüchtig nach der Gertrudenhöhe, wo der Bischof, hart an der Stadt, aus der alten Michaelis-Kapelle, ein neues stattliches Kloster erbaute. Durch diesen nahen Bau auf der Höhe hielten sich die Bürger gefährdet, machten 1180 einen Anfall auf denselben und zerstörten ihn. Als aber Papst Martin IV. den Bann deshalb über die Stadt aussprach, ließen sie den Bau zu.

In und um Osnabrück sah es um diese Zeit sehr kriegerisch aus. Herzog Heinrich der Löwe hatte ungemein viele Besitzungen in Westfalen und auch die Stadt Osnabrück war ihm verpflichtet; sein Abfall von des Kaisers Fahne veranlaßte die Unglückschlacht 1176 bei Legnano, und von Friedrich Rothbart in die Nacht erklärt, erhoben sich viele Westfalen gegen den Herzog: der Bischof Arnold von Osnabrück, ein geborner Graf von der Mark, die Grafen von Tecklenburg, Altena, Arensberg und Schwalenberg. Diesen gegenüber standen die Grafen Hallermund, Raseburg, Schwerin und Welse, angeführt von dem

tapfern Vertheidiger Heinrich des Löwen, von dem Grafen Bernhard von der Lippe. Unweit Osnabrück auf dem Halerfelde kam es 1181 zum blutigen Kampfe, worin Heinrich der Löwe siegte und den Führer der feindlichen Schlachtreihen, den Grafen Simon von Tecklenburg, gefangen bekam, der zur Seite des Löwen übertrat und alle Welfenkämpfe in Westfalen für den Herzog treu durchführte, für diesen Lübeck vertheidigte und am Ende gegen die Ghibellinen, Grafen von Ravensberg, sein Leben auf der Wabst statt ließ.

Ein Panzerheind, welches im Dome zu Osnabrück aufgehängt ist, rührt aus dieser Zeit her, von einem Einsiedler, der in der Nähe des Münsters in einer Klause lebte, solches auf dem bloßen Leibe trug, und durch seinen beschauenden Lebenswandel zum Heiligen von dem Volke gemacht ward.

Die vorfallenden Kreuzzüge, welche von Osnabrück aus auch viele Streiter und Wallfahrter fanden, veranlaßten eine nähere Bezeichnung der in und um die Stadt wohnenden Ritterfamilien und um diese Zeit traten viele Osnabrückische ritterbürtige Familien, als die von Bar, von Schele, von Münster, von Vinke, von Dinklage, von Hake, von der Horst, von dem Busche, von Hoerbe, von Langen, von Ledebur, von Münchhausen, von Der, von Duernheim und von Varendorp auf, die mehr oder weniger alle in die Geschichte der Stadt mit verwebt sind.

Die entstehende Iffenburger Fehde, welche auf viele Jahre ganz Westfalen in Verwirrung, Krieg, Verwüstung und einzelne Dynastenfamilien zum Untergange brachte, übte ihre bösen Folgen auch über Osnabrück. Friedrich, Graf von Iffenburg und Altena, der seine Stammburg am Ufer der Ruhr hatte, war in Streitigkeiten mit seinem Oheim, dem Erzbischof Engelbert von Köln, gerathen, in Folge deren der Graf den Erzbischof bei dem Iffelberge auf offener Landstraße erschlug. Des Grafen Brüder, die Bischöfe Engelbert von Osnabrück und Diederich von Münster, wurden der Mitschuld bezüchtigt, verloren ihre Würden und verwickelten Stadt und Land mit in die Iffenburger Fehde. Graf Otto von Tecklenburg barg den flüchtigen Iffenburger Grafen auf seinem Schlosse, über den Bann und Reichsacht ausgesprochen waren; den Bürgern und Dienstmännern Osnabrücks war die Vollziehung der Acht aufgetragen, und zogen diese nun gegen die alte und feste Tecklenburg heran, die sie eng belagerten. Späterhin fiel der Iffenburger Graf in die Hände seiner Verfolger; Kaiser Friedrich hielt 1227 zu Nürnberg Gericht über ihn und selben Jahres ward der Graf zu Köln gerädert; die Iffenburger Fehde behielt aber noch ihren Fortgang in Westfalen und stürzte alles in Verwirrung. Besonders setzte der Osnabrücker Bischof Conrad, aus dem Geschlechte der Niedersächsischen Grafen von Roden und Limmer, den Kampf gegen den mächtigen Grafen Otto von Tecklenburg fort und zwang diesen 1236 zu einem Frieden, der, unter Vermittlung Rudolfs von Holte, Bischofs von Münster, auf dem Kirchhofe zu St. Johann im offenen Freidinge geschlossen ward. In diesem Frieden verlor der Tecklenburger Graf die Vogtei-Rechte über Osnabrück gegen eine Vergü-

tung von 800 Mark. Willig streckten die Bürger der Stadt diese Summe her, um sich dieser anmaßenden Oberherrlichkeit des Grafen zu entziehen. Im J. 1278 schloß die Stadt mit der Ritterschaft einen Bund, um sich getreulich in allen Fehden und Kämpfen beizustehen, und 1280 erließ Kaiser Rudolph einen Gnadenbrief an Osnabrück, in welchem es der Stadt erlaubt ward, Bollwerke und Mauern um dieselbe haben zu dürfen, die denn auch in außerordentlicher Ausdehnung angelegt und mit großer Sorgfalt unterhalten wurden. Ja die Vorsicht der Bürger ging so weit, rund um die Stadt und deren geräumige Feldmark, zum Schutze gegen räuberischen Ueberfall, eine Landwehr, bestehend aus tiefen Gräben und Wällen, zu ziehen, solche mit Holz undurchdringlich zu machen und die Durchgänge der Hauptstraßen mit festen Thürmen zu besetzen. Dies Werk kostete der Stadt ungemein viele Anstrengung und Ausdauer und war man 1435 damit noch beschäftigt.

Als der Tecklenburger Graf sein festes Schloß an Osnabrück verlegt hatte, nahm der Graf Eberhard von der Mark hieraus Veranlassung, mit Osnabrück zu feinden. Schnell zog der Bischof den Erzbischof von Köln, die Bischöfe von Paderborn und Minden und die Grafen von Rittberg und von der Lippe zur Hülfe (1291); alle wurden jedoch in Osnabrück eingeschlossen und wagten sich nicht heraus zum Kampfe mit dem Grafen, bis der Graf von Ravensberg erschien und der bedrängten Stadt Hülfe brachte. Unter dem folgenden Bischofe Ludwig, aus dem Geschlechte der Ravensberger Grafen, entwickelte sich aber ein ernsterer Kampf zwischen diesem und verschiedenen westfälischen Grafen, wegen der Bischofswahl zu Münster. Auf dem Halersfelde, wo meistens die Guelphen und Gibellinen Kämpfe begannen, kam es zum Gefechte. Hart trafen der Bischof Ludwig und der Graf von der Mark zusammen im Zweikampfe. Die Osnabrücker trugen weiße Feldbinden und während des Kampfes, wo der Bischof seinen Gegner zu Boden gerannt hatte und mit diesem auf der Erde liegend rang, hatte der Graf ihm die Binde entrißen. Dies sah ein Osnabrücker Bürger, vermeinend, sein Herr liege unten, führte er einen gewichtigen Streitkolbensschlag auf das Haupt des Siegers und tödtete den eigenen Feldherrn. Die Schlacht ward für die Osnabrücker gewonnen und der so unglücklich erschlagene Bischof auf dem St. Viti Hofe begraben. Zum Gedächtnisse des Sieges erbauten die Osnabrücker in ihren Mauern die St. Georgs-Kapelle.

Im Jahre 1339 wurden in der Stadt, von einem Bürger Twent, die beiden Gasthäuser St. Antonii und Elisabeth gestiftet, — 1348 ward zwischen der Alt- und Neustadt über die Wahl des Rathes eine Verordnung festgesetzt, nachdem 1306 beide sich zu Einer Stadt vereinigt hatten und von nun an einen und denselben Magistrat alljährlich am 2. Januar, Handgisten-Tag benannt, wählten. An diesem Handgisten-Tage (Hand=geben) ward dann stets der alte Rath entlassen und durch die Körperherren (Wahlherren) ein neuer gewählt; während der Wahl war die Stadt ohne Regiment und mancher lose Streich ward ausgeübt, bis die große Baum-Glocke vom Markthume erdröhnte

und der neue Rath, unter Vorschreitung der Stadtdiener, von dem Rathhause in die Kirche zog und Abends die Heerpfanne, unter lautem Jubel des Volks, die Stadt erleuchtete. An dieser alten Baum-Glocke steht folgender Spruch:

Schleet de Klokke an enen Bord
 Is der entweder Brand oder Mord;
 Schleet se ober an beiden Sien, (Seiten)
 Rumm de Heeren (der Rath) von den Rauthhuse schrien (schreiten).

Im Jahre 1342 trat die Haase ungemein aus ihren Ufern und setzte die Stadt bedeutend unter Wasser, und 1350 ward Osnabrück derartig von der Pest heimgesucht, daß in der Stadt nur sieben Ehepaare ungetrennt blieben.

Der Bischof Melchior von Osnabrück, der in eine Fehde mit Hoya gerieth, stieß mit dem Grafen Johannes von Hoya bei der Wedeler Brücke zusammen; das Gefecht hatte aber einen solchen übeln Ausgang, daß der Bischof mit seiner Umgebung gefangen ward. Als nun der Bischof im Hoyaschen Thurme saß, ging es im Stifte wunderbarlich her, des Raubens, Mordens und Brennens war gar kein Ende und das Land so unsicher, daß die Bürger sich nicht vor die Thore der Stadt wagen durften, wo schon mehrere erschlagen waren. In dieser Bedrängniß wählte man den Grafen Diedrich von der Mark zum Stiftsverweser, ließ ihn das hohe Lösegeld für den Bischof vorschießen und gab ihm die Schlösser Iburg, Wittlage, Hunteburg, Börden und Fürstenau (jetzt königliche Aemter) zum Pfande. Dieser Graf Diedrich schützte Stadt und Land mit Macht und bezwang auch den unruhigen und die Stadt sehr gefährdenden Grafen Otto von Tecklenburg, der vier Stunden südlich von Osnabrück sein Felsenschloß hatte, nahm ihm die feste Kloppenburg und viele Besitzungen, und demüthigte späterhin (1400) dessen Sohn, den Grafen Nikolaus.

Mit dem Bischöfe Otto von Münster und Osnabrück belagerten die Bürger Osnabrücks den Grafen Solms, Herrn zu Ottenstein, in seinem festen Schlosse, trotz der Abmahnung des Kaisers Ruprecht, gegen solches bis 1408 fort, und zwangen dasselbe zur Uebergabe und Ergebung; die Weiber erhielten freien Abzug, das Schicksal der Belagerten lag in den Händen der Sieger. Da öffneten sich die Burggatter und die reizende Tochter Solms trug auf ihren Schultern den alten Schlossherrn, ihren geliebten Vater, und in ihrer Schürze die Urkunden der Burg und des Geschlechts.

Als 1424 das Kapitel der Domherren zur Wahl eines Bischofs schritt und den Grafen Johann von Diepholz wählte, entstanden Mißhelligkeiten zwischen dem Domherrn und dem Magistrate der Stadt. Der Bürgermeister der Stadt, Hermann von Melle, ließ die Domthüren schließen und sperrte das versammelte Kapitel mit den Worten ein: Hebbe Zy de Kōr, so hebbe wy de Stōtels to der Dōer.

Das Domcapitel mußte andere Seiten aufziehen; der Erzbischof von Cöln that aber die Stadt in den Bann, wegen Verlegung des heiligen Orts, aus welchem Banne der neuermählte Bischof dieselbe erlöste. Im J. 1429 verursachte

ein Bürger Kampenbahl Aufruhr und Empörung in Osnabrück; der Rath ließ aber einigen die Köpfe abschlagen und andere verweisen aus der Stadt, womit die Ruhe wieder hergestellt ward. Bald darauf belagerten die Bürger mit ihrem Bischofe das feste Schloß Gesmold, in welchem sich die Ritter Schweder und Hermann von dem Busche festgesetzt hatten. Diese Belagerung ward aufgehoben. 1441 kam es im Dome, wegen Streitigkeiten unter den Domherren, zu Händeln, bewaffnete Männer wurden eingelassen, es floß Blut an der heiligen Stätte und mehre Herren retteten sich durch die Flucht aus den Fenstern. Der Dom, als entweiht, ward verlassen, der Gottesdienst in der Paulskapelle fortgesetzt, bis der Dom aufs Neue wieder geweiht worden war. Fortgesetzte Streitigkeiten zwischen dem Kapitel und dem Bischofe, der ein Graf von Hoya war, veranlaßten einen Krieg mit dem Grafen Johann von Hoya, der Stift und Stadt sehr beunruhigte. Von beiden Seiten wurden Bundesgenossen gewonnen; die Herzöge Wilhelm und Friedrich von Braunschweig und der Bischof von Minden, ein Bruder des Osnabrücker Bischofs, standen zu diesem. Die Stadt und das Kapitel ließen Lanzenknechte werben und nahmen die Parteigänger Graf Moriz von Spiegelberg und Friedrich von Hoerde in ihre Dienste. Der erste Zug fiel übel aus, da es verlautete, die Braunschweiger zögen mit 500 Pferden heran; bei einem zweiten Zuge nahmen die Bürger die Stadt und Feste Fürstenau, wo Johann von Hoya sich aufhielt, bekamen nach Eroberung der Stadt den Grafen, der im Schornstein des Pastors sich versteckt hatte, gefangen und setzten ihn sechs Jahr zu Osnabrück in den festen Bucksthurm in Haft. Der abgesetzte Bischof Erich von Osnabrück suchte durch Klagen bei Kaiser Friedrich III. seinen gefangenen Bruder zu befreien. Man forderte 3000 Goldgulden Löse. Bischof Erich unternahm hierauf eine Reise zum Kaiserlichen Hofsager, ward aber unterwegs von dem Grafen von Hohenstein aufgehoben und auf Schloß Laer im Thüringischen gefangen gesetzt und mußte sich mit 1500 Gulden lösen. Der Kaiser befahl die Losgebung des Grafen, die Stadt folgte nicht, gerieth in die Reichsacht. Nun entstand aber die berühmte Soester Fehde mit dem Erzbischofe von Köln und Herzog Wilhelm von Sachsen zog mit einem Heere von 80,000 Böhmen, Meißnern und Thüringern gen Soest und erpreßte von fast allen Westfälischen Städten hohe Summen, oder belagerte sie. Die Stadt Osnabrück schloß er unter dem Vorwande ein, vom Kaiser Befehl zu haben, den Grafen Johann von Hoya aus dem Thurme zu befreien, der denn auch seine Freiheit erhielt, um dies raubend und plündernde Heer los zu werden. Die Stadt Soest aber widerstand dem ungeheuern Heere, hielt eine starke Belagerung aus und schied siegreich aus der Kölner Fehde.

Bischof Conrad III. von Osnabrück, auch ein Graf von Hoya, bestätigte in der Stadt 1466 das Kloster Marienstädtchen und stellte die heruntergekommene Klosterzucht auch auf Gertrudenberg wieder her. 1456 bekamen die Bürger den Raubritter Friedrich Buck von Wulften gefangen und seine Anhänger. Diese wurden sofort aufgeknüpft und der Ritter ward gefangen gesetzt,

bis er gelobte, die Stadt von seinem nahen Burgeschlosse aus in Frieden zu lassen, widrigenfalls seine Herrschaft an Osnabrück fallen solle.

1488 entstand unter Anführung eines Schneiders Lenethun ein Aufruhr in der Stadt, der erst mit Vernichtungen der Zuschläge in der Feldmark begann, dann über den Clerus und deren Wirthschafterinnen, die den Bürgern zu prunkend einherstolzirten, herging und endlich vom Rathe mancherlei Anforderungen machte. Als diese unruhige Zeit fast zwei Jahre gewährt hatte und Lenethun vor dem Johannisthore eine Volksversammlung halten ließ, ward er vom Rathe ergriffen und auf dem Markte ihm sofort der Kopf vor die Füße gelegt, worauf dann der Aufruhr ein Ende hatte. Um diese Zeit regierte aber auch Erdwin Erdmann, der durch weise und kräftige Maaßregeln der Stadt als Bürgermeister ungemeine Dienste that, bei allen benachbarten Fürsten in hohem Ansehen stand und eine vortreffliche Chronik der Stadt Osnabrück hinterlassen hat, die 1553 aus der lateinischen in die niederdeutsche Sprache übersetzt ward. Im 15. Jahrhundert ward auch am Markte, zwischen der schönen Marienkirche und dem alten Rathhause, ein neues Rathhaus von sehr edeler Bauart, aus Quadersteinen, geziert mit sechs kleinen Thürmen und mit der Statue Carls des Großen errichtet, ein hohes, stolzes Gebäude, welches jetzt noch zur Zierde der Stadt gereicht.

Im J. 1520 äscherte eine Feuersbrunst das hochgelegene Kloster Gertrudenberg ein; 1530 brannte ein Theil der Stadt in der Nähe der Catharinen Kirche ab; 1534 brachen auch in Osnabrück Wiedertäufer-Unruhen aus, indem von Münster aus sogenannte Propheten dahin gesandt worden waren. Der Pöbel ward unruhig, diese auf offener Straße predigenden Wiedertäufer wurden ergriffen und als das Volk sie befreien wollte, über die Mauer zur Stadt hinaus geschafft und der Gewalt des Bischofs Franz, Grafen von Waldeck, übergeben, der in Iburg über sie Gericht halten ließ und nach der Sitte der Zeit einen kurzen Prozeß mit ihnen machte.

Während des Schmalkaldischen Bundes hatte der Herzog Heinrich von Braunschweig einen Krieg mit dem Landgrafen Philipp von Hessen angefangen und Osnabrück unterstützte den Landgrafen; hierauf that Philipp Magnus, der Sohn des Braunschweiger Herzogs, einen Einfall in das Stift, überumpelte Schloß Iburg, wo er bald den Bischof gefangen bekommen hätte. Philipp Magnus zog darauf vor Osnabrück; die Bürger hatten aber vorher vor den Thoren die Vorstädte, die Kapelle zu den eilftausend Jungfrauen und mehre sogenannte Hofhäuser oder Spitäler niedergebrannt, um dem Feinde keine Schlupfwinkel zu gestatten. Auf diese Weise verlor Osnabrück 1553 alle Vorstädte, die auch nie wieder aufgebaut wurden. Die Braunschweiger setzten sich nun auf dem Gertrudenberg und gegenüber liegenden Kalkhügel fest, beschossen die Stadt, und zogen erst ab, nachdem 29,000 Goldgulden ausbezahlt waren. Im folgenden Jahre besetzte man dann die Stadt noch mehr, legte breite Wälle an, hohe Schanzen, Zwinger, Thürme und Wehren, mauerte die Martins-, Schlag-, Holter- und Mühlenpforten zu, um bei ähnlichen Be-

lagerungen so viele Vertheidigungspunkte nicht zu haben: kurz die Belagerung Philipp Magnus von Braunschweig hat einen wichtigen Einfluß auf die Gestaltung Osnabrücks durch den Verlust der Vorstädte und durch die starken Bollwerke gehabt.

Im J. 1556 entstand in der Stadt eine solche Theuerung, daß eine Last Roggen 120 Speciesthaler kostete; das folgende Jahr waren die Früchte aber so gut gerathen, daß solche nur 14 Thaler galt. 1575 brach die Pest in Osnabrück aus, wovon 7000 Menschen, unter diesen 120 schwangere Frauen, starben. 1583 wurden 121 alte Weiber in der Stadt hingerichtet, welche man der Hererei beschuldigte. 1599 brach die Pest wieder aus und raffte 4000 Menschen aus der Stadt fort. Da Osnabrück nur immer 10, bis 12000 Einwohner gezählt hat, so waren dies recht arge Verluste. Gleich hierauf zog ein Spanisches Kriegsvolk, die Meutenirer genannt, gegen die Stadt, welche zügellose Bande ganz Westfalen in Furcht und Schrecken gesetzt hatte und von Osnabrück mit neun, von Minden mit sechs, von Münster mit elf tausend Thalern abgekauft waren. 1613 am 11. März erlitt Osnabrück den stärksten Brandschaden, den es je gehabt hatte: es brannten 942 Gebäude, die Marienkirche, die Waage, die Stadtschreiberei, das Dominikaner Kloster und mehre öffentliche Gebäude ab. Bis auf den heutigen Tag ist der 11. März ein Buß- und Bettag in der Stadt. Da das Mauerwerk und die Gewölbe der schönen Marienkirche gut geblieben waren, so begann man den Gottesdienst bald wieder darin, baute 1617 den jetzt noch stehenden, schlanken Thurm, in welchen der Herr von dem Busche zu Hünefeld die erste Glocke schenkte. 1617 ward von Martin Man die erste Buchdruckerei in der Stadt angelegt. 1619 kaufte der Rath den gräfl. Tecklenburger Burghof und legte ein Waisenhaus darin an.

Unter dem Bischofe Franz Wilhelm, Grafen von Wartenberg, ward Osnabrück von den Dänen, unter Anführung Herzog Ernsts von Sachsen-Weimar, eingeschlossen. Der Bischof meinte, der Rath und die Bürgerschaft haben es mit den protestantischen Dänen gehalten, und rief 1627 das Regiment der Ligue, welches Werner Tilly befehligte, herbei und lagerte dieses in die Stadt. Den Jesuiten ward das Augustiner Kloster eingeräumt, das Franziskaner Kloster ward wieder mit Mönchen besetzt und den Protestanten wurden die Kirchen zu St. Marien und Catharinen mit Gewalt vom Bischofe genommen. Um die Stadt im Zaume zu erhalten, legte derselbe vor dem Jehannisthore die Citadelle Petersburg an. 1633 nahmen aber die Schweden die Stadt und Citadelle, versagten den Bischof, stellten die protestantischen Kirchen wieder her und an Gustav Wasaburg ward das Stift gegeben.

Im Jahre 1636 entstand wieder, veranlaßt durch den Bürgermeister Pelzer, in der Stadt eine grimmige Verfolgung der Weiber durch Herenprozesse, die vielen im Laufe mehrer Jahre das Leben kostete. 1648 ward zu Osnabrück der berühmte Westfälische Frieden geschlossen, die Petersburg war geschleift durch die Verwendung des Bürgermeisters der Stadt Gerhard Scheppler, der solches bei der Gesandtschaft zu Münster erlangt hatte. Bischof Franz Wil-

helm, der so ungemein in der Stadt für die Aufrechterhaltung der katholischen Religion stritt, ward als Osnabrücker Bischof vom Papste Alexander VII. mit dem Cardinalshut beehrt.

Im J. 1662 hielt Ernst August, ein geborner Herzog von Braunschweig-Lüneburg, seinen Einzug als Bischof von Osnabrück. Er residirte zu Iburg, erbaute das Schloß in Osnabrück und lebte bis 1680 dort. Segen und Wohlfahrt ruhte auf seiner Regierung und tausendfältig lebt noch sein Andenken im Munde des Volks. Sein Sohn Georg ward König von Großbritannien. Auf einer Reise in seine Churlande 1727, wo er zugleich seinen Bruder Ernst August II., Bischof von Osnabrück besuchen wollte, ward der König eine halbe Stunde vor Osnabrück, beim Heger-Thurme, am 20. Juni vom Schlage gerührt und leblos in die Stadt gebracht. Ernst August II., dieser vortreffliche Fürst, nahm sich das schnelle Ende seines Bruders sehr zu Herzen und starb am 11. August des folgenden Jahres auf dem Schlosse zu Osnabrück, welches er stets bewohnt hatte. Sein Nachfolger Clemens August, ein Sohn des Churfürsten von Baiern, residirte nicht in Osnabrück, sondern in Bonn. In Osnabrück ließ er die neue Mühle und die St. Georgs Kapelle wieder aufbauen. Auf dem Plage des Augustiner Mönchsklosters ließ er ein großes Zucht-haus erbauen. Im siebenjährigen Kriege litt die Stadt oft bedeutend. 1757 wurden die Franzosen durch den Chur-Braunschweigischen General von Dreyes in der Stadt überrumpelt. 1760 nahm man der Stadt die Kanonen von den Wällen und aus dem Zeughause und belegte die Bürger mit starken Contributionen. 1764 ward Se. Königliche Hoheit der Herzog Friedrich von York zum Osnabrücker Bischofe erwählt, welcher minderjährig war und erst 1782 zum erstenmale die Stadt besuchte. Nachher kam die Stadt und das Stift unter die Hannoverische Landeshoheit.

Unsere Ansicht von Osnabrück zeigt nun manche Gebäude, die längstens verschwunden sind. Die Citadelle Petersburg ist geschleift und die große Waserfläche, welche sie umgab bis zum Thore bei der neuen Mühle hin, ist meistens zu Wiesen umgearbeitet. Die Wälle haben sich allerdings erhalten, bilden mit Bäumen bepflanzt angenehme Spaziergänge; die meisten Thürme sind aber davon verschwunden, und viele der Stadthore, die ebenfalls mit festen Thürmen gedeckt waren, bilden nun offene Räume mit Anlagen. Die kleinen Thürme, welche die verschiedenen Klöster zierten, sind bis auf den des Franziskaner Klosters abgetragen, und hat die Stadt durch den Verlust so vieler Thurmspitzen bedeutend an Ansehen aus der Ferne verloren. Noch erhebt sich aber der Dom mit seinen drei stolzen Thürmen, schlank wie eine Nadel strebt die Marienkirche, eine der schönsten und im Baustyle reinsten der Hannoverischen Lande empor; über alle Thurmhöhen ragt die Catharinen Spitze und das Gotteshaus Johannis in der Wüste, mit seinem geschmackvollen Kirchenschiffe und beiden Thürmen steht in voller Pracht da und umschlossen von fernen Bergen entsiegt vom saftigen Wiesengrunde des Hase-Thals die alte Westfalenstadt mit ihren schlanken Thürmen hoch empor.

Frei vom Walde.

Die Erscheinung des Magisters Dörrien auf dem Collegio Carolini in Braunschweig.

Wie entschieden sich auch von jeher Verstand und Philosophie gegen die Möglichkeit einer Geistererscheinung, d. h. gegen das Sichtbarwerden eines abgeschiedenen Geistes in der Gestalt seines frühern Körpers, ausgesprochen haben und so sehr man auch stets alle Berufung auf Erfahrung mit der Mahnung an die Möglichkeit eines Betrugens oder einer Selbsttäuschung überreizter Einbildungskraft abgewiesen hat, so ist doch stets in dem Gemüthe des Volks eine große Neigung zum Glauben an Geistererscheinungen geblieben und es ist deshalb leicht zu erachten, daß auch noch in neuerer Zeit die über die Geisterwelt erschienenen Schriften allgemeinen Beifall gefunden haben.

Auch das im Jahre 1745 errichtete Collegium Carolinum in Braunschweig war kurze Zeit nach seiner Gründung der Gegenstand einer angeblichen Gespenstergeschichte, die damals ein um so größeres Aufsehen machte, als selbst einige sonst so sehr vernünftige Männer getäuscht und zahllose Schriften für oder gegen die Wahrheit der Erscheinung hervorgerufen wurden und die Herzogliche Regierung sich sogar veranlaßt fand, von der Sache Kenntniß zu nehmen, wie die darüber verhandelten dickleibigen Acten bezeugen. Daß bei dieser vermeintlichen Erscheinung ebenfalls Betrug und Täuschung die Hauptrolle spielten, hat sich ziemlich deutlich ergeben, obgleich der eigentliche Grund dieses Betruges niemals aufgeklärt ist. Wir lassen hier einen Auszug aus einer actenmäßigen Darstellung dieser Begebenheit, welche der verstorbene Geheime Justizrath Eschenburg in seiner Geschichte des Collegii Carolini in Braunschweig. Berlin 1812. 8. S. 132 — 144 mitgetheilt hat, folgen.

Zufolge der ersten Einrichtung des Collegii Carolini wohnten die die Anstalt besuchenden jungen Leute meistens in dem Collegiengebäude selbst, hatten dort ihre Wohnung, Aufwartung und Speisung und wurden durch eigene von der Regierung angestellte, ebenfalls in dem Gebäude wohnende Hofmeister beaufsichtigt und unterwiesen. Einer der ersten dieser Hofmeister war der am 2ten Mai 1721 zu Hildesheim geborene Melchior Karl Dörrien, der in dessen dieses Amt nur elf Monate bekleidete, indem er bereits am 8ten Juli 1746 am Brustfieber starb. Sein jugendliches Alter hatte ihn verhindert, bei Lebzeiten berühmt zu werden; das Geschick wollte, daß er es nach seinem Tode in vollem Maße werden sollte. Denn ungefähr ein halbes Jahr nach seinem Tode verbreitete sich plötzlich das Gerücht, daß er sich zuweilen in dem Gebäude des Collegii Carolini sehen lasse. Die erste Nachricht von der vermeintlichen Erscheinung wurde durch einen Caroliner selbst gegeben, der dem verstorbenen Hofmeister Dörrien am 2ten Januar 1747, Nachts zwischen 11 und 12 Uhr, vor dessen im Leben bewohnten Stube im grünen Schlafrocke sitzend wollte gefunden haben. Diese Anzeige machte er den Kuratoren durch den da-

maligen Hofmeister Westphal, und berief sich dabei auf den Magister Höfer und den Professor Deder, die gleichfalls dies Gespenst gesehen hätten. Ersterer ward hierauf, nach geschiedenem Auftrage von dem Kammerregistrator Andreä zu Protokoll vernommen, und dieser versicherte, er habe vor ungefähr zwei Wochen Abends, um 12 Uhr, statt des damals kranken Hofm. Westphal dessen Untergebene visitirt. Hinter der Stube des jungen Lampadius, am Eingange der gewesenen Wohnung des verstorbenen Hofm. Dörrien, habe ihm gedäucht, in der Ecke des Ganges Jemand im Schlafrocke vor sich zu sehen. Bei der Rückkehr aus jener Stube habe er, um der Sache gewiß zu werden, mit ausgestrecktem Arme die Handleuchte dahin gefehrt, und an der Stubenthür des verstorbenen D. sehr deutlich einen sitzenden Menschen im grünen Schlafrocke gesehen, mit gebogenem Rücken, einer weißen Mütze und das Haupt zur Erde gesenkt. Der Schlafrock habe mit dem, welchen D. getragen, die größte Aehnlichkeit gehabt. Der große Schrecken über diesen Anblick sei ihm besonders in die rechte Hand gefahren, und die Finger derselben seien völlig erstarrt. Auch habe er vor Schrecken nicht weiter nachgesehen, sondern sich nach des Hofm. Westphal Zimmer begeben, wo er noch den Prof. Deder angetroffen habe. Eine halbe Stunde nachher sei er mit dem Nachtwächter eben dahin gegangen, ohne jedoch etwas zu sehen oder zu finden. Der Schmerz an der Hand habe lange fortgewährt, und sich bei jedem neuen Anblick der Erscheinung verstärkt. Die Geschwulst habe sich aus den Fingern in die Gelenke gezogen, und selbst die andere Hand ergriffen. Auch scheine sich dieselbe an dem Kufel des linken Fußes zu äußern. Er habe diese Gestalt nur zweimal gesehen, die aber auch am folgenden Tage dem Prof. Deder solle erschienen sein. Nur diesem letztern, dem Hofm. Westphal und dem das Protokoll Führenden habe er die Sache eröffnet. Ueberhaupt halte er dergleichen Erscheinungen nicht für unmöglich, wenn er gleich wisse, daß sie oft Betrug wären, ihm selbst auch vorher noch keine vorgekommen sei. Die Wirklichkeit dieses Gesichts aber könne er nicht bezweifeln; ob er gleich nicht durchaus behaupten wolle, daß es der sel. D. gewesen sei. Bei Vorlesung des Protokolls setzte er noch hinzu, es habe sich das zweitemal, da er den Nachtwächter mitnahm, auch der Professor Deder zum Mitgehen erboten. Mit demselben sei er hernach etlichemal an den nämlichen Ort gegangen, obgleich ihn keine Neugier, sondern bloß die Absicht des Visitirens, dazu veranlaßt habe. Beide aber sahen und fanden nichts. Um Geheimhaltung dieses Verhörs wurde gebeten.

Noch an eben dem Tage wurde dem Hauswärter Ernst aufgetragen, die folgende Nacht zwischen 11 und 12 Uhr mit dem Nachtwächter im Collegio, und besonders auf der Gallerie des rechten Flügels, umher zu gehen, und, wenn er etwas Unrichtiges bemerke, es sogleich zu melden. Jener errieth die Ursache dieses Auftrages, und nannte, außer den drei schon Angeführten, die das Gespenst gesehen haben wollten, noch einen Caroliner, den es verfolgt und verjagt habe. Eben so unterrichtet davon war der Nachtwächter, dem ein gleicher Auftrag geschah.

Bernünftiger ist die Vorstellung des Hofm. Eggers an die Kuratoren, der Unordnung zu steuern, welche durch dies Gerücht, dem er selbst keinen Glauben beimißt, unter den Carolinern entstehe, weil sie den Tag über beisammen liegen, und des Nachts keiner allein schlafen wolle.

Mit dem Professor Deder redete den Tag darauf der Hof- und Kammerath Zinke von dieser Sache. Jener bestätigte bei dieser Gelegenheit nicht nur des Mag. Hoefers Aussage, sondern setzte noch hinzu, jener Geist, der dem verst. D. völlig ähnlich gewesen sei, habe zwar den Kopf auf die rechte Hand, doch so gestützt, daß man das ganze Gesicht gesehen, und Jenen vollkommen erkannt habe. Unter andern habe er den langen schwarzen Bart bemerkt, den er in den letzten Tagen hatte. Auch er glaubte fest die Wirklichkeit dieser Erscheinung. Herr Zinke beredete ihn indeß, die Sache geheim zu halten, und in seinen Vorlesungen den Zuhörern alle Gespensterfurcht zu benehmen.

Den Widerspruch, der Prof. Deder habe in des Mag. Hoefers Gesellschaft nichts gesehen, da doch jener damals das Gespenst gesehen zu haben versicherte, suchte dieser dadurch zu heben, daß er sagte, er habe nur von sich jenes Nichtsehen behauptet, und ausdrücklich hinzugesetzt, Prof. Deder werde selbst am besten wissen und sagen können, was er gesehen habe. Auch wiederholte er die Versicherung, er habe nur den genannten drei Personen die gehabte Erscheinung entdeckt, den Carolinern hingegen bloß gesagt, der Zufall seiner Hand sei von Schrecken entstanden; er wisse also nicht, woher diese die eigentliche Begebenheit erfahren hätten, da er sie ihnen vielmehr zu verschweigen oder auszureden gesucht habe.

Den übrigen öffentlichen Hofmeistern ward von dem Hof- und Kammerath Zinke aufgegeben, die Sache den jungen Leuten als eine leere Einbildung oder Betrug vorzustellen, sie durch Mitnehmen bei der Abendvisitation von dem Gegentheil zu überführen, auch ihr Beisammensein und Zusammenschlafen zu hindern. Besonders trug er dem Hofmeister Heise auf, einen seiner Untergebenen, den er ihm nannte, sorgfältig zu bewachen, weil derselbe am meisten wegen nächtlicher Streiche bekannt und verdächtig sei. Auch suchte er demjenigen Caroliner, der die erste Anzeige von einer ihm gewordenen Erscheinung gemacht hatte, die Wahrheit derselben auszureden.

So stand die Sache, als die in Braunschweig anwesenden drei Kuratoren dem regierenden Herzoge mit einem Memorial vom 9. Januar die bisherigen Akten mittheilten, und zugleich hofften, der Betrügerei durch fernere Untersuchung auf die Spur zu kommen. Bei Zurücksendung der Akten hatte der Herzog dem Memorial eigenhändig beigeschrieben: „es sei ferner möglichst dahin zu sehen, daß den Leuten die falsche Einbildung benommen, und der Betrug, welcher ohne Zweifel dahinter stecke, entdeckt werde.“

Hierauf war man nun ernstlich bedacht, als der Prof. Deder die Geschichte dadurch aufs neue rege machte, daß er behauptete, den Geist des Nachts zu wiederholten Malen auf seiner Stube gesehen zu haben. Umsonst bemühte sich der Hofrath Zinke, ihn durch einen seiner vertrautesten Freunde eines

Andern zu belehren; er fand diesen vielmehr selbst von der Wirklichkeit der Geistererscheinung überzeugt.

Am 29. Januar ließ sich der Prof. Deder beim Hofrath Grath melden, kam zu ihm und machte folgende, von letzterm protokolirte Erzählung. In der abgewichenen Nacht sei der Geist des verstorbenen Hofm. Dörrien wieder bei ihm gewesen. Er sei ihm in weißer glänzender Gestalt, in seinem gewöhnlichen Deshabillé, eine Pfeife in der Hand, vor dem Bett erschienen. Er selbst habe sich anfänglich erschreckt, dann aber auf den Geist gescholten und auf ihn eingeschlagen. Jener aber habe sich nicht zurückgezogen. Auf die Fragen: was er denn wolle, und ob er vielleicht noch etwas schuldig sei? habe sich der Geist um den unbarbierten Bart gestrichen. Man habe daher geglaubt, er sei dem Barbier noch etwas schuldig; diese Frage aber habe er durch Kopfschütteln verneint. Aus der Pfeife habe der Prof. Deder geschlossen, er habe noch eine Tabacksschuld. Auf diese Frage sei jedoch der Geist verschwunden. Beim Kommen und Weggehen desselben habe der Schreibtisch etwas geknackt. Er werde wohl nicht wieder erscheinen, und es müsse eine besondre Providenz dabei sein. — Der Hofrath Grath fand diese Erzählung auffallend; er glaubte aber, man müsse, zum Besten des Instituts, den Vorfall sorgfältig verschweigen, welches auch der Erzähler für nöthig hielt, dem übrigens aufgetragen ward, die ganze Sache zu Papier zu bringen, um sie auch den übrigen Kuratoren vorzulegen. Dieses versprach er, und bat, die kleine Tabacksschuld zu berichtigen. Der Hofrath Grath trug ihm daher auf, den Hauswärter über das, was etwa noch rückständig wäre, zu befragen, da zwar, so viel er wüßte, alle Gläubiger schon befriedigt wären, aber noch kein förmlicher Termin angesetzt sei.

Der Hauswärter wurde nun zwar hierüber befragt; da dieser aber in der Auction zwei noch unbezahlte Hemden erstanden hatte, so belief sich der Ueberrest der ganzen Schuld an denselben von 1 Rthlr. 10 Mgr. 6 Pf. nur auf 5 Mgr. 6 Pf., welche sogleich berichtigt wurden.

Am 23. Januar ward der Professor Deder an die versprochene schriftliche Einsendung erinnert; er antwortete aber, er habe sie schon bei Hofe eingeschickt, wolle indeß noch etwas aufsetzen und einsenden.

In einem zweiten Memorial vom 25. Januar beschwerten sich die Kuratoren, mit Einscheidung der Acten an den Herzog, über die Unvorsichtigkeit des Prof. Deder, der von seiner vermeinten und ihm sehr glaubhaften Erscheinung gegen andre, selbst gegen die jungen Leute geredet habe. Sie tragen zugleich darauf an, daß er sowol als alle in dieser Meinung Befangene eidlich abgehört werden.

Von dem Pedellen Ermisch, der bei diesen und andern Acten viele Berichte aufgesetzt hat, wurde schon den 24. Januar den Kuratoren gemeldet, der Hofmeister Greiner habe, wie er auf Befragen ihm selbst erzählte, in der vorigen Woche eine Nacht bei dem Prof. Deder geschlafen; beide aber hätten Nichts gesehen. Zugleich erzählte derselbe, er habe neulich Abends im Dunkeln

oben bei der Treppe des Cruseschen Hauses eine Gestalt erblickt, die sich nicht geregt, auch seine Frage: Wer da? nicht beantwortet hätte; da er aber mit seinem eisernen Blaserohr auf sie zuschlagen wollen, habe sie ihm ganz schüchtern geantwortet, sie wolle zu dem dort wohnenden Herrn von Dieden. Er sei ohne Laterne gewesen, und wisse also nicht, wer diese Person gewesen sei. Uebrigens werde die Furcht, allein zu schlafen, bei den Carolinern immer größer.

Der Hofmeister Eggers zeigte an, er habe beim gehörten Geräusch an seiner Stubenthür dieselbe schleunig geöffnet, und nun bemerkt, daß Jemand in aller Eile weggeschlichen sei, in einer von ihm beschriebenen Gegend in Nachtkleidern mit großen Schritten der Treppe genahet und hinunter gegangen sei. Der Nachtwächter, dem er vorbei geeilt war, hatte ihn nicht erkannt. Etliche Tage nachher habe sich das erste Gerücht von der vor seiner Thür dem Mag. Höfer gewordenen Erscheinung verbreitet. Auf neues Eindringen gestand der Nachtwächter dem Hofm. E., daß jener Vorübereilende der gedachte Magister gewesen sei. Alle Umstände bewogen daher den Hofm. E. von dieser Geisterseherei nichts zu glauben.

Der Hofrath Zinke ließ einige Caroliner zu sich zu kommen, machte ihnen Vorstellungen über die Unglaublichkeit der Sache und die Schwäche der Furchtsamkeit. Auch erklärte er ihnen, es werde dahin kommen, daß man diejenigen, die sich fürchteten allein zu schlafen, auf die Krankenstube bettete. Diese Vorstellungen machten Eindruck.

So weit gehen die ministeriellen Akten, die also über den weiteren Verlauf dieser Sache keinen Aufschluß geben. Auch unter den Aktenstücken des Collegii findet sich nur ein Bericht des Pedellen Ermisch, der zu Ende des Februars den Auftrag erhielt, sich zu erkundigen, ob eine berühmte Person, die Wickhart, den Schlafrock des verst. D. in der Auction gekauft, und mit demselben die Spukerei veranlaßt habe. Es fand sich jedoch, daß nicht diese Person, sondern eine Frau Fricke den Schlafrock erstanden hatte. Diese wohnte zu Wolfenbüttel, und gab zur Antwort, sie habe ihn an einen honesten Mann verkauft, der ihn selber brauche, und dem es eben nicht gleich viel sei, daß es ein jeder wisse; dieser sei fast (des sel. Dörrien) seines Gleichen.

Bei eben diesen letztern Akten befinden sich noch zwei Berichte der Kuratoren an den damals regierenden Herzog. In dem ersten vom 15. Mai 1747 beschwerten sich Jene über die geffentlichke Bemühung einiger beim Collegio selbst in Dienst und Pflicht stehenden Personen, dies Gerücht immer mehr zu vertheidigen und zu verbreiten, und besonders über eine gedruckte Sammlung einiger Nachrichten, welche, wie sie sagen, nicht nur, in Ansehung der Thatfachen, viele Erdichtungen und grobe Unwahrheiten enthalte; sondern auch einerseits manche Personen beschimpfe und lächerlich mache, und andererseits dem Rufe des Collegii selbst zu nicht geringem Nachtheil gereiche. Auch sieht man aus diesem Memorial, der Mag. Höfer habe sich bei den Kuratoren in einem schriftlichen Aufsatze wider die Beschuldigung, er sei Urheber dieser Sammlung, vertheidigt. Beides wurde sogleich dem Herzöge überreicht, und im Namen ih-

res Verfassers um die Erlaubniß ersucht, diese Vertheidigung durch den Druck bekannt zu machen.

In dem zweiten Memorial vom 29. Mai berichteten die Kuratoren, sie hätten glaubhaft vernommen, es wären über diesen Vorfall allerhand Berichte nach Hannover, und von da nach Berlin geschickt, wo man im Begriff sei, sie drucken zu lassen. Namentlich habe man diese Absicht dem Prof. Euler zugeschrieben. Man hat, dieses zu verhindern, und die Acten zurück gehen zu lassen, um die dabei befangenen Personen eidl ich abzu hören, die falschen Gerüchte endlich einmal zu heben, und dem Publikum seine Täuschung zu benehmen. Auf beide Anträge scheint indeß keine Antwort erfolgt zu sein, wenigstens findet sich keine.

Hiermit schließen die Acten. Wie es scheint, hat von dieser Zeit an der Spuk aufgehört. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß man dem Betrüge, der bei dieser Erscheinung obgewaltet hat, auf die Spur gekommen ist, daß aber, theils um die dabei betheiligten Personen nicht zu compromittiren, theils um dem Rufe der neugegründeten Anstalt nicht zu schaden, die Sache vom Herzoge niedergeschlagen ist, wenigstens haben mündliche Erzählungen vermuthen lassen, daß die ganze Spukgeschichte durch mehrere muthwillige Caroliner veranlaßt worden ist.

Die Ochsenjagden um Pfingsten und das Ochsen Schlachten um St. Gallen Tag in Braunschweig.

Die gute Sitt' ist sicherer denn das Gesetz:
Es stürzen Redner jene nicht; doch dieses hebt
Und stürzet oft unrühmliche Beredsamkeit.
Euripides.

Zu den in der Stadt Braunschweig nicht selten gefeierten, aber jetzt ganz unbekannten Volksfesten gehörten die von den Knochenhauern in den verschiedenen Weichbilden um Pfingsten aus angestellten Ochsenjagden, die ihren Ursprung wahrscheinlich einer Nachahmung der Thiergefechte der Römer verdanken, und wie die Erntefeste der alten Deutschen, mit einem festlichen Mahle verbunden waren.

Nach den in neuester Zeit über diese Ochsenjagden aufgefundenen Nachrichten ist als sicher anzunehmen, daß solche Jagden zu einer bestimmten Zeit in den fünf Weichbilden Braunschweigs und zwar in den Jahren 1389, 1471 und 1490 nach den in den Ausgaben der Cämmerei-Rechnungen vorkommenden Posten gehalten sind. Einer andern Notiz zufolge ist im Jahre 1525 zum letzten Male dieses Fest gefeiert; wie oft es in der Zwischenzeit noch der Fall war, und ob dasselbe nicht, wie zu vermuthen, zu den alljährlichen Belustigungen gehörte, kann nicht nachgewiesen werden.

Zur Sicherheit der hinzuströmenden Schaulustigen ließ man, wie bei den Turnieren, die Thore, außer dem angestellten Thurmmanne, mit einem besondern Wächter besetzen und verstärken, welcher im Jahre 1490 für seine Dienste acht Pfennig erhielt.

Auf welche Weise das Jagen und Erlegen der Dachsen vorgenommen ist, ob sie in Schlingen gefangen oder mit dem Schlachtemesser und Beile erlegt wurden, darüber fehlen bestimmte Nachrichten, indessen läßt sich annehmen, daß die bekränzten, oder sonst geschmückten Dachsen von den stattlichen Männern der Gilde auf den Marktplätzen innerhalb der gesteckten, sichern Schranken vor dem versammelten Rathe und den schaulustigen Bürgern und fremden Gästen gezeigt wurden und daß es dabei an komischen oder tragischen Scenen nicht gefehlt haben mag. Denn auf jenen öffentlichen Plätzen wurden unter ähnlichen Zubereitungen gleichzeitig die Turniere gefeiert, und nicht auf der in der Altstadt belegenen, vom Kirchhofe beengten, alten Pfarrstraße, bei der St. Martini Kirche, welche erst in neuerer Zeit in eine Turnierstraße umgetauft ist und irrthümlich für einen Turnierplatz gehalten wird.

Von Seiten des Rathes wurden im Jahre 1477 den Knochenhauern in jedem Weichbilde zum Vertrinken bei der Dachsenjagd eine Tonne verzolltes Bier geschenkt, dagegen von jenen Meistern wiederum dem Rathe bereits 1389 ein Braten von den erlegten Dachsen verehrt und dieser nebst Bier, Claret und andern „zur Speise erforderlichen Dingen“ bei einem festlichen Mahle verzehrt.

So dürftig nun auch die Mittheilungen älterer Zeit über dies mehrere hundert Jahre hindurch üblich gewesene Fest sind, um so mehr Aufmerksamkeit verdienen dieselben, als späterhin um 1588 nur noch die Sitte in Braunschweig herrschte, alle sieben Jahr zu Pfingsten der Fürstl. Küche in Wolfenbüttel das Viertel eines Dachsens zu überbringen, wofür die Knochenhauer ein Geldgeschenk von einem Thaler aus Fürstl. Cammer-Casse erhielten.

Das jegige Umherführen der mit Blumenkränzen geschmückten zum Schlachten auf das Pfingstfest bestimmten fetten Dachsen in der Stadt von Seiten der gepuhten Gefellen kann gleichfalls als ein schwaches Nachbild jener Sitten angesehen werden, welche durch die eingetretene Reformation gleich anderen Spielen und Belustigungen aufgehoben wurden oder doch in veränderter Gestalt bestehen blieben; indem weitere Nachrichten, daß der Rath ferner an diesem Vergnügen Theil genommen, nicht vorhanden sind.

Ein anderes, mit mehr Nutzen verbundenes, häusliches Fest der Braunschweiger war dagegen das Dachsenfest oder Einschlachten eines fetten Dachsens zu St. Gallen Tag. In wiefern der heilige Gallus, der als Einsiedler von einem Bär in seiner Clause bedient wurde und Patron der Hähne (Wachsamkeit) ist, mit diesem Feste in Verbindung steht, läßt sich zwar nicht zusammenreimen; indeß haben hierzu gewiß auch die in frühester Zeit am Tage dieses Heiligen hier gehaltenen Viehmärkte mit den aus Ostfriesland kommenden Dachsen Veranlassung gegeben.

Um die Wohlhabenheit einer Familie, in welcher ein solches Stück Vieh geschlachtet wurde, zu bezeichnen, nannte man deren Haushalt einen rechtlichen, und wo das Vermögen eines Hausbesizers nicht ausreichte, um einen Ochsen schlachten zu können, thaten sich mehrere Familien zusammen, um Anspruch auf jenen guten Ruf zu haben. Daneben gab diese Gewohnheit zu scherzhaften Anekdoten wie wir sie Seite 93 mitgetheilt finden, und wie wir zum Schlusse noch eine folgen lassen, Veranlassung, auch war dieselbe zugleich ein rechtes Familienfest und eine Schmauserei für Jung und Alt und für die lieben Nachbarn, vorzüglich aber eine Ergöglichkeit für die liebe feiernde Schuljugend, die sich vor den Häusern wo ein Ochs geschlachtet werden sollte, haufenweis versammelte um mit Geschrei die vielen Schläge zu zählen, die der Ochs von dem Beile des Schlächters bis zu seinem Sturze auszuhalten vermogte, wonach man die Stärke desselben beurtheilte, und worin zur Qual der Thiere eine Ehre gesetzt wurde. Diese Gewohnheit gab den vaterländischen Dichtern häufig Gelegenheit, ihre poetische Ader fließen zu lassen. Wir theilen hier einige der mit der Zeit in Vergessenheit gerathenen scherzhaften Gedichte mit. Dieselben sind aus der Feder des den ältern Braunschweigern vielleicht noch wohlbekannten, im Jahre 1780 zu Ribbadsghausen verstorbenen, Hofraths und Justizamtmanns P. A. Schrader.

Das Ochsenfest.

Sanct Gallus Ochsenfest, die große Bürgerlust,
Erfüllt mit Wuth und Grimm des dicken Fleischers Brust:
Er weht die schwere Art, durch die er groß geworden,
Und schleift den schweren Stahl, die Opfer zu ermorden,
So er am Schlachtaltar, bei dieser heil'gen Zeit,
Dem niemals fatten Gott, dem leeren Magen weicht.
Sein mächtig Beispiel hat die besten Patrioten
Zu gleich erhabner That, zum Opfern aufgeboten.
Es sieht sein Opferthier schon mancher Ehrenmann
Mit mehr Zufriedenheit als seine Schöne an;
Lobt seine weise Wahl und dankt es dem Verstande,
Daß sein gehörntes Thier das feinste im Lande;
Die ganze Nachbarschaft nimmt an der Freude Theil,
Bewundert Fleisch und Fett, wünscht zur Verzebrung Heil;
Geht um den Ochsen her, besteht die fetten Nieren
Und lacht, daß roth und gelb die weichen Seiten zieren.

Ich selber mußte jüngst ein fettes Thier befehn,
Und, wie die Pflicht es heischt, desselben Werth erhöhen:
Da war Gevatter, Freund, Herr Vetter, Schwager, Muhme,
Und stritten um den Rang in ihres Vorwurfs Ruhme,
Die Mutter Liefe sprach: Gott geb's dem Thier zu gut!
Er hielt sechs Schläge aus und gab vortrefflich Blut.
Ja, Baase, sprach Hans Puff, das will fürwahr nichts sagen:
Mein Ochs hielt sich frisch; der ließ sich zwölfmal schlagen,
Fiel und sprang wieder auf; zweien Schlächter riß er um,
Und zog, der Teufel hol! die Thorwegssäule krumm.

Doch Jürgen Kortegast, dem Kerl muß man es lassen,
Der weiß den rechten Fleck mit seiner Art zu fassen!
Schlug also auf ihn zu, daß er auf einen Schlag
So tobt als eine Maus vor seinen Füßen lag.

Ey Better, sprach Curt Bauch, wer wollt' ein Thier so quälen,
Ich pflege jedesmal den Schlächtern zu befehlen:
Schlagt, daß beim ersten Schlag das Thier die Beine streckt,
Und nicht die kleinste Spur vom Leben mehr entdeckt.

Gevatter ihr habt recht, ließ sich Clas Puyhans hören,
Doch hört mich auch einmal, ich will euch etwas lehren.
Dirck Wurstfraut seliger verstand auch einen Schlag,
Doch wenn der Dohse gleich beim ersten niederlag,
Schalt er den Schlächter aus, sprach: das sind dumme Sachen!
Könnt ihr den Jungen nicht etwas zu lachen machen,
Meint ihr, daß sie umsonst hier um den Dohsen stehn?
Ein Schlag! das lohnt sich nicht, nach einem Schlag zu sehn.
Ihr schlagt ja, wie ein Dohs. Den Teufel mögt ihr schlagen;
Ich möchte meinen Kopf vor eure Art nicht wagen.
Dann schrie das junge Volk den groben Schlächter aus
Und ließ mit Fröhlichkeit des sel'gen Wurstfrauts Haus.
Gevatter glaubt es mir, Spaß ist nicht zu verachten;
Man läßt ja nur im Jahr den einen Dohsen schlachten.

Ganz recht, versetzte Bauch, Spaß muß getrieben sein!
Mir fällt ein art'ger Streich von Hinrick Kopf fleisch ein:
Der Schalk rieb Pfeffermehl den Dohsen in die Nasen;
Da schnoben sie verflucht, und fingen an zu rasen.
Saun Deib, sprach Tike Schleif, hat mich einmal ein Deirt
Up eine glücke Art zur Dullheit auch verseirt:
Es leip als sy es dull durch all' und jede Straten,
Daß ich es noch zuläßt most gar todt schießen laten.
Mein Thier hängt, sprach der Herr, nun werd' es immer toll;
Ich weiß, daß es gewiß nicht mehr entlaufen soll.
Frau Baase, fühle sie einmal mit ihren Händen,
Ich weiß, sie hat Verstand, wie fett sind Brust und Lenden,
Den Dohsen möcht ich sehn, der so mit Ruhm bestand!
Ich glaube, Schlachtner kauft nicht mit so viel Verstand.
Ja, Bedder, et is recht als wenn er seinen Offen
Mit Botter un mit Speck ganz hedde obergossen:
Ich habe Schlachtners Beust of heute hangen sehn;
Allein dat schenkt gewiß noch gegen disses ein.

Clas Puyhans fiel ins Wort; acht Centner muß er wägen
Wenn sie das Nierentalg mit auf die Schale legen.
Das weiß ich jederzeit, das hab ich am Gesicht:
Glaubt, Better, was ich sag; es trügt wahrhaftig nicht!
Wohl tausend hab ich schon dem Auge nach geschäpelt,
Und des Gewichtes Zahl allzeit gewiß gesehelt.

Mann, rief die Hausfrau aus, is dine Hut verkofft?
Herr Stodfleit bei hier is, hat mich fünf Dahler lovt.

Nicht unter sechs, Frau! Das Leder ist gestiegen:
 Herr Stodffheit, giebt er die; so kann er meine kriegen, —
 Herr, festesthalb is Geld: ich hebbe sie beschaut,
 Will hei? so schlag er tau; sonst lat ich ihm dei Haut. —
 Fünf Thaler und drei Ort. — Nu dei will ich betalen:
 Hier is dat Geld, dei Haut laß ich von Abend halen.

Nun wünschten alle Glück, zum glücklichen Verkauf,
 Und dafür zog der Herr den Kork der Flasche auf.
 Gleich stürzt ins weiße Glas die Fluth der rothen Trauben;
 Ein jeder Dhsengast sprach freundlich: sie erlauben,
 Ihr Wohlsein! trank mit Macht und schenkte wieder voll,
 Und sprach, noch eins, mit Gunt, auch auf des Dhsen Wohl!
 Ihr Diener! o ihr Knecht! lies sich der Hausherr hören,
 Ich danke, daß sie mich mit so viel Gunt beehren!
 Drauf ward noch manches Glas gefüllt und ausgeleert,
 Und durch das Feuer des Weins des Dhsen Ruhm vermehrt:
 Bis daß Mann, Weib und Kind berauscht zu Boden sanken
 Und noch einmal im Fall des Dhsen Wohlsein tranken.

Lieder auf das Dhsenfest.

Hennig Dachstein singet.

Lobt Mehrgers Weisheit mir nicht mehr,
 Ich weiß jetzt selbst den Pfiff:
 Am Bug und an dem Bauche her,
 Das ist der rechte Griff.

Fett ist mein Dhs, trefflich fett,
 Wie Butter seine Brust:
 Wenn Kauf und Kunst also geräth;
 So ist das Schlachten Lust.

Seht hier den Dhsen, Nachbar Friß:
 Sagt an, was felet mir?
 Der Donner, Hagel und der Bliß,
 Nie saht ihr solch ein Thier.

Ich Hennig Dachstein, Castens Sohn,
 Erzeugt bei Fleisch und Wurst,
 Ein Bürger und auch Meister schon
 Beim Dreihahn lauter Durst;

Ich sag' es, ich, ich ganz allein
 Erfand mit eigner Hand,
 Der Dhs müßte fetter sein,
 Als alles Vieh im Land.

Gleich schlug ich drauf mit großem Schall
 Tief in des Bremers Faust:
 Kein Handklatsch hat mit solchem Anall
 Jemals die Lust durchbraust.

Mein war der Dhs. Alsobald
 Traf ihn des Schlächters Beil.
 Um funfzig Thaler die er galt,
 Ist Haut und Talg kaum feil.

So kaufte nie ein Bürgermann,
 War er gleich noch so klug.
 Proßt! lieber Nachbar, nehmt doch an,
 Ihr seht's, hoch schäumt der Krug.

Trinkt auf des größten Dhsen Wohl
 Und schließet mich mit ein.
 Von Braumbier, Wein und Dhsen voll,
 Will ich heut fröhlich sein.

Salzbraten, Fleisch im Salz und Rauch,
 Caldaunen, Herz und Hirn,
 Bratwürste, Kopffleisch, Magenschlauch
 Und Lungenmuß mit Birn;

Euch alle schmed ich zum voraus,
 Und werd euch niemals satt:
 O! dreimal felig ist das Haus,
 Das einen Dhsen hat.

Danklied.

Du großer Dhsen Schutzpatron
 St. Gallus sei gepreist:
 Denn du hast deinen treuen Sohn,
 Auf's ganze Jahr gespeist.

Auch Nahrung und Credit belebt
Dein fettes Fleisch zugleich:
Denn wenn ein Ochse am Seile schwebt,
Der Hausherr, der ist reich.

Mit Nachbar Runzen ist es aus:
Warum? er schlachtet nicht.
Arm ist des Better Brandens Haus,
Weil truden Fleisch gebricht.

Ich aber habe dieses Jahr
Geschlachtet, recht mit Glück;
Geschlachtet hab ich auch fürwahr!
Das beste Thier am Strick.

Drum tausend Dank St. Gallus dir!
Ich und mein Haus sind reich;
Gieb auch im künft'gen Jahr ein Thier
Ganz diesem Ochsen gleich!

Dir steige täglich Dampf und Rauch
In meiner Küche empor!
Es dehne sich mein feister Bauch
Zu deinem Ruhm hervor!

Erkenntlich sing am Sonntagschmauß
Im frohen Jubelschall,
Bei truden Fleisch mein fattes Haus,
Gelobet sei St. Gall!

Ochsen = Cantate.

Hennig Dackstein un dei Jungens.
Tutti.

Alarm! Alarm! dei Osse will starben.
Alarm! Alarm! Alarm.

Arie.

Geyrs Junge singet.
Jungens lopet, Dacksteins Hennig
Treckt ein grot fett Beust herut:
'Tisch en Osse! holt hei wennig;
Holt hei festein Püde ut.
Kortegast hat ehn an Stricke,
Dempen will ehn Rietentied.
Lopet Jungens, tell't dei Püde
Eyr hei fällt un wenn hei liet.

Tutti.

Alarm! Alarm! dei Osse will ic.

Recit.

Hennig Dackstein.

Hier Jürgen Kortegast schal jü den Offen
schlan
Un hier Marenze schaft du mit der Mollu stahn.

Schlat tau:
Doch schlaet sau;
Dat et veel Püde giff
Un nich dei Osse glic von ersten nedder stift.
Bei Jungens sind umfüß nich her elopen;
Up Püde möt sei hopen!
Beschimpf den Offen nich; bringt ehn un mit
tau Ehren;
Schlat erst en maler teyn ehn vor den gro-
ten Hören,
Denn drept en maler sesse
Ehn vor dei witte Blesse;
Sau fällt hei, wie et sich vor grote Offen hört,
Sau will id et, sau is't der Meue werth.

Tutti.

Alarm! Alarm! dei Osse will ic.

Accompagnement.

Geyrs Junge.

Gen — Twey — Drey — Veire — Jüwe —
Sesse — Sebben — Achte — Reggen —
Teine — Elwe — Zwölwe — hei fällt — Drit-
teine — Verteine — hei fällt — Festeine —
Septeine — nu fällt hei — Sebbenteine —
Achteine — Reggenteine — Twintig.

Tutti.

Bei liet! hei liet! dei Osse dei liet.
Lopt over dat Markt, lopt over dei Strate:
Et hängt er kein grötter,
Et hängt er kein better,
Juch! Jungens, dit is en Muscate. (Der beste
Ochse einer Herde).

Recit.

Hennig Dackstein.

Sau, Jürgen Kortegast, sau was et recht
gedahn;
Jü schelt miß alle Jahr den groten Offen
schlan.
Es is im ganssen Jahr vorwahr dei beste
Tied,
Wenn man syn grote Beust mit Ehren fallen sieht.
Jü Jungens hefft gesehn, et is mit Raum
bestahn,
Et heist er twintig ut, dat heit id rechtlich
schlan!
Seit, wie dat rohe Blut glic up den ersten
Schnitt,
Ut finer Strote schütt.
Hört wie hei dumpig blökt! id will ehm leh-
ren brüllen,
Wenn hei miß werd den Buck mit Fett un
Fleische füllen.

Arie.

Gettet Puddik, Fricassej,
 Netschen Lennen un Paschey,
 Dat giffet keine Kraft.
 Aber Fleisch mit Roosch beschmofet,
 Pechelfleisch mit Grupe kofet,
 Lennen — Knochen — Mark,
 Dat giffet Büte, dat maket stark;
 Dat giffet Lebenssaft.

Recit.

Vorwahr dat Deust is gut!
 Dei Osse is ile Fett, dei Kop fällt rafen ut.
 Syd lustig, Jungens, raup, dat et dei Lue
 hört;
 Saun Osse als disse Osse is Ummetrummeln
 werth.

Tutti.

Tau hope! Tau hope!
 Wer lopen kann, lope,
 Un kape den Offen hier an.
 Mit Bost un mit Weiste,
 Gott segn'et dem Deust!
 Kann Dackstein bestahn.

Arie.

Hennig Dackstein.
 Des Hilmeschen Calenders
 Un eines Ehrenständers
 Is disse Osse werth,
 Ut dusend Freischen Kindern,
 Vertellt et Fru un Kindern,
 Hebb' ick ehn ut gefört.

Tutti.

Tau hope! Tau hope! ic.

Arie.

Hennig Dackstein.
 Ut drege Fleisch un Braen
 Schall jeder kostend raen,
 Dat Dackstein hat Verstand,
 Det groten Offens Sohne,
 Du bist der Offen Krone;
 Gelobt sy min Verstand.

Tutti.

Tau hope! Tau hope! ic.

Ein Bäcker to Brunswik, de wat grov was, sätte sine Ere darin, dat he alle Jaar ub sunte Gallen den gröttesten un fättesten Offen kosde, un wän he en slagtede, it der heilen Stad kund deed, se sholden komen, und den groten Offen besein. Daar kwemen dän alle, de de Offenforstand hadden, un bestunden de Wampen un Woisten, dat Neirentalg un de Tunge, de Lögenstripe un dat Broststükke, un fregen darby to drinken und to äten. — Enes Jares hadde he enen Offenresen slagted, un alle wüsten for Stunen und Wundern nig, wat se säggen sholden: do smeet he sik in de Brust un sä: „Ja! so lange ik to „Brunswik up dem Steinwäge wone, blivt 'er de grötste Osse uppe!“

Geschichte von Hennig Braband.

(Erzählt von einem Zeitgenossen).

Im Jahre 1602 ließ der Rath einen Bürger mit Namen Georg Schmidt, welcher seines Handwerks ein Salaunenmacher war und auf dem Nickelnfulke wohnte, in die Frohnerie der Neustadt setzen, denn man beschuldigte ihn, daß er 1. dem Vossbrechen dreier Kirchendiebe, die in der Altstadt gefangen saßen, hätte behülflich sein wollen; 2. daß er in St. Martins Pfarrkirche auf die Rathsherren im Hagen geschimpft habe, und 3. daß er von dem Opfermann zu St. Catharinen den Schlüssel zur Kirche mit Gewalt hätte haben wollen, um da-

selbst Sturm zu läuten und einen Auflauf zu erregen. Er leugnete im Anfange seiner Gefangenschaft dies alles, wurde aber bald auf die Tortur gebracht und gezwungen, die Anklage einzugestehen. Nach der Tortur verneinte er das, was er bereits bejaht hatte, und wie man ihn mit neuer Peinigung bedrohte, gestand er alles, was man ihm Schuld gab. Hierauf wurde er zum Schwerte verurtheilt, auch Prediger wurden zu ihm geschickt, welche ihn zu seinem Tode bereiten und begleiten sollten. Und als er nun sah, daß es also mit ihm hinauswollte, sagte er, es geschähe ihm Unrecht, er sei unschuldig, und habe er nichts gethan, weshalb er den Tod verdiene. Und nahmen sich seiner die Hauptleute an, deren Amt es war, für die Gemeinden zu sprechen, und erklärten, daß Schmidt unschuldig sei, und wollten sie seine Unschuld mit einem Eide bekräftigen. Also mußte der Rath die Hinrichtung einstellen und die Acten erst verschicken. Es kamen diese nach mehreren Wochen zurück, und ward dem Gefangenen von den Schöppen zu Leipzig der Staupbesen zuerkannt, weil er auf die Rathsherren geschimpft habe; von den übrigen beiden Beschuldigungen aber losgesprochen, da er dieser nicht überwiesen worden sei. Allein die Hauptleute protestirten ferner gegen dies Urtheil, sagten auf dem Neustadt-Rathhause, daß der Rath mit dem Unglücklichen wider Gott, Recht und Billigkeit, wider die peinliche Halsgerichts-Ordnung, ja wider seinen Eid und seine Pflicht gehandelt habe, und verlangten seine Freiheit und von Neuem eine andere und bessere Untersuchung. Der Rath beehrte Bedenkungszeit, aber die Hauptleute ließen durch den Secretarius Valentin Krüger ihm antworten, sie gingen nicht eher vom Rathhause, bis sie des Rath's Erklärung hätten. So wurde nun dieser gezwungen, den Gefangenen loszugeben, jedoch mit dem Vorbehalt, daß er seine Sache ferner selbst ausmachen sollte, worüber er Bürgen stellen mußte. Hierauf reisete Schmidt nach Prag, um beim Kaiserlichen Cammer-Gerichte seinen Streit mit dem Rath anhängig zu machen; doch ist der Prozeß niemals zu Ende gekommen, und hat sich Schmidt nicht allhier wieder sehen lassen. In diesen Streit nun hatten sich etliche Prediger gemischt, welche es damals mit den im Rathe sitzenden Geschlechtern hielten, und schmälten diese nun öffentlich von den Kanzeln herab auf die Hauptleute, und sagten laut, daß sich jene eines verruchten und offenbaren Meuterers angenommen hätten, und nicht wüßten, wie man sich gegen seine ordentliche Obrigkeit zu betragen habe. Dies wollten die Hauptleute nicht annehmen und ertragen, und erklärten dagegen: „Es mischten sich die Pfaffen in weltliche Händel, die selbige nichts angingen, und thäten sie solches aus Unbesonnenheit, einigen Vornehmen und Reichen nur zu Gefallen, die im Rathe saßen, und bei denen sie Tag für Tag ein- und ausgingen und sich voll tranken und satt äßen.“ Auch ließen sie ferner ein Gutachten von Marburg über diese Sache einholen, welches den Predigern Unrecht erkannte. Solches erfuhren diese, und beschloßen am 20. Juli 1603 die Hauptleute am folgenden Sonntag von den Kanzeln öffentlich und ernstlich zu strafen, welches sie denn in hohem Grade thaten. Als dieses geschah, sandten die Hauptleute im Beisein der sämmtlichen Gilden am 12ten

August dem Rath ein Schreiben wider etliche Prediger, als den Magister Johannes Kaufmann, M. Friedrich Petri, M. Rudolph Hildebrand, M. Johannes Wagener u. a. m., in welchem sie dringend baten, daß Ein Erbarer Rath die genannten Prediger fordern lassen, und denselben auferlegen möge, das von den Canzeln gegen sie Herabgesprochene zu widerrufen, und ihnen Abbitte zu thun, auch selbige angeloben zu lassen, sie nicht mehr bei ihrer Hauptmannschaft zu verläumdern. Und als hierauf am 22sten September die Herren des geistlichen Ministerii allesammt auf dem Neustadtrathhause erschienen, ließen die Hauptleute den Rath benachrichtigen, wie sie nur gegen die in ihrem Schreiben erwähnten Prediger klagend zu thun hätten, sie daher die ganze versammelte Klerisei der Stadt nichts anginge, und deshalb bäten, nur die namhaft gemachten Personen in Acht zu nehmen. Aber die Prediger hielten zusammen, es stand einer für alle und alle für einen, und vermochte der Rath für das Mal nichts auszurichten; vielmehr beschlossen die Pfaffen, die Hauptleute nicht eher zum heiligen Nachtmahl und zu den übrigen Kirchen=Ceremonien zuzulassen, als bis sie ihre schändlichen Verläumdungen zurückgenommen und ihre Verbrechen ihnen reumüthig erkannt hätten. Am 26sten September kamen beide Parteien auf dem Neustadt=Rathhause wieder zusammen, und hielt Hennig Braband, der gelehrteste und beredteste der Hauptleute, eine scharfe Rede wider die Prediger, worauf jedoch diese erklärten, daß es bei dem, was sie ein Mal beschlossen und ausgesprochen hätten, verbleiben müsse. Da sandten denn die Hauptleute einen Notar und zwei Zeugen am 28sten September zum Coadjutor M. Johannes Kaufmann mit einem Schreiben, in welchem sie die Gründe ihres Kirchenbannes zu wissen verlangten, und die Sache im Wege Rechts auszumachen sich erboten. Aber der Coadjutor ließ den Abgeschickten die Thür weisen, das auch der Senior M. Petri that. Inzwischen ward Barwert Ingenhorst, ein Hauptmann im Hagen, zu seines Bruders Kinde zu Gevatter gebeten, und wie solches die Prediger zu St. Catharinen erfuhren — denn in ihrer Gemeinde wohnte des Hauptmanns Bruder — fordereten sie denselben vor, und redeten mit ihm insgeheim, und fragten ihn, ob er darin gewilliget habe, daß die Hauptleute Handel mit dem Rathe hätten angefangen, ermahnten ihn zugleich, er möge sich von seinen Genossen abthun, und sich mit ihnen, den Dienern Gottes, versöhnen und halten. Aber Barwert Ingenhorst blieb der Sache der Hauptleute treu, trotz alles Sprechens und Zuredens der Pfaffen, worauf er von der heiligen Taufe noch am selbigen (28. Sept.) unter dem Vorwande abgewiesen wurde, weil seine Amtsgenossen auf die Prediger geschimpft hätten, und sie nun denselben nicht mehr mit ihrem Amte dienen könnten.

Es geschah gleichfalls solches im St. Petri=Pfarrkirchsprengel und im Brüdern, und wurden daselbst Peter Schröder, ein Hausmann in der Neustadt, und Engelbrecht Bertram, ein Hausmann in der Altstadt, von der heiligen Taufe abgewiesen. Endlich gab unterm 20sten November der Rath einen Bescheid des Inhalts ab, daß die Sache an den sogenannten Küchenrath sollte

verwiesen, und wo möglich, von diesem in Güte beigelegt werden. Auch erschienen am selbigen Tage beide Partheien auf dem Neustadt=Rathhause, richteten aber nichts aus, wodurch der Zwiespalt hätte beendigt werden können, sondern kamen vielmehr hart an einander. Es hielt hier Hennig Brabant eine lange scharfe Rede, in welcher er die Prediger beschuldigte, daß sie gegen das göttliche Wort, gegen alle Kirchen-Ordnung, nur aus eigener Willkühr, und in eigener Sache die Hauptleute excommunicirt hätten, und möchten sie deshalb den nichtigen und unchristlichen Bann aufheben, oder es würden die Hauptleute gedrungen, an Gott und an der Gemeinde treulos zu werden. Aber die Pfaffen erklärten hierauf, daß der Bann der Kirche mit allem Bedacht und mit einstimmiger Bewilligung des ganzen Ministerii ausgesprochen sei, und sie denselben nicht eher zurücknehmen würden, als bis von den Hauptleuten reumüthig Buße gethan wäre. Indessen ward der Streit immer heftiger und hartnäckiger, und versammelten sich der Rath, die Gilden und Hauptleute am 8ten März 1604 auf dem Neustadt=Rathhause, und ermahnte ersterer die letzteren eindringlich zur Einigkeit. Doch die Hauptleute verlangten: Ein Erbarer Rath solle den Predigern nunmehr anbefehlen, den über sie ausgesprochenen Kirchenbann aufzuheben, sie wollten dann, wenn dies geschehen, die Ersten sein, welche ihren Feinden die Hand zur Versöhnung böten. Der Rath gab hierauf zur Antwort, daß es in seiner Macht nicht stehe, den Predigern in ihr Amt zu greifen, und daß er deshalb solch Begehren nicht erfüllen könnte.

Nach einem solchen Bescheide begannen nun die Gemeinden und die ganze Bürgerschaft sich der Sache der Hauptleute anzunehmen, denn sie fürchteten mit Recht, die Pfaffen würden den Bann und die papistische Priesterherrschaft wieder einführen, um die Leute nach ihrem Gefallen zu regieren, und verlangten deshalb vom Rathe, er sollte nach alter Gewohnheit die gesammte Bürgerschaft zusammen berufen, und diese Streitigkeit derselben innerhalb der Ringmauern zur Entscheidung vortragen. Der Rath befürchtete jedoch, daß solche Versammlung der Bürger nicht nach dem Wunsche der Prediger ausfallen möchte, und ließ deshalb das ganze Ministerium am 23sten April vorher auf die Münze fordern, und demselben durch den Syndicus erklären: „die Prediger möchten jetzt auf Mittel und Wege zum Frieden bedacht sein, und solche Einem Erbaren Rath vorschlagen, dieser wollte dann darüber mit den Hauptleuten unterhandeln, und wo möglich, um allen Aufruhr zu verhüten, die Sache in Güte beilegen.“ Die Prediger aber antworteten kurz, daß entweder die Hauptleute Buße thun und ihre Verläumdungen und Lästerungen zurücknehmen, oder daß die Acten zum richterlichen Ausspruch verschickt werden müßten. Der Rath ließ hierauf am 26sten April die sämmtlichen Bürgerschaften, und zwar jede auf ihr Rathhaus zusammen kommen, um über solche Erklärung mit einander sich zu berathen; die Altenwiefer gingen indessen größtentheils auf das Altstadt=Rathhaus, auch kamen dahin die Hauptleute aus allen fünf Weichbilden, obgleich diese sonst an die Bürger und Gemeinden ihres Weichbildes gebunden waren. Auf dem Altstadt=Rathhause wurden die Hauptleute und Gemeinden unter sich

dahin einig, daß, im Fall die Pfaffen den Bann nicht aufheben würden, man sie mit ihren Weibern und Kindern zur Stadt hinausjagen solle, und könne sogleich mit dem Coadjutor M. Kaufmann und M. Wagner der Anfang gemacht werden. Dieser Beschluß ward durch den Secretarius des Ministerii den Predigern auf dem Neustadt-Rathhause vorgetragen, welche darauf dem Rathe zur Antwort gaben: „Sie wollten gern in eigener Sache weichen und nachlassen, da aber die Lästerungen Gottes Wort beträfen, so könnten sie nicht eher denn Bann aufheben, als bis die Hauptleute mit bußfertigem Herzen Abbitte gethan, und ihre Verbrechen erkannt hätten; sie müßten nun jetzt Einen Erbaren Rath um Schutz anrufen, daß er sie in ihrem Amte bei Gottes Wort und der Kirchen-Ordnung beschütze; könne dies nicht geschehen, so wollten sie lieber, bevor sie die Hauptleute in ihrer Unbußfertigkeit zum heiligen Nachtmahl ließen, sich ihres Amtes entsetzen lassen.“ Als der Rath diese Antwort vernahm, verfügten sich etliche Rathsherren zu den versammelten Predigern, und baten sie dringend, doch nachzugeben, und nicht einen Aufruhr, der blutig genug für sie ausfallen würde, in der Stadt anzustiften. Aber die Pfaffen erwiderten kurz, voll von eiteln Starrsinn: Gottes Wort und ihr Gewissen könne nicht mehr nachgeben. Und wie sie bei dieser Gelegenheit einen Burgmeister Simon Lüddecke, von hohem Alter, fragten, ob denn das, was sie verlangten, Unrecht sei, und dieser darauf antwortete, daß es jetzt nicht Zeit sei, zu untersuchen, wer Recht oder Unrecht habe, sondern es nur allein sich darum handle, die Bürger und die Hauptleute zu beschwichtigen, haben sie auf den alten Mann, denn sie glaubten aus seinen Worten zu merken, daß er auf Seiten ihrer Gegner wäre, einen solchen Zorn und Haß geworfen, daß sie zu ihm, als er späterhin auf seinem Kranken- und Todtenbette das heilige Nachtmahl dringend verlangte, nicht hingehen wollten, und ihn ohne Absolution dahin scheiden lassen.

Der Rath versuchte nun in den darauf folgenden Tagen noch verschiedentliche Mittel und Wege, die Partheien in Güte zu vereinigen. So mußten die Hauptleute eines jeden Weichbildes mit ihren Predigern besonders zusammen kommen, um sich in Ruhe mit einander zu besprechen. Da aber die Pfaffen von ihrer Seite keine Fehler eingestehen wollten, und die Hauptleute weder öffentlich noch im Geheimen Abbitte zu leisten geneigt waren, blieb auch dieses Mal jedwede Bemühung zur Vereinigung vergeblich. Und eben so ging es am 30sten April und 1sten Mai, als die Clerisei verlangte, daß zum wenigsten im Beichtstuhl ein jeder Hauptmann sich einstellen, daselbst seine begangenen Sünden dem Prediger reumüthig bekennen, und die Absolution von ihm erwarten solle. Denn die größte Sünde, welcher die Pfaffen in ihrer papistischen Auslegungsfunkst die Hauptleute beschuldigten, war, daß jene das heilige Predigeramt, welches ein Amt des heiligen Geistes sei, auf das Schändlichste verlästert hätten. Es wollte aber keiner der Hauptleute dem Verlangen der Clerisei Genüge leisten, und blieben sie allesammt standhaft bei ihrer Erklärung, da von den Gemeinden sie beschützt wurden. Endlich gab der Rath einen Beschluß des Inhalts

ab: das keine von den Partheien wieder zusammen berufen werden sollte, und es weit besser schiene, wenn schriftlich in der Sache verfahren würde; beiden Theilen stände es daher frei, ihre Beschwerden wider einander, sammt Erklärung bei einem Erbaren Rath einzubringen, und nach einem Satz sie beiderseits zu erläutern, alsdann wollte ein Erbarer Rath die ergangenen Acten verschicken, auch den Partheien damit auferlegt haben, in Ruhe sich ferner zu verhalten, und dem ersten Richterspruche sich zu unterwerfen, und jeder Appellation zu entsagen. Die Hauptleute nahmen diesen Beschluß in allen Puncten an, die Priester jedoch mit dem Vorbehalt, daß der Streit als eine geistliche Sache nicht von einem weltlichen, sondern von einem geistlichen Gerichte entschieden werden müsse. Bevor aber dieser Prozeß anging, war den Hauptleuten, von den nur nach Rache dürstenden Pfaffen ein neuer Prozeß bereitet, welcher einen blutigen Ausgang hatte.

Es waren schon längstens, ehe der Pfaffenstreit sich begab, von dem ich so eben berichtete, der Rath und die Hauptleute der Stadt nicht einig, und mochten wohl ihre Mißhelligkeiten unter andern sich daher entsponnen haben: Im Jahre 1593 schrieb Herzog Christian, Churfürst zu Sachsen, an den Rath, und begehrte den Superintendenten der Stadt D. Polycarpus Leyser zu seinem Hofprediger, welches Verlangen auch ab Seiten des Rathes dem Fürsten bewilliget wurde. Die Bürger waren indessen mit dem Abgange ihres Superintendenten nicht zufrieden, und gingen die Hauptleute mit ihnen vor die Münzschmiede und sprachen dort laut wider den Rath und protestirten sehr gegen die Entlassung des Geistlichen, in welche sie nicht eingewilliget hätten, und niemals einwilligen würden. Der Rath aber gab ihm demohngeachtet seine Entlassung, und ließ ihn am 26sten April mit Frau und Kindern nach Wittenberg ziehen. Ferner wurden 1597 von dem Rathe die Schlüssel zu dem Thore in der Altenwieck *) an Jürgen Homester, einen Hauptmann daselbst, geschickt, und ihm bei Strafe der Stadtverweisung anbefohlen, das Thor täglich auf- und zuzuschließen. Dieser weigerte sich dem Befehle zu gehorchen, weshalb er am 12ten Mai vor das Altwiecker Untergericht gefordert und aus der Stadt verwiesen wurde. Der Verurtheilte kehrte sich an das Urtheil nicht, sondern ging in sein Haus, woselbst er verblieb.

Am 3. Juni früh Morgens ward er aber von den Rathsbienern aus selbigem geholet, und als ein Ungehorsamer in die Frohnrei gefänglich gesetzt. Solches verdroß die übrigen Hauptleute, und sie verbanden sich mit mehreren Bürgern, und zogen nun, wohl bei 100 Mann stark, nach der Frohnrei, machten ihren Amtsgenossen mit Gewalt los, und brachten ihn wieder unter Jubel in sein Haus. Es entstand nun hierüber eine große Uneinigkeit zwischen dem Rath und den Hauptleuten, und wurde sogar ein Prozeß daraus, welcher von dem Fürstl. Hofgerichte in Wolfenbüttel dahin entschieden ward, daß der Rath sich an die Hauptleute nicht vergreifen und ihre Rechte als Stellver-

*) Das Röhringerthor.

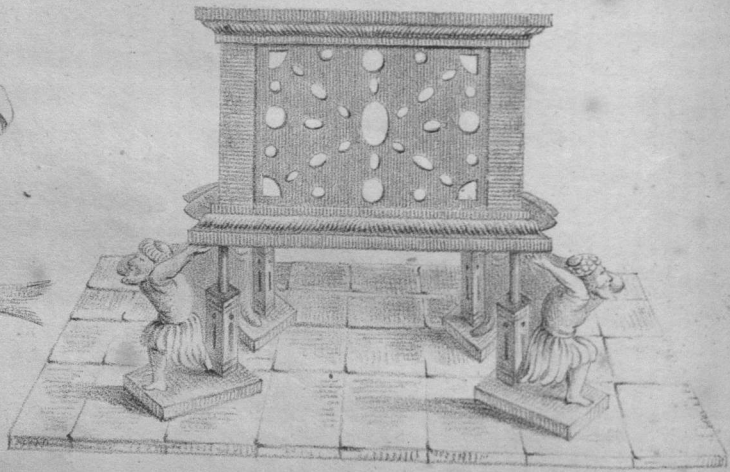
treter und Worthalter der Gemeinden achten und anerkennen solle. Dies Urtheil gefiel dem Rathe nicht, er appellirte an das Kaiserliche Cammergericht zu Prag, und gab die Hauptleute als Aufrührer an, welche heimliche Zusammenkünfte hielten und Meutereien wider den Rath anzustiften sich bemüheten, auch sogar Kaiserliche Majestät selbst schimpflich angegriffen hätten. Es erließ hierauf Kaiser Rudolph der Zweite ein Mandat, in welchem er den Hauptleuten sich friedlich zu verhalten anbefahl, und den Rath sowohl als diese nach Prag vorladen ließ. Die Hauptleute machten sich auf die Kaiserliche Vorladung gefaßt, und begehrten, da sie der Gemeinden Worthalter wären, daß die Unkosten zu der Reise aus den Kasten eines jeden Weichbildes genommen werden sollten, welches ihnen aber vom Rathe abgeschlagen wurde. Als sie nun endlich die Reisekosten selbst zusammen geschossen hatten, und auf die bestimmte Zeit zu Prag erscheinen wollten, ließ ihnen der Rath durch den Notar Johannes Möller melden, daß sie für dieses Mal ihr Geld nur sparen und nicht nach Prag reisen möchten, da, wie sie bald selbst erfahren würden, der Vorladungs-Termin weiter hinausgesetzt sei, welches alles der Burgemeister Curt von Schöppenstedt einem Hauptmann der Altstadt am heiligen Christabend auf dem St. Martinus Kirchhofe gleichfalls anzeigte.

Den Hauptleuten schien dieses verdächtig, und fertigten demnach die Jhri-gen nach Prag ab, unter denen Hennig Braband sich befand. Als nun die Abgeordneten in Prag angelangt waren, und Hennig Braband bei Kaiserlicher Canzlei sich anmeldet, begegnet er von ohngefähr einem Canzleiverwandten, den er aus seiner Jugend her noch kannte, und sagt dieser zu ihm, daß zur rechten Zeit er ankomme, denn auf des Raths zu Braunschweig abermalige dringende Anklage würde eben jetzt ein Kaiserliches Mandat ausgefertigt, das den Rath ermächtigte, mit den Hauptleuten nur kurzen Prozeß zu machen, und die Schuldigten von ihnen hinrichten zu lassen. Wie dies Hennig Braband hört, läßt er sich die Anklage geben, ersieht aus solcher den Trug und die Hinterlist der Raths, und hintertreibt, wiewohl mit großer Mühe, die Absendung des Mandats.

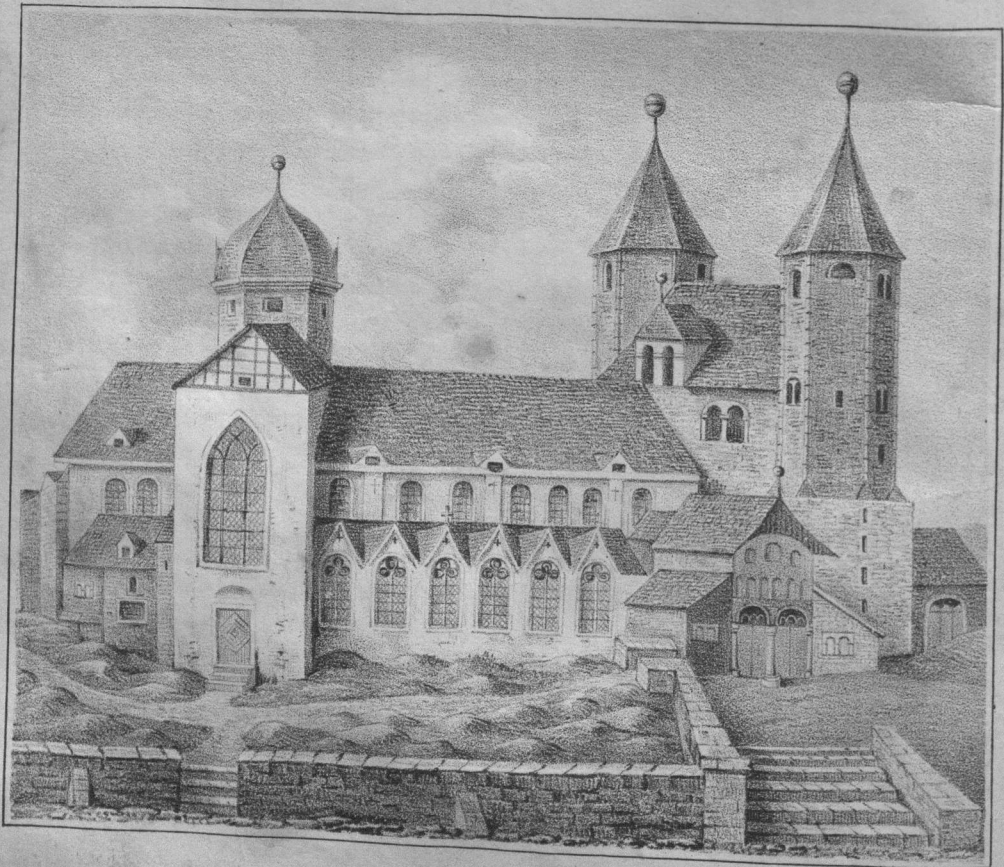
Es wurde ferner die Erbitterung des Raths und der Hauptleute auf einander dadurch noch größer, als diese, obgleich vergeblich, dagegen eingekommen waren, als der Rath etliche Wagen mit Blei und Erz, welche Scheine und Atteste mit sich führten, die satksam beurfundeten, daß sie dem Herzog gehörten, in Beschlag hatte nehmen lassen, und selbige zur Erlegung des Zolls gegen den mit der Landesherrschaft abgeschlossenen Tractat zwang. Ingleichen durch ihre Protestation und Beschwerde, daß so viele von den Geschlechtern und Stadtfunkern im Rathsstuhle saßen, welches sich, wie sie anführten, bei der Uneinigkeit der Stadt mit dem Herzog nicht passe, da diese des Fürsten Lehns-Basallen wären, und ihm treu und hold zu sein geschworen hätten — durch welche Beschwerde sie es auch endlich mit Hilfe der Gemeinden und Gilden dahin gebracht hatten, daß am 4ten Januar 1602 acht und zwanzig von den Geschlechtern aus dem Rathe abdankten. So ward denn des Raths Unwillen



Götze Krodo.



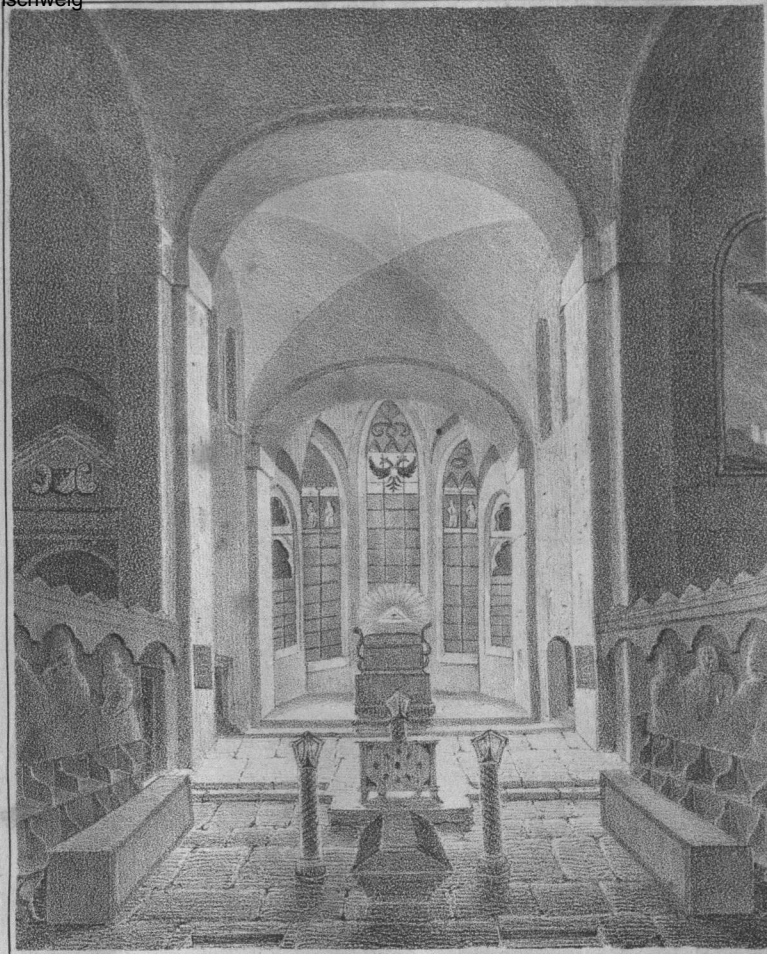
Krodo's Opferaltar.



Der ehemalige Dom zu Goslar

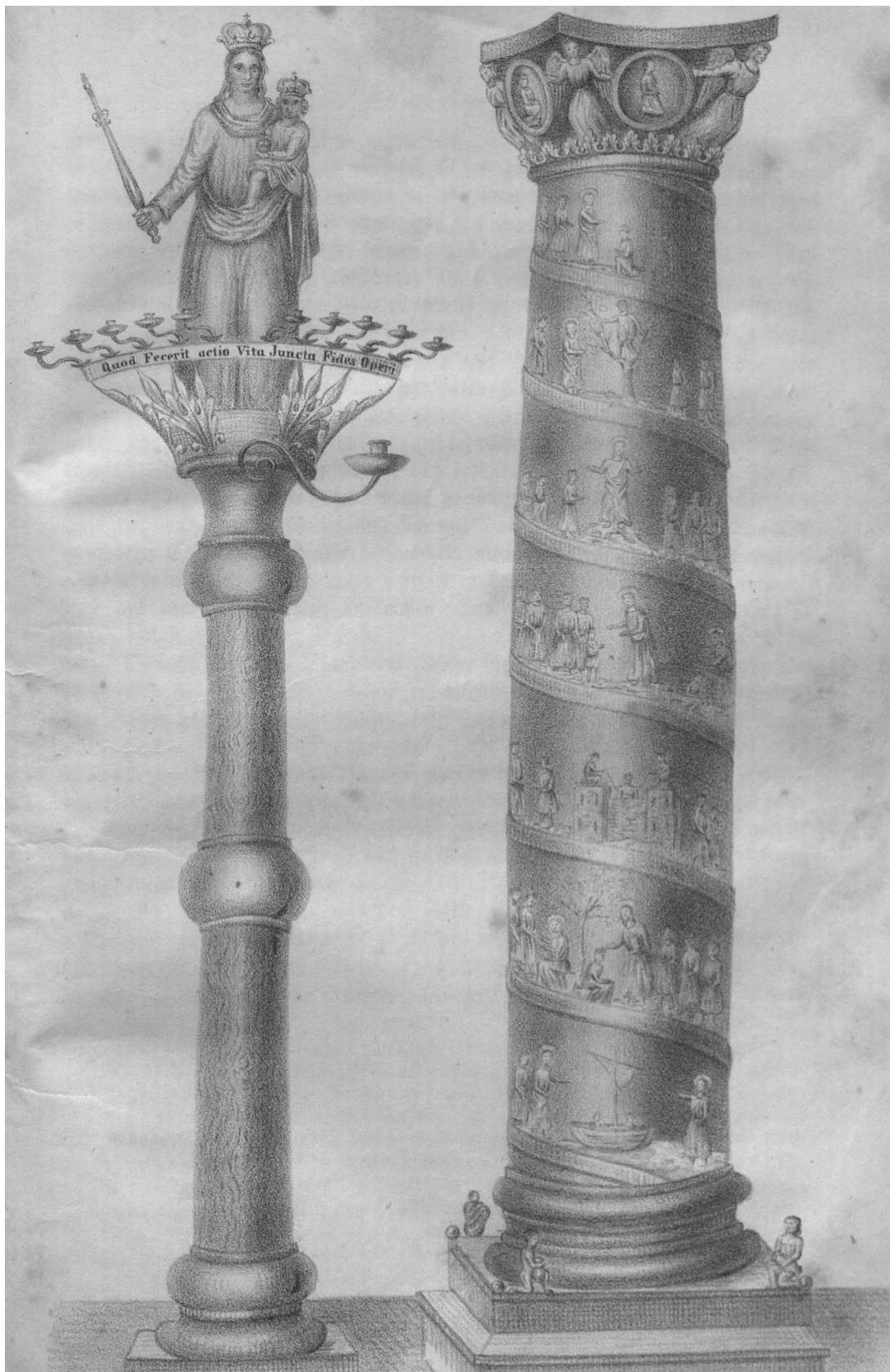


Innere Ansicht



Hoher Chor

des ehemaligen Domes zu Goslar.



noch mehr durch den Beistand vergrößert, der von den Hauptleuten Georgen Schmidt geleistet war, und wodurch sie es zugleich, wie bereits erzählt ist, mit den Pfaffen zu thun bekommen, die beim Sturze der Stadtsunker vom Rathsstuhle größtentheils mit ihnen gewesen waren, jetzt aber gegen sie, wie heulende und hungrige Wölfe, schrien, und zuletzt sie grimmig zerrissen. Und kam nun endlich am 3ten September 1604 dem Rathe und den Pfaffen die Gelegenheit, sich an ihren Feinden blutig zu rächen. Es hatten sich nämlich mehrere von den Gemeinden — denn des Pöbels Neigung ist alle Mal unbeständig und wandelhaft — auf des Raths Seite gewandt, waren auf dem Hagenmarke zusammen gekommen, und boten dem Rath ihren Beistand an, wenn er entschlossen sein sollte, diejenigen, welche Autor Cimke *) als Verschworne gegen ihn und die ganze Stadt angegeben hätte, ergreifen zu lassen. Der Rath lehnte solch Anerbieten scheinbar ab, ließ indessen am nämlichen Tage um 10 Uhr Vormittags schleunig alle Thore schließen, und den ihm willfährigen Gemeinden ansagen, daß sie den Nachmittag sich mit Harnisch und Gewehr auf dem Hagenmarke wegen dieser Sache versammeln möchten. Dies geschah. Die Hauptleute aber und die andern Bürger erhielten hiervon alsbald Kunde, kamen eiligst auf dem Altstadtmarkt zusammen, und beriethen hin und her, was sie gegen den Rath beginnen sollten.

Obwohl nun der Stand der Dinge für sie anfang gefährlich zu werden, so konnten sie sich dennoch zu keiner erheblichen Handlung, welche die Pläne des Raths hätte scheitern machen müssen, entschließen. Sie trennten sich gegen Abend unentschlossen von einander und gingen ihrer zehn, unter diesen auch Hennig Braband, nach Arend Bierschwales **) Hause an der langen Brücke, um hier, was ferner zu thun sei, mit einander zu besprechen. Doch kaum hatte der Rath durch seine Aufpaffer erfahren, daß die auf dem Markt versammelt gewesen Bürger sich zerstreut hätten, und Hennig Braband mit etlichen Hauptleuten und Anhängern sich in Bierschwales Hause befänden, sandte er die ihm Bereitwilligsten aus dem Volke nebst mehreren der Rathsdienere um 8 Uhr Abends vom Hagenmarke dahin ab, um die dort zusammen gekommenen Hauptverräther der Stadt — denn so nannte er Hennig Braband und seine Freunde — gefangen zu nehmen. Als diese das Haus verschlossen fanden,

*) Autor Cimke, ein Bürger, hatte sich, obgleich er der Stadt verwiesen war, an den Burgemeister der Altstadt, Jordan Strube, fast thätlich vergriffen, und dabei Reden geführt, die ihn als einen heimlichen und gefährlichen Anhänger der erbitterten Hauptleute erscheinen ließen. Um hierüber Gewißheit sich zu verschaffen, ließ der Rath denselben verhaften, auf die Tortur bringen, und auf das Schändlichste martern. Da war es denn natürlich, daß der Unglückliche ganz nach dem Wunsche des Raths aussagte, und die Hauptleute Hennig Braband, Nicolaus Ennebelz, Hans Wiebels, Heinrich Depenau u. a. m. sammt vielen Bürgern als solche bezeichnete, die ihn zu seiner Unthat verleitet, und sich gegen den Rath verschworen hätten. (Vergl. von Strombeck Hennig Braband und seine Zeitgenossen).

**) Das vormalige Gasthaus zum Einhorn.

schlugen sie Thür und Fenster ein und drangen mit Gewalt in die Gaststube. Hennig Braband und die übrigen Bürger stellten sich zur Wehr, und es schoß ein Rathsdienner Hennig Böhmen, einen Bürger aus der Altstadt, todt. Allein die Anzahl der das Haus Stürmenden war zu groß, und wäre jeder weitere Widerstand unnütze gewesen, weshalb die Angegriffenen auf ihre Rettung Bedacht nehmen mußten. Fünf von ihnen sprangen aus einem Fenster ins Wasser und kamen glücklich durch. Diese waren Sander Giesecke, Simon Zierenberg, ein Brauer und Hauptmann, Heinrich Depenau, ein Hauptmann, und Hennig Braband, die übrigen, als: Nikolaus Enneholz, ein Hauptmann, Zacharias Müller, ein Hauptmann, Tönnies Wini, ein Krämer, Jürgen Niemann und Bierschwalens Knecht wurden gefangen genommen und nach dem Hagen gebracht.

In der Nacht trennten sich Depenau und Braband von den übrigen Entflohenen, und setzten über die Stadtmauer. Aber Braband zerbrach beim Herunterspringen ein Bein, arbeitete sich indessen bis an den Stadtgraben, über welchen er in einem Schifflein mit Depenau glücklich gelangte. Am jenseitigen Ufer trafen sie, ohnweit des Michaelisthore, einen Mann in einem Garten, der, da die Thore verschlossen waren, außerhalb der Stadt bleiben mußte. Dieser, des Handwerks ein Weinweber, half Depenau Brabanden abwärts von der Stadt tragen, und brachten sie ihn bis auf den Broizener Acker, allwo sie den Unglücklichen unter Buschwerk legten, und ihn hierauf verließen. Des folgenden Tages am 4ten September war Alles in der Stadt wieder im Gewehr, und wurden alle Hauptleute aufgesucht und gefänglich eingesezt, außer zwei, Heinrich Hohgreß, welcher es mit den andern Hauptleuten niemals gehalten hatte, und Peter Kiecheler, der damals krank lag und Bürgen stellen mußte. Doch damit der Rath und die Pfaffen Hennig Brabanden um desto eher habhaft werden möchten, wurde an alle Ecken angeschlagen, daß derjenige, welcher Brabands Aufenthalt wüßte und solchen dem regierenden Burgemeister anzeigte, ein hundert Gulden Belohnung dafür haben sollte. Also kam gedachter Weinwebergesell und meldete, wohin er in voriger Nacht selbst mit habe tragen helfen. Es ward hierauf der Gesell mit Wächtern und zwei reitenden Rathsdiennern aus dem Thore geschickt, Brabanden einzuholen. Sie fanden ihn auch noch an dem nämlichen Orte liegen, und da er wegen des zerbrochenen Beins nicht fortkommen konnte, setzten sie ihn auf ein Pferd, und führten ihn zur Stadt. Es waren aber die Thore, wegen einfallender Nacht, allbereits verschlossen, weshalb die Diener und Knechte mit dem Gefangenen in das heilige Kreuzloster auf dem Rennelsberge ziehen mußten, von wo aus sie ihn des folgenden Tages über den Königstiege zurück ins Hohethor nach der Neustadt-Frohnerei brachten.

Nachdem nun der Rath alle Hauptleute außer den gedachten zweien und Hennig Depenau, welcher entflohen war, und viele ihnen anhängige Bürger in Verwahrung hatte, war er bedacht, einen kurzen Prozeß mit selbstigen zu machen, und brachte am 13ten Sept. schon Hennig Braband und nach-

mals die übrigen Gefangenen, einen nach dem andern, auf die Tortur, wo nach eidlicher Aussage des Henkerknechts, mit Allen auf das Grausamste und Schändlichste verfahren ist. So ließen die Herren vom Rathe acht Stunden lang Hennig Brabanden auf der Folterbank, und mußte zuletzt denselben der Nachrichten Thomas Degener bei dem Gemächte aufhängen; Zacharias Drösemann, ein Cämmerer, ein schon alter Mann von schwachem Körperbau, starb vor übergroßen Schmerzen während der Peinigung, ja, man quälte die Gefangenen so lange, bis sie die ihnen Schuld gegebenen ganz fremden Punkte bekennen mußten, und drohete dabei, daß wenn sie nachmals das Geringste wieder leugnen würden, sie noch ganz andere Qualen erleiden würden. Und ward nun alles das, was die Unglücklichen auf der Tortur gegen ihre Ueberzeugung, nur von Schmerzen überwältiget, bekannt hatten, den Gemeinden öffentlich vorgelesen, und darauf vom Rath ein strenges und blutiges Urtheil über sie gesprochen. Bevor es aber zur Execution kam, sandte Herzog Heinrich Julius einen Consistorial-Secretarius nebst Notarius und etlichen Zeugen in die Stadt und ließ zu drei verschiedenen Malen auf das Feierlichste gegen das Verfahren des Rathes protestiren. Es half solches nichts, und wurde wider die alten Statuten und Rechte der Stadt zur schleunigen Hinrichtung der Verurtheilten geschritten.

Am 18ten September mußten alle Zimmerleute in der Stadt auf dem Hagenmarke zusammen kommen, und daselbst ein großes Schaugerüst bauen, auf welchem am folgenden Tage um 9 Uhr Morgens zuerst Autor Einke enthauptet ward. Des Hingerichteten Körper ließ der Rath in einen Sack stecken und vom Scharfrichter nach St. Jodoci Kirchhof *) bringen und daselbst begraben. Gegen 10 Uhr ward Hennig Braband auf einem Karren, welchen 6 Knechte trugen, auf das Gerüst gebracht und auf einem Stuhl festgebunden. Und man schlug zuerst dem Unglücklichen zwei Finger ab, darauf zwickte man ihn vier Mal mit langen glühenden Zangen, und legte ihn dann auf einen großen Tisch. Auf diesem banden ihn der Scharfrichter mit seinen Knechten an Händen und Füßen fest, so daß er ausgestreckt nackt da lag, das Gesicht gen Himmel gerichtet. Und ward er zuerst mit einem Schnitte entmannt, darauf der Bauch bis an die Brust ihm aufgerißt, das Herz und die Eingeweide ihm herausgerissen, und wurden diese in einer Mulde hinunter auf den Markt getragen und alda von dem Henker sammt dem gegen die Geschlechter geschriebenen Receß **) verbrannt. Hierauf hauete man ihm den Kopf mit einem Beile ab und schnitt den Körper in vier Theile, welche in einen Zuber gethan, zwei Tage lang den übrigen Gefangenen in dem Diebesteller zur Schau gestellt wurden

*) Die nach dem Werder im vorigen Jahrhundert verlegte St. Jodoci-Stiftung, welche ehemals vor dem Wendenthore lag, hatte noch der Zeit ihren eigenen Kirchhof.

**) Dieser in 41 Artikel abgefaßte Receß, ein Werk Hennig Brabands, gab der Stadt eine neue, beinahe rein demokratische Verfassung. Er steht in der dritten Abtheilung der Braunschw. Fädel S. 2177 bis 2500 abgedruckt.

Endlich am 19ten September ward der Kopf des Dahingemarterten auf eine eiserne Stange über das St. Michaelsthor gesteckt. Seinen rechten Arm ließ der Rath an den Zwinger vor dem St. Petriithore, den linken Arm an den Zwinger des Fallerleberthors, sein rechtes Bein an den Zwinger des St. Magarithors und das linke Bein vor den Zwinger des Neustadtthors in eisernen Körben aufhängen.

Aber die Ursach zu sagen, warum der Angeklagte so grausam hingerichtet worden, ist schwer, denn die Verbrechen, welcher man ihn beschuldigte, daß er dem Herzoge die Stadt habe übergeben wollen, und zu dem Ende mit dessen Kanzler Dr. Jagemann, und als dieser gestorben, mit einem Hauptmann des Herzogs schriftlich im Verkehre gestanden, davon hat Niemand gewußt; daß er ferner Unruhe und Aufruhr wider den Rath habe anstiften wollen, und ein Bündniß mit dem Teufel geschlossen habe, ist nicht hinlänglich erwiesen worden. Ob er schuldig oder unschuldig gestorben, weiß nur der allwissende Gott; es halten ihn aber die meisten und unpartheiischen Personen für durchaus unschuldig *).

Als nun Hennig Braband hingerichtet war, und Herzog Heinrich Julius solches erfahren hatte, sandte er sogleich am folgenden Tage einen Abgeordneten in die Stadt, und ließ gegen das so grausame und so schleunige Verfahren des Rathes protestiren und Brabanden für unschuldig erklären. Der Rath aber, die Geschlechter und Pfaffen kehrten sich nicht daran, sondern wütheten im Morden so lange fort, bis die ihnen verhassten Hauptleute mit ihren Anhängern vertilgt waren.

Am 18ten September wurde Hermann Böhme, der in Bierschwaales Hause vor 14 Tagen erschossen, und in dem Grashofe zum Brüdern begraben war, von dem Nachrichter aus dem Grabe geholt, und obgleich schon halb verweset, vor das Gericht in der Altstadt gebracht, daselbst als ein Verräther verurtheilt, und vor dem St. Petriithor auf ein Rad gelegt. Auch ließen sie Hermann Wolters, einen Hauptmann, der nach überstandener Peinigung im Gefängnisse gestorben war, von den Knechten an den Weg, neben dem heiligen Geists Kirchhof vor dem Hohenthore, begraben. Am 24ten September brach man das hohe Schaugerüste auf dem Hagenmarke ab, und ward nun daselbst auf ebener Erde ein Platz gewählt, der mit Schranken umzogen wurde. Dahin ließ der Rath am 25ten September den Cämmerer Regidius Spiger und die beiden Hauptleute Zwiebrecht Bertram und Barthold Haberland führen und sie enthaupten. Am 10ten October wurden daselbst noch vier Hauptleute hingerichtet. Wir wollen jedoch, da es zu weitläufig sein würde, alles von diesem Greuel umständlich zu berichten, nur die Namen und Strafen

*) Unser Bildniß des im Kampfe der Demokratie gegen die Aristokratie dahin geopfertem H. Braband, ist einem in der Gemälde-Sammlung des Herrn Geheimraths von Strombeck zu Wolfenbüttel befindlichen Delgemälde entnommen.

der Unglückseligen hier kurz beibringen, welche den Haß des Raths und der Priester auf sich geladen hatten, und von ihren Gemeinden so treulos verlassen worden sind.

Burgemeister Simon Lübbcke ward ins Gefängniß geworfen, in welchem er bis zu seinem Tode (1609) blieb. Er ist von den Wächtern hinausgetragen und begraben worden. Cämmerer Megidius Spizer, diesem wurden zwei Finger und darauf der Kopf abgeschlagen. Cämmerer Zacharias Drösemann starb, wie berichtet, während der Peinigung. Hans Lange war 3 Monat schon todt und auf St. Magni-Kirchhofe begraben, wurde aber auf der Pfaffen Anstiften wieder ausgegraben. Sein Leichnam konnte nicht auf das Rad geschothen werden, indem er schon ganz vermodert war, und ist deshalb auf Fürbitten Vieler in Grabesruhe gelassen. Doch haucte man auf dem Leichensleine die Worte ein: „Dieser Stein ist umgewandt.“ Rathsherr Heinrich Wittekopf, ein alter grauer Mann, welcher aus Gewohnheit alles, was sich in der Stadt zutrug, nebst dem, was ihm wohl oder übel gethan dächte, in seinem Calender aufzeichnete. Er ward aber deshalb vor die Herren des Raths gefordert, mußte sich selbst sieben Mal aufs Maul derb schlagen und abbitten, und wurde hierauf gefänglich eingesezt. Er starb 1608 im Gefängniß. Henning Braband ist, wie schon gedacht, geviertheilt. Heinrich Depenau entkam, ward indeß am 8ten August ertappt und enthauptet. Zwiembrecht Bertram und Hans Giebels wurden geköpft. Albrecht Wolters starb nach der Peinigung in der Frohnerei, und ward von den Wächtern begraben. Hans Pape war damals außer der Stadt und hatte sich niemals wieder hineingetraut. Peter Kiecheler kaufte sich mit Gelde aus dem Gefängniß los. Heinrich Lose, Hans Cordes und Dietrich Affen gaben Geldstrafen. Barwert Ingenhorst war damals außerhalb der Stadt und kam erst nach der Belagerung 1606 wieder. Bartold Haberland, Werner Kofallien und Autor Düvell wurden enthauptet. Daniel Karz, Peter Schröder, Dietrich Dieß und Adrian Horn wurden gefänglich eingezogen und zu schwerer Geldstrafe verurtheilt. Diedrich Slotwedel, Engelke Juthen, Simon Zierenberg, Thiele Haase, Zacharias Müller, Paul Gärtner, Jürgen Hoffmeister wurden sämmtlich zu Geldbußen verurtheilt, und außer Jürgen Hoffmeister, welcher entfloh, hingesezt. Nicolaus Enneholz ward enthauptet.

Von genannten 31 Personen waren die ersten fünf Rathsherrn, die mehr für als wider die Hauptleute gesprochen hatten; die übrigen 26 waren Hauptleute der Gemeinden.

Folgende Bürger kamen noch außerdem mit ins Spiel:

Heinrich Böhme, welcher wieder ausgegraben und auf das Rad gelegt ward. Autor Eimeke wurde geköpft und seine Mutter bekam den Staupbesen. David Eggeling, Andreas Henkel, Jürgen Niemann und Hans aus Zelle wurden auf 10 Meilen weit der Stadt verwiesen. Franz Bölken, Franz Düttel, Curd Schmidt, Johann Claus sind gleichfalls

auf 10 Meilen weit der Stadt verwiesen. Tönnies Weni wurde ausgestrichen. Arend Bierschmale, Johann Kleine, Andreas Cramer, Heinrich Möhlen, Hennig Boffen, Hermann aus Essen, Hans Schwarzkopf, Christoph Schag, Hermann Frühling, Conrad Kreuzberg, Stephan Hessen, Behrend Lampe und Claus Woltke, sind theils mit Hausarrest, theils auch mit öffentlichen Gefängniß- und Geldstrafen belegt worden. Sander Gieseke, Jürgen Affen, Curd Broistedt, Hans Nieper, Hans Fröhling, Peter Brandes retteten sich durch die Flucht.

In Allem wurden zehn Personen am Leben gestraft, vier starben bei oder nach der Peinigung im Gefängnisse, und von den übrigen sind viele von den Henkersknechten auf der Tortur so zugefesselt worden, daß sie lebenslang unfunde und verkrüppelte Leute waren, die dem Rathe hatten zuschwören müssen, von dem, was ihnen begegnet sei, gegen Niemanden etwas zu gedenken.

Und als nun die Hauptleute und die ihnen zugethanen Bürger nicht mehr waren, fingen die Reichen im Rathe und die Priester wieder an vergnügt zu werden, und dankten Gott am 4ten December 1604 in allen Kirchen dafür, daß nun Ruhe in die Stadt abermals zurückgekehrt sei.

In welchen Ruhestand aber die Stadt durch diese furchtbare Unterdrückung der Hauptleute und ihrer Anhänger kam, und wie sie nachher immermehr sank, und Handel und Wandel aus ihren Mauern entwich, dieses muß einem besondern Abschnitte zur Stadtgeschichte von Braunschweig aufbewahrt bleiben.

Das Herzogl. Schloß zu Wolfenbüttel.

Die Erbauung der Burg Wolfenbüttel wird dem Sachsenfürsten und Herrn von Braunschweig, Eckbert I. zugeschrieben, und fällt in das Jahr 1046. In einem sumpfigen Bruche am Okerstrome erbaut, soll sie anfangs in einem, längst spurlos verschwundenen, runden Thurme bestanden und dem Hauptzwecke nach dazu gedient haben, einem Zollen nachdrücklichen Schutz zu gewähren, der an den frequenten Damm gelegt war.

Ueber Wolfenbüttels Namen herrschen verschiedene Meinungen. Einige wollen ihn von „Welf“ ableiten; doch da die Burg von Eckbert dem Jüngern (1090) auf die Familie von Hagen übergegangen, diese sich bereits ein halbes Jahrhundert in ihrem Besitze befand, als in Heinrich dem Stolzen der erste Welf sich mit dem Stamme der letzten Billinge und Wittelinde verzwängerte und deren Lande zur Mitgift erhielt, so gewinnt eine andere Ansicht mehr Wahrscheinlichkeit, nach welcher die, in der sumpfigen und waldigen Gegend hausenden Wölfe, die Veranlassung zu dem Namen der Feste gegeben haben sollen.

Mit ihren Herren hat auch die Burg verderblichen Stürmen trogen, gar manchen harten Straus im Laufe der Zeit bestehen müssen. Oft durch feindlichen Angriff zerstört, ist sie als Fürstenwohnung noch allemal gewaltiger und glänzender wieder emporgestiegen aus ihrer Asche. Doch sie hat aufgehört die stolze Residenz prachtliebender Fürsten zu sein, und so erblickt man in ihr heute nur noch die Ruine verschwundener Größe mittelalterlicher Zeit.

Unter Eckbert von Wolfenbüttel aus der Familie von Hagen, erfuhr die Burg, soweit die Nachrichten reichen, zuerst ein hartes Schicksal. Von Herzog Heinrich dem Löwen, der gegründete Ursache hatte, den feindlich gesinnten Eckbert seinen schwer strafenden Arm fühlen zu lassen, wurde sie (1193) eingenommen und von Grund aus zerstört. Zu Anfange des 13ten Jahrhunderts stattlicher wieder aufgebaut, unterlag sie nicht lange darauf (1255) dem gerechten Zorne Albrechts des Großen von Braunschweig, der, um schrankenlose Räubereien zu strafen, und der überdem auch vom römischen Könige Wilhelm in die, von Günzel von Wolfenbüttel — wie es im Documente heißt: *propter suam elatam superbiam et malitiam obstinatum* — verwürkten, Güter, früher eingewiesen worden war, das zur Raubfeste gewordene Wolfenbüttel nach einer dreitägigen tapfern Gegenwehr zerstörte. Sie wurde hernach (1283) von dem Grubenhagener Heinrich dem Wunderlichen im größern Umfange wieder hergestellt und blieb von dieser Zeit im unmittelbaren Besitze der Herzöge von Braunschweig.

Der prachtliebende Albrecht wählte, der Erste von den Braunschweigischen Herzögen, die Burg Wolfenbüttel, doch abwechselnd mit Braunschweig und Göttingen, zu seiner Residenz. Von den Nachfolgern wurde von jetzt immer mehr auf sie verwendet.

Herzog Friedrich umgab sie (1381) mit neuen Mauern und ansehnlichen Wällen, nachdem er sich mit Hülfe der Braunschweiger durch einen glücklich ausgeführten Handstreich der unberufenen Vormundschaft seines Oheims zu entledigen gewußt hatte. Indes erhob sich die Burg namentlich zu Anfange Wilhelms des Siegers Regierung (1427) zu einer nicht verächtlichen Festung für die Kriegskunst damaliger Zeit. Er selbst hat die Festigkeit seines Schlosses wohl erfahren müssen, als während einer kurzen Abwesenheit der von ihm bestellte Landesverweser, sein Bruder Herzog Heinrich der Friedfertige, sich Wolfenbüttels bemächtigte und ihm die Herausgabe dieser Burg verweigerte.

Das stolze Schloß, während Heinrich des Jüngern Gefangenschaft seiner Festungswerke beraubt, die zufolge Beschlusses der Häupter des schmalkaldischen Bundes (1546) geschleift worden, und überhaupt arg mitgenommen während des Fremdbesitzes, wurde von dem (1547) in sein ausgezogenes Herzogthum zurückkehrenden Fürsten zwar nothdürftig wieder hergestellt, erreichte aber unter dessen Nachfolger, Herzog Julius (1576) erst seine Glanzperiode.

Vom Okerstrome umgeben, gedeckt von tüchtigen Bollwerken und hohen Mauern, bestand das Schloß nach der aus dieser Zeit vorhandenen Zeichnung

und den noch nicht verschwundenen Spuren, aus einem Haufen irregulär zusammengestellter Gebäude, schlichten mittelalterlichen Styls, unter welchen sich der noch gegenwärtige Hauptschloßthurm und die Schloßcapelle durch edlere Formen ganz besonders auszeichneten. Namentlich guten Effect in dem Ensemble machte die Schloßcapelle mit dem wohlgeformten Thurm auf ihrer ansehnlichen Kuppel, die unten an der Böschung mit mehreren ausgeladenen Eckthürmchen und einer weiten Balustrade geziert, weit über das hohe Schloßdach hervorragte. Die Capelle stand ziemlich frei gegen Süden, dem später erbauten kleinen oder Bevernschen Schlosse zu, und war von der Oker durch einen kleinen Hof getrennt, der am Canale mit einer Mauer versehen gewesen zu sein scheint. Ebenso stand der Hauptschloßthurm gegen Osten und Norden ganz frei und stieg ohne merkliche Verzierung in seiner gegenwärtigen Höhe aus dem Wasserspiegel des um das Schloß geleiteten Okerstromes empor. Die Westseite lehnte sich an die Schloßgebäude, von welchen drei hinter dem Thurm hervorragten und ihre unförmlichen Giebelspitzen dem Marstalle und der nachmaligen Bibliothek zuekehrten. Straßenwärts nach derselben Seite hin, wurde von dem alternden Herzoge ein weiter Söller gelegt, der ihm an heitern Sommertagen zur Erholung diente und dem Schlosse eine neue Verzierung gab. Gegen Süden stand der Thurm mit der Hauptfront der Schloßgebäude in Verbindung, die jedoch immer noch um einige Fuß hinter den Thurm zurücktrat. Der schöne offene Platz vor dem Schlosse, der geräumig genug ist, daß einige tausend Infanteristen ihre Evolutionen darauf auszuführen vermögen, gilt heute noch für eine der größten Zierden Wolfenbüttels.

Bis zu der Mitte des folgenden Jahrhunderts hatte das prachtvolle Schloß eine bedrängnißvolle Zeit zu bestehen. Die Stürme des 30jährigen Krieges rauschten zerstörend durch seine Hallen. — Als Herzog August nach dem endlich erlangten Abzuge der Kaiserlichen seinen Hofhalt (1644) dorthin wieder verlegte, fand er öde Gemächer, und wohin er blickte, der rohen Soldateska verwüsthende Spur. Mühevoll und mit bedeutendem Aufwande setzte er das Schloß wieder in den vorigen Stand.

So blieb es bis auf den Herzog August Wilhelm. Als nun die allmählig vergrößerte Hofhaltung mehr Aufwand und Raum erforderte, überdem auch das alterthümliche Schloß mit seinen hohen Giebeln und vielen Thürmen dem architectisch verfeinerten Zeitgeschmacke nicht mehr zusagen wollte, so ließ der Herzog (1716) den irregulären Gebäudehaufen, der das alte Schloß bildete, nach der Ost- und Nordseite durch Vorlagen mit den noch jetzt vorhandenen Fagaden, wie auch mit einer neuen Bedachung versehen. Durch diese Vorrichtungen wurden die vereinzeltten Bauwerke zu einem Ganzen verbunden und in ihrer Außenform zu einem Ganzen. Die Vorlagen (der Vorbau) sind auf massiven Bögen gestellt, die aus dem Grunde der Oker aufgeführt, hinter sich das ursprüngliche Mauerwerk sehen lassen. Der Hauptthurm gegen Osten und Norden, sonst ganz frei, kam durch diesen Neubau mitten in das Schloßgebäude zu stehen; riesenhaft umgürtet von diesem ragt aus dem Dache des-

selben sein Haupt empor, während sein im Ockergrund festgewurzelter Fuß unter dem Vorbau sichtbar ist. — Die Schlosscapelle wurde durch diese Vorrichtungen eben nicht mehr, sondern nur in Etwas anständiger verdeckt, durch weiteres Hervortreten der Hauptfagade, indem die Spitze des Capellenthurms fast mit der äußersten Ecke dieses Flügels (dem kleinen Schlosse zu) in gleiche Linie kam. Nicht schwer fällt es, sich mit Hülfe dieses Merkmals die Lage der später abgebrochenen Capelle zu vergegenwärtigen. Uebrigens erreichte die Dachferst des erwähnten Flügels, der den Rumpf der Capelle bis auf etwa die Hälfte verdeckte, noch lange nicht die großartige Kuppel, die, wie oben schon bemerkt, um ein bedeutendes über des Schlosses Bedachung hervorragte. — Zugleich, vielleicht auch im Jahre zuvor, nach der am Zifferblatte aufgefundenen Jahreszahl 1715, erhielt der Hauptschloßthurm, von dessen alterthümlich verzierten Gallerie dem Freunde romantisch schöner Natur eine freundliche theilweise vom Harzgebirge begrenzte Fernsicht geboten wird, die berühmte als die größte in Deutschland bekannte Thurmuhre aus der Gandersheimer Abtei.

Außer den Veränderungen der Schloßgebäude in der Außenform, sind diese im innern Hofe, der ein irreguläres Viereck bildet, mit den jetzt noch vorhandenen Colonaden versehen worden, welche an der Südseite und in den ebern Stockwerken später mit Fensterwänden verwahrt worden sind, zum Schutze gegen Wind und Wetter.

Bald nach diesem imposanten Bau ist (1723) das sogenannte kleine oder Bevern'sche Schloß vollendet worden, welches hinterwärts mittelst einer Brücke mit dem Hauptschlosse in Verbindung gebracht wurde.

Das mit enormen Kosten im französischen Style hergestellte Schloß erfreute sich nicht lange seines neuen Glanzes. Im Jahre 1734 verlegte Herzog Carl seine Residenz nach Braunschweig. Verödet und verwaist, diente dieses wahrhaft fürstliche Schloß längere Zeit hindurch nur Speculanten zu allerlei Unternehmungen. Im kleinen Schlosse wurde eine Tuchfabrik angelegt, und als diese nicht rentiren wollte, wurde es (1791) an den Drosten Räder von Rodenberg verkauft, der dasselbe, mit Ausnahme des zu seiner Wohnung eingerichteten linken Flügels, abbrehen ließ; ein gleiches Schicksal erfuhr die (1793) von ihm ebenfalls käuflich erstandene Schlosscapelle und ein nach Süden in den Thiergarten sich erstreckender Theil der alten Burg.

Zu der nämlichen Zeit bewohnte eine Anzahl französischer Emigranten das Hauptschloß. Die von ihnen mit Glück dort angelegte Papiertapetenfabrik ist erst seit einigen Jahren aus dem ehrwürdigen Gebäude entfernt, noch sichtbare Spuren ihres Dagewesenseins dort hinterlassend. — Seit 1833 ist in dem Flügel nach Süden ein geschmackvolles Theater eingerichtet, in welchem, außer den Messzeiten und Sommerferien, wöchentlich gespielt wird; in dem andern Flügel gegen Norden hat seit 1838 das Herzogliche Amt Wolfenbüttel seinen Sitz.

In der Ansicht der Schloßgebäude vom Schloßplatze ab hat sich seit August Wilhelm, abgesehen von des vorzeitigen Alters Gebrechlichkeit und wenigen andern unerheblichen Verwahrlosungen, wesentlich nichts geändert, als daß die Schloß-

capelle weggefallen ist und einige Frontespice auf der nördlichen Fagade in die Dachfläche eingezogen, auch hin und wieder Lücken entstanden sind durch den Abbruch vorhandener Bauwerke.

Das ewige Licht und die Spindel *).

Mündlich.

Es war einmal vor alten Zeiten ein Bergmann in Clausthal, der hatte sieben lebendige Kinder und war durch mancherlei Unglück so in Armuth gerathen, daß er schon alle Hoffnung aufgegeben hat, je wieder empor zu kommen. Darum war er so sparsam, daß er nicht einmal eine Laterne mitnahm, wenn er anfahren mußte, und bei der Arbeit hat er immer so klein ausgeführt, wie nur immer möglich; was er von Geleuchte hat entbehren können, das hat seine Frau verkauft. — So fährt er auch einmal an des Nachts, und wie er im Holze ist, verirrt er sich, denn es ist ein furchtbar Wetter und so finster, daß man seine Hand nicht vor Augen sehen kann. Endlich kommt er aus dem Walde und steht vor einem Graben, kann aber den Steg nicht finden. Da sieht er in der Ferne ein Grubenlicht. Er denkt, es ist auch ein Bergmann, und ruft: Kamerad! zeig mir doch einmal den Steg! Das Licht kommt immer näher, kommt bis zum Graben, und es ist ein Geschworne. Der leuchtet dem Bergmann über den Graben. Wie er drüben ist, da ist's der Bergmönch, der ihm über den Graben geleuchtet hat. Der fragt ihn, warum er ohne Geleuchte gehe bei so finsterner Nacht, und der Bergmann erzählt ihm, warum er das thun muß, daß er arm ist, ohne seine Schuld heruntergekommen, und daß er sparsam sein muß, um nur etwas zu erübrigen. — Also schenkt ihm der Bergmönch ein Stück Unschlitt von seinem eignen Lichte, aber befiehlt ihm dabei, er soll keinem Menschen sagen, woher er das Unschlitt hat.

Dies Licht hat nun ewig gebrannt und der Bergmann hat künftig kein Unschlitt oder kein Del mehr nöthig gehabt. Noch in der nämlichen Nacht tritt der Bergmönch zu der Frau des Bergmanns in die Stube. Die Frau hat noch beim Spinnrade gefessen und sich entseztlich erschreckt. Aber der Bergmönch sagt: sie solle nur ruhig sein und sich nicht fürchten, und schenkt ihr eine Spindel, aber sie soll nicht sagen, woher sie die Spindel hat.

Da haben nun die beiden Eheleute lange Zeit in Frieden mit einander gelebt und sie sind sehr wohlhabend geworden und dem Mann ist Alles geglückt; die Zwerge haben seine Arbeit gethan, und wenn die Frau gesponnen hat, hat sie das schönste Garn in der Welt bekommen, und der Flachs hat nicht abgenommen.

*) Farry's Volksfagen.

Nun ist aber in Goslar eine reiche Kaufmannstochter, die ist neidisch auf die Bergmannsfrau und es ist auch zu der Zeit ein junger Rathsherr in Goslar, der hat sich in die reiche Kaufmannstochter verliebt. Sie sagt: sie wollte ihm ihre Liebe schenken, wenn er von der Bergmannsfrau erforschte, wie sie das schöne Garn machte; der Rathsherr denkt, dazu ließe sich wohl gelangen und geht eines Abends, wie er meint, der Mann ist nicht zu Hause, nach Clausthal und sagt zu der Bergmannsfrau: sie soll nur frei bekennen, wie sie zu dem Garn käme, man wüßte schon, daß sie eine Hure wäre, und sie sollte verbrannt werden. Da sagt sie aus Furcht, der Bergmönch hätte ihr die Spindel geschenkt, und giebt die Spindel her. Wie der Goslarsche die Spindel hat, da wird auf einmal ein Gesaue und Gebrause in der Stube und die Stube wird voll Dampf und der Wind bläst so stark, daß davon Alles über und über stürzt, und der Goslarsche flüchtet hinaus und die Frau auch. Wie der Goslarsche weg ist, wird Alles so ruhig wie vorher, und die Frau geht wieder in die Stube. Aber die Spindel ist weg und bleibt weg; und seit der Zeit hat sie nur ganz gewöhnliches gutes Garn gesponnen, und hat sie wollen spinnen, hat sie auch Flachs kaufen müssen, wie jede andere Frau. Aber wie nun der Goslarsche an die hohe Kehle kommt, fällt's auf einmal über ihn her und schlägt ganz unbarmherzig auf ihn los, daß er in Ohnmacht im Fahrwege liegen bleibt. Und am Morgen, wie er wieder zu sich selbst kommt, ist die Spindel weg; und wie er wieder nach Hause gekommen ist, legt er sich und stirbt nach neun Tagen.

Nun ist aber der Mann schon Untersteiger geworden, denn man hat ihn gebrauchen können. Aber die Leute habens wol gemerkt, daß das Licht ewig brennt. So befährt er einmal mit einem andern Steiger, der sein guter Freund ist, die Grube. Da setzt ihm der gute Freund so lange zu, und sagts ihm endlich grade heraus, die Leute sagten, er hätte einen Bund mit dem Bösen gemacht, da bekennt er. Wie er bekannt hat, gehts hinter ihnen her, als wenn Einer so recht fest auftritt, oder als wenn Einer einen recht schweren Gang hat, und wie der Blix steht der Bergmönch vor ihnen, mit seinem silbernen Grubenlicht, so groß wie ein Scheffel, und die Flamme geht bis an die Firste und seine Augen sind wie Wagenräder und lauter Feuer. Und auf einmal giebt er dem andern Steiger, der seinen guten Freund zum Bekennen gebracht hat, eine Ohrfeige und geht ins Feste. Und der Andere, der eben gebeicht hat, dem thuts einen Ruck im Arme, und auf einmal liegt ein großes Stück Schwertspat auf seinem Lichte. Jener aber hat von der Zeit immer den Kopf schief stehen gehabt.

Anderere erzählen so:

Wie die Frau auf einmal so unvergleichliches Garn gesponnen hat, wie's in der Welt gar nicht weiter giebt, und es wird bekannt, daß sie keinen Flachs kauft, und daß ihr Flachs beim Spinnen nicht abnimmt, wundern sich die Leute, und fragen sie, wie das zugeht. Aber sie sagt nichts, und bald sagt Alles, es gehe nicht mit rechten Dingen zu. Darüber bekommt sie einmal Streit mit einer Nachbarin. Die Nachbarin schimpft und sagt, man wüßte wol, woher sie

ihr Geld hätte, und warum der Flachs nicht abnehme, es wäre kein Wunder, wenn Einer reich würde, ders mit dem Bösen hielte, und dem's der Teufel ins Haus brächte. Da übernimmt sie der Alerger, daß sie nicht weiß, was sie spricht und sagt: Oho! zwischen dem Teufel und dem Bergmönch ist doch auch noch ein Unterschied! da giebt's ihr eine Ohrfeige, daß sie nachher auf der Wange ein Zeichen getragen hat, als wenn einer seine fünf Finger hineingedrückt hätte. Die Spindel aber ist weg gewesen. Und ihren Mann haben einmal seine Kameraden betrunken gemacht und in der Trunkenheit hat ers ausgeplappert. Da giebt's ihm eine Ohrfeige, daß ihm der Kopf von Stund an schief gestanden hat, und wie er nach Hause kommt, liegt in seinem Grubenlicht ein großes Stück Schwespat und kein Mensch hats herausbringen können.

Noch Andere erzählen so:

Wie der Mann merkt, daß seine Frau immer so schönes Garn spinnt, und der Flachs nimmt nicht ab, und wie sie merkt, daß ihr Mann immer ein so schönes Stück Unschlitt auf seinem Richte hat und doch keins darauf legt, und wie sie erfährt, daß sein Licht ewig brennt, wissen sie Beide nicht, was Eins vom Andern halten soll. Sie denkt es nicht richtig mit ihm, und er denkt es ist mit ihrem Kram nicht richtig. Da setzt er nun ihr zu, sie soll sagen, was das mit ihrem Spinnwerke zu bedeuten hat, und sie bittet ihn immer, er soll ihr sagen, wie's mit seinem Grubenlichte zugeht. Aber er will ihr nichts sagen und sie will ihm nichts sagen. Da denkt sie endlich, er hat sie nicht lieb, und er denkt sie hat ihn nicht lieb; sie denkt er ist ihr nicht tren, und er denkt sie hält sich mit einem Andern. Nachher werden sie einander immer böser und streiten sich fast alle Tage. Er wird mit der Zeit Steiger und sie werden steinreiche Leute; aber sie haben doch keine Ruh und Frieden gehabt. Endlich glaubt sie er hat sich dem Bösen ergeben, und er glaubt sie hat sich dem Bösen ergeben, und ist's vorher schlimm gewesen, so können sie nun gar nicht mehr mit einander leben. Einmal, wie er eben hat ansfahren wollen, streiten sie sich wieder und sein Grubenlicht hat er gerade in der Hand. Da sagt er sie soll ihm aus den Augen gehen; er will mit keiner Here zu thun haben. Spricht sie: ich kann gehen, ich bin keine Here; aber Du hast mit dem Teufel einen Bund gemacht; mit dem verfluchten Richte! Sagt er: mein Licht ist nicht verflucht, und das könnt' ihm der Bergmönch bezeugen. Sagt sie: und ich bin keine Here, das kann mir auch der Bergmönch bezeugen, und ich hab's von ihm. Und ich hab's eben so gut von ihm, schreit er; und meinetwegen mag er den ganzen Bettel wieder holen, wenn ich solchen Unfrieden davon haben soll! So wie er das gesagt hat, steht der Bergmönch in der Stube mit seinem silbernen Grubenlicht so groß wie ein Scheffel; und sie denken schon: jetzt habt ihr euer letztes bißchen Brod gegessen. Und der Bergmönch sagt: wenn Ihr's so haben wollt, meinetwegen. Da thut's ihm einen Ruck im Arme, und in seinem Richte liegt ein großes Stück Schwespat, und von ihrem Spinnrade ist die Spindel weg. Und der Bergmönch hat gesagt, so wäre es besser, und sie sollten sich ja künf-

tig mit einander vertragen, sonst würd' es ihnen schlimm ergehen; und damit ist er verschwunden. Drauf haben sie sich vertragen und zufrieden mit einander gelebt und in recht gutem Wohlstande.

Der Götter- und Götzendienst unserer Vorfahren.

Die Religion unserer Väter, der alten Sassen, scheint von der urdeutschen, die wiederum mit der skandinavischen eng zusammenhängt, wenig verschieden gewesen zu sein. Der nordische Odin oder Allfater (Allvater), „der da ist, der da war und der da sein wird,“ wurde von unseren Vorfahren unter dem Namen Wuotan (Woudana, Wodan) als der oberste der Götter verehrt; doch ist nicht zu leugnen, daß Odin (Ote) bei den Sassen auch als besondere Gottheit erscheint. Wuotan ist die weltlenkende, ewige Macht, der Urquell alles Guten und verleiht demnach auch die nach den Begriffen unserer vordristischen Väter herrlichste Gabe, den Sieg. Sein Wagen ist das Siebengestirn, einst Wuotanswagen und noch jetzt Wagen genannt; seinem Rosse, dem edelsten der Thiere, ließ man auf dem Felde Getreide stehen, und sicher hängt es mit diesem alten Opfer zusammen, wenn noch bei Kloppenburg im Oldenburgischen einige Aehren nicht gemähet werden. Auerochsen, Pferde und Schafe dampften auf den Opferaltären dem Gotte zum süßen Geruch in heiligen Hainen und auf den dem Himmel näheren Bergen; ja selbst Menschenopfer wurden ihm dargebracht, indem man in einem greuelhaften Gemisch von Rachelust und Dankbarkeit dem Siegesverleiher die gefangenen Feinde schlachtete. Hierauf bezieht sich ein altes Gebet, das, auf Pergament geschrieben, in einer bei Harzburg ausgegrabenen Urne vorgefunden ward und also lautet:

Hilli krotti Woudana, ilp osk un osken pana Witekin ok kelta of ten aiskena Karelui ten Ilakatenera. Ik kif ti in ur un tu scapa un tat rof. Ik slakte ti all fanka up tinen iliken Artisberka.

Das heißt: Heiliger, großer Wodan, hilf uns und unsern Hauptmann Witekind, auch den Unterfeldherren, gegen den abscheulichen Karl, den Schlächter. Ich gebe Dir einen Auerochsen und zwei Schafe und den Raub. Ich schlachte Dir alle Gefangenen auf Deinem heiligen Harzberge.

Uebrigens ragte Wuotan so sehr über die andern Götter hervor, daß sie alle mit ihm standen und fielen; weshalb man sich auch bei der Bekehrung zum Christenthume meistens begnügte, die Täuflinge allein ihm abschwören zu lassen *).

*) Doch findet sich eine Schwurformel, nach welcher die Sassen auch andern Göttern eidlich entsagen mußten; sie lautet: Ec forsacho allum diabales (Teufels) wordum end wercum, tuna (Donar?) erende (Piatha?) woden end Saxe Ote (Odin) end allum then unholdum, the hira genotas sind (die ihre Genossen sind).

Demgemäß heißt es in dem von einem Unterfeldherrn (kelta) im Jahre 786 geschworenen Eide folgendermaßen:

Hilken maktik konnink karelo, ik tin vanken oddo, pana of thousand, vorsaki ten krotten Woudana belta up Artisbarko. So ok all min godmanni ok krisknekti to kerstene. Al min sittoma ok rekto is in ihia will ok anda. We bit di otmode um levens ok fridoms. We will oldena bi Gotto almaktik ten vater, ten son, ten illiken ost, so we nu lernet, ok an ti, os nadik konnik.

Das heißt: Heiliger, mächtiger König Karl, ich Dein Gefangener Otto, Panierherr über Tausend, entsage dem großen Wodansbilde auf dem Harzberge. So auch alle meine Unterthanen und Kriegsknechte zu Christen (sollen Christen sein). All mein Besizthum und Recht ist in Deinem Willen und (in Deiner) Hand. Wir bitten Dich demüthig um Leben und Freiheit. Wir wollen halten bei Gott dem allmächtigen Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiste, wie wir nun belehrt sind; auch an Dir, unserm gnädigen Könige.

Wuotan am nächsten steht Donar (Thor), der Gott des Regens und Ungewitters. Der Bliß ist ein Schein seines rothen Bartes; und bläzt er in diesen hinein, so rollt der Donner; aus dem Wetter aber prasseln seine Keile auf die Erde. Der Donnerstag ist ihm heilig, und noch jetzt herrscht im Ausbachschen der Aberglaube, daß am Himmelfahrtsdonnerstage der Bliß in das Haus schlägt, in welchem eingefädelt und genähet wird. Ungleich milder, als Donar, ist Fro, d. i. der Herr (vgl. Frohnleichnam d. h. Leichnam des Herrn), ein Frieden verleihendes Wesen, das mit Wuotan und Donar eine Art von Dreieinigkeit bildet. Der eigenthümliche Gott des Krieges ist Ziu, von dem der Ziefzig oder Dienstag seinen Namen hat, wenn nicht die Ableitung von Zdin (Zdins-tag) die richtige ist. Unter den Göttinnen scheint die wunderbare Hertha *), die — nach Tacitus — in einem keuschen Hain auf einer Insel des Ocean's (Rügen) in heiliger Verborgenheit wohnte und von vielen deutschen Stämmen, denen sie sich zuweilen auf kurze Zeit nahete, verehrt wurde, auch den alten

*) „Auf einer Insel des Ocean's ist ein keuscher Hain und in demselben ein geweihter, mit einem Gewande verhüllter Wagen. Allein dem Priester ist erlaubt, ihn zu berühren. Dieser ahnt die Gegenwart der Göttinn im Heiligthume und begleitet mit großer Ehrfurcht die von Kühen Geführte. Dann fröhliche Tage, festlich die Stätten, welche sie der Ankunft und des Gastbesuches würdigt. Sie ziehen nicht in den Krieg, ergreifen die Waffen nicht; jegliches Eisen wird verschlossen. Friede und Ruhe sind dann nur bekannt, dann nur geliebt, bis derselbe Priester die des Umgangs mit den Sterblichen gesättigte Göttinn dem Tempel wiedergiebt. Bald darauf werden Wagen, Gewänder und, wenn Du es glauben willst, die Göttinn selbst im geheimen See gewaschen. Sklaven verrichten den Dienst; diese aber verschlingt derselbe See sogleich. Daher geheimen Schauer und heilige Unwissenheit, was jenes sei, das nur schauen, die da sterben müssen“. Tacitus de Germania C. XL. Zwar nennt Tacitus unter den Verehrern Hertha's die Sassen nicht; allein die in der oben citirten Eidesformel aufgeführte Gottheit „erende“ scheint mit Hertha übereinzustimmen, so daß man wenigstens für spätere Zeiten die Verehrung dieser Göttinn annehmen dürfte.

Sassen nicht fremd gewesen zu sein. Ohne Zweifel aber waren sie, wenigstens in südlicheren Gegenden, mit der freundlichen Holda (Frau Holle) vertraut, die bald in den Lüften, bald in Seen und Quellen, bald in Umzügen auf dem Lande ihr wohlthuendes Wesen trieb. Macht sie ihr Bett, so fliegen die Federn als Schneeflocken auf die Erde. In holder Jugend badet sie als weiße Frau um Mittag in klarer Fluth und verschwindet, wenn ein irdisches Auge sie erblickt; in mütterlichem Ernste lohnt sie häuslichen Fleiß und straft die Trägheit, indem sie thätigen Spinnerinnen Spindeln schenkt, tragen aber den Rocken anzündet. Demgemäß wird sie auch als Göttinn des Flachses und Spinnens verehrt. Nur selten braußt sie in graufiger Gestalt durch die Lüfte. Lieblich wie sie erscheint Ostara, des anbrechenden Morgenlichtes strahlende Göttinn, freundlich genug, um das Osterfest nach ihr zu benennen und den ihr zu Ehren gefeierten Freudenfesten die christlichen Osterbelustigungen nachzubilden. Noch bewahren die Stadt Osterode und das Amt Osterholz im Bremenschen ihren Namen. Auch Freya (d. i. die Erfreuende) und Fricka (d. i. die Liebenswürdige) gehören der sassischen Götterlehre an. Nach der nordischen Mythologie, aus der sie stammen und nach welcher sie zu erklären sind, ist Freya die Göttinn der Liebe; daher liebt sie den Gesang, der Liebe harmonisch und immerdar werth. Ihr Auge strahlt im ewigen Frühling; himmlisches Licht leuchtet wunderbar in ihrem Angesicht. Von ihr, der lieblichen Magd, soll Magdeburg den Namen haben. Fricka ist die Göttinn der Eide und der Ehen, die sie mit Kindern segnet, wenn sie angefleht wird. Beide Göttinnen sind verschieden, aber eng verwandt. Frau Hella nimmt in ihrer Wohnung, Niefelheim, d. i. Nebelwelt, genannt, die abgeschiedenen Seelen Derer auf, die nicht im Kampfe starben und mußte im christlichen Zeitalter zur Ausprägung des Wortes „Hölle“ Veranlassung geben.

Dieses sind die Gottheiten, die man erhaben genug auffaßte, um ihre bildliche Darstellung zu verschmähen; denn das oben erwähnte Wodansbild ist eine einzelne Erscheinung späterer Zeiten. Im heiligen Rauschen der Wälder wollte man die göttliche Nähe lieber ahnungsvoll empfinden, als in vermenschlichter Gestalt anschauen; dort auch verehrte man die Gottheit lieber, als in Tempeln mit Menschenhänden gemacht, die sich gleichwohl hie und da noch in Trümmern vorfinden. Doch mag auch der religiöse Grundcharakter unserer Vorfahren der Verkörperung des Göttlichen abhold gewesen sein, so daß die genannten Gottheiten in erhabener Geistigkeit ihren Seelen vorschwebten, so finden wir doch schon frühe, mit dem Laufe der Zeit zunehmende, Entartungen der ursprünglichen Anschauung. So hatten die Sassen ihre Hausgötter und tragbare Götzen, die selbst auf dem Schlachtfelde nicht fehlen durften. Der berühmteste aller Götzen ist unstreitig der Krodo, dessen Dasein bis jetzt noch nicht mit zureichenden Gründen bestritten ward. Als Standort desselben wird bald der Deisterwald, bald das Osnabrücksche, bald der Brocken, bald und zwar am häufigsten und gewiß richtigsten, die Harzburg angegeben. Noch findet sich auf der oberen Fläche des Burgberges, unfern der Ruinen, eine Höhlung, welche den Namen Krodo-

Halle führt. Nach einer alten Zeichnung *) und Nachricht vom Jahre 729, steht er auf einem Barsch, der über eine Säule gelegt ist, mit entblößten Füßen, trägt einen Gürtel **) mit flatterndem Band um das Hemd, hält in der Linken ein Rad, in der Rechten einen Eimer mit Wasser und Rosen. Deutung dieser Symbole giebt die erwähnte Nachricht folgendermaßen: „Düße Afgode stund uppe einer Säulen, un uppe eenem Barse dat dudde, dat se wolben stane uppe Vasten Boten; wente de Afgott stad Barvet uppe dem Barse, dat bedudde dat de Sassen scholden gan Barvet uppe Schermessen, er se siff scholden eighen gewen; wente de Afgode was gegort mit einem Rinnen Schorten un Sechel, dat bedudde, dat se frey waren von ören Gode Saturno unde schelden siff struven veghen öre Verfolger also de Bars jeghen den heffet. Unde de Afgode hadde in syner Lochderen Hant eyn Rad, dat bedudde, dat siff de Sassen schelden vast beschluten in eyn, un in der vorderen hat einen Wateraymer, dat bedudde, dat he were ein Moder der Kulde, un de Rosen in den Alymer bedudde, dat he were ein Borne der Früchte. So anbeden Se syner macht, uppe dat öne de Frost örer Früchte keinen Schaden dede.“ (Das heißt: Dieser Abgott stand auf einer Säule und auf einem Barsch; das bedeutete, daß sie sollten stehen auf festen Füßen. Daß der Abgott haarfuß auf dem Barsch stand, das bedeutete, daß die Sassen haarfuß auf Scheermessern gehen sollten, ehe sie sich ergäben. Daß der Abgott gegürtet war mit einem leinenen Hemde und mit einer Sichel, das bedeutete, daß sie frei waren von ihrem Gott Saturn und sich sträuben sollten gegen ihre Verfolger, wie der Barsch gegen den Hecht. Und daß der Abgott in seiner linken Hand ein Rad hatte, das bedeutete, daß sich die Sassen fest in Eins schließen sollten; und daß er in der vordern [rechten] Hand einen Wassereimer hat, das bedeutete, daß er wäre ein Erzeuger der Kälte; und die Rosen im Eimer bedeuteten, daß er wäre ein Born der Früchte. So beteten sie seine Macht an, auf daß ihnen der Frost ihrer Früchte keinen Schaden thäte). Aus dieser Beschreibung ergiebt sich am natürlichsten, daß Krodo als eine Nachbildung des römischen Saturnus zu betrachten ist; denn dieses wird nicht nur ausdrücklich gesagt ***), sondern in den angegebenen Eigenthümlichkeiten des Gözen zeigt sich auch die auffallendste Uebereinstimmung mit denen des Saturn. Dieser wird gerade wie Krodo als Gott der Zeit aufgefaßt und mit einer Sense dargestellt. Jedoch scheinen die Sachsen, nachdem sie den Saturn in den Krodo umgebildet hatten, jenen als einen fremden Gott betrachtet und abgethan zu haben, wie die Worte „daß sie frei wären von ihrem Gott Saturn“ anzudeuten scheinen. Ist aber der Zusammenhang des Gözen mit Saturn ausgemacht, so bleibt die Wurzel des Wortes „Krodo“, nicht mehr zweifelhaft. Daß Saturn

*) S. d. Abbildung.

**) In demselben steckte ohne Zweifel eine in der alten Zeichnung nicht ausgeführte Sichel.

***) Die Worte, welche der mitgetheilten Deutung vorangehen, lauten: „Jff vinde in der Skrift, das hier in Ostfassen to der Hartesborgt gestan hadde eyn Afgott na Saturno un den heten de Lübe un dat meyne Volk Krodo.“

bei den Griechen Kronos hieß, ist bekannt; wie leicht konnte nun Kronos in Krodo übergehen?

Der Altar, auf welchem diesem Gözen, als dem Vorsteher der Jahreszeiten, vorzüglich Früchte, jedoch auch Thiere und, alten Sagen zufolge, sogar Menschen geopfert wurden, ist noch jetzt in einer stehengebliebenen Capelle der im Jahre 1818 niedergerissenen Domkirche in Goslar zu sehen. Seine Masse besteht aus einer Composition von Kupfer, Zink und Blei; seine Höhe beträgt 3 Fuß 11 Zoll, seine Länge 3 Fuß 4 Zoll und seine Breite 2 Fuß 5 Zoll. Sämmtliche Seitenplatten haben zahlreiche Oeffnungen, die einst mit vergoldetem Messingblech ausgelegt waren, das in christlicher Zeit mit kostbaren Brillanten verziert gewesen sein soll. Am obern Rande laufen zwei Reihen Löcher, nach älteren Sagen Behälter für Blumenschmuck. Der Deckel, im christlichen Zeitalter mit fünf Kreuzen versehen, besteht aus Marmor, der Boden aus Eisen. Das Innere des Altars birgt einen eisenblechernen Kasten, der auf einer Kiste ruhet und ein oben freies, mit einem tiefen länglich-viereckten Becken, später auch mit vier Kreuzen, versehenes Marmorstück. In diesem wurde nach der alten Sage das Blut der bei dem Gözenbilde getödteten und auf dem Altar verbrannten Kriegsgefangenen aufgefangen. Nachdem sodann das Marmorstück in seinen Kasten und dieser auf die Kiste gestellt war, wurde im Altar ein Feuer angezündet, um aus dem Wogen und Getöse des gefochten Blutes die Gesinnung des Gottes mit Hülfe der Alrunen zu deuten. Der Opferaltar ruhet auf vier bewegbaren, dem Gözen an Gestalt und Tracht ähnlichen, auf den Knien liegenden Statuen. Der Eindruck seiner ausgezeichneten Schönheit war stärker, als die gläubige Zerstörungswuth Karl's des Großen. Dieser vernichtete zwar (780) den Gözen, versetzte aber den Altar in eine auf dem früheren Standorte des Krodo erbaute Capelle zum christlichen Gebrauche. Kaiser Conrad I. schaffte ihn im Jahre 916 in die neu errichtete Kirche zu Schulenrode, von wo er unter Kaiser Heinrich III. (um 1040) in die Domkirche zu Goslar wanderte. Im Jahre 1807 wurde er mit unzähligen deutschen Kunstschätzen nach Paris geschleppt und sodann, von dort requirirt, 1816 in der St. Stephanskirche zu Goslar niedergesetzt. Von hier aus brachte man ihn in die erwähnte Capelle der Domkirche. Außer dem Altare sieht man daselbst noch vier mit Thiergehalten gezielte Steine, welche der Sage nach, einst das Gözenbild umgaben und wegen ihrer merkwürdigen Bearbeitung ebenfalls von Karl verschont wurden.

Neben Krodo gedenken wir nur noch der Irminsäule und des von ihr einst getragenen Gözen. Die älteren Geschichtschreiber schweigen sämmtlich über dessen nähere Beschaffenheit, so daß das Wesen Irmin's wohl schwerlich aus dem Dunkel, das durch bloße Vermuthungen nicht gelichtet werden kann, herauszutreten wird. Das Wort Irminful (Irmansul) bedeutete vom achten bis zum dreizehnten Jahrhundert eine Säule mit einem Gözenbilde überhaupt; doch berichtet ein älterer Schriftsteller ausdrücklich, daß auf der Irmansul ein Gott mit Namen Irmin gestanden. Ob nun dieser Irmin der Träger einer geahn-

ten Idee der Alles beherrschenden, allgemeinen Gottheit, oder der verdeutschte Mars, Merkur, Apollo, Hercules gewesen sei, ob wir uns unter ihm einen der Söhne des Urvaters Mannus oder den vergötterten Hermann (Irmin) zu denken haben, bleibt unentschieden; doch ist das Letztere immer noch am wahrscheinlichsten. Nicht einmal der ehemalige Standort des Gözenbildes ist entschieden gewiß; doch nennen die meisten Nachrichten Eresburg (d. i. Stadt=Verge) an der Diemel. Eine eifrige Verehrung des Irmin läßt sich aus der heiligen Wuth Karl's des Großen erkennen, mit der er (772) nicht allein den Gözen und seinen Tempel zerstören, sondern sogar den geweihten Hain ringsumher ausröthen ließ. Die Säule wurde im Erdboden tief verscharrt, Niemandem mehr ein Aergerniß zu werden zum falschen Gottesdienst. Wie sie nun bald darauf wieder ausgegraben und auf Ludwigs des Frommen Befehl in das Stift zu Hildesheim gebracht worden, ist bereits im vierten Hefte (S. 113. 16) nebst ihrer näheren Beschreibung mitgetheilt. Wir bemerken nur noch, daß einige Alterthumsforscher dies noch jetzt vorhandene Denkmal, wenn auch ohne hinreichende Gründe, für einen Leuchterträger aus christlicher Zeit halten.

Mit den beschriebenen Gottheiten ist das Gebiet der altsassischen Mythologie keineswegs allseitig durchwandert; und wenn das Wesen der heidnischen Religionen in der zerstreuten Auffassung des Göttlichen besteht, so ist überhaupt unmöglich, den nie abgeschlossenen, immer wachsenden Götterstaat nach seinen einzelnen Personen genau zu bestimmen und zu begränzen. Der Christ erkennt in allen Erscheinungen des Naturlebens die Wirkungen des allein wahren Gottes; der Heide hat so viele Götter, als er Wirkungsarten unterscheidet. Nach dem mächtigern oder schwächern Eindrucke dieser Wirkungsarten ermißt er auch die Kraft und den Werth seiner Götter. Sinken ihm diese in's Menschliche herab, oder erhebt sich ihm das Menschliche in das Göttliche hinauf, so erzeugt seine religiöse Phantasie Heroen oder Halbgötter, die immer etwas Zuträulicheres für ihn haben, als die Götter selbst, da er sich in jenen wiederfindet. Der bedeutendste Halbgott war unter den Sassen vielleicht Saksnot (der umgebildete Hercules), der schon seinem Namen nach, ohne Zweifel als Stammgott verehrt wurde. Tuisko, der Sohn der Erde, konnte als Ahnherr des deutschen Volkes, auch bei den Sassen nicht fehlen; er erscheint mit einem grauen Bart, eingehüllt in die Haut eines wilden Thieres. Nicht weniger machte sein Sohn Mann Anspruch auf die Ahnherrschaft der deutschen Nation. Vielleicht gehört auch der bereits besprochene Irmin zu den Heroen. Weise Frauen, wie die Nornen und Arunen, ebenfalls halbgöttlicher Natur, dienen den höheren Gottheiten und verkündigen ihren Willen in heiligen Weissagungen. Tief unter den Halbgöttern standen die Wichte und Elben, fähig, sich unsichtbar zu machen und auf die Menschen durch Heil und Unheil einzuwirken, körperlich aber schwächer und meistens weniger schön, als sie. Nur die Lichtelben glänzten in überirdischer Schönheit, angethan mit strahlendem Schmuck.

So verworren, dem Erörterten nach, das Göttliche von unseren Vorfahren aufgefaßt wurde, so läßt sich doch nicht verkennen, daß eine Ahnung der ewigen

Wahrheit sich wunderbar durch ihre Seelen zog. Eine Aue der Seligen winkte aus Walhalla, dem schönern Jenseits, auf die Erde herab, und die Sehnsucht nach einem bessern Leben weckte Recht, Wahrheit und Tapferkeit. Die Helden, welche allen menschlichen Verordnungen trogten, verehrten andachtsvoll den göttlichen Willen und beugten sich demüthig vor den geheiligten Priestern, durch welche sie ihn vernahmen. Selbst im Kriege gedachten sie im Aufschwung zu dem Göttlichen nicht der eigenen Kraft, indem sie in tiefer Andacht der Varden heiligen Gefängen lauschten. Und wenn bei dem Allen die Ahnung einer Götterabenddämmerung im deutschen Gemüthe lebte; wenn sie träumen von einem Weltenbrande, aus dessen Trümmern Allvater eine neue Ordnung der Dinge hervorrufen werde: so dürfen wir darin eine leise Vorbereitung auf das Leben im neuen, christlichen Gottesstaate erblicken. Die Götterabenddämmerung kam; die Götterwelt zerfiel; aber aus der Asche erhob sich die neue, christliche Welt mit dem dreieinigen Gotte. —

W. B.

Der ehemalige Dom zu Goslar.

Nicht unzweifelhaft gewiß ist es, daß schon Kaiser Conrad I. im Jahre 916 durch Stiftung einer Kirche zu Harzburg als der Gründer des ehemaligen Doms zu Goslar zu betrachten sei; denn die darüber sprechende lateinische Inschrift *) in einem alten gemalten Fenster aus dem ehemaligen goslarischen Dome, welches noch in der stehen gebliebenen Capelle aufbewahrt wird, stammt aus dem 16ten Jahrhunderte. Nicht minder hegen Manche noch Zweifel gegen die Angabe, daß Kaiser Conrad II. im Vereine mit seiner Gemahlin Giesela bereits im Jahre 1024 den Bau dieses Doms zur Ehre des heiligen Matthias in Goslar habe beginnen lassen. Unzweifelhaft gewiß ist es dagegen, daß Kaiser Heinrich III. mit dem Zunamen des Schwarzen, als der Erbauer und Vollender des ehemaligen berühmten Doms zu Goslar zu betrachten sei, wobei man immerhin zugeben kann, daß sein Vorgänger Conrad II. den Plan zur Erbauung der gedachten Münsterkirche entworfen oder auch wohl einen Anfang zur Ausführung desselben habe machen lassen, worauf wir weiter unten nochmals zurückkommen werden.

Das in der noch stehenden Domcapelle vorhandene alte gemalte Fenster besagt in lateinischer Inschrift, Heinrich III. habe die harzburgische St. Mat-

*) Diese Inschrift lautet: *Conradus I. imp. fundavit hanc ecclesiam in arce hercynia anno chr. 916 in honorem dei et St. Mathiae; d. i. Conrad I., Kaiser, gründete diese Kirche auf der Harzburg im Jahre Christi 916 in die Ehre Gottes und des heiligen Matthias.*

thiaskirche nach Goslar verlegt, und in die Ehre Gottes und der Apostel Simon und Judas weihen lassen. Neuerlich ist diese Verbindung einer hartzburgschen Kirche mit unserm goslarischen Dome von gründlichen Geschichtsforschern geleugnet worden.

Wie dem aber auch sei; Heinrich III. vollendete, wie gesagt, den Bau unsers goslarischen Doms, und ließ für die Domherren eine gemeinsame Wohnung erbauen, wie solches anfangs bei Collegiatstiftern gewöhnlich war, weshalb auch das Stift „Münster“ (monasterium) genannt wurde. Später jedoch wurden, noch zu Heinrich's III. Zeit, zahlreiche und geräumige Curien für die Stiftsherren errichtet, welche sich von dem Dome nach Osten und Norden herab bis an die Königsbrücke und die Brücke unter der Worthstraße erstreckten.

Dürfen wir den goslarischen Chronisten trauen, so schenkte Heinrich III. das 22 Mark schwere Goldsiegel eines Briefes, welchen er vom damaligen griechischen Kaiser erhielt, unserm Dome, und ließ daraus einen Kelch und einen Vorhang vor dem Hochaltare verfertigen.

Schon Heinrich III. wußte dem von ihm erbauten Dome wichtige, damals vielgesuchte Reliquien zu verschaffen, welche sich im Laufe der Zeit vermehrten. Goldene Kreuze, ganz mit solchen Reliquien angefüllt, sollen in diesem Dome gewesen sein. In zwei elfenbeinernen Schränken war eine Menge derselben verschlossen. Sie waren zum Theil in Gold und Diamanten gefaßt. Mehrere Altäre und Capellen des Doms verwahrten einen gleichen Schatz. Es mag nicht uninteressant sein, folgende im Dome zu Goslar befindlich gewesene Reliquien aufzuzählen: 1. Ein Schrank mit einem seltenen Marienbilde. 2. Das Bild des heiligen Matthias. 3. Ein Theil vom Nagel des Kreuzes Christi. 4. Zwei goldene Kreuze. 5. Ein Kinnbacken des heiligen Nikolaus. 6. Die Gebeine des heiligen Dionysius. 7. Der Leichnam des heiligen Cyrillus. 8. Ein großer Theil von den Leichnamen der Apostel Petrus und Paulus. 9. Das Haupt des Apostels Andreas. 10. Ein Arm des Apostels Jakobus, der ein Bruder des Herrn war. 11. Ein Arm des Apostels Bartholomäus. 12. Ein großer Theil von dem Haupte des Barnabas und der Apostel Simon und Judas. 13. Die Hälfte des Leichnams des Apostels Philippus. 14. Eine Hand des Apostels Matthäus. 15. Ein Arm desselben Apostels. 16. Ein Arm und eine Rippe und ein Rückentheil des heiligen Laurentius. 17. Die Hälfte vom Leichnam des heiligen Märtyrers Blasius u. s. w.

Heinrich III. ernannte seine neugestiftete Kirche zur kaiserlichen Capelle, und die Domherren zu kaiserlichen Capellanen.

Was nun die Einweihung dieser Kirche betrifft, so sind die geschichtlichen Angaben darüber verschieden. Daß die Kirche zunächst dem heiligen Matthias, dann aber auch zur Ehre der Apostel Simon und Judas, deren Gedächtnistag des Kaisers Geburtstag war, ferner zugleich in die Ehre der heiligen Jungfrau Maria, so wie der Märtyrer Rusticus und Venantius, und der heiligen Valerius, Servatius und Eucharis geweiht wurde, unterliegt keinem Zweifel. Von wem aber diese Einweihung vollbracht wurde, darüber weichen die Anga-

ben von einander ab. Einige schreiben dieselbe dem Erzbischofe Hermann von Cöln zu. Andere dagegen versichern, sie sei durch den Papst Leo IX. geschehen. Dies Letztere ist gewisser. Fast aus ganz Deutschland strömten Bischöfe, Aebte und sonstige Prälaten zu dieser Feier zusammen, welche 1050 oder nach Andern 1051 Statt fand. Wollte man diese beiden eben angedeuteten Angaben vereinigen, so könnte man vielleicht annehmen, Hermann, Erzbischof von Cöln, habe eine Art Vorweihe besorgt. So viel ist gewiß, daß er bei Heinrich III. in hohem Ansehen stand, denn durch ihn empfing des Kaisers 1050 geborner Sohn, der nachmalige Kaiser Heinrich IV., am Oftern 1051 die Weihe der Taufe.

Kurz vor dem Tode des Kaisers Heinrich III. traf auch der Papst Victor II. Leo's IX. Nachfolger, in Goslar ein, wo er mit außerordentlicher Pracht empfangen wurde. Auch er sprach in Gegenwart mehrerer Erzbischöfe, Bischöfe und sonstigen Prälaten die nachmalige Weihe über den goslarischen Dom aus, und erklärte diese Kirche für eine unmittelbare, kaiserliche Capelle, welche von aller geistlichen Gerichtsbarkeit der Bischöfe befreit sei.

Kaiser Heinrich's III. Tod erfolgte noch im Jahre 1056. Sein Leichnam ward zu Speier beigesetzt; allein sein Herz empfing unser goslarischer Dom; denn so hatte er selbst es zum letzten Beweise seiner herzlichen Zuneigung gegen den Dom verordnet.

Unter Heinrich's IV. Regierung wurden, besonders zu Anfange, die hohen Feste des Jahres mit großem Pompe in unserm Dome begangen. Wie weit aber selbst die angesehensten Geistlichen damaliger Zeit vom Geiste des wahren Christenthums entfernt waren, zeigte sich in den Jahren 1062 und 1063 in Beziehung auf unsern Dom.

Der Kämmerer des vorher Dompropst zu Goslar gewesenem Bischofs Hezilo von Hildesheim und der Kämmerer des Abts Wideradus von Fulda stritten sich um den Voratz, als am Abend vor dem Weihnachtsfeste 1062 die Stühle geordnet werden sollten. Es war sonst bei Reichsversammlungen üblich, daß der Abt von Fulda als Kanzler des Kaisers unmittelbar auf den Erzbischof von Mainz als Erzkanzler folgte. Der Bischof von Hildesheim aber glaubte, in seinem Sprengel dürfe außer dem Erzbischofe Niemand ihm vorangehen. Es kam daher zu Thätlichkeiten. Stöße und Faustschläge sollten den Behauptungen der Streitenden Nachdruck geben. Ja, man würde sogar die Schwerter gezogen haben in den geweihten Hallen, wenn nicht der Herzog Otto von Baiern, welcher des Abts Parthei nahm, durch sein Ansehen den Tumult noch gestillt hätte.

Doch schon im Jahre 1063 am heiligen Pfingstfeste erneuerte sich dieser unselige Streit, und gab zu einem förmlichen Blutbade im goslarischen Dome die Veranlassung. Kaum hatte man sich zur Vesper versammelt, so begann jener Rangstreit aufs Neue. Hezilo hatte den Markgrafen Ekbert von Sachsen mit vielen Gewappneten hinter dem Hochaltare des Doms sich verstecken lassen. Diese drangen, sobald der frühere Streit über die Rangordnung be-

gann, aus ihrem Verstecke hervor, und trieben des Abts Anhänger gewaltsam aus den heiligen Hallen. Bald aber erschienen die Pöckern bewaffnet wieder, und begannen, in geschlossenen Gliedern vordringend, mit gezückten Schwertern mitten auf dem hohen Chore, auf dessen getreue Abbildung wir hier verweisen, unter den Gefängen der Chorherren den unseligen Kampf von Neuem. Geschrei der Kämpfenden, Wehklagen der Verwundeten und Röcheln der Sterbenden hörte man nun, von Grausen erfüllt, in den geweihten Hallen. An den Altären lagen die Schlachtopfer, und das Blut floß — so wird erzählt — den Kirchthüren zu. Auf einen erhöhten Platz sich stellend, feuerte der Bischof die Seinen zu rüstigem, unermüdetem Kampfe an. Zwar suchte der junge Kaiser durch wiederholte Vorstellungen dem Kampfe Einhalt zu thun; doch vergebens. Er mußte, seiner eigenen Sicherheit wegen, sich in seinen nahen Pallast zurückziehen. Die Anhänger Hezil's behielten die Oberhand, und von ihnen wurden des Abts Anhänger abermals aus der Kirche getrieben. Aber auch außerhalb derselben stellten die Pöckern sich wieder in Kampfordnung, um die Hildesheimischen zu empfangen. Nur die einbrechende Nacht setzte dem entehrenden Kampfe ein Ziel.

Wie sehr übrigens die Mißbilligung eines solchen Kampfes im Munde des Volkes sich erhalten habe, davon zeugt die Sage, der Teufel habe an jenem Tage, auf einem Pfeiler des Doms sitzend, laut gerufen: „Diesen Tag habe ich zu einem blutigen gemacht!“ Es wird sogar noch hinzugefügt, man habe vergebens Jahrhunderte hindurch die Deffnung zuzumauern versucht, welche der Fürst der Finsterniß bei seinem Verschwinden in der Mauer zurückgelassen habe. So viel darf man wohl aus dieser Sage schließen, daß doch selbst der gemeine Mann in solcher Entweihung heiliger Hallen etwas recht Satanisches gefunden habe.

Eine Wiedereinweihung der auf solche frevelhafte Weise entweiheten Kirche fand ohne Zweifel Statt. Durch wen sie jedoch vollbracht worden sei (ob vom Erzbischofe Hanno von Eöln?), ist ungewiß. Manche haben behauptet, erst damals sei der Dom zugleich den Aposteln Simon und Judas geweiht worden, was indessen sicher gleich zu Anfange geschehen ist.

Nach den Berichten goslarischer Chronisten bereicherte Kaiser Heinrich IV. in seinem Kriege mit den Sachsen auch unsern Dom mit Siegestrophäen. Im Jahre 1080 triumphirend nach Goslar zurückkehrend, soll er nämlich zwei erbeutete Fahnen dem Dome verehrt und in demselben haben aufbewahren lassen.

Noch unter Heinrich's IV. Regierung war es auch, als unser goslarische Dom in die Gefahr eines bedeutenden Verlustes gerieth. Im Jahre 1100 fand nämlich von Seiten der Domgeistlichkeit eine feierliche Prozession Statt, bei welcher man die beiden höchst werthvollen, mit Reliquien angefüllten silbernen Särge des Doms, an deren jedem 16 Männer zu tragen hatten, um die Stadt zog. Da war es nun, wo Wittelind von Wolfenbüttel mit einem Haufen von Strauchräubern nahe bei der Stadt auf dem Nonnenberge sich in einen Hinterhalt gelegt hatte. Sobald der andächtige Zug auf der Anhöhe anlangte,

drang Wittekind aus seinem Hinterhalte hervor, um die reiche Beute der silbernen Särge zu erhaschen. So zahlreich nun auch die Theilnehmer an dieser Feierlichkeit der Prozession sein mochten, so sahen sie sich doch, ohne Waffen außer Stände, die Kleinodien des Doms gegen jene Räuber zu schützen. Sie faßten daher einen schnellen Entschluß, und warfen die beiden Särge in den Stadtgraben, um sie auf diese Weise für's Erste in Sicherheit zu bringen. Uebrigens stellte die Domgeistlichkeit seit dieser Zeit Jahrhunderte hindurch ihren Umgang um die Stadt ein, und blieb innerhalb der Ringmauern derselben.

Auch Kaiser Lothar von Sachsen bewährte unserm Dom zu Goslar seine Gunst. Das zu Trier aufgefundene Haupt des heiligen Matthias ließ er in diese Kirche bringen. In Silber gefaßt blieb es hier bis zum Jahre 1613, wo es dann zur Zeit des Kaisers Matthias nach Prag gelangte.

Einen vorzüglichen Beschützer fand der goslarsche Dom an dem kräftigen Kaiser Friedrich I., Rothbart genannt, welcher 1152 den deutschen Kaiserthron bestieg. Das verkündet auch noch die Inschrift an dem gemalten Fenster aus dem Dome, welches in der noch stehenden Vorhalle aufbewahrt wird. Er bereicherte denselben 1188 mit vorzüglichen Privilegien, *) deren Ausführung uns jedoch der Raum nicht gestattet.

Dagegen kamen die Kostbarkeiten unsers Doms im Jahre 1205 abermals in große Gefahr. Als nämlich in diesem Jahre Kaiser Otto's IV. Oerfeldherr Gunzelin, ein Graf von Peine, die Stadt Goslar, welche es mit Philipp von Schwaben hielt, eroberte; da wollten die rohen Krieger die köstlichen Kronleuchter und andere Kleinodien mit frecher Hand aus dem ehrwürdigen Heiligthume rauben, und nur mit Mühe konnte solches Beginnen durch Gunzelin's Ansehen noch hintertrieben werden.

Bemerkenswerth ist es ferner, daß die von unserm Dome abhängige St. Thomas-Capelle im Jahre 1275 die Bestätigung ihres Pfarrechts erhielt. Diese Bestätigung empfing sie vom Domstifte, dessen Canonici mit ihren Dienern den größten Theil der Eingepfarrten ausmachten. Die St. Thomas-Capelle stand neben dem Dome.

Eine Vicarie des heiligen Johannes des Täuflers, so wie des heiligen Evangelisten Johannes stiftete der früher Domdechant zu Goslar gewesene Friedrich von Ferze im Jahre 1282 in unserm Dome, welche er mit ansehnlichen Einkünften ausstattete.

Auch ein ewiges Licht war in der goslarschen Münsterkirche vorhanden. Im Jahre 1313 maßte sich nämlich der Rath zu Goslar an, einen Verbrecher aus den Stiftingshäusern gewaltsam holen zu lassen. Die Domherren aber bewiesen, daß die Stadt deshalb in den Bann verfallen sei, und bewirkten es, daß der Gottesdienst in der Stadt aufgehoben wurde. Der Bischof von Hildesheim, Hein-

*) Die Inschrift lautet: Fridericus I., imp. dotavit privilegiis et exemptione anno Chr 1188; d. h. Friedrich I., Kaiser, begabte sie (diese Kirche) mit Vorzügen und Freiheit im Jahre Christi 1188.

rich, ein geborner Graf von Woldenberg, vermittelte endlich die Sache so weit, daß die Stadt von dem Banne unter der Bedingung losgesprochen wurde, daß sie ein ewiges Licht in der Münsterkirche unterhalte, und sich nie wieder einer solchen Verlegung der Domgerechtsame schuldig mache.

Im Jahre 1431, als die Einkünfte des Klosters Cella auf dem Oberharze mit unserm Dome zu Goslar vereinigt wurden, belief sich die Zahl der Domherren auf 22, welche nun auch das Patronatrecht über die Kirchen zu Alsfeld und Oldendorf empfangen.

Je näher die Zeit der Reformation kam, desto zahlreicher strömte das Volk herbei, um die heiligen Reliquien unseres Doms zu verehren. Die Domherren wandten sich deshalb an den Papst, um die Erlaubniß zur Anstellung eines eigenen Geistlichen auszuwirken, welcher die zufließende Menge zur Beichte zulassen, und mit den Segnungen des Ablasses versehen sollte. Der Papst Pius II. ertheilte diese Erlaubniß mittelst eines Schreibens vom Jahre 1461.

Groß war damals der Zulauf des Volkes zu unserm Dome, besonders auch um sich in die Bruderschaft des heiligen Nikolaus aufnehmen zu lassen, welche zu dieser Kirche sich hielt. Und gewiß kamen die Andächtigen nie mit leeren Händen. Die Domherren wünschten diesen Eifer stets warm zu erhalten, und erwirkten deshalb im Jahre 1479 vom Papst Sixtus IV. für die milden Gaben einen Ablass auf 100 Tage. Dem päpstlichen Schreiben zufolge bedurften die Domgebäude schon damals dringend einer Reparatur, weshalb eine solche Beihülfe der Andächtigen als höchst erwünscht erscheinen mußte.

Durch ähnliche Mittel ward dann auch die bereits früher mit den Domscholasterien vereinigte Kirche zu unseren lieben Frauen in der Nähe des Doms um jene Zeit reparirt. Dies betrieb der damalige Domscholasticus Heinrich Wellihusen.

Der päpstliche Gesandte Raimund, welcher 1503 diese Gegenden durchzog, versorgte auch den Dom zu Goslar mit reichlichem Ablass. Und dürfen wir den Angaben goslarischer Chronisten trauen, so bedachte auch der Rath zu Goslar um dieselbe Zeit unsere Domkirche. Er soll nämlich eine große Glocke geschenkt und den Neubau der Domherrenstühle im hintern Chore nach dem Kreuzgange zu bestritten haben.

Nachdem die Chorherren des St. Petersstifts im Jahre 1527 zur Zeit der Unruhen Heinrich's des Jüngern, Herzogs von Braunschweig, ihre sämtlichen Stiftsgebäude verloren hatten, hielten neben den Domherren auch diese ihre Chorstunden im Dome ab, bis sie später die zu ihrem Stifte gehörige St. Catharinen-Capelle dazu benutzten.

Die völlige Einführung der Reformation bei unserm Dome erfolgte im Jahre 1566, wo auch die St. Thomas-Gemeinde mit in die Domkirche aufgenommen wurde. Der Diaconus Bie rnickel, ein tüchtiger mit dem berühmten Dr. Chemnitz in Braunschweig befreundeter Theologe, hielt die erste evangelische Predigt im goslarischen Dome. Der Chordienst der Domherren ward nun nach der augsburgischen Confession eingerichtet.

Der Rath zu Goslar fing jetzt an, sich mehr in die Domangelegenheiten zu mischen, und es kam zu manchen Mißhelligkeiten. Mittelft eines Vergleichs zwischen dem Rathe und dem Domcapitel vom Jahre 1605 wurde bestimmt, die Kirchenkleinodien des Doms sollten gehörig nachgesehen und verzeichnet werden, damit nichts davon abhanden komme. Sie scheinen damals noch bedeutend gewesen zu sein. In einem andern Vergleich mit dem Rathe zu Goslar vom Jahre 1617 wurde verabredet, die Kostbarkeiten und Kirchenornamente des Doms sollten, zumal da die Einkünfte des Stifts zu Instandhaltung der Gebäude nicht hinreichten, zu Gelde gemacht und namentlich das Bild des heiligen Matthias dem Rathe ausgeliefert werden. Den vierten Theil von dem Erlöse sollte der Rath für Kirchen- und Schulzwecke erhalten, die übrigen drei Theile sollten dagegen dem Dome als ein unveräußerliches Capital verbleiben.

Was noch nicht veräußert war, nahm dann der dreißigjährige Krieg noch ziemlich mit hinweg. Als im Jahre 1629 das Restitutionsedict vom Kaiser erlassen war, nach welchem alle von den Protestanten seit dem Passauer Vertrage von 1552 gemachten Eroberungen herausgegeben werden sollten, da gerieth auch der Dom zu Goslar wieder in die Hände der Katholiken. Am 4ten Januar 1630 kamen die Jesuiten in Goslar an, und nahmen den Dom in Besiz. Auch mußte ihnen der Rath, einer kaiserlichen Verfügung zufolge, das Kaiserhaus überweisen, indem sie hier eine hohe Schule zu errichten beabsichtigten. Auf jede Weise suchten die Jesuiten Goslar's Einwohner an sich zu locken, indem sie besonders den Gottesdienst im Dome aufs Prachtvollste einrichteten. Doch schon im Jahre 1632 mußten sie aus Goslar weichen. Im Januar gedachten Jahres rückten nämlich die Schweden in die dem Kaiser anhangende Stadt Goslar als Feinde ein. Viele der Jesuiten wurden verhaftet, weil man ihnen Schuld gab, Manches von den Kostbarkeiten des Doms über die Seite gebracht zu haben, und wirklich wurden folgende Sachen wieder herbeigeschaft: 1. Ein lateinisches neues Testament, sehr schön auf Pergament geschrieben, die eine Seite des Buchs mit Gold beschlagen und mit echten und unechten Edelsteinen besetzt, welches Kaiser Heinrich der Vogler der harzburgschen Kirche geschenkt haben sollte; 2. Das Einhorn, in Form eines Stabes, mehrere Tausend Thaler werth. 3. Des Kaisers Kamm. 4. Des Kaisers (Heinrich's des Voglers) Jagdhörnlein von Elfenbein. 5. Zwei sammetne Meßgewänder und ein Chorrock, mit Perlen und Gold gestickt.

Alle diese Sachen nahmen der schwedische Oberst Müglaff und der Commissarius des Fürsten Ludwig von Anhalt zu sich. Dem gedachten Fürsten war nämlich von Gustav Adolph, Könige von Schweden, die Statthalterschaft in den magdeburgschen und halberstädtischen Landen anvertrauet.

In den Dom waren anfangs von den Schweden die Gefangenen gebracht worden. Schlüssel und Einkünfte des Stifts waren in den Händen der Schweden. Die noch vorhandenen evangelischen Domherren fingen zwar, bald nach dem Einzuge der Schweden in Goslar, ihre Chorstunden wieder an; allein in den Besiz der Stiftsgüter wieder zu gelangen, war ihnen nicht möglich, so viele

Mühe sie sich auch gaben und so kräftig auch der Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig sich ihrer annahm. Die Stiftshäuser wurden alle mit Einquartirung beschwert und mit starker Brandschazung belegt. Des Stifts großes und kleines Siegel hatte der anhaltische Commissarius Müller von den Jesuiten wieder erhalten, und nahm sie beide nebst dem Statutenbuche und den Privilegien und Urfunden des Doms mit nach Halberstadt. Erst der im Jahre 1635 erfolgende Abzug der Schweden aus Goslar änderte die Lage der Dinge, und die evangelischen Domherren kamen wieder in den Besitz der langentbehrten Güter.

Allmählig begann die alte ehrwürdige Münsterkirche immer baufälliger zu werden, was um so weniger zu verwundern ist, als man sich leicht denken kann, daß zur Zeit der Kriegsunruhen an nöthige Reparaturen sicher nicht gedacht worden war. Im Jahre 1638 fiel ein großer Stein aus dem Gewölbe, welcher den darunter hangenden Kronleuchter herabschlug. Das Gewölbe mußte deshalb mit einem starken hölzernen Pfeiler gestützt werden, damit ein gänzlicher Einsturz verhütet würde.

Wunder bemerkenswerth scheint es zu sein, daß man im Jahre 1698 auf einem grünen Plage, unweit des Domes, einen steinernen Sarg fand, auf welchem ein Mönch mit einem Buche und einem Kelche ausgehauen war. Aehnliche Särge wurden später beim Abbruche des Doms unter der Kirche selbst gefunden, was die Meinung derer widerlegen dürfte, welche solche Särge für die Begräbnißstätten im Banne Verstorbenen halten.

Der zweimalige alltägliche Chordienst in der Münsterkirche dauerte nicht allein fort, sondern auch die Thomas-Gemeinde versammelte sich allsonntäglich hier zu den Frühpredigten, bis später dieser Gottesdienst in der Marktkirche abgehalten wurde.

Noch vom Kaiser Joseph II., welcher 1763 auf Franz I. folgte, erhielten die goslarischen Domherren im Jahre 1787 ein besonderes Gnadenzeichen, worüber das Diplom noch bei der stehengebliebenen Domcapelle vorhanden ist. Es war dies ein goldenes, gleichseitiges Kreuz, dessen vier Spitzen ins Breite ausgingen, und welches oben mit einer Krone geziert war. Dies Kreuz wurde von den Domherren an einem schwarzen Bande mit goldener Einfassung um den Hals auf der Brust herabhängend getragen. In der Mitte dieses Kreuzes war ein Schild angebracht, dessen eine Seite mit dem Bildnisse der beiden Apostel Simon und Judas auf weißem emailirten Grunde geziert war. Auf der andern Seite standen auf dunkelblauem Grunde mit goldenen Buchstaben die Worte: Conrad I. et Josepho II. A. A.

Den durch die französische Revolution erregten Zeitstürmen und dadurch veranlaßten Säcularisationen mußte auch unser goslarisches Domstift erliegen. In Goslar, welches an Preußen fiel, erschien 1802 als Organisations-Commissair der edle Geheimerrath von Dohm, welcher eine Umgestaltung des goslarischen Kirchen- und Schulwesens sich zur Hauptaufgabe machte. Die mit dem Dom bisher verbundengewesene Thomas-Gemeinde ward mit der Marktgemeinde

ganz vereinigt. Die Einkünfte unsers Doms, so wie des St. Petersstifts, welche zusammen jährlich nur noch 4600 Thaler ausmachten, wurden, nach dem Abgange der zeitigen Stiftsherren, zum Besten der Kirchen- und Schuldiener Goslars bestimmt. Mehrfachem Wunsche zufolge ward den noch lebenden Domherren der Chordienst erlassen, und der Gemeinde-Gottesdienst in der verfallenen Münsterkirche, welche beständiger Reparaturen bedürftig war, hörte gleichfalls auf.

Die Glocken des Doms nebst andern Sachen wurden verkauft, und der Erlös floß gleichfalls in den Kirchen- und Schulfonds.

Die im Jahre 1806 eintretende Zeit der Fremdherrschaft beraubte unsern Dom seiner merkwürdigsten Reliquie, des Crodoaltars, welcher nach Paris gesandt wurde. Als indessen die hohen Verbündeten im Jahre 1814 ihre siegreichen Waffen in das Herz Frankreichs getragen, und nach muthigen, oft harten Kämpfen ihren feierlichen Einzug in Paris gehalten hatten, da kehrten die Kostbarkeiten und Reliquien, welche Napoleon als Siegestrophäen von Deutschland mitgenommen hatte, ins Vaterland zurück, und so kam auch der Crodoaltar wieder nach Goslar, um für's Erste in der St. Stephanikirche, und später in der Domcapelle aufbewahrt zu werden.

Noch während der westphälischen Regierung, im Jahre 1812, wurden abermals verschiedene werthvolle Metallsachen unsers Doms, wie die Krone und die drei Crodosäulen nebst dem Kaiserstuhle verkauft. Letzteren hatte die Wittwe Mävers erstanden, von welcher ihn der preussische Minister Klewig erhielt. Gegenwärtig soll er in Berlin sein.

Der immer größere Verfall dieser alten Münsterkirche, welche längst nicht mehr gebraucht wurde, veranlaßte endlich nach eingetretener hannoverscher Regierung im Jahre 1818 den Beschluß, das alte, unbrauchbar gewordene Gebäude niederzureißen. Für 1504 Thaler wurde das Baumaterial auf Abbruch meistbietend verkauft. Der wirkliche Abbruch erforderte übrigens von 1819 an die Zeit mehrerer Jahre.

Der dazu gehörige Eingang, die jetzt sogenannte Domcapelle blieb jedoch als Denkwürdigkeit stehen, und ward im Jahre 1824 besonders restaurirt. Ueber dem Eingange liest man die Inschrift: Propylaeum aed. cathedr. tuendis antiq. Germ. monim. instaur. a. D. MDCCCXXIII „d. i. Verhülle „der Cathedralkirche, restaurirt zur Aufbewahrung denkwürdiger deutscher Alterthümer im Jahre des Herrn 1824.“ Ueber dem Portale der Domcapelle stehen fünf Standbilder. Die drei mittlern stellen die Schutzheiligen der Kirche vor. Matthias, Simon und Judas. Das Standbild zur rechten Hand mit Krone und Scepter, auch ein Modell zur Kirche in der Hand tragend, ward früher für Conrad I. als Gründer des Doms zur Harzburg gehalten, und das Standbild zur Linken der Schutzheiligen, eine Figur ohne Bart, jüngeren Ansehens, hielt man ehemals für Kaiser Heinrich III. als Verleger des Münsters von Harzburg nach Goslar. Gegenwärtig aber hält man (die Gründe werden wir weiter unten angeben) die erstere Figur nicht für Conrad I.,

sondern für Conrad II., den Erbauer der goslarischen St. Matthiaskirche, und die andere Figur ohne Bart mit dem Modell zur Kirche in der Linken für die Gemahlin Conrad's II., die Kaiserin Giesela.

In der Domcapelle, deren Bauart rein byzantinisch ist, werden gegenwärtig einige Alterthümer aus der Münsterkirche aufbewahrt, von denen wir hier folgende namhaft machen:

1. Der Erdoaltar, von dem unser Werk eine Beschreibung Seite 241 enthält.
2. Einige Glasmalereien, deren wir schon gedacht haben, wobei wir noch bemerken, daß der hier sichtbare doppelte Reichsadler, welcher vor Kaiser Sigismund nicht auf den kaiserlichen Siegeln vorkommt, mit seinen Verzierungen beweist, daß dies Glasgemälde in eine Zeit nach dem Jahre 1364 gehört. Eben so ist der Anzug der Kaiser der des 16ten Jahrhunderts.
3. Die Ränder des Kaiserstuhls.
4. Vier Leichensteine der gräfl. Familie von Schwiechel.
5. Ein Grabstein von Schiefer, auf welchem ein Mönch abgebildet ist.
6. Ein kleiner Altar.
7. Die Kreuzigung Christi und der beiden Schächer nebst den Figuren Maria's, Johannes und zweier Kriegsknechte in Holz, welche im Dome auf dem hohen Chore gestanden.
8. Eine steinerne gothische Verzierung in Form eines Kreuzes.
9. Gewirkte Gemälde, welche hinter den Domherrenstühlen auf dem hohen Chore gewesen.
10. Sieben steinerne Säulen.
11. Ein sehr altes Altarblatt auf Goldgrund gemalt, die Kreuzigung Christi darstellend.
12. Das Altarblatt eines Seitenaltars mit sehr gutgeschnittenen Holzfiguren.
13. Ein neueres Altarblatt auf Leinwand gemalt.
14. Der gekreuzigte Christus in Holz, mit dem ausdrucksvollsten Antlitz, dessen Kopf jedoch ohne Zweifel älter, als das Uebrige ist.
15. Zwei Tafeln, welche Vorschriften für die Gefänge der Domherren in lateinischer Sprache enthalten.

Hier lassen wir nun eine ganz kurze Beschreibung des ehemaligen Doms in Goslar folgen, nach Maassgabe seiner Beschaffenheit zur Zeit der Aufhebung dieses hochberühmten Stifts.

Eine Ansicht von dem Aeußern der Kirche enthält unsere erste getreue Abbildung. Der Thurm dieser sehr geräumigen, dem hildesheimischen Dome ziemlich an Umfang gleich gewesen Kirche hatte zwei Spitzen und enthielt noch immer ein schönes Geläute, das zwar nicht sehr tiefe, aber doch sehr angenehme und harmonische Töne angab. Ueber dem Chore hatte die Kirche noch einen kleinern Thurm mit zwei Glocken, mit welchen die Capitularen und ihre Untergeordneten des Morgens 7 Uhr und des Nachmittags 1 Uhr zum Chore gerufen wurden. Eine ganz silberne Glocke, die hier gehangen haben soll, mag wohl der dreißigjährige Krieg geraubt haben. Ohne Zweifel gehörte auch der goslarische Dom zu den wichtigsten und vorzüglichsten Denkmälern der ältern deutschen Baukunst. Der byzantinische Styl war der hervorragendste. Der Haupteingang in die Kirche war die jetzt noch stehende Domcapelle. Der nach dem hohen Chore zu befindliche Eingang war nur für die Domherren bestimmt. Auch von der südlichen Seite führte durch den Kreuzgang ein Eingang in die Kirche. Zwischen den Thürmen befand sich eine große Vorhalle, die man das Paradies

nannte, durch welche früher die Kaiser ihren Eingang in die Kirche genommen haben sollen. In solchen Vorhäusern oder Vorhallen der Stiftskirchen oder Münster pflegte in ältern Zeiten Gericht gehalten zu werden, worauf dieser Name Paradies Bezug haben mag. — An der nördlichen Seite des Doms war ein kleiner, höchst beschränkter Kirchhof mit Grabhügeln, welcher sich östlich um die Kirche zog.

Unsere zweite Abbildung giebt uns eine treffliche Ansicht von dem Innern des Doms. Hier verweisen wir zunächst auf das Ende des Chors, welches verschlossen werden konnte. Dort stand auswärts ein kleiner Altar für die Thomas-Gemeinde, welche sich im Dome zu den Frühpredigten versammelte. Nach Süden kam man in die in gothischem Style gebauten Kreuzgänge, an denen der Zahn der Zeit schon bedeutend genagt hatte. Im Schiffe der Kirche hing ein weiter eiserner künstlich gearbeiteter Ring an vier Ketten herab, dessen Bedeutung Niemand anzugeben wußte. Die Orgel war nicht eins der besten Werke dieser Art. Die auf unserer Abbildung sichtbaren Figuren, oben an der Wand, stellten Apostel vor, und waren auf die Wand gemalt. Ein ähnliches, colossales Frescogemälde stellte den großen Christoph mit dem Jesusknaben dar, welcher letztere die Weltkugel, oben mit einem Kreuze versehen, im Arme trug. Diese Figur reichte mit dem Kopfe beinahe bis unter das Gewölbe. Es war ein höchst ausdrucksvolles, die bekannte Sage schön versinnlichendes Gemälde.

Die Stelle des Gewölbes, wo 1638 ein Stein heruntergefallen war, unterschied sich durch die Neuheit ihrer Ansicht von dem übrigen Gewölbe. Und dies war eben die übelberühmte Stelle, welche die Sage von dem Singen des Satans nach der mörderischen Scene vom Jahre 1063 veranlaßt haben soll. Der im Dome befindlich gewesene Taufstein steht jetzt auf Niechers Thurme. — Das Hauptgewölbe der Kirche ward von 16 Pfeilern getragen. Im Hauptschiffe der Kirche lagen die Grabsteine der Herren von Schwiechelt, welche noch vorhanden sind.

Unsere dritte Abbildung, auf die wir nun verweisen, enthält die Ansicht des hohen Chors. Das Chor hatte auf der Südseite die Capitelsstube, und dieser gegenüber ein wohl versichertes Zimmer, in welchem die Urkunden und Dokumente des Stifts aufbewahrt wurden. Das jetzt in der St. Stephanikirche befindliche Gemälde am Altarblatte des Hauptaltars stellte die Einsetzung des Abendmahls vor, und war ein Meisterstück von Lukas Kranach. An den Tapeten über den Sitzen der Chorherren waren noch Ueberbleibsel von der frühern Pracht zu sehen, mit welcher die Kaiser diese ihre Kirche ausgeschmückt hatten. Wir haben dieser Tapeten oder gewirkten Gemälde schon oben bei den Merkwürdigkeiten der Domcapelle gedacht. In der Mitte des Chors stand ein hölzerner, jetzt in der Domcapelle aufbewahrter Sarkophag mit einem verschlossenen Deckel, und in demselben eine steinerne weibliche Figur, in der rechten Hand ein Scepter in der linken ein Modell von einer Kirche haltend, und ein Hund mit einem Halsbande zu ihren Füßen. Die Unhaltbarkeit der bekannten, lange herrschend gewesenen Sage von dieser Figur ist nun-

mehr überzeugend nachgewiesen, trotz der Inschrift, welche auf dem Sarge steht. Diese lautet nämlich, aus dem Lateinischen übersetzt, also: „Kaiser Heinrich III. „starb im Jahre 1036 am 5ten October zu Borthfelde. Schon mit dem Tode „kämpfend, befahl er aus frommer Liebe zu seiner Tochter Mechtildis, daß „ihr im Dome ein fürstliches Grabdenkmal gesetzt würde; späterhin solle man „sein Herz und seine edlern Eingeweide beifügen, da es nicht möglich sei, den „ganzen Körper hier zu beerdigen, der zu Speier ruhen solle.“

Dies steht oben auf dem Deckel des Sarges. Auf der schrägen Seite des Sarkophags steht geschrieben: „Siehe, was in diesem Sarge verborgen liegt, „welchen das Domcapitel aus schuldiger Ehrfurcht 1740 erneuerte, da der alte „Sarg durch die Gefräßigkeit der Zeit zerfallen war.“

Aus diesen Inschriften geht hervor, daß das Domcapitel noch vor 100 Jahren das steinerne Bild im Sarge für die Tochter Kaiser Heinrich's III. hielt. Daß aber das Domcapitel durch grundlose Sagen sich habe bethören lassen, liegt am Tage; denn Heinrich III. starb im 39sten Jahre und hatte nur 13 Jahre in der Ehe gelebt. Er konnte mithin im günstigsten Falle nur eine Tochter von 12 Jahren haben; sein Sohn, der nachmalige Kaiser Heinrich IV. hatte bekanntlich bei des Vaters Tode das sechste Lebensjahr noch nicht vollendet. Bedenkt man nun, daß Mathilde schon im goslarischen Dome begraben lag, als Heinrich III. mit dem Tode rang, so müßte man annehmen, sie sei schon als kleines Kind verstorben. Die Figur im Sarge aber stellt eine ausgebildete weibliche Person dar, und paßt nicht mit der Figur eines Kindes. Das Grab dieser Mathilde im goslarischen Dome mag wohl nur unscheinbar gewesen sein; sonst würde man es im Dome aufgefunden haben. Unter dem Sarkophage, von welchem wir hier reden, und welcher früher auf dem hohen Chore stand, wurde beim Abbruche der Kirche kein Grab gefunden, und konnte auch keines gefunden werden, weil sich darunter die Krypta oder Domgruft befand, und das Gewölbe, welches sich darüber hinzog, kaum einen halben Fuß dick war. Heinrich's III. Töchter starben übrigens alle nach des Vaters Tode.

In den letzten sechzig Jahren ward das steinerne Bild in diesem Sarge sogar für den Kaiser Heinrich III. selbst gehalten, bis vor drei Jahren der Rathsbuchbinder van Gelder in Goslar, welchem die Aufsicht über die Domcapelle anvertraut ist, der Sache auf den Grund kam. Als sein Sohn die Capelle mit ihren Alterthümlichkeiten gezeichnet hatte, *) begab er sich auch an die vermeintliche Mathilde. Der Vater ließ sie durch ein unsanftes Bad mit Seife und Sand und durch eine recht scharfe Bürste vom Schmutze reinigen, indem er noch besondere Inschriften zu finden hoffte. Diese Erwartung ward freilich getäuscht; allein er hatte dafür die große Freude, die schönsten Farben eines weiblichen Gewandes durch die Wäsche hervorgelockt zu sehen, wodurch der Glaube, es

*) Diese Zeichnungen werden wahrscheinlich bald veröffentlicht werden, und wir dürfen im Voraus das Publikum auf die Vorzüglichkeit derselben aufmerksam machen.

stelle die Figur den Kaiser Heinrich III. vor, auf einmal gänzlich schwinden mußte.

Wie es verlautet, soll jetzt im Archive der Stadt Goslar eine Urkunde gefunden worden sein, *) welche es bestätigt, daß Gieselra, Heinrich's III. Gemahlin, den Grundstein zum goslar'schen Dome gelegt, und ihr Sohn Heinrich den Bau vollendet habe. Hiernach wird es klar, daß die Figur im Sarge keine andere Person, als die Kaiserin Gieselra vorstellen solle. Nimmt man dies an, so paßt Alles an diesem Bilde, — das prachtvolle fürstliche Gewand, die Kaiserkrone auf dem Haupte, das Scepter in der Rechten und das Modell einer Kirche in der Linken. Vergleicht man diese Figur im Sarge mit dem Standbilde über dem Portale der Domcapelle, so findet man die größte Ähnlichkeit, sowohl rücksichtlich des Körperbaus, als auch des Faltenwurfs der Gewänder.

Von der gelbbraunen leinenen oder baumwollenen Decke, welche in diesem Sarkophage aufbewahrt wurde, und an welcher die Spuren eines hohen Alters sich nicht verkennen ließen, wußte man schon zur Zeit der Aufhebung des Domstifts nichts Gewisses anzugeben.

Auf dem hohen Chore befand sich ferner der Kaiserstuhl, von welchem wir das Nöthige bereits bemerkt haben.

Zwischen dem Kaiserstuhle und dem Hochaltare stand der Erodoaltar, dessen Geschichte und Beschreibung wir hier übergehen. — Das Crucifix, welches oben noch halb auf unserer Abbildung sichtbar ist, war von Holz, die Landschaft aber, worin es hing, und welche Golgatha vorstellte, war Frescomalerei.

Zur Zeit der Aufhebung war das goslar'sche Domstift noch immer ein kaiserliches unmittelbares Eremtstift, und das Capitel desselben bestand aus dem Dompropst, dem Dechanten, dem Scholaster, dem Senior, dem Subsenior und vier Capitularen, welche zwei Vicarien, den Cantor und Camerarius nebst einigen Choralen unter sich hatten. Der Herzog von Braunschweig, welchen das Stift zum Schirmherrn erwählt hatte, besetzte das eine Canonicat. Der Dechant ward von dem Capitel erwählt, und war gewöhnlich ein Mann von Stand und Ansehen. Er durfte abwesend sein, pflegte jedoch einige Male im Jahre, wenigstens am Tage Jakobi zu dem Generalcapitel im Chore zu erscheinen. Der Dompropst und Scholaster waren katholisch, und ihre Stellen wurden jedesmal vom Kaiser besetzt. Die übrigen Glieder des Capitels aber waren sämmtlich der evangelisch-lutherischen Confession zugethan. So war gerade im Entscheidungsjahre 1626, Normaljahr, welches der westphälische Friede festgesetzt hatte, der Zustand der sämmtlichen Chorherren gewesen. Der Propst und Scholaster hatten sich von Goslar entfernt, aber die Urkunden, welche ihre Einkünfte betrafen, wohlbedächtig mit sich genommen, so daß ihre Nachfolger bis zur Aufhebung des Stifts diese Einkünfte noch bezogen. Wer damals mit einer Prä-

*) Es wäre zu wünschen, daß recht bald eine goslar'sche Urkundensammlung im Drucke erschiene.

bende als Dompropst oder Scholaster begnadigt worden war, fand sich bei dem Capitel in Goslar ein, zeigte seinen Gnadenbrief vor, und ward, nachdem er in der Capitelsstube den Statuten gemäß verpflichtet worden war, in seinen Sitz auf dem Chore eingewiesen, und in den Besitz seiner Vorzüge und Nutzungen gesetzt, welche er lebenslänglich genoß, ohne sich weiter in den canonischen Stundten einzufinden, oder zu den capitularischen Versammlungen der übrigen Stiftsherren zugezogen zu werden.

War der Domdechant in Goslar anwesend, so führte er selbst das Directorium im Capitel. In seiner Abwesenheit übernahm es der jeweilige Senior.

Jeder Capitular hatte seine eigene Curie in der Nähe des Doms, in welcher er entweder selbst residirte oder, welche er, sofern er abwesend war oder ein Bürgerhaus bewohnte, vermietete. Diese Häuser des Stifts sowohl, als deren Bewohner, waren noch immer von allen bürgerlichen Abgaben frei.

Mit dem Herzoge von Braunschweig und Lüneburg hatte der goslarische Dom gemeinschaftlich noch immer das Patronatrecht über zwei schöne Pfarren im Braunschweigischen nahe bei Goslar, nämlich zu Harlingerode und zu Alsfeld, so daß der Herzog dieselben wechselsweise zweimal und das Stift sie einmal besetzte.

Da der goslarische Dom früher eine Pflanzstätte für Bischöfe und Erzbischöfe war, so mag es nicht uninteressant sein, einige berühmte und angesehene Männer aufzuzählen, welche bei demselben sich auszeichneten oder aus demselben hervorgingen. Im Jahre 1055 gelangte der goslarische Dompropst Hanno oder Anno, wahrscheinlich ein geborner Graf von Dassel, auf den erzbischöflichen Stuhl von Cöln. Er ist bekannt als nachheriger Erzieher des minderjährigen Heinrich IV., und war ein Mann von festem Character und erprobter Rechtsschaffenheit, welcher, zwanzig Jahre auf dem gedachten erzbischöflichen Stuhle sitzend, durch frommen Wandel, als Helfer der Armen und rüstiger Striter für Wahrheit und Recht sich auszeichnete, und alle Bestrebungen seiner Neider und Feinde zu Schanden machte.

Im Jahre 1066 gelangte der damalige berühmte Lehrer an der Domschule zu Goslar, Benno, wahrscheinlich ein Graf von Woldenberg, auf den bischöflichen Stuhl von Meissen, wo er sogar den Ruf eines Wunderthäters sich erwarb, so daß noch im Jahre 1523 der Papst Clemens VII. sich bewogen fühlte, ihn unter die Heiligen zu versetzen.

Schon im Jahre 1063 hatte abermals ein goslarischer Dompropst einen bischöflichen Stuhl bestiegen. Es war dies Werner, gleichfalls ein Graf von Woldenberg, welcher Oberhirt des bischöflichen Sprengels von Merseburg ward, wie denn auch der goslarische Dompropst Heinrich, dessen Abkunft unbekannt ist, im Jahre 1067 Bischof von Speier ward. Im Jahre 1072 gelangte der dieselbe Stelle eines Dompropsts bekleidende Liemar, von Geburt ein Baiern, zum erzbischöflichen Stuhle von Bremen, nachdem der als verderblicher Lenker Heinrich's IV. bekannte Erzbischof Abelbert von Bremen zu Goslar das Zeitliche gesegnet hatte.

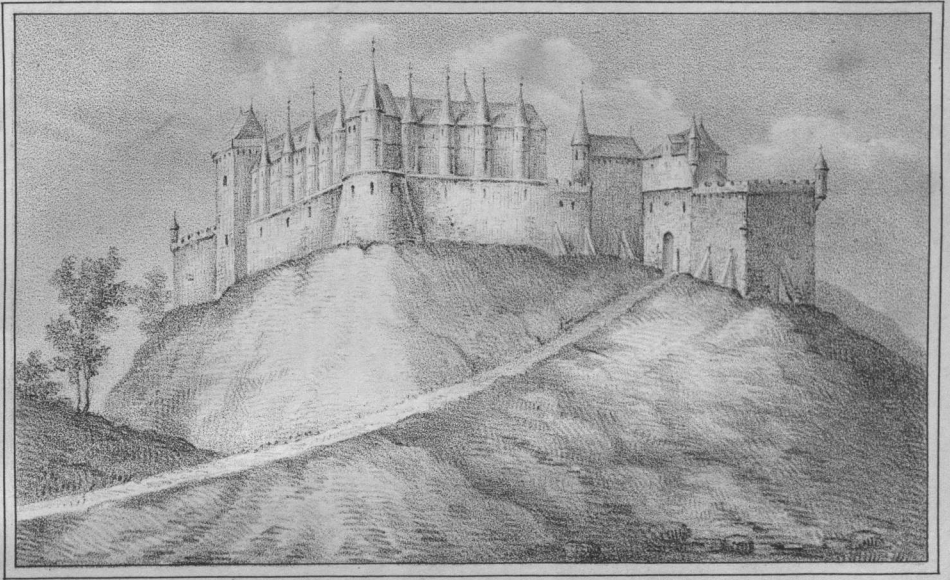


Herzog Georg.



Anna Eleonore.

Stamm-Eltern des Hannover'schen Regentenhauses.



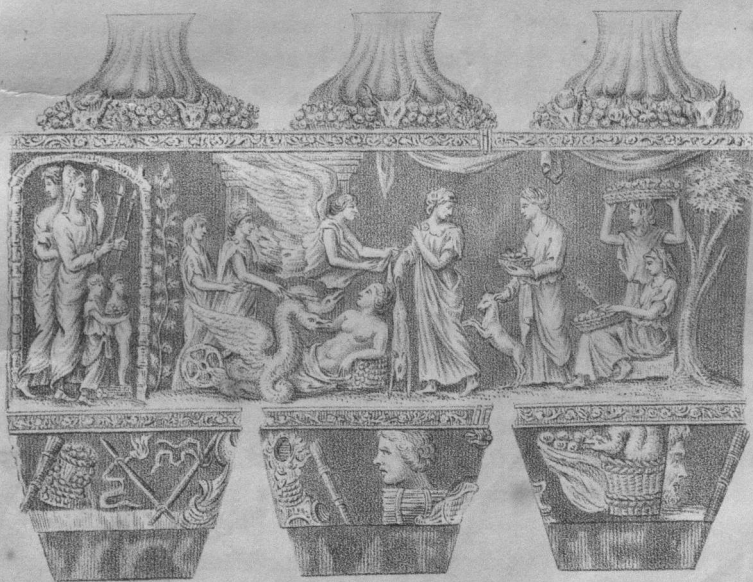
Die Harzburg im Jahre 1574.



Hans Jürgen.



Die Arbeit der Spinnerinnen von N. Cloekendon 1594.



Das Mantuanische Gefäß.

Auch nach Hanno's 1076 erfolgten Tode, war es wieder ein Domherr aus Goslar, welcher Erzbischof von Cöln wurde. Er hieß Hilboldph. Eben so war es ein goslarischer Dompropst Bernardus, mit dem Zunamen Bucco, welcher die Würde eines Bischofs von Halberstadt erlangte, und als solcher z. B. im Jahre 1080 das Kloster Isenburg, in welchem er später auch begraben wurde, nach einem verheerenden Brande wieder aufbaute. Den bischöflichen Stuhl von Paderborn bestieg 1083 der goslarische Dompropst Heinrich von Alslo, welcher später noch Erzbischof von Magdeburg ward. Ein langjähriger treuer Anhänger Kaiser Heinrich's IV. war der goslarische Dompropst und Reichskanzler, auch späterer Bischof von Toulouse Vibo, der auch Bipo oder Poppo genannt wird, und 1107 starb. Ebbo, gleichfalls Propst an unserm Dome, ward 1110 Bischof von Worms, und empfing die Weihe durch den Erzbischof von Trier. Mazo oder Maso, dieselbe Würde in Goslar bekleidend, bestieg 1118 den bischöflichen Stuhl von Verden, und der goslarische Domdechant Brüning ward 4 Jahr vorher, 1114, Bischof von Hildesheim.

Ein goslarischer Domherr und Subdiakon, Namens Peter von Niechenberg, stiftete auch das in der Nähe Goslar's liegende, gegenwärtig aufgehobene Kloster Niechenberg. Es war dies im Jahre 1117, werauf es im Jahre 1131 die kaiserliche Bestätigung Lothar's erhielt.

Als durch den Tod des Erzbischofs Norbert der erzbischöfliche Stuhl von Magdeburg erledigt ward, war es wieder ein goslarischer Dompropst, Namens Conrad, ein geborner Graf von Querfurt, welcher mit dieser Würde bekleidet wurde. Aus der gedachten Grafenfamilie erhielt der goslarische Dom überhaupt mehrere Glieder.

Adelhoy, ein Edler von Dorstadt, welcher im Jahre 1171 Bischof von Hildesheim wurde und als solcher später den Kaiser Friedrich I. nach Palästina begleitete, war gleichfalls Dompropst in Goslar, und zugleich Propst zum St. Petersberge daselbst gewesen. Eben so zeichnete sich der goslarische Dompropst Wilhelm, ein geborner Graf von Querfurt, in dem Heere der Kreuzfahrer aus, welches Friedrich's I. Sohn, der 1190 Kaiser gewordene Heinrich VI., befehligte.

Auch der goslarische Dompropst Elgerus, ein geborner Graf von Hohenstein, bewährte sein Ansehen, als Kaiser Friedrich's II. Sohn, Heinrich VII. im Jahre 1222 zu Nordhausen eine Zusammenkunft vieler Fürsten und Herren veranlaßt hatte, und hier der Erzbischof von Mainz und der Bischof von Hildesheim über die Grenzen ihrer Sprengel sich nicht vereinigen konnten. Elgerus bewirkte durch Einwirkung auf den König soviel, daß sich die streitenden Partheien zu der Erklärung verstanden, der goslarische Dom solle zu keinem von beiden Kirchensprengeln gerechnet werden.

Auch ein Sproß der Grafenfamilie von Schladeu bekleidete die Würde eines goslarischen Dompropstes, und ward im Jahre 1232 Bischof von Halberstadt. Er hieß Rudolph.

Einen nicht unwichtigen Einfluß in Goslar erlangte der goslarische Dom-

dechant Rainard, nachdem im Jahre 1253 durch einen kaiserlichen Voigt Diedrich von Sulinge das St. Johannis Hospital oder sogenannte große heilige Kreuz gestiftet worden war, zu welchem man eine Domherrn-Curie an der südlichen Abzucht gewählt hatte, und über welches neben zwei Bürgern der jeweilige Domdechant die Aufsicht und das Recht der Wahl eines Priesters zu den gottesdienstlichen Handlungen in gedachtem Hospitale empfing.

Nicht minder zeichnete sich der goslarische Domscholaster, Alexander von Walmoden, ein Sproß der noch blühenden Familie von Walmoden, aus. Er erbaute 1267 in Goslar auf seine eigenen Kosten eine Capelle zur Ehre der heiligen Maria Magdalena, welche auf der Glockengießerstraße gestanden haben soll. Zugleich gab er dem Propste Werner zum Frankenberge in Goslar vierzig Mark Silbers mit der Bedingung, daß er dem an gedachter Capelle dienenden Priester alljährlich zwei Mark löthigen Silbers reichen solle.

Der im Jahre 1293 als Dompropst zu Goslar stehende Arnold, ein Graf von Solms, welcher bei Gelegenheit eines Streites den Ausspruch des Banns über die Stadt Goslar veranlaßte, ward später Bischof von Bamberg.

Als Geheimschreiber des Kaisers Albrecht I. zeichnete sich um 1299 der goslarische Domherr Magister Jacobus aus.

Eben so war es ein goslarischer Domherr, Namens Heinrich von Gandersheim, welcher für die Äbtissin Sophia II. von Gandersheim im Jahre 1322 eine Gesandtschaft nach Mainz übernahm, um dort mit dem päpstlichen Legaten Petrus Duranti wegen Ermäßigung einer Forderung von 70 Mark zu unterhandeln, welche letzterer an die Abtei Gandersheim machte.

Als ein Mann voll wissenschaftlichen Sinnes zeichnete sich um 1478 der goslarische Domherr Martin Ginder in jener Zeit der geistigen Nacht vortheilhaft aus. Zu seiner wissenschaftlichen Vervollkommenung wünschte er nach Rom oder auf irgend eine Universität zu gehen, und suchte deshalb bei dem Papste um die Erlaubniß nach, von seinem Stifte, unbeschadet seiner Präbende, abwesend sein zu dürfen. Der Papst Sixtus IV. gab im gedachten Jahre seinem Gesuche auch wirklich Statt.

So war es ferner der goslarische Domdechant Johann Dappe, welcher im Jahre 1493 nebst einem Domherrn und einem hildesheimischen Geistlichen vom Papste den Auftrag erhielt, verschiedene Räuber, welche das St. Petersstift in und vor Goslar an seinen Gütern gekränkt hatten, vor Gericht zu ziehen und zur Wiedererstattung zu bringen.

Endlich dürfen wir auch die frühern Schirmvoigte des goslarischen Doms nicht unerwähnt lassen. Anfangs besaßen die Kaiser selbst die Schirmvogtei über denselben. So nennt sich noch Heinrich IV. in einer namhaften Urkunde ausdrücklich Schirmvoigt (advocatus) dieses Stifts. Später jedoch, als die Kaiser sich seltener und zuletzt gar nicht mehr in Goslar aufhielten, nahmen sie Vertreter an, und benachbarte Fürsten, Grafen und Edelleute empfingen die Schirmvogtei über die verschiedenen Güter des Doms. So kommen die Grafen von Wöltingerode, deren Stammsitz 1173 in ein Kloster verwandelt wurde,

ferner die Fürsten von Anhalt, die Grafen von Werningerode, die Grafen von Schlade, die Herren von Steinberg, die Markgrafen von Brandenburg und die Herren von Bedesdorp als Schirmvoigte des goslarischen Doms vor.

Vaterländische Anekdoten.

10.

Nach dem Antritte seiner Regierung besuchte Herzog Carl Wilhelm Ferdinand alle Behörden in Braunschweig. So kam er auch Morgens um 9 Uhr ins Rathhaus, fand das Partenzimmer voller Menschen, und die Rathsstube leer. Er fragte die Anwesenden:

„Was wollt Ihr hier?“

Wir sind bestellt.

„Alle?“

Ja! wir haben Termin.

„Um welche Stunde seid Ihr bestellt?“

Um 9 Uhr.

„Gehet nach Hause, Kinder! Ihr versäumt zu viel an Euren Geschäften und Broderwerbe. Ich werde dafür sorgen, daß Ihr nicht früher bestellt werdet, als Ihr vorgenommen werden könnt.“

Er schickte sie alle fort und ging in die Rathsstube, um die Rathsherren zu erwarten.

Von 10 Uhr an erschienen die Rathsmitglieder, einzeln, und um 11 Uhr endlich der Burgemeister. Sie mußten sich setzen, und nun hielt ihnen der Herzog eine wackere Strafpredigt über unverantwortliche Pflichtversäumnis und Verleitung der Bürgerschaft zur Versäumnis ihrer häuslichen und ernährenden Geschäfte u. Späterhin schickte er von Zeit zu Zeit einen vertrauten Officianten nach dem Magistrat, der ihren Sitzungen beiwohnen und nach Recht und Ordnung sehen sollte; auch mußten nun die Parten von Viertelstunde zu Viertelstunde bestellt und expedirt werden.

Geschichte der Harzburg.

Das lebendige Treiben der Vorzeit, das in deutscher Kraft, aber auch in deutschem Aberglauben einst über die ehrwürdigen Harzburger Berge und deren Thäler sich ausbreitete, scheint in jüngster Zeit sich erneuet zu haben, wenn auch in einer anderen Gestalt. Wohin Jahrhunderte lang nur der Fuß des einsa-

men Wanderers wandelte, da regt sich jetzt heiteres, gesellschaftliches Leben zahlreicher Gruppen von Menschen, die am Busen der Natur ausruhen wollen von alltäglicher Arbeit, um dann, erfrischt vom belebenden Athem der Berge und wunderbar genährt im idyllischen Freundschaftsleben, in die veräucherten Städte heimzukehren. Heiterkeit ist hiernach zwar der Grundzug des dortigen Lebens; wenn aber das Auge auf den Trümmern der grauen Ruinen ruhet, die auf dem Scheitel des Burgberges zurückdeuten auf die zerfallene Größe längst verschwundener Zeiten, dann schleicht sich allgemach ein sinniges Betrachten in die Seele, und die ursprüngliche Heiterkeit wandelt sich unter den Ahnungen einer untergegangenen Welt in milde Schwermuth um.

Es war am zweiten Osterfeiertage, als ich in Gesellschaft einiger Freunde den Burgberg erstieg. Auch die Natur feierte ihr Auferstehungsfest und predigte das Evangelium der Liebe. Lauschend auf ihr vieltausendstimmiges Wort hielten wir Nachmittagskirche unter des Himmels Dom, der blau und goldig, wie selten, über uns strahlte. Schon grünteu Auen und Sträucher sommerlich, und deckte den Gipfel des in der Ferne gen Himmel ragenden Brodens auch noch der schimmernde Schnee, so hob doch neben uns schon das Weisichen sein bescheidenes Köpfchen aus dem weichen Moose und hauchte seinen würzigen Athem in die milde Frühlingsluft aus. Von den Wipfeln der Bäume herab erschollen heitere Melodien, und selbst das Wild schien seine Festtagsfreiheit freudig zu ahnen; wenigstens sahen wir ein zartes Reh, seine eigenthümliche Scheu vergessend, sorglos sich im Gestrüpp des Burgberges umhertreiben, wenn es nicht vielleicht durch die Trennung von den Seinen beunruhigt wurde, die bald auf verschiedenen Wegen zu ihm kamen zum gemeinsamen, traulichen Spiele. Fast vergaßen wir, im Anschauen der Werke Gottes, die Trümmer eines Menschenwerkes, zu dessen Betrachtung wir den Berg erstiegen; und als wir nun endlich der Ruine nahe gegenüberstanden, da war es auch nur unsere innere Welt, welche in thätige Beschäftigung gerieth, nur der Gedanke, aber nicht das Auge; denn was ist ein verwittertes Gemäuer, hie und da durchnagt vom Zahn der Zeit, ohne die Ideen, welche es erweckt? Diese aber beschäftigten uns lange und entflohen selbst dann noch nicht, als wir unsere Blicke wieder umherschweifen ließen auf den prachtvollen Naturbildern ringsumher. Selbst die, ohne Zweifel lieblichste, Aussicht auf das westliche von Tannen eingefasste Thal, das die schäumende Nidau mit ihren träufelnden Wogen durchbrauft, nahm einen ernstern, unserer Gedankenverfassung entsprechenden Charakter an; — hatte denn nicht dieser Gießbach, der Jahrhunderte gerauscht, die zerstobene Beste in ihrer Herrlichkeit gekannt! — Da sank die Sonne golden und feurig am fernen Himmel nieder; ungeblendet sahen wir in ihr Abschied lächelndes Angesicht. Bald goß der Mond sein silbernes Licht über Gesträuch und Flur. Alles schwieg, bis auf das Geflüster der Blätter und das Plätschern der Nidau; wir waren allein noch auf der Höhe. Keiner sprach, aber Jeder empfand die ewige Liebe, welche aus dem gestirnten Himmel, aus den wallenden Abendlüften, aus den thauigen Fluren zu ihm redete. Wir standen da in sinniger Schwermuth, und

doch war uns so wohl; wir wollten noch nicht gehen. Noch einmal wandten sich unsere Blicke auf die Ruine zurück, die vom Sternenlicht beschienen, in geisterhafter Beleuchtung wunderbar zu trauern schien. Da wandte sich ein Jüngling an den wackern N., welcher, der Vorzeit kundig, uns bereits bei der Beobachtung mancher Einzelheiten auf die Heldengröße vergangener Tage hingewiesen, und bat, unseren Betrachtungen durch eine zusammenhängende Erzählung der Harzburgischen Geschichte, eine festere Unterlage und eine bestimmtere Richtung zu geben. N. willigte gern ein, und nachdem wir auf einer Bank einmüthig Platz genommen, hob er folgendermaassen an:

Hier zu unseren Füßen und rings um uns her, wo gestern Abend die Osterfeuer, deren Asche noch glühet, gen Himmel loderten, dampften einst die Altäre der Heiden vom Fette der Auerochsen zur Versöhnung Wodan's; hier schlachtete man ihm gefangene Feinde, ihm zu danken für den Sieg; hier wurde das Blut der Feinde gesotten in Krodo's Opferaltar. Vor tausend Jahren fielen die Bilder der Götzen und ihre Altäre; eine Capelle, die aber bald in's Schuttenroder Thal verlegt ward, wurde an deren Stelle gesetzt zur Verehrung des unsichtbaren Gottes. Damals stand die Beste noch nicht, die nun in Trümmern liegt. Nach den ältesten Sagen, denen wir vielleicht nicht einmal trauen dürfen, erscheint sie erst im zehnten Jahrhundert. Heinrich der Vogelfsteller, der nicht weniger auf diesen Bergen, wie auf der Staufenburg seiner Lieblingsneigung nachhing, von welcher noch jetzt ein östlich von den Ruinen belegener Platz den Namen „Heinrich's Vogelheerd“ führt, soll sie zum Schutze gegen die Ungarn am sogenannten Kaiserwege, der allein den Durchzug durch den Harz gestattete, erbauet, Heinrich III. aber, über hundert Jahre später, sie reparirt haben. Historisch gewiß ist, daß Kaiser Heinrich IV. in der Zeit seiner Händel mit den Sachsen im Jahre 1068 eine neue Burg an der Stelle der jetzigen Ruinen erbauet hat; die ältere ist demnach, wenn sie wirklich vorhanden war, damals niedergerissen. Heinrich, aus dem Stamme der Franken, war von Erzbischof Adalbert, seinem Erzieher, mit einem glühenden Hasse gegen die Sachsen, welche ihm immer nur als ein trotziges und aufrührerisches Volk geschildert waren, schon in früher Kindheit angefüllt. Im fünfzehnten Jahre (1065) zur Herrschaft gelangt, begann er sofort die Sachsen durch allerlei Bedrückungen seinen Groll empfinden zu lassen. Fast beständig trieb er in ihrem Lande, vorzüglich in Goslar, sein Wesen, kränkte Fürsten und Edle geflissentlich durch geringschätzende Behandlung, verzehrte seine Zeit in Wollust, Jagd und Brettspiel und gedachte nicht der Handhabung des heiligen Rechtes. Als das über ein so unwürdiges und entehrendes Verfahren empörte Volk über aufrührerischen Planen brütete, errichtete Heinrich, dem die Stimmung der Gemüther nicht entging, auf Adalbert's Rath im Sachsenlande zahlreiche Festen zu seinem Schutze, unter ihnen auch die Harzburg, die mächtigste und glänzendste von allen. Ungeheure Ringmauern mit hohen Thürmen und Thoren schlossen sie ein; im Innern wurde ein prächtiger Palast, ein Zwinger für Staatsgefangene und ein Domkloster gegründet, das bald mit vielen, aus allen

Gegenden zusammengeführten, Geistlichen gefüllt wurde und durch seine silbernen Glocken, wie durch seine seltenen Reliquien vor vielen Bisthümern sich auszeichnete. Auf dieser, fast den ganzen Scheitel des ziemlich schroff abfallenden Burgberges deckenden, fast unüberwindlichen Feste hauste Heinrich häufig zur Zeit der Gefahr mit seinen Burgmannen, die in der Umgegend die schmachlichsten Frevel übten, die Viehheerden raubend den Landleuten, edelen Herren die Freiheit und die Krone den Jungfrauen. Heinrich aber stand hoch oben auf der Burg und rief aus: „Sachsen ist ein sehr schönes Land, die Sachsen aber verworfene Knechte.“ Sie in einem ihrer Fürsten auf das Empfindlichste zu verletzen, fand er im Jahre 1070 eine erwünschte Gelegenheit. Otto, Herzog von Baiern und Graf von Nordheim, reich an Macht und edeler Heldengröße, wurde von Egeno, einem seines abligen Namens unwerthen Buben, beschuldigt, ihn zum Meuchelmorde Heinrich's gereizt zu haben. Dieser entsetzte sofort, ohne Untersuchung der Sache, Otto seines Herzogthums. Der hochherzige Sachsenherzog Magnus, Sohn und Nachfolger Drdolph's, nahm den geächteten Flüchtling theilnehmend in seinen Schutz, fand aber den Lohn seiner Freundschaft im Zwinger der Harzburg, aus dem er, nach Heinrich's Bedenken, nur nach Verzichtleistung auf seine Herzogswürde entlassen werden sollte. Otto, dem Kaiser gleichgiltiger und deshalb aus einer kurzen Haft entlassen, auch wiederum Herr eines Theiles seiner Güter, trat, tief betrübt über des Freundes schmachvolles Loos, vor Heinrich und bat: „Vertheile meine Habe nach Belieben; nur gib den Freund frei, der in reiner Absicht Partei nahm für den Bedrängten!“ Kalt erwiderte der Kaiser: „Du bist mit all Deiner Habe schon lange mein Eigenthum; selbst noch nicht rein vom Verbrechen kannst Du, was Dir rechtlich noch nicht eigen ist, nicht darbielen als freie Gabe.“ Da schwur sich Otto mit zahlreichen Edeln des Sachsenlandes zu glühender Rache, wofern der Kaiser nicht ihr gemeinsames Begehren erfüllte, das sie in folgendem Schreiben zu ihm nach Goslar sandten: Uns überlasse Deine geworbenen Krieger; denn wir bedürfen ihrer gegen die Slaven; die Schlösser laß schleifen, ersetze was Dein Kriegsvolk geraubt; Otto sei Herzog in Baiern; den Herzog Magnus gib frei; der Sachsen alte Verfassung halte in Ehren; sitze nicht immer zu Goslar, sondern wechsle Deinen Aufenthalt gleich Deinen Vorfahren und handhabe Gerechtigkeit in den Provinzen; entferne Deine schlechten Rathgeber und berathe Dich mit Deinen Ständen. Thust Du all' diesen Forderungen Genüge, so wollen wir treu an Dir halten; versagst Du sie, dann wollen wir durch eigene Kraft uns Recht schaffen.“ Als Heinrich auf diese Forderung eine unbefriedigende Erklärung gab, scharten sich die 60,000 Mann starken Verbündeten unter Otto's Oberbefehl gegen Goslar; Heinrich entwich nach der Harzburg und einzelne Heerhaufen folgten ihm zur Belagerung der Feste, während andere die Heimburg brachen. Der Kaiser, von zwanzigtausend Mann bedrängt, die den einzigen Zugang zum Schlosse besetzt hielten, schien verloren, und als er bald Friedensunterhandlungen anzuknüpfen begann, versprechend, vor einem allgemeinen Fürstengericht Rede stehen und rechtlich begründete An-

sprüche befriedigen zu wollen, da jubelten die Sachsen im Siegesgeföhle und begehrten als Friedensbedingung die sofortige Zerstörung der Harzburg. Dieser Act wäre für Heinrich das Schrecklichste und Schmachvollste gewesen, das ihn hätte treffen können; dennoch setzte er, auf geheime Flucht sinnend, die Unterhandlungen fort, um die Feinde in der Ueberzeugung, daß ein Entkommen unmöglich sei, zu bestärken. Während nun die sichern Sachsen mit den kaiserlichen Gesandten nicht einig werden konnten, wurden nicht nur die Kleinode und Insignien heimlich aus der Burg geschafft, sondern Heinrich selbst entfloß mit Benno, Bischof von Osnabrück, Eppo, Bischof von Teiz und Berthold, Herzog von Kärnthen, wahrscheinlich durch eine, den Feinden unbekannte, Oeffnung der südlichen Ringmauer, in dunkeler Nacht. Noch lange, und selbst in neuerer Zeit, hat man im Brunnen nachgegraben, die Krone zu finden, die Heinrich vor seiner Flucht, sie zu bewahren vor dem Raube der Feinde, hineingeworfen haben soll. Die Besatzung, dreihundert Mann stark, blieb auf der Burg zurück, die Gegner zu täuschen. Der Flüchtige irrte zitternden Fußes auf unwegsamen Pfaden durch dichte Waldung; drei Tage lang nicht weniger vor dem Geflüster der Blätter erbebend, als von Hunger und Mattigkeit gequält. Nach kurzer Erquickung zu Eschwege am vierten Tage, eilte er nach Hersfeld, das scheinbar gegen die Polen bestimmte Heer zu erwarten. Demuthsvoll und ohne Hehl offenbarte hier Heinrich vor Fürsten und Volk die erlittene Schmach, und eben dieselben, welche des Kaisers Troß zum Widerspruch und Hohne gereizt haben würde, vergossen Thränen des Mitgeföhls bei seiner demuthsvollen Klage; ja Viele erboten sich sofort, gegen die Sachsen zu streiten. Diese aber hatten kaum des Kaisers Flucht vernommen, als sie wuthentbrannt, verbunden mit den Thüringern, die Belagerung seiner Schlösser, in's Besondere der Harzburg, von Neuem begannen. Auf dem von ihnen benannten Sachsenberge verschanzten sich zwölfhundert Mann, die gegenüberliegende Beste auszuhungern und demnach alle Zufuhr mit dem Schwerte abzuschneiden. Doch fällt als ein freundlicher Strahl christlicher Liebe die Nachricht in das barbarische Dunkel jener Zeit, daß manchem Sachsen das Herz geblutet bei dem Jammer der hungernden Harzburger, und daß oft eine milde Hand die Feinde heimlich gespeiset habe. —

Um jene Zeit wurde endlich Herzog Magnus aus seinem Kerker erlöst. Graf Hermann, sein Oheim hatte seit einem früheren Siege kaiserliche Truppen gefangen gehalten und ließ jetzt dem Kaiser entbieten, daß er die angethane Schmach an ihnen rächen werde, wosern nicht Magnus die Freiheit erhalte. Da wurde endlich, zugleich auf die ungestüme Forderung der Fürsten, der drei Jahre lang Gefnechtete seiner Bande ledig.

Während der hierauf vorgenommenen Verhandlungen über Heinrich's Absetzung dauerten die Händel auf der Harzburg fort. Nicht selten wurden die anrückenden Sachsen durch große Felsstücke, die, vom Berge herabgerollt, ihnen entgegenstürzten, auseinandergesprengt und zum Theil zerquetscht. Nicht oft ging auch der Bertheidigungskampf der Harzburger in offenen Angriff über;

wenigstens wurden die sächsischen Proviantträger häufig geplündert und gemißhandelt. Sogar mit den Einwohnern von Goslar knüpften Jene ihre Handel an. Es wird erzählt, daß, bei einer festgesetzten Waffenruhe, einige Harzburger dorthin zogen, um sich gütlich zu thun. Vom geistigen Getränk erhit, hatten sie kaum begonnen, auf die Sachsen zu schimpfen und ihr thörichtes Kriegsverfahren gegen den Kaiser lächerlich zu machen, als bei den anwesenden Bürgern eine heftige Empörung der Gemüther entstand, die damit endete, daß die Harzburger ergriffen, gezüchtigt, entkleidet und zuletzt nackt gekreuzigt wurden. Ihre Freunde zu rächen, raubte die Besatzung den Einwohnern Goslar's die weidende Heerde. Verfolgt von dem eilig zusammen gelaufenen Volke schienen sie zu fliehen; auf die Nachgelockten ergoß sich aber plötzlich aus dem Waldversteck ein zahlreicher Haufe, der sich sättigte im Blutvergießen, bis alle Lebenden entflohen waren. Damit aber war ihre Nachgier noch nicht gestillt; sie wollten in keiner Weise den Sachsen zu Willen sein, und kostete es auch den Tod. Sie waren es, welche den Kaiser selbst zum Festhalten an seinem ursprünglichen Entschlusse, die Burgen unter jeder Bedingung stehen zu lassen, auf das Nachdrücklichste ermunterten. Schon hatte Heinrich zu Hersfeld (1074), aus Furcht vor der Wahl eines anderen Kaisers, den Fürsten Alles bewilligt; schon war er unter dem Jubelgeschrei des versöhnten Volkes in Goslar eingezogen. Da traten zu ihm die Helden von der Harzburg, wiesen ihn hin auf ihr für ihn umsonst vergossenes Blut, auf die bestandenen Nöthe und Thaten und ersuchten ihn unter dem Gelöbniß der Treue bis in den Tod, den geschlossenen Frieden zu brechen. Schon war der Kaiser seinen Getreuen gefolgt, indem er sich eben so entschieden weigerte, seine Burgen zu zertrümmern, als Otto in seine bairische Herzogswürde wiedereinzusetzen; da lief plötzlich die Nachricht ein, daß die Sachsen gegen Goslar im Anzuge seien, den Gehorsam ihm aufzukündigen, um dann einen neuen Kaiser zu wählen. Sofort gelobte der Geängstigte, in alle früheren Forderungen zu willigen. Da sanken bald die himmelanstrebenden kaiserlichen Burgen in Trümmern, unter ihnen auch die gewaltige Harzburg. Zwar hatte Heinrich, der diese Beste am meisten liebte, nur ihre Vormauern zu brechen, verordnet, in der Hoffnung, das Volk werde, sobald es die Vorarbeiten der Zerstörung gesehen, sich zerstreuen. Aber kaum war der Anfang gemacht, so warfen sich die Bewohner der Umgegend rasend über das verhaßte Schloß, mit gieriger Zerstörungswuth selbst Hand anlegend und plündernd. Der herrliche Dom ging in Flammen auf; Glocken, Altar und heilige Gefäße wurden zertrümmert, die modernden Gebeine des kaiserlichen Sohnes und Bruders in unbändiger Wuth zerstreuet und die Kostbarkeiten geraubt. Kaum rettete der Abt von Isenburg die heiligen Reliquien, und nach wenigen Tagen war von der erhabenen, erst sechs Jahre alten, Burg Nichts übrig, als ein Rest der Ringmauer. Da ließ der Kaiser in seiner Verzweiflung sofort auch die übrigen Festen brechen. Der Frevel an dem heiligen Dom und an den Gebeinen der Todten erregte bei den Besonnenern überall Erbitterung und gewann dem Kaiser viele Herzen; allgemeine Buß- und Bettage

sollten den erzürnten Himmel versöhnen. Heinrich gebot bald über ein großes Heer und siegte bei Langensalza, am 13. Juli 1075. Zwanzigtausend Sachsen lagen auf dem Todtenfelde, nicht gefallen, sondern gemordet; die Fürsten waren zu Heinrich's wüthendem Verdruß entronnen. Das feindliche Gebiet, nur nicht Goslar, des Vaters Lieblingsitz, wurde schonungslos verheert. Unter den Burgen, die sich nun wieder auf den deutschen Höhen erhoben, prangte bereits im Jahre 1076 eine neue Harzburg. Diese blieb im Besiz der deutschen Kaiser, bis sie Friedrich I., der Rothbart genannt, im Jahre 1157, Heinrich dem Löwen, dem Retter seines Lebens, schenkte; doch bereits nach fünf und zwanzig Jahren war sie wieder kaiserliches Eigenthum; denn aus den Freunden waren Feinde geworden, und Friedrich hatte, nach des Löwen zerbrochener Kraft, die Burg wieder an sich gerissen. Sie war damals so zerfallen, daß Friedrich sie fast von Neuem aufführen mußte. Später war sie Otto's IV. Lieblingsitz, und als dieser Kaiser Friedrich II. hatte weichen müssen, erfor er sie sich zu seinem bleibenden Anheerte; er starb auf der Harzburg am 19. Mai 1218. Friedrich setzte die Grafen von Woldenberg als Reichsvögte auf die Weste; doch bereits i. J. 1269 verpfändeten sie Hermann und Ludolph von Woldenberg gegen Erlegung von 400 Mark Silbers an den Grafen Conrad von Wernigerode, bei dessen Familie sie blieb, bis sie 1370 auf folgende Weise in Besiz des Herzogs Otto, des Quaden, gelangte: Graf Dieter von Wernigerode, mit diesem händelsüchtigen Fürsten im Zwiste, beleidigte einen seiner reissigen Knechte, welcher rache-schnaubend sofort bei dem Quaden an Dieter zum Verräther wurde. Otto folgte ihm mit seinem Heere heimlich nach der Weste; der Knecht überstieg in der Nacht die Ringmauern, öffnete die Thore, und der Herzog nahm die Burg ein. Bischof Gerhard von Hildesheim, der Krummstab und Schwert in seiner Hand vereinigte, hatte schon früher die Otto ergebene Raubgenossen, Sternbrüder genannt, nachdrücklich gezüchtigt. Als er jetzt die dem Wernigeröder widerfahrene Unbill vernahm, machte er sich sofort gegen den Quaden auf. Dieser sandte eben einige reissige Knechte mit Proviant auf die Feste; Gerhard nahm sie gefangen und führte sie nach Hildesheim. Otto aber, davon benachrichtigt, nahm die bischöfliche Stadt Alfeld mit Sturm und gab sie erst auf das dem Bischof abgedrungene Versprechen zurück, die Harzburg auf eigene Kosten zu bespeisen. Wiederum sicher im Besize seiner Weste plünderte er die Altmark und sprach bei seiner Rückkehr am Martiniabend bei Ritter Hanns von Schwiebold, dem bischöflichen Vogte auf Liebenburg, mit seinen Gefellen ein. Hanns war ein fröhlicher, derber Herr nach des Quaden Wohlgefallen. Weidlich wurde gezecht zum Märtensgänsemahle, und Otto war so zufrieden mit seinem gastlichen Wirth, daß er ihm beim Abschiede am andern Morgen die Harzburg zum ewigen Besiz verehrte. Hanns und seine Nachkommen wurden bald weit und breit als Raubritter berüchtigt; ein geheimes Grauen ergriff den Wanderer schon, wenn er von Weitem die Finne des Raubschlosses erblickte und in die fernsten Gegenden erschollen gerechte Klagen über

der Harzburger gottlose Frevelthaten. Als i. J. 1411 Conrad, Brändan und Heinrich von Schwicheld im Hochstift Magdeburg große Beute an Rindvieh gemacht hatten, versuchten die Grafen Eard von Egeln und Otto von Warberg, ihnen den Raub wieder abzufragen. Bei Derneburg entwickelte sich ein heftiges Gefecht, in welchem Otto erschlagen wurde. Rache zu nehmen zogen die Herzöge Bernhard und Heinrich von Braunschweig, die Bischöfe Günther von Magdeburg und Albert von Halberstadt mit zahlreichem Volk aus den umliegenden Städten und Dörfern gegen Harzburg. Sie warfen sich in die seit Heinrich's IV. Zeiten nicht benutzte, ziemlich verfallene Burg auf dem Sachsenberge, besetzten sie und gaben ihr den Namen Steuerburg, versuchten dann die Harzveste zu stürmen, und, als dieses nicht gelang, sie auszuhungern. Allein die Belagerten erhielten von Osten her auf einem geheimen Wege — der Brotstieg von seinem Zwecke genannt — ihre Lebensmittel; und erst nach fünf Monaten, als die Feinde das Geheimniß entdeckt hatten, suchten die Harzburger um Frieden nach. Dieser wurde unter der Bedingung bewilligt, daß die von Schwicheld da, wo Otto von Warberg von ihrer Hand erschlagen, eine Capelle erbauen und fernerhin ihre Räubereien aufgeben sollten. Doch bald darauf plünderten sie abermals die umliegende Gegend und sahen in Folge dessen das kaum abgezogene Heer gegen sich anrücken. Dieses, überzeugt, daß von der über tausend Schritt von der Harzburg entfernten Steuerburg nicht mit Nachdruck operirt werden könne, errichtete auf dem vormaligen Vogel- oder Finkenheerde eine neue Feste, wegen ihrer geringen Entfernung von der Harzburg Altenah genannt. Von hieraus sausten ohne Unterlaß Pfeile, frachten unaufhörlich große Steine, vielleicht auch Kanonenkugeln*), gegen die Belagerten. Da war aller Löwenmuth der Schwichelde erfolglos; sie mußten endlich unter jeder Bedingung Frieden erbitten. Dieser aber kostete viel; die übergebene Burg wurde auf das stürmische Ansuchen des bedrängten Volkes geschleift; unter lautem Jubel der Befreiten sank sie, von tausend freiwillig arbeitenden Händen zerstört, vom Scheitel des Berges herab (1412). Da herrschte wieder Friede in den Thälern und freier, freudiger Genuß des im gern vergoffenen Schweisse erworbenen Eigenthumes. Nur noch einmal wurde dieses schöne, sorglose Leben auf kurze Zeit gestört. Wir finden nämlich bereits i. J. 1438 eine neue Feste an der Stelle der früheren, bewohnt von Hartwig von Uge, der das auf seiner von den gekränkten Braunschweigern und Magdeburgern niedergerissenen Burg Ampleben getriebene Unwesen hier fortsetzte. Herzog Heinrich III. von Braunschweig, der wegen seiner Friedensliebe von den unruhigen Raufholden seiner Zeit Lappenkrieg genannt wurde, zog das Schwert keineswegs ungern, sobald er durch Krieg Frieden

*) Maschinen, durch welche vermittelst Bogensehnern Pfeile fortgeschleudert wurden, hießen Ballisten; Katapulten hießen diejenigen, welche zur Fortschleuderung von Steinen dienten. Beide kamen desto mehr außer Gebrauch, je allgemeiner sich die Kanonen — welche in der ersten Hälfte des 14ten Jahrhunderts bereits vorkommen — verbreiteten.

schaffen konnte, und hatte daher nicht sobald von Hartwig's Räubereien Kunde, als er sich schon gegen ihn rüstete. Die Burg wurde im Sturm genommen und blieb Eigenthum der Herzöge von Braunschweig. Die Einwohner von Goslar, welche i. J. 1485 die Abwesenheit der mit Herzog Heinrich dem Älteren gegen Hildesheim streitenden Besatzung benützt hatten, die Harzburg einzunehmen, büßten den viertägigen Besitz mit einer Strafe von 12000 Gulden. Die Braunschweigischen Fürsten und Großen hausten aber in der Folge oft auf der Feste, um von hier aus zu jagen, und nach ihrer Heimkehr in derselben zu schmausen und zu zechen. Hanns von Hackelberg's wilde Jagd lebt noch jetzt im Munde des Volks und das nächtliche Brausen der Lüfte wird noch heute auf den Waidmann gedeutet, der seiner im Leben unersättlichen Jagdlust noch nach dem Tode nachgehen muß mit dem wüthenden Heere*). Herzog Julius, zu dessen Zeiten Hackelberg lebte, hatte die Absicht, die Harzburg repariren und erweitern zu lassen; doch scheint nur das Erstere geschehen zu sein. In den nachfolgenden Zeiten verfiel die Burg immer mehr, und als Herzog August nach dem Ende des dreißigjährigen Krieges, in welchem sie als Kast- und Tummelplatz verschiedener Truppenhaufen vorzüglich gelitten hatte, das Amtshaus in Bündheim bauen wollte, fand er sie so ruiniert, daß er sie niederreißen und das brauchbare Material zur Errichtung des Amtshauses verwenden ließ (1651). Zugleich entzog er dadurch die Nahrung einem heillosen Wahnglauben, der einem Marienbilde in der Burgkirche wunderthätige Kraft zuschrieb. Aus der Nähe und Ferne wurde zu jenem Bilde gewallfahrtet; in's Besondere von Seiten der Kranken und Lahmen, die als Opfer einen Wachsabdruck des leidenden Gliedes bei demselben sammt Krücken und Stäben zurückließen und geheilt heimgezogen sein sollen. Das Brauhaus, in welchem diese Effecten sämmtlich verbrannt sind, ist, nach der Sage, so lange es noch gestanden, heimgesucht geblieben vom beängstigenden Spuke polternder Geister.

Auf der Stelle der Harzburg errichtete Herzog August im Jahre 1667 ein Häuschen, welches er einem Forstausscher zur Wohnung gab. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, wurde es von zwei wunderbaren, noch jetzt in der Erinnerung des Volkes lebenden, Menschen bewohnt, dem sogenannten Burg-Hansjürgen und der Burg-Miefe, seiner Schwester. Jener arbeitete im Walde, diese nährte ihre zwei Kühe, vorzüglich auf dem Finkenheerde, der auch Peterfinkenbank genannt wird. Zudem soll sie ihre Freude in der Ernährung von zwölf Katzen gefunden haben. Reichte der Erwerbszweig Beider nicht aus, so nahmen sie von den umliegenden Feldern, was sie bedurften. Dieses hätte man wohl ertragen; aber daß ihre Hütte bald der Zufluchtsort derjenigen Frauenzimmer wurde, welche ihre Lage die tiefste Verborgtheit für sich und eine Wiege suchten ließ, durfte und wollte man nicht dulden, so vornehmen Standes die dort einkehrenden Damen auch zum Theil waren. Die Hütte wurde niedergerissen, die verzagten Alten aber fanden in Neustadt ein klägliches Unterkommen und

*) S. Seite 36. 37.

färgliches Brot. Burg-Hansjürgen starb daselbst im drei und sechzigsten Jahre (am 30. August 1757), die neun und sechzigjährige Burg-Miefe aber in Schulerode (am 19. März 1775). Kein Rittersmann hat so wehmüthig nach den Ruinen hinaufgeschauet, als dies vertriebene Geschwisterpaar; keinem Fürsten war die Burg in ihrer Herrlichkeit theurer, als den beiden Alten deren Trümmern.

Hiermit endete unser Freund; die mannichfachen Bilder von Heheit und Niedrigkeit, Kraft und Ohnmacht irreten unstät durch unsere Geister, und gespannt schienen auf unserm Rückwege im Schimmer der Nacht bald der wilde Quade, bald die traurige Burg-Miefe durch das Gestrüpp zu schlüpfen. Im Thale angelangt, sangen wir, unsere Gedanken in eine Idee zu sammeln, das sinnige Lied:

Das Schwert, das hier geschwungen,
Es rostet lange schon.
Was Säng' hier gesungen,
Auf immer ist's entflo'n.
Der Mensch und seine Werke,
Sie sind des Tages Raub;
Die Schönheit und die Stärke
Zerfallen bald in Staub.
Jedoch die Sterne glimmen
Und walten immerdar,
Und Blüth' und Kinderstimmen
Bringt jedes neue Jahr.
Die freundliche Rajade,
In ihrem Felsenhaus,
Gießt immer noch zum Bade
Die Fluthen liebreich aus.
Die Parzen selbst gewinnen
Kann ihr vertrautes Wort;
Sie werden weich und spinnen
Den Faden länger fort *).

Unsere Abbildung vergegenwärtiget uns die Harzburg, wie dieselbe im Jahre 1574 unter der Regierung Herzogs Julius sich darstellte. Die Mauer linker Hand war nach dem Kaltenthal zugewandt; der zunächststehende vier-eckte Thurm ward der alte Pulverthurm genannt; das dann folgende an der Außenseite mit vier runden Thürmen verzierte Gebäude enthielt die Har-nischkammer; das etwas hervorragende mit einem Thurm versehene Gebäude hieß der Zwinger an der schönen Ecke, darunter befand sich der Brunnen. Demzunächst sehen wir, wieder mit vier Thürmen verziert, das Wohnhaus nach der schönen Ecke; die über dem Dache hervorragende Thurmspitze befand sich über der Amtsstube. Von diesen zusammenhängenden Gebäuden etwas getrennt, erblicken wir die Capelle und daranstoßend das Burgtbor,

*) Ein unbekannter Dichter schrieb diese Verse in das Fremdenbuch auf dem Rynast. Sie passen vollkommen auch auf die Harzburg.

über welchem die Wohnung des Pförtners befindlich. Das dann folgende äußerste Mauerwerk hieß der scharfe Ort und war der Rabau zugekehrt.

Hans Jürgen, Erfinder des Spinnrades.

In dem eine Stunde von Braunschweig belegenen Dorfe Watenbüttel lebte vor dreihundert Jahren der geschickte Bildschnitzer und Steinmetz Hans Jürgen. Zu Nürnberg hatte er sich zum Meister seiner Kunst herangebildet, weshalb er auch in seiner Heimath eine ehrenvolle Aufnahme und hinreichend Beschäftigung fand. Seine so unendlich segensreiche Erfindung des Spinnrades fällt in das Jahr 1521 und wurde binnen kurzer Zeit durch dasselbe die bis dahin gebräuchliche unbequeme Spindel gänzlich verdrängt, da die Anfertigung des Garnes, des werthvollsten Productes häuslicher Industrie und weiblichen Fleißes, in einem hohen Grade dadurch erleichtert und verbessert wurde.

Die ursprüngliche Form des von Hans Jürgen erfundenen Spinnrades zeigt uns ein kleines Gemälde des Nürnberger Illuministen Niklas Glockendon vom Jahre 1524, welches sich zu Wolsenbüttel auf der Bibliothek in einem mit vielen hübschen Miniatur-Gemälden ausgeschmückten neuen Testamente in einer Randleiste der zweiten Epistel St. Johannis Seite 1963 befindet, und theilen wir dasselbe unsern Lesern in einer Abbildung mit.

Völkerling's ungedruckte Chronik der Stadt Braunschweig berichtet von Hans Jürgen:

„daß er in der Hilbesheimischen Stiftsfehde mit vor dem Schlosse Peine gelegen habe und in der Geschützkunst wohl erfahren gewesen sei. Auch habe er bei einem Brande in Watenbüttel mehreren Menschen durch seine Geistesgegenwart und Stärke das Leben gerettet, welches ihm Segen gebracht. Für seine Erfindung des Spinnrades sei ihm von Einem Edeln Rathe der Stadt Braunschweig ein kleines nicht ganz silbernes Spinnrad verehret worden, über welche ihm angethane Ehre er große Freude empfunden habe.“

In der Cammerrechnung des Herzogs Julius vom Jahre 1587 steht unter der Ausgabe nachfolgender Posten verzeichnet:

„Am 11. Mai. Georg Jürgens von Embten, aus Ostfrieslandt, vor ein Spinnrath so er überbracht 80 Thaler.“

Ob dieser Jürgen mit Hans Jürgen verwandt gewesen ist, läßt sich nicht nachweisen. Man kann jedoch aus vorstehendem schließen, daß Spinnräder damals noch sehr geschätzt wurden, indem dafür zu einer Zeit, wo das Geld in weit höherem Werthe stand als jetzt, eine so namhafte Summe gezahlt ist, wenn dieselbe auch vielleicht als ein Ehrengeschenk hat gelten sollen.

Eine Verbesserung des Spinnrades wird dem Pastor Trefurth zu Niede

im Hoya'schen zugeschrieben. Muthmaßlich bestand dieselbe in der Einrichtung zu zwei Spindeln oder Rollen; wenigstens sind noch jetzt die zweispindlichen Wocken im Hoya'schen sehr gängig.

Von der Bildhauerkunst unseres Spinnrad-Erfinders hat die St. Martini-Kirche zu Braunschweig ein in Stein gehauenes Epitaphium aufzuweisen. Dasselbe befindet sich der Kanzel gegenüber und wurde im Jahre 1554 dem verstorbenen Bürgermeister Gerhard Paul, bei dessen Begräbniß man zum ersten Male mit den Glocken läutete, von dessen beiden Söhnen errichtet. Es enthält die Bildnisse Gerhard Pauls und seiner Ehefrau, gleich darunter die seiner beiden Söhne, und ganz unten hat der ehrliche Jürgen sein Conterfei angebracht, nach welchem das hier beigefügte Portrait lithographirt ist. Sein Bildniß umgeben zwei Denksprüche in plattdeutscher Sprache, die von ihm selbst gewählt sein sollen und zeugen dieselben von seinen religiösen und biederen Gesinnungen. Sie lauten:

„Heret Brulike Lue in Got, des Kider gi sit,
Is de Love rei in ju, so levet gi recht,
deke a din End.“

Das heißt:

„Höret freundliche Leute in Gott, dessen Kinder ihr seid,
Ist der Glaube rein in euch, so lebet ihr recht,
denke an dein Ende.“

Und der zweite:

„Alles dat du wult hebbben fan den Lüden
Dat do en ok, dat is dat Geset und Ppheten.“
„Alles was du willst haben von den Leuten,
Das thue ihnen auch, das ist das Gesez und die Propheten.“

Der erste Satz ist aus Galater 3. B. 26. 27. und der letztere aus Matthäus 7. B. 12. entnommen.

Hans Jürgen soll viele und weite Reisen unternommen und sich auf diesen mancherlei Erfahrungen und nützliche Kenntnisse erworben haben. Er war Bürger von Braunschweig und Eigenthümer des Kruges zu Watenbüttel, der auf derselben Stelle stand, die jetzt das Wirthshaus, welches noch von ihm „zum Spinnrade“ benannt wird, einnimmt. Der jetzige Besitzer des Hauses, Gastwirth und Deconom Denecke, rühmt sich der Abstammung von Hans Jürgen und bewahrt noch heutigen Tages ein Straußei, welches sein Vorfahr aus fernen Landen mitgebracht. Noch vor wenigen Jahren war an dem Holzwerke eines alten Stalles auf seinem Gehöfte eine Verzierung zu sehen, die auf das Spinnrad hindeutete und von dessen Erfinder muthmaßlich herrührte. Hans Jürgen soll am 4ten December 1559 gestorben sein; das Jahr seiner Geburt ist nicht bekannt, eben so wenig der Ort, der ihm als letzte Ruhestelle diente. Der Herr von Bechelde zu Braunschweig, durch dessen rastlose Bemühungen das so ausgezeichnet sinnige Schill'sche Monument entstand, hat auch das Gedächtniß des würdigen Spinnrad-Erfinders gefeiert und

zwar in einer Chor-Oper, welche am 10ten April 1835 im hiesigen Hof-Theater zur Aufführung kam. Eben so erhebt ein Gedicht das Lob unseres Hans Jürgen, welches sich in einem Calender des Jahres 1794 findet und welches wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen.

Loblied auf Jürgen den Erfinder des Spinnrades.

Mein Lied singt nicht den Mensehntöddter,
Der Pulver für's Geschütz erfand,
Und künstlich Schwefel und Salpeter
Mit leichtem Kohlenstaub verband.

Nicht singen soll's des Mannes Ehre,
Den weder Droh'n noch Zwang erschreckt,
Wie jenseit undurchschiffter Meere,
Er eine neue Welt entdeckt.

Nicht Heiden sing' es, die nur würgen,
Als wäre Würgen ihr Beruf,
Es singe von dem guten Jürgen,
Der einst das Spinnrad weislich schuf.

Welch' eine nützliche Maschine!
Nicht fremd und kostbar ist ihr Bau,
Damit sie auch den Armen diene,
Ist sie zwar einfach, doch genau.

Bequemer als die schlechte Spindel,
Zieht sie den Faden; — Alt und Jung
Und vieles müßige Gefindel,
Hat nur durch sie Beschäftigung.

Wenn Schnee und Eis die Felder decket,
Die öde Flur entvölkert ist,
Der Nordwind heult, den Landmann schreckt,
In seiner Hütte ihn verschließt,

Dann sitzen bei dem kleinen Mädchen,
Das munter schnurret Tage lang,
Betteifernde, vergnügte Mädchen,
Und spinnen emsig beim Gesang.

Sie freu'n sich auf den Glanz der Bleichen
Gleich schön durch Drell und Leinwand.
Der Eifer, sich an Fleiß zu gleichen,
Macht ihnen hurtig Fuß und Hand.

Sie laben mit des Obstbaums - Früchten,
Zu Zeiten trocken Jung' und Gaum.
Bei lust'gen Märchen, Mordgeschichten
Bemerken sie den Abend kaum.

Auch Jünglinge des Dorfes lassen
Sich gern in ihren Jünften seh'n,
Die auf den Riß des Fadens passen,
Ihn erst nach Küssen anzubreh'n.

So schafft das Mädchen selbst Vergnügen
Bei seinem nützlichen Beruf,
Unbillig wird sein Lob verschwiegen;
Dank sei Hans Jürgen, der es schuf!

u.

Das Mantuanische Gefäß.

Dieses unschätzbare alte heidnische Opfergefäß, welches bis 1830 in dem Herzogl. Braunschweigischen Museum aufbewahrt wurde, besteht aus einem einzigen Onyx von den schönsten Farben, ist 6 Zoll hoch und $2\frac{1}{2}$ Zoll im Durchschnitt. Rechnet man den goldenen Deckel und Fuß dazu, so ist es $6\frac{3}{4}$ Zoll hoch. Der Handgriff, die gebogene Röhre zum Ausgießen, der Deckel, der Fuß und die zwei Ringe oder Bänder sind von Gold. Durch erstgedachte zwei Bänder, welche um das Gefäß gelegt sind, um den Handgriff und die Röhre daran zu befestigen, wird es in drei verschiedene Abtheilungen getheilt. Die mittelfte ist die größte und merkwürdigste und enthält zwölf erhabene geschnittene menschliche Figuren, welche man wieder in drei verschiedene Vorstellungen des Künstlers theilen kann.

In der ersten sieht man einen Priapus, der vor einem Landhause auf einem Fußgestelle steht. Es ist bekannt, daß Priapus als ein Gott der Gärten verehrt, und dessen Bildsäule gemeinlich in den Gärten und bei den Landhäusern gefunden worden. Auf einigen alten Denkmälern wird er auch ein Erhalter der Felder genannt, und man trifft bisweilen bei seinem Bildniß Sicheln an. Es ist also hier die Bildsäule des Priapus bei der Vorstellung eines Landfestes sehr gut angebracht.

Bei dem Priapus ist ein Kind mit einem Korbe voll Früchte vorgestellt, welches nebst zwei Frauenspersonen aus dem Landhause kommt, um das Fest der Ceres und des Bacchus im freien Felde zu feiern. Die erste Frauensperson ist bekleidet, hat einen Schleier auf dem Kopf, und trägt in jeder Hand eine brennende Fackel. Hinter derselben siehet man eine andere mit entblößter Brust, nackten Schultern und Füßen, welche in der linken Hand einen Mohnkopf hält.

Eine Weinrebe theilt diese erste Vorstellung von der folgenden zweiten, auf welcher man etwas von dem Vordertheil eines Tempels sieht, der aber größtentheils von dem Wagen der Ceres und den dabei befindlichen Figuren bedeckt wird. Die Ceres, welche in der rechten Hand eine Kornähre hält, ist auf einem Wagen vorgestellt, der von ein paar geflügelten Schlangen oder Drachen

gezogen wird. Ihr zur Seite ist Triptoleus, der von ihr den Ackerbau erlernt und den Gebrauch des Pflugs erfunden haben soll, mit den Zügeln in der Hand. Die durch den Unterricht und die Fürsorge der Ceres fruchtbar gemachte Erde ist unten vor den Drachen durch eine halbnackende Frauensperson vorgestellt, welche halb sitzend und halb liegend den linken Arm auf einen Fruchtkorb stützt, aus welchem eine Weintraube herabhängt. Eine fliegende Figur, die das Sinnbild des erquickenden Einflusses des Himmels ist, ohne welchen die Erde unfruchtbar bleibt, fliegt vor diesen beiden wohlthätigen Gottheiten her. Sie ist mit einem Gewand bekleidet, davon sie einen Theil in den Händen hält. Eggeling und Montfaucon halten diese Figur für den Zephyr, der ein nasses Tuch auszuringen scheine, um dadurch anzuzeigen, daß er der Erde die zur Fruchtbarkeit nöthige Nässe und Feuchtigkeit verschaffe.

Ueber der dritten Vorstellung hängt ein aufgezogener Vorhang oder eine Decke, welches Mariette für ein Zelt hält. Darunter sieht man zuerst eine Priesterin der Ceres, die ein Schwein an den Hinterfüßen in die Höhe hält, um solches der Göttin zu opfern, und in der Linken einen Mohnkopf, die Fruchtbarkeit der Erde durch die vielen darin enthaltenen Samenkörner anzuzeigen. Auf diese folgt eine Priesterin des Bacchus, welche mit der rechten Hand einen Boß *) bei den Hörnern und in der Linken eine Schüssel mit Früchten hält. Nächst diesen zwei Priesterinnen sieht man eine Frau sitzen, die auf ihrem Schooß einen Korb mit Früchten, und in der rechten Hand eine Kornähre hält. Ihr zur Seite steht eine Mannsperson, welche einen Korb mit Früchten auf dem Kopfe trägt. Eggeling glaubt, es werde Phytalus dadurch vorgestellt, welcher, nach dem Pausanias, die Ceres in sein Haus aufgenommen, die ihm hernach die Kunst, Feigenbäume zu pflanzen, gelehrt, wie denn auch in der That ein solcher Baum bei dieser letzten Figur steht. Mariette aber und Montfaucon halten sie für eine Frauensperson, und letzter glaubt, es wäre eine Canephora der Ceres.

In der untern Abtheilung des Gefäßes sind lauter solche Gegenstände vorgestellt, deren Gebrauch bei den Festen der Ceres und des Bacchus gewöhnlich war. Erstlich sieht man zusammengebundene Pfeifen, die bei den Bacchanten gebraucht wurden, davon die Bacchanten gemeiniglich zwei in Händen zu haben und darauf zu blasen pflegten. Eggeling nennt sie Thyrsen, womit sie aber keine Aehnlichkeit haben, denn diese waren kleine Pfeile, um welche Weinlaub und Epheu gewickelt war, daß die Spitzen dadurch verdeckt wurden. Dabei steht ein Korb mit Früchten, welche Eggeling für Brote hält, die von Mohnsamen gebacken worden, und sich dabei auf eine Stelle des Dioscorides gründet, welcher sagt, daß man von Mohnsamen Brote backe, die der Gesundheit sehr zuträglich wären.

Hierauf sieht man zwei kreuzweis liegende und mit Bändern gezierte Fackeln. Wie nun diese überhaupt bei den meisten Opfern gebraucht worden, so schicken

*) Andere halten dafür, daß es ein Rehkalb vorstellen soll.

Auch Jünglinge des Dorfes lassen
Sich gern in ihren Jünsten seh'n,
Die auf den Riß des Fadens passen,
Ihn erst nach Küssen anzubreh'n.

So schafft das Mädchen selbst Vergnügen
Bei seinem nützlichen Beruf,
Unbillig wird sein Lob verschwiegen;
Dank sei Hans Jürgen, der es schuf!

Das Mantuanische Gefäß.

Dieses unschätzbare alte heidnische Opfergefäß, welches bis 1830 in dem Herzogl. Braunschweigischen Museum aufbewahrt wurde, besteht aus einem einzigen Onyr von den schönsten Farben, ist 6 Zoll hoch und $2\frac{1}{2}$ Zoll im Durchschn. Rechnet man den goldenen Deckel und Fuß dazu, so ist es $6\frac{3}{4}$ Zoll hoch. Der Handgriff, die gebogene Röhre zum Ausgießen, der Deckel, der Fuß und die zwei Ringe oder Bänder sind von Gold. Durch erstgedachte zwei Bänder, welche um das Gefäß gelegt sind, um den Handgriff und die Röhre daran zu befestigen, wird es in drei verschiedene Abtheilungen getheilt. Die mittelfte ist die größte und merkwürdigste und enthält zwölf erhabenen geschnittenen menschliche Figuren, welche man wieder in drei verschiedene Vorstellungen des Künstlers theilen kann.

In der ersten sieht man einen Priapus, der vor einem Landhause auf einem Fußgestelle steht. Es ist bekannt, daß Priapus als ein Gott der Gärten verehrt, und dessen Bildsäule gemeinlich in den Gärten und bei den Landhäusern gefunden worden. Auf einigen alten Denkmälern wird er auch ein Erhalter der Felder genannt, und man trifft bisweilen bei seinem Bildniß Sicheln an. Es ist also hier die Bildsäule des Priapus bei der Vorstellung eines Landfestes sehr gut angebracht.

Bei dem Priapus ist ein Kind mit einem Korbe voll Früchte vorgestellt, welches nebst zwei Frauenspersonen aus dem Landhause kommt, um das Fest der Ceres und des Bacchus im freien Felde zu feiern. Die erste Frauensperson ist bekleidet, hat einen Schleier auf dem Kopf, und trägt in jeder Hand eine brennende Fackel. Hinter derselben siehet man eine andere mit entblößter Brust, nackten Schultern und Füßen, welche in der linken Hand einen Mohnkopf hält.

Eine Weinrebe theilt diese erste Vorstellung von der folgenden zweiten, auf welcher man etwas von dem Bordertheil eines Tempels sieht, der aber größtentheils von dem Wagen der Ceres und den dabei befindlichen Figuren bedeckt wird. Die Ceres, welche in der rechten Hand eine Kornähre hält, ist auf einem Wagen vorgestellt, der von ein paar geflügelten Schlangen oder Drachen

gezogen wird. Ihr zur Seite ist Triptolesem, der von ihr den Ackerbau erlernt und den Gebrauch des Pflugs erfunden haben soll, mit den Zügeln in der Hand. Die durch den Unterricht und die Fürsorge der Ceres fruchtbar gemachte Erde ist unten vor den Drachen durch eine halbnackende Frauensperson vorgestellt, welche halb sitzend und halb liegend den linken Arm auf einen Fruchtkorb stützt, aus welchem eine Weintraube herabhängt. Eine fliegende Figur, die das Sinnbild des erquickenden Einflusses des Himmels ist, ohne welchen die Erde unfruchtbar bleibt, fliegt vor diesen beiden wohlthätigen Gottheiten her. Sie ist mit einem Gewand bekleidet, davon sie einen Theil in den Händen hält. Eggeling und Montfaucon halten diese Figur für den Zephyr, der ein nasses Tuch auszuringen scheine, um dadurch anzuzeigen, daß er der Erde die zur Fruchtbarkeit nöthige Nässe und Feuchtigkeit verschaffe.

Ueber der dritten Vorstellung hängt ein aufgezogener Vorhang oder eine Decke, welches Mariette für ein Zelt hält. Darunter sieht man zuerst eine Priesterin der Ceres, die ein Schwein an den Hinterfüßen in die Höhe hält, um solches der Göttin zu opfern, und in der Linken einen Mohnkopf, die Fruchtbarkeit der Erde durch die vielen darin enthaltenen Samenkörner anzuzeigen. Auf diese folgt eine Priesterin des Bacchus, welche mit der rechten Hand einen Boß *) bei den Hörnern und in der Linken eine Schüssel mit Früchten hält. Nächst diesen zwei Priesterinnen sieht man eine Frau sitzen, die auf ihrem Schooß einen Korb mit Früchten, und in der rechten Hand eine Kornähre hält. Ihr zur Seite steht eine Mannsperson, welche einen Korb mit Früchten auf dem Kopfe trägt. Eggeling glaubt, es werde Phytalus dadurch vorgestellt, welcher, nach dem Pausanias, die Ceres in sein Haus aufgenommen, die ihm hernach die Kunst, Feigenbäume zu pflanzen, gelehrt, wie denn auch in der That ein solcher Baum bei dieser letzten Figur steht. Mariette aber und Montfaucon halten sie für eine Frauensperson, und letzter glaubt, es wäre eine Canephora der Ceres.

In der untern Abtheilung des Gefäßes sind lauter solche Gegenstände vorgestellt, deren Gebrauch bei den Festen der Ceres und des Bacchus gewöhnlich war. Erstlich sieht man zusammengebundene Pfeifen, die bei den Bacchusfesten gebraucht wurden, davon die Bacchanten gemeiniglich zwei in Händen zu haben und darauf zu blasen pflegten. Eggeling nennt sie Thyrsen, womit sie aber keine Ähnlichkeit haben, denn diese waren kleine Pfeile, um welche Weinlaub und Epheu gewickelt war, daß die Spizen dadurch verdeckt wurden. Dabei steht ein Korb mit Früchten, welche Eggeling für Brote hält, die von Mohnsamen gebacken worden, und sich dabei auf eine Stelle des Dioscorides gründet, welcher sagt, daß man von Mohnsamen Brote backe, die der Gesundheit sehr zuträglich wären.

Hierauf sieht man zwei kreuzweis liegende und mit Bändern gezierte Fackeln. Wie nun diese überhaupt bei den meisten Opfern gebraucht worden, so schicken

*) Andere halten dafür, daß es ein Reiskalb vorstellen soll.

sie sich vorzüglich zu den Opfern der Ceres, welche insgemein mit zwei Fackeln in den Händen abgebildet wird. Ferner folgt ein anderer Korb, dessen oberer Theil aber von der goldenen Röhre bedeckt wird, die zum Ausgießen an das Gefäß gemacht ist. Unten bei diesem Korbe liegt eine Opferschaale, und nicht weit davon sieht man wieder solche zusammengebundene Pfeifen, wie oben beschrieben worden.

In einer kleinen Entfernung liegt die Flöte des Pan, welche aus sieben zusammengebundenen Röhren besteht, und die sich sehr wohl zu dem Bacchusfest schickt, weil Pan zu den Bacchanten gehört. Ueber dieser Flöte des Pan erblickt man eine Maske, welche vielleicht des Bacchus oder eines Bacchanten Kopf vorstellen soll. Unter der Flöte liegt ein Opfergefäß, welches Präfericulum genannt wird. Hierauf folgt ein Gefäß, oder vielmehr ein Sack mit Früchten, dabei ein Korb steht, aus welchem eine Schlange herauskommt, dergleichen geheimnißvolle Körbe bei den Festen des Bacchus und der Ceres sehr gewöhnlich waren, und welche man auf den alten Münzen und andern Ueberbleibseln des Alterthums häufig findet. Neben diesem Korbe sieht man endlich wieder eine bei den Bacchusfesten gewöhnliche Maske.

Die obere Abtheilung des Gefäßes ist mit Laubwerk, Blumen, Früchten, Aehren und Dachsenköpfen ausgeziert, welche sich auf die der Ceres und dem Bacchus gebrachten Opfer und auf die Feier ihrer Feste beziehen.

Man sieht aus dieser kurzen Beschreibung, daß der Künstler ein Landfest vorstellen wollen, welches im freien Felde, nicht weit von einem Tempel, der Ceres und dem Bacchus zu Ehren gefeiert worden.

Die Verbindung dieser beiden Gottheiten und die feierliche Begehung ihrer Feste war sowohl bei den Griechen als bei den Römern gewöhnlich, und man findet solches auf vielen Denkmälern des Alterthums.

Betrachtet man nun überhaupt die Gestalt dieses kostbaren Gefäßes, so scheint es von der Art derjenigen zu sein, welche die Römer *Outtus* nannten, weil der darin enthaltene Wein gleichsam tropfenweise auf das Opfer gegossen wurde. Die Libation, das feierliche Ausgießen geweihter Flüssigkeiten beim Opfer, war ein geheiligter Gebrauch. Seiner symbolischen Bedeutung wegen gehörte dazu keine Masse von Flüssigkeiten, sondern wenig Tropfen des geweihten Oels oder Weins auf den Boden, auf den Altar oder auf die Stirn des Opferthiers genügten zu dieser gottesdienstlichen Handlung. Von jeher haben unter allen Völkern, wo eine auf die Sinne und Phantasie berechnete Religion eine Priesterherrschaft hervorrief, die Künste ihre höchsten Leistungen, und hat der Reichthum seine freigebigsten Opfer dem Tempel oder der Kirche gespendet. Zu einer solchen Gabe nur konnte unser Gefäß für würdig gehalten werden. Und nur für den Dienst im Tempel konnte es die sinnige Symbolik des Alterthums mit den entsprechenden bedeutsamen Bildern geschmückt haben, und daraus wieder geht dessen unbezweifeltes Alterthum hervor.

An seinem Alterthume ist auch noch niemals von einem Kenner gezwweifelt worden, und ungeachtet man nicht eigentlich die Zeit und den Ort bestimmen

kann, wann und wo es gefertigt worden, so sieht man doch aus der vortreflichen Arbeit, daß es ein großer griechischer Künstler gemacht haben müsse. Zieht man dabei die Härte des Steins in Erwägung, so muß man noch mehr über dieses Meisterstück der Kunst erstaunen, und es ist höchst wahrscheinlich, daß der Künstler einen großen Theil seiner Lebenszeit zu dessen Verfertigung angewandt hat. Man bewundert auch an diesem unschätzbaren Gefäße, wie an andern geschnittenen Steinen, die Geschicklichkeit der alten Künstler, welche sich die verschiedenen Farben eines Steins bei ihrer Arbeit so vortreflich zu Nuge gemacht, daß die Natur ihnen gleichsam zu Hülfe gekommen, um die Schönheit ihrer Arbeit zu erhöhen.

Der Grund des Steins ist dunkelbraun; die darauf erhabenen geschnittenen Figuren aber größtentheils entweder ganz weiß, oder, besonders die Gewänder, gelbbräunlich.

Die Meinung mehrer Beschreiber dieses Gefäßes ist sehr wahrscheinlich, daß es nämlich zu den Zeiten des Mithridates (123—62 vor Chr. Geb.) gefertigt worden, der ein großer Verehrer des Bacchus und dessen Gottesdienstes gewesen und eine Menge von dergleichen kostbaren Gefäßen gesammelt hat, die von den berühmtesten Künstlern seiner Zeit gemacht worden. Diese Sammlung hat Pompejus, nachdem er den Mithridates überwunden, nach dem Zeugniß des Plinius, größtentheils nach Rom gebracht. Die Römer schätzten diese Gefäße so hoch, daß, als Augustus sich zum Meister von Alexandrien gemacht, er von allen Schätzen der Aegyptischen Könige für sich nichts anders aussuchte, als ein dergleichen Gefäß.

Der Werth desjenigen, welches hier beschrieben worden, wird noch dadurch überaus erhöht, daß es so vollkommen erhalten und ganz unbeschädigt geblieben ist. Man begreift kaum, wie es möglich gewesen, daß es so viele Jahrhunderte hindurch erhalten, und besonders bei der Plünderung von Mantua durch zerstörungswüthige Soldaten nicht beschädigt worden ist, wo die Verwüstung so viele dergleichen schöne Stücke unserer Bewunderung entzogen. Es wurde dieses Gefäß daselbst in dem Herzoglichen Cabinette verwahrt, als diese Stadt im Jahre 1630 erobert und geplündert wurde. Ein gemeiner Soldat hatte es erbeutet, und dem Herzoge Franz Albrecht zu Sachsen-Lauenburg, welcher bei der Eroberung der Stadt einen Theil der Kaiserlichen Armee commandirte, für hundert Ducaten überlassen. Dieser Herzog vermachte es in seinem Testamente seiner Gemahlin Christina Margaretha, Prinzessin von Mecklenburg-Güstrow, welche es ihrer Schwester, der Herzogin Sophie Elisabeth, dritten Gemahlin des Herzogs August zu Braunschweig, in ihrem letzten Willen zueignete, dabei der Werth desselben auf 150,000 Thaler geschätzt sein soll. Letztere vermachte es ihrem Sohne, dem Herzog Ferdinand Albert zu Bayern, welcher ein großer Kunstfreund war, und auf seinem Schlosse zu Bayern eine Sammlung von Kunstsachen und werthvollen Seltenheiten besaß, in welcher das Onyrgefäß nun die erste Stelle einnahm.

Mit seinem Ableben im Jahre 1687 kam diese Sammlung, mithin auch

das Mantuanische Onyrgesäß, in den gemeinschaftlichen Besitz der Collateral-Erben, Herzog Ferdinand Albrecht II., Ernst Ferdinand und Prinzess Sophie Eleonore. Letztere trat in einem Vergleich vom Jahre 1766 ihr Miteigenthum an dem Kleinode dem regierenden Hause ab, wodurch dieser Kunstschatz für das Herzogl. Museum zu Braunschweig gewonnen wurde.

Hier verblieb dasselbe bis zu dem Unglücksjahre 1806, in welchem die Herzogliche Familie Braunschweig verließ und die bedeutendsten Kunstschätze des Museums mit sich nahm, um sie vor den raubgierigen Händen des Weltereberrers zu retten. Das vorzüglichste Kleinod des Braunschweigischen Hauses, das Mantuanische Gefäß, wurde mit nach Glücksburg im Holsteinischen genommen, wo es von den beiden Herzögen Georg und August verwahrt wurde. Im October 1810 beauftragte Herzog Friedrich Wilhelm den Obristen von Nordenfels das kostbare Gefäß nach England in Sicherheit zu bringen, da Napoleon eine halbe Million Franken dafür geboten, welche Summe von der Contribution des Landes abgeschrieben werden sollte, welches Anerbieten aber der Herzog stolz zurückgewiesen hatte. Es ließ sich daher annehmen, daß Napoleon nicht ein zweites Mal in Güte kommen, sondern eher suchen würde, den Schatz im Wege der Gewalt an sich zu bringen. So ehrenvoll der erhaltene Auftrag für Obrist von Nordenfels deshalb auch war, so zeigte sich die Ausführung desselben doch mit großen Gefahren verknüpft, da französische Douaniers alle Küsten bewachten, und französische Spione über ganz Deutschland verbreitet waren. Er richtete den Auftrag glücklich aus, obgleich er mit dem ihm anvertrauten kostbaren Gute manche große Angst auszustehen hatte, denn wie oft befand er sich mitten unter den Franzosen und umgeben von ihren Spionen und Douaniers. In Hamburg, wo er zu einem Aufenthalt genöthigt war, vertraute er den Schatz einem alten, getreuen Anhänger des Braunschweigischen Hauses an, welcher demselben unter der Treppe seines Hauses ein so sicheres Versteck anwies, daß dort gewiß Niemand solche Kostbarkeit gesucht haben würde. Das Gefäß war in altes Papier gewickelt und mit Bindfaden umwunden, um den Anschein zu erregen, daß dasselbe ganz werthlos sei. Der treue Diener des Obristen, Löwegrün, trug es in der Tasche, als sie von den französischen und dänischen Douaniers vor Hamburg und in Bergedorf wiederholt visitirt wurden. Welches Entsetzen ergriff den Obersten, als er plötzlich in der Hand eines Douaniers das Gefäß erblickte, für welches Napoleon eine halbe Million geboten hatte! Allein die kaltblütige Ruhe, mit welcher sein Diener Löwegrün erklärte, daß es ein alter Kaffeetopf sei, der auf der Reise gebraucht werde, und den er lieber wegwerfen wolle, wenn er noch Kosten davon haben sollte, rettete das Kleinod. Nach einer Reise von beinahe vier Monaten gelangte dasselbe in sichere Verwahrung der Herzogin Mutter zu London, woselbst der verewigte Herzog Friedrich Wilhelm dem Obristen seine Zufriedenheit auf eine schmeichelhafte Weise zu erkennen gab.

Von London kam das Onyrgesäß wieder nach Braunschweig, wo es bis 1830 die erste Zierde des Herzoglichen Museums war.

Treueschwur *).

Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts stand zu Braunschweig, nahe an der Burgkirche, ein altes Haus, in dessen Giebinse ein Sarg geschnitten war, aus welchem eine weibliche Gestalt dem Bösen mit dem Pferdefuße die Hand reicht. Die Unterschrift hieß:

Kaum hatt ich sie mir gefreyt,
Da hat der Tod sich nicht gescheut
Sie in das kühle Grab zu holen,
Daraus der Satan sie gestohlen.

Das Haus ist eingerissen, aber die Sage von dem räthselhaften Bilde daran hat sich erhalten.

Die hübsche Tochter eines reichen Brauherrn war mit einem jungen Kaufmanne aus Bremen verlobt und sie hatten Beide ein Gelübde gethan: wenn Einer die Treue bräche und zuerst stürbe, so sollte der Andre ihn aus dem Grabe wecken können, wenn er ihn daran mahne. Darauf ist der Bräutigam in die Welt gezogen, Schätze zu sammeln, und weil er über die Zeit ausgeblieben ist, auch der Vater der Braut oftmals gesagt hat, daß er seine Tochter keinem Andern als nur einem Genossen seines Gewerbes in die Ehe geben wollte, so hat sie endlich dem strengen Willen des Vaters sich ergeben und dessen Werkgenossen und Gehülfsen in Verzweiflung sich antrauen lassen. Aber schon nach etlichen Monaten ist sie gestorben. Wie nun der Bräutigam wieder gekommen ist und gehört hat, daß seine Braut gestorben sei, hat er den alten Todtengräber mit Gelde verleitet, heimlich bei Nacht das Grab aufzuschaueln und den Sarg zu öffnen, darin das Mägdlein, bleich aber lieblich anzuschauen, mit einem Kranze um die Scheitel gelegen hat. Auf die Mahnung an ihr Gelübde ist sie erwacht, hat den Geliebten erkannt und fest in ihre Arme geschlossen, daß der Gräber darüber vor Schrecken bewußtlos zu Boden gefallen ist. Wie er sich wieder hat erholt gehabt, ist der Sarg leer, die Beiden verschwunden gewesen, und hat nachdem Niemand sagen können, was aus ihnen geworden.

Das Volk sagte, der böse Feind habe die Todte aus dem Grabe geholt, und der Mann ließ die Geschichte an seinem Hause abbilden.

*) Harry's Volksagen.

Das Lustschloß Salzdhalm.

Unter den Schöpfungen des prachtliebenden Herzogs Anton Ulrich zeichnete sich das Lustschloß zu Salzdhalm bei Wolfenbüttel durch die sinnige Mannichfaltigkeit seiner wahrhaft kunst- und naturgemäßen Eindrücke besonders aus. Angenehme Ruhe (*grata quies*) sollte dieses Gebäude, wie eine alte Denkmünze, auf welcher dasselbe abgebildet ist, angiebt, gewähren, und es entsprach diesem Zwecke vollkommen. Der Herzog hatte an dem herrlichen Schlosse Marly (im französischen Departement der Seine und Oise) ein besonderes Wohlgefallen empfunden und beauftragte seinen Baumeister Hermann Korf, nach dessen Muster an dem bezeichneten Orte ein Lustschloß zu errichten. Korf war ein zwar rohes, aber seltenes Genie. Kühn und groß im Entwurf und genau im Urtheil war er in seiner eigenhändigen Ausführung durchaus untüchtig. Kunstreiche Erzeugnisse sind unter seiner Leitung in's Leben getreten, und sein Ruhm stieg bald so hoch, daß der ehemalige Tischlergeselle in den Adelsstand erhoben wurde. Am 24. Mai 1694 hatte er das prächtige Lustschloß zu Salzdhalm vollendet. Obgleich, nach einem damals sehr verbreiteten Geschmacke, von Holz aufgeführt, gewährte es dennoch einen erhabenen, colossalen Totaleindruck. Die vordere, rechte und linke Seite des viereckigen, drei Höfe einschließenden, Gebäudes waren von Arkaden mit dorischen Pilastern umgeben, die hintere Facade, an welcher eine englische Freitreppe angebracht war, war unter fünf Fensterarkaden mit dorischen Pilastern geschmückt. Das Innere war prachtvoll; vorzüglich der fürstl. Familiensaal, das Theater, die Kirche, das Porzellan cabinet und eine Bildergallerie ohne Gleichen *). Der im französischen Geschmacke angelegte Garten war an mannichfaltiger Schönheit reich; Grotten, Wasserkünste, Rasenplätze und Alleen wechselten lieblich mit einander ab; die Einsiedelei des Hieronymus, der Parnassusselsen mit den Bildsäulen der Latona und ihrer Kinder, des Apollo, der Minerva, der neun Musen und des Pegasus sprachen die betrachtende Seele wunderbar an.

Mit dem Schlosse stand das Kloster in Verbindung, welches Elisabeth Juliane, Anton Ulrich's Gemahlin, i. J. 1701 „zur Ehre Gottes“ stiftete. 16 Personen, von der Herzogin besoldet, hatten in demselben ihre Wohnung und waren verpflichtet, für das Heil des Landes in der Schloßkapelle zu beten. Das Stift, dessen Domina von Adel sein mußte, war freiweltlich; im Jahre 1791 wurde es nach Wolfenbüttel verlegt, wo es noch besteht.

Das Lustschloß Salzdhalm war der fürstl. Familie so theuer, daß es für die größeren Feste und Gelage bei weitem am häufigsten zum Locale gewählt wurde. Dieses geschah schon im Jahre nach seiner Gründung zu der Feier des

*) Die genauere Beschreibung des Schlosses und in's Besondere der Bildergallerie ist zu lesen in Ribbentropp's Beschreibung der Stadt Braunschweig. Anhang zu Th. I.

Geburtstages der Herzogin. Eine eigene Schrift beschreibt dieses Fest, das durch eine von Bermuth gefertigte Medaille verherrlicht wurde, die mit einer Abbildung des Schlosses Salzdahlum und folgenden Inschriften versehen war: „Der 61. Geburtstag der Durchl. Fürstin Elisabeth Juliane von Schleswig-Holstein, des Durchl. Herzogs zu Braunsch. Lüneb., Anton Ulrichs, geliebtesten Gemahlin kehre oft vergnügt und beglückt wieder, gleich wie er in dem Garten zu Salzdahlum den 24. Mai A. 1695 gefeiert worden“ *). Auf der Rückseite über der Abbildung des Schlosses:

„Hier steht man höchst vergnügt, wie das beglückte Licht,
Zur allgemeinen Lust, igt wiederum anbricht.“ **)

Der hohen Gäste waren bei dieser Festlichkeit eben so viele, als die Herzogin Jahre zählte, zugegen; diesen entsprach auch die Zahl der auf der Tafel stehenden Vorbeerbäume. Der Chronist fügt hinzu: „An jedem Baum hing ein Schild mit einem Sinnbild und Spruch; die Tafel war also gefüget, daß die Bäume in den Töpfen unter der Tafel dieselbe also durchschnitten, auch die Decken also in einandergelegt, daß es nicht anders geschienen, als wären die Bäume durch die Tafel gewachsen; es wurde auch allemal so viel Essen, als der Jahre, auf die Tafel gestellt.“

Es wird berichtet, wie Anton Ulrich noch mehr Geburtstage zu Salzdahlum in großer Pracht gefeiert, aber auch an den mildereren Eindrücken des dortigen Naturlebens seine innige, stillere Freude gefunden habe. Als im J. 1701 eine amerikanische Aloe in 6165 Blüten auf 40 Zweigen im Garten prangte, vergaß der Herzog in ihrem Anschauen die Pracht seines ganzen Regimentes und verherrlichte dieses seltene Product der Natur durch eine von Großkurt gezeichnete Medaille. In Salzdahlum ist er auch gestorben, im 61. Jahre seines Lebens, 1714 am 27. März. Von dort holten in der Stille der Nacht wenige Diener seinen Leichnam ab, um ihn, nach des Herzogs früherer Bestimmung, geräuschlos in Wolfenbüttel beizusetzen. Elisabeth Juliane war ihm vor zehn Jahren bereits vorangegangen. In der Schloßkirche zu Salzdahlum hatte er ein, noch jetzt auf dem Museum zu Braunschweig befindliches, symbolisches Gemälde zur Erinnerung an sie aufstellen lassen. Es schildert die Auferweckung der liebreichen Tabea durch Petrus; Tabea soll auf die Verblüthene deuten; unter des Apostels Gestalt ist der Herzog verborgen, der die Heißgeliebte aus dem Todeschlummer erwecken möchte; aber er hat nur den Willen, nicht die Macht. Hierauf beziehen sich die unter dem Gemälde stehenden Verse:

*) *Natalis Sexagesimus primus serenissimae principis Elisabethae Julianae ducis Hol-satiae Slesvicæ, Serenissimi ducis Brunsvico-Luneburgensis Antonii Ulrichi conjugis amantissimæ natalis candidus eat et redeat! Sic in horto Salzdahlensi XXVI Maj. A. MDCXCV. celebratus.*

**) *Iterum lux candida fulget.*

Tabea schläft, der Will' ist da, sie aufzuwecken,
 Die Zeugen treten auf, die Werke zu entdecken
 Der nimmer müden Hand; nur fehlte Petri Macht;
 Sonst wäre, was hier schläft, schon wieder aufgewacht.

Auch für die nachfolgenden Herzöge blieb das Schloß fortwährend Liebs-
 lingsaufenthalt und in's Besondere Prachtlokal für hohe Feierlichkeiten. Fer-
 dinand Albrecht's II. Tochter, Elisabeth Christiane, feierte hier am
 12. Juli 1733 ihre Vermählung mit Prinz Friedrich von Preußen, der nach-
 her den Beinamen des Großen erhielt. Abt Mosheim vollzog die Trauung,
 welche für die Edele das Anfangsglied einer unendlichen Kette irdischer Leiden
 wurde. Prinz Friedrich ehelichte die Ungeliebte und doch so Liebenswürdige
 in Folge väterlichen Zwanges. Der Jubeltag, der Beide auf ewig verbinden
 sollte, war der erste und letzte ihrer Gemeinschaft. Nur zuweilen wurde der
 hohen Dulderin wie einer Fremden der Tafelbesuch ihres Herrn angekündigt,
 der kalt und bald wieder von ihr ging. Der Glaube allein, der die Welt über-
 windet, konnte ihr Frieden bringen ins treue Herz. — Ein Leben voll größe-
 rer weltlicher, doch leider! übel angewandter Macht, begann zu Salzdahlum Ju-
 liane Maria, ihre unähnliche Schwester, welche hier im J. 1752 dem Könige
 Friedrich V. von Dänemark ihre Hand reichte. Sie bereitete, als Wittve,
 der frommen und schönen Karoline Mathilde, Gemahlin ihres Stieffohnes,
 des blödsinnigen Christian VII., ein quaalvolles Leben, unfähig, weder den
 Glanz ihrer Gestalt zu ertragen, noch den Gedanken, daß der Sohn der Ver-
 hassten und nicht der eigene, demalceinst den Thron besteigen sollte *).

Prinz Carl, Elisabeth's und Juliane's Bruder, haupste auf Salzdahlum
 gern. Einst besuchte ihn der Schwester Schwiegervater, Wilhelm I. der Lieb-
 haber hoher Gestalten. Carl bot Alles auf, den vornehmen Gast zu ehren und
 hielt unter Anderm mit ihm Jagd auf dem Elme. Auf der Rückfahrt sprach
 man in Langelieben ein. Siehe! da steht das herzogliche Leibregiment, schlant
 und hoch wie Tannen, dem Könige zum herzlichen Wohlgefallen. Die Mittags-
 tafe! soll zu Salzdahlum gehalten werden. Als man vor dem Schlosse ein-
 trifft, steht eine gleiche Garde vor den entzückten Augen des alten Königs. Da
 hat ihm das Mittagsmahl wunderbar gemundet.

Unter den vielen Landtagen **), die zu Salzdahlum gehalten wurden, ist
 der vom Jahre 1595 durch einen ärgerlichen Austritt besonders merkwürdig.
 Die Braunschweiger erschienen hier zur Verhandlung über die Türkensteuer, ge-
 gen deren Erlegung sie sich sträubten, wie gewöhnlich, nicht, sondern schickten
 nur den Notar Christoph Högrevé, nebst zwei Zeugen, mit einem ziemlich

*) Näheres über Karoline Mathilde folgt im nächsten Jahrgange.

**) Die Landtagsabschiede, welche von Salzdahlum ausgingen, sind: vom 23. Dec. 1586
 unter Herzog Julius; vom 4. April 1595, 3. Juni 1597, 19. Mai 1599, 23. Nov.
 1605 unter Heinrich Julius; vom 19. Juni 1620, 22. Juli 1624, 31. Jan. 1625,
 2. Aug. 1625 unter Friedrich Ulrich; vom 6. Juni 1644 unter August; vom
 Jahre 1770 unter Carl I.

trogigen Schreiben. Als Hogleve kaum begonnen hatte, die Sache der Stadt vorzutragen, fuhr ihn der fürstl. Kanzler Jagemann ungebührlich an und befahl, ihn zu verhaften; doch erhoben sich dagegen Prälaten, Ritterschaft und Städte. Bald darauf ergriff der Amtmann von Wolfenbüttel den Notar beim Kragen und machte Anstalt, ihn zu verhaften. Darüber empört, stieß Hildebrand von Salder den Amtmann vor die Brust, daß er rücklings zu Boden fiel; die Ritterschaft, vorzüglich die Herren von Salder, entrissen den Notar der Gewalt, setzten ihn in einen ihrer Wagen und brachten ihn nach Braunschweig. Der dankbare Rath verehrte sodann Denen vom Adel auf der Münze einige Stübchen Wein und hielt sie in ihrem Quartiere frei, erklärte aber, nie wieder auf einem Landtage erscheinen zu wollen, worauf denn der Herzog einen Thaler schlagen ließ, auf welchem die Rotte Korah abgebildet war zur symbolischen Andeutung der rebellischen Halsstarrigkeit der Braunschweiger.

Im Jahre 1806 schwanden Salzdahlums Herrlichkeiten. Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena rückten die Franzosen in's braunschweigische Land, unter ihnen der Kunsträuber Denon. Dieser, vom Kaiser Napoleon ermächtigt, zur Gründung eines Central-Museums ohne Gleichen alle Kunstschätze der eroberten Länder zu ermitteln und zu nehmen, erkannte im Museum zu Braunschweig, der Bibliothek zu Wolfenbüttel und in der Bildergallerie zu Salzdahlum bald die reichsten Fundgruben seiner Räubereien. Die vorzüglichsten Gemälde wanderten nach Paris, noch in verhältnißmäßig größerer Anzahl geraubt, als die Schätze des Museums, wo der eitele Denon durch den Anblick eines Exemplars seiner ägyptischen Reisebeschreibung einigermaßen zur Nachsicht gestimmt worden war. Zwar änderte sich die Lage der Dinge durch die politische Katastrophe im J. 1813; Hofrath Emperius und Professor Weitsch reisten zur Requirirung der geraubten Schätze zwei Jahre darauf nach Paris und waren so glücklich, bereits den 8. November 1815 dieselben ziemlich vollständig heim zu bringen. Allein die Gemälde sahen ihr altes Local nicht mehr; Hieronymus hatte das Schloß zerstört, dessen zurückgebliebene Gemälde, meistens Portraits der braunschweigischen Fürsten, geringschätzend zerstreuet, den Garten aber so veröden lassen, daß bald zwischen den umgestürzten Bildsäulen die Kühe weideten. Man verlegte nunmehr die Bildergallerie in einige Säle des Museums zu Braunschweig.

Segen und Segenprocesse.

Im Weibe ahnten unsere Vorfahren etwas Göttliches; daher finden wir, während die übrige Heidenwelt die Herrschaft der Männer zur Tyrannei erhob, im alten Deutschlande das Weib hoch geehrt. Weise Frauen dienten heilbringend dem Leibe und dem Geiste durch die Kräfte der Natur und des Gedan-

feus; man nannte sie Heren von lag, d. i. Nachdenken. Als das Evangelium in die deutschen Länder gebracht war, wurde Alles, was mit dem heidnischen Gögendienste zusammenhing, als teuflisch verworfen; so kam es, daß jene weisen Frauen, welche die Drakel der alten Götter verkündigten und in deren Namen auf die Menschheit einwirkten, als Dienerinnen Satans angesehen wurden, und damit die Benennung „Hexe“ einen höchst schmachvollen Begriff zu bezeichnen anfing. Je mehr nun, nach den Vorstellungen unserer Vorfahren, das Weib mit dem heidnischen Gottesstaate in Verbindung gestanden, und je mehr es darin vor dem Manne voraus hatte, desto mißtrauischer war man in der christlichen Periode gegen sein Verhältniß zur Geisterwelt und desto leichter war der Verdacht seiner geheimen Verbindung mit der teuflischen Macht. Verhältnißmäßig selten sind Männer wegen angeschuldigter Zauberei inquirirt; in Hannover, wo zahllose Heren verbrannt wurden, ist nur ein Mann, Arndt oder Schwertfeger, um des Teufelsbündnisses willen, mit dem Tode bestraft (1594).

Wollust und die Begierde nach Bedeutung in der Welt durch Reichthum und Macht haben von jeher am wirksamsten das Leben in Gott gestört; daher war der Glaube der Vorzeit berechtigt, die Befriedigung jener Lüste als den Preis anzusehen, den der Teufel den Seinen verhiess. Die Heren-Candidatinnen gaben sich um dieses Preises willen dem Bösen völlig zu eigen, indem sie Gott, Schrift und Sakramente verläugneten, sich nach empfangener Wiedertaufe ein Maal ausdrücken ließen, ihre Seele dem Teufel mit ihrem Blute verschrieben und ihm einen Hund oder eine Kage opferten, als erstes Zeichen des ihm allein und der Bosheit geweihten Lebens *). Ein Buhlteufel aus dem satanischen Reiche wird den Aufgenommenen beigegeben; in diesem Punkte hält der Teufel sein Wort, doch nur in seinem Interesse, sofern gerade durch die Wollust sein Reich am kräftigsten gemehrt wird. Charakteristisch aber ist, sagt Jakob Grimm, daß alle Heren, ihrer Kunst und der Macht des Teufels ungeachtet, in Elend und tiefer Armuth stecken blieben; es kommt kein Beispiel vor, daß eine sich reich gezaubert und für den Verlust himmlischer Seligkeit zum wenigsten weltliche Freuden erworben habe, wie sonst in den Sagen von Männern, die sich dem Teufel verschrieben, wohl erzählt wird. Diese Weiber stiften Uebles, ohne daß es ihnen nützt; höchstens können sie Schadenfreude empfinden. Ihre Buhlerei mit dem Bösen, ihre Theilnahme an seinen Festen schafft ihnen immer nur halbes Behagen. Dieser eine Zug hätte über den Grund aller Hererei die Augen öffnen sollen. — Die einzige Bedeutung, zu welcher die Heren durch Satan gelangen, ist demnach die Fähigkeit, ihren Mitmenschen zu schaden. Sie üben dieselbe u. A. durch den bösen Blick, das Anathmen, Berühren und Einhändigen von Gaben aus; d. h. sie „behexen“ Menschen, Thiere und leblose

*) Vgl. Wilhelm Bette. Die Vorstellungen unserer Väter vom Teufel; im Braunschw. Magazine, Jahrg. 1840. Stück 31 — 36.

Gegenstände, indem sie bald Gesundheit und Ehefegen rauben, bald Ungewitter, Hagel und Unfruchtbarkeit herabbeschwören.

Von Zeit zu Zeit pflegte Satan die Seinen zu gemeinschaftlichen Zusammenkünften abzuholen, die auf dem Huy bei Halberstadt, auf dem Inselberge bei Schmalkalden, auf dem Rötterberge bei Corvei, auf dem Blafulla in Schweden, vorzüglich aber auf dem Brocken oder Blocksberge, gehalten wurden. Auf der letzten Höhe fand jährlich in der ersten Mainacht (Walpurgis) eine Generalversammlung Statt. Die Hexen bestrichen sich zuvor Füße und Achseln mit einer aus Ragenschmalz, Eselsmilch und Wolfsschmalz, oder — wie Andere erzählen — aus dem Fette ungetaufter Kinder bereiteten Salbe und flogen dann auf Böcken, Gänsen, Besen, Ofengabeln, Stöcken, Spinnrocken und dgl. zum Schornstein hinaus, durch die Lüfte, zum Brocken.

Ein schwarzer Bock,
Ein Besenstoß,
Die Ofengabel, der Boden
Reißt uns geschwind
Wie Blitz und Wind
Durch tausende Lüfte zum Brocken.
(Hölty.)

Hier kommen sie in'sgemein mit ihren Buhlteufeln, die vor ihnen auf der lustigen Fahrt Platz genommen hatten, an. Oben auf der Teufelskanzel präsidirt der oberste der Teufel in Bocksgestalt, die Huldigung der Ankommenen zu empfangen. Diese überreichen ihm das Scepter, entsagen auf's Neue Gott und werfen sich vor Satan nieder, der alsdann seinen Schwanz aufhebt, unter welchem ein Menschenangeficht sichtbar wird, das von den Huldigenden den Liebesfuß empfängt, der durch das Geschenk einer silbernen Laus vergolten wird. Hierauf wird ein Mahl ohne Salz gehalten, aus Kuhflauen aber und Pferdeschädeln getrunken. Die Hexen erzählen dabei dem Teufel ihre verübten Bosheiten und werden von ihm belohnt, wenn diese bedeutend, bestraft, wenn sie unbedeutend waren. Beim Namen Gottes, wenn er etwa aus dem Munde eines Lauschers oder uneingeweihten Gastes ertönt, verschwindet Mahl und Fackelschein, der Störer aber kommt neben dem Galgen oder auf dem Schindanger erst wieder zum Bewußtsein. Nach der Mahlzeit, wenn sie nicht gewaltsam gestört wurde, nimmt ein Spielmann auf einem Baume Platz, geigt auf einem Pferdekopfe und pfeift auf einem Ragenschwanz zum Reigen, bei welchem eine vom Teufel ernannte Herenkönigin besonderer Ehre genießt. Auf den Tanz folgt allerlei buhlerisches Spiel, das der Teufel endlich mit einer Rede unterbricht, in welcher er unter Verheißung seiner Huld zur Bosheit ermuntert, für deren Ausübung er zugleich durch Vertheilung des Zauberpulvers sorgt. Die Hexen fliegen alsdann heim, wie sie hingeflogen; unverdächtig nehmen sie auf ihrem Lager Platz neben dem Ehemanne, der einen im Bette zurückgelassenen Stod für seine Gattin hielt. Noch jetzt ist der Köhlerglaube

an die Herenversammlungen oder den Herensabbath nicht spurlos verschwunden *).

Staat und Kirche verfolgten die Heren, als Abgefallene von Gott, von Anfang an. Wem wäre unbekannt, wie schon die Jungfrau von Orleans, die Retterin ihres Vaterlandes, im J. 1431 zu Rouen als Here verbrannt worden ist! Bereits im Sachsenspiegel war im Anfange des 13ten Jahrhunderts der Scheiterhaufe als Strafe der Zauberei festgestellt; aber das Aergste war dem 13ten Jahrhundert vorbehalten, in welchem Papst Innocenz VIII. (1484) seine Bulle gegen die Zauberei erließ. Die Dominikaner Krämer und Sprenger mußten auf seinen Befehl den berühmten Herenhammer (*Malleus maleficarum*) verfassen, der im J. 1489 an's Licht trat. Diese Schrift unterscheidet ein feierliches, vor der Herenversammlung abgeschlossenes, Teufelsbündniß von einem mit dem Satan abgeschlossenen Privatcontracte und bezeichnet die Kinderfresserinnen als die Heren ersten Ranges. Sie schreibt das ganze processualische Verfahren vor und räth, die Verhafteten sofort vom Erdboden aufzuheben, da eine Berührung der Erde den Heren geheime Kraft zur Selbstbefreiung verleihe. Nothe, oder schielende Augen, Verdacht der Ketzerei, veranlaßt durch eine freie Aeußerung oder Verschmämmiß des Sacramentes, eine in Erfüllung gegangene Drohung, ja ein bloßer, vielleicht durch Verleumdung erweckter, Verdacht reichte hin, die bethörten Richter zu einem Proceßverfahren zu veranlassen, das etwa folgendermaassen verlief: Nach erfolglosem Verhör **) wurde zuerst das Herenmaal aufgesucht, das an beliebigen Theilen des Körpers, ja selbst, wie wohl selten, im Augapfel zu finden sein sollte. Glaubte man es, vielleicht in irgend einem mausähnlichen Flecke, gefunden zu haben, so verlegte man die betreffende Stelle mit einer Nadel; verrieth die Deliquentin dabei keinen Schmerz, so war sie schon als Here entlarvt; doch wurden noch Foltern *** und Herenproben angewandt. Man unterschied die Wasser-, Wage- und Thränenprobe. Die Wasserprobe oder das Herenbad erforderte, daß der Verurtheilten der rechte Arm mit dem linken Fuße und der linke Arm mit dem rechten Fuße zusammengebunden

*) Schrader. Die Sage von den Heren des Brockens. Quedlinburg und Leipzig. 1839. S. 5: Der ängstliche Landmann bekreuzt am Abende vor dieser Feierlichkeit die Thüren seiner Ställe und glaubt auf diese Weise bewirkt zu haben, daß sein Vieh, besonders das Jungvieh, nicht gemißbraucht werde. Selbst das Schlafgemach versteht der Aberglaube mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, damit die Schlafende nicht etwa gegen ihren Willen von dem Teufel zu der Brockenfeierlichkeit abgeholt werde. Ja gegen jeden Schabernack an lebendigen und leblosen Dingen, dessen man sich in dieser Nacht von dem Teufel und seinen Genossen zu gewärtigen hat, wird das Zeichen des Kreuzes in seiner heiligen Zahl Drei angewandt.

**) Das jesuitische Verfahren bei dem Verhör zeigt sich u. A. aus den Versprechungen für das Geständniß. Man versprach ein Haus und hatte den Scheiterhaufen im Sinne; man verhieß Leben und dachte an das ewige.

***) Gefeßlich sollte die Folter nur einmal vorgenommen werden; doch wissen wir, daß in Nördlingen im J. 1590 Frau Maria Poll erst nach der sechsundfunfzigsten Tortur freigelassen ist.

wurde; hierauf wurde sie an einem Stricke anderthalb Ellen tief in das Wasser geworfen. Erschien sie wieder auf der Oberfläche, was ziemlich in der Gewalt der Knechte stand, die den Strick hielten, so galt sie als Here, da das Wasser, durch dessen Taufe sie zum Christenthume geweiht war, die Abtrünnige nicht aufnahm. Die Wageprobe oder Herenwage wurde in Dordrecht bei Utrecht abgehalten. Kaiser Karl V. hatte jener Stadt das Privilegium ertheilt, die der Hererei Beschuldigten zu wägen und sie frei zu lassen, sobald sie weniger als achtzig Pfund schwer sein würden. In Folge dessen wurden unzählige Weiber dort in Gegenwart des Magistrates unter feierlichen Ceremonien gewogen und viele, nach günstig ausgefallener Probe mit einem unterzeichneten Zeugnisse entlassen. Die Thränenprobe war auf den allgemein herrschenden Wahn gegründet, daß Heren nicht weinen könnten; wie aber die Thränen gerade um so eher ausblieben, je gebieterischer sie zur Rechtfertigung herausgefordert wurden, ist erklärlich genug.

Gewiß haben Tausende von Frauen im Gefühle der Unschuld den Scheiterhaufen bestiegen; *) aber nicht weniger ausgemacht ist, daß sehr viele Deliquentinnen die feste Ueberzeugung hatten, mit dem Teufel in einem wirklichen Bündnisse zu stehen. Eine durch den allgemeinen Wahn, durch Begehrlichkeit nach übermenschlicher Kraft und selbst durch gewisse äußere Mittel gewirkte und geförderte Krankheit der Phantasie erklärt natürlich genug die gräßliche Verblendung. Die Mittel — so sagte J. N. Wirth — durch welche sie sich in die Ekstase versetzten, waren narkotische Kräuter, welche besonders das Ganglienleben aufregten und daher einen oft mehrere Tage und Nächte andauernden, durch Nichts, selbst durch Brennen nicht, aufzuhebenden Schlaf herbeiführten, — die sogenannten Herensalben. In diesem Schlafe lagen sie bald todtähnlich da, bald gingen sie Nachtwandlern ähnlich umher und verrichteten Dinge, die dem wahren Menschen unmöglich sind. Die Phantasiebilder waren so lebhaft und machten einen so starken Eindruck auf ihre Nerven, daß sie sich, auch wach geworden, derselben erinnerten, und, was nur Traumvision war, wirklich erlebt zu haben steif und fest glaubten. Es waren nach Allem diese Zustände, in welche die Heren verfielen, Formen des Somnambulismus. Wie eine ansteckende Krankheit scheint er sich in manchen Gegenden auf Tausende von Menschen verbreitet zu haben, welche nun alle ähnliche Phantasiebilder und dieselbe Meinung von einer wirklichen Verbindung mit dem Teufel hatten.

Die Herenprocesse, welche im 17ten Jahrhundert, unter Protestanten und Katholiken auf gleiche Weise, am furchtbarsten wütheten, haben nach einer genauen Berechnung 9,442,994 Menschen das Leben gekostet, — ein furchtbares

*) S. die Herenprocesse der ehemaligen Reichsstadt Nördlingen in den Jahren 1590—94. Aus den Criminalacten des Nördlinger Archivs gezogen von Joh. Friedr. Beng. Nördlingen. 1840. Unter den Berichten ist hier besonders rührend die Geschichte von Rebecka Lempp, die trotz ihrer Unschuld durch die Folter zu dem Geständniß einer Gemeinschaft mit dem Teufel gezwungen wurde.

Denkmal des Aberglaubens und seiner Fluchwürdigkeit! Kein Land blieb unbeleuchtet von der verheerenden Fackel der Herenscheiterhaufen, auch das unsere nicht. Sie loderte vornehmlich im Lechelnholze *) vor Wolfenbüttel, in der Umgegend von Hannover und Gröningen, jedoch auch vor Braunschweig, Salzgitter und Lichtenberg. Nach alten Nachrichten fielen oft an einem Tage zwölf Opfer, und ein Platz vor dem genannten Holze soll wegen der zahlreichen Brandpfähle einem kleinen Walde ähnlich gewesen sein. Vorzüglich gilt dieses von den Zeiten des Herzogs Heinrich Julius, der 1589—1613 regierte. Aus gleichzeitigen Acten berichtet uns Schlegel in seiner Kirchengeschichte von Norddeutschland mit großer Genauigkeit einige Proceffe, die wir hier im Auszuge, dem Wesen nach unverändert, mittheilen:

Im Jahre 1605 wurden von den Prädicanten Janus und Lange zwei alte Weiber, die Wiffelsche und Hertzsche genannt, der Hererei beschuldigt. „Die Wiffelsche sei eine Verächterin des Wortes Gottes und lange nicht zum Abendmahl gewesen. Bei mehren Krankheitsfällen habe sie sich durch ihre Reden verdächtig gemacht, auch Jemand von seiner Krankheit geheilt, dem der Doctor Hector nicht habe helfen können. Sie bereite aus alten Strohhalmen und alten Hundeköpfen eine treffliche Arznei, wisse auch Mittel, die Milch zu bezaubern. Von dieser Wiffelsche sei die Hertzsche als Erzgräberin angegeben, die vielen Leuten an ihrem Viehe Schaden zugefügt habe. Da ein Anderer der Hertzsche gedrohet, sie deswegen zu verklagen, sei sie in Ohnmacht gefallen, welcher Umstand als sehr wichtig angegeben ward.“ Die hierauf verhörte Hertzsche bekannte, daß der Teufel sie in Sold genommen und ihr ein Zeichen auf den Leib gedrückt habe. Sie benannte ihn Zieleske und gab an, daß er anzugreifen gewesen wie eine Pogge (d. i. Kröte). Er habe schwarze Kleider getragen und lange Füße gehabt **). Vor zwanzig Jahren habe sie am Weihnachtsabend um den Brunnen auf der Osterstraße mit ihm getanzt. Auch habe sie verursacht, daß die Braunsche krank geworden sei, indem sie ihr schwarzes Pulver vor die Thür gegossen habe. — Als sie sodann — dem Gutachten der Juristenfacultät zu Helmstedt gemäß — auf die Tortur gebracht war, bekannte sie noch, daß

*) Im Lechelnholze wurden die Heren aus dem Braunschweig-Wolfenbüttelschen und von 1584—1634 auch die aus dem Calenbergischen verbrannt. Die aus dem Stifte Halberstadt wurden nach Gröningen geschleppt; Hannover verbrannte die seinigen bei sich selbst.

**) Schlegel bemerkt hiezu aus dem 1604 erfolgten Proceffe gegen die beiden Möller's, Mutter und Tochter, Folgendes: Die Tochter gab an, ihr teuflischer Duhle habe schwarze Kleider an und einen Federbusch auf dem Hute. Er habe sich angestellt, als wenn er auf Stelzen gehe und sei hart anzugreifen gewesen. So sagte auch die Mutter. Der ihrige sei kalt und hart anzufühlen gewesen. Diese beiden Heren wollten auch in der Walpurgis-Nacht auf einer dreibeinigen Ziege zum Tanz geritten sein. Sonst auch wohl haben sie ihren Tanz an einem Donnerstage oder Sonnabend unter den Linden vor Sachsenhagen, nach einer gläsernen Trommel, gehalten; aber selbst die alten Heren schienen noch tanzlustig zu sein. Die Tochter sagte: Wenn sie zum Tanze ausgeblieben sei, so habe ihr Duhle mit ihr getanzt und ihr Stöße gegeben.

Magister Janus auf ihre Veranstaltung auf der Straße gefallen sei. Das schwarze Pulver habe sie von einem todten Kinde bereitet, welches auf dem St. Nicolai-Kirchhofe begraben gewesen, sie aber ausgescharrt und verbrannt habe. Der Magister Janus, über den ihn betreffenden Umstand vernommen, sagte aus: Als er etwa vor fünf Wochen vor dem Spreens-Winkel vorbeigegangen, sei er plötzlich gefallen, welches nicht natürlich zugegangen sei; denn es wäre ihm gewesen, als ob er mit aller Gewalt zur Erde geschlagen; unser Herr Gott jedoch habe ihn in Gnaden behütet, so daß er keinen Schaden genommen; als er aber endlich aufgestanden, habe er die Hertsche hinter sich erblickt. Diese Angaben veranlaßten die Juristen-Facultät in Helmstedt, zu erkennen: daß „obgedachte Hertsche für ein peinliches Halsgericht zu stellen, und wofern sie auf vorgehende Anklage bei ihrem gethanen Geständniß beständiglich verharren werde, so sei sie der von ihr begangenen Uebelthat halber mit dem Feuer vom Leben zum Tode zu richten und zu strafen.“

Als die Hertsche, wahrscheinlich in Folge der Erstickung, da man einen braunen Fleck am Halse bei ihr vernahm, eines Tages todt im Gefängnisse gefunden war, so erbat sich der Magistrat von der Helmstedter Facultät wiederum eine Rechtsbelehrung aus, ob der Körper nichts desto weniger mit Feuer zu verbrennen sei, oder ein unehrliches Begräbniß erhalten solle. Diese erfolgte dahin: „daß der todte Körper für ein peinliches Gericht zu bringen und öffentlich zu verbrennen sei.“ Unter diesem Urtheil ist notirt: „Inhalts dieser Rechtsbelehrung ist mit der Execution am 12. Nov. 1605 verfahren.“

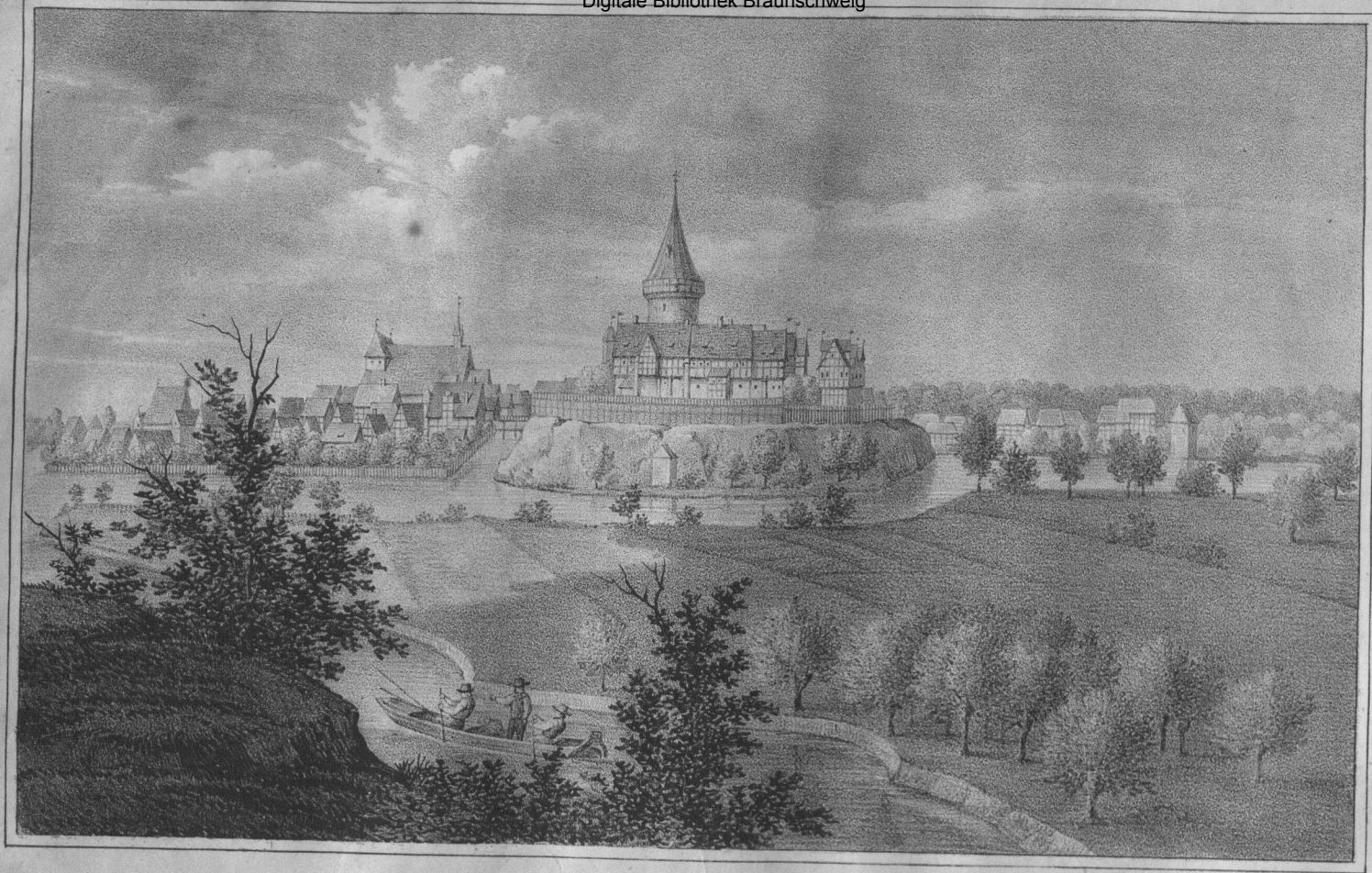
Die Wiffelsche, welche alle Beschuldigungen bereits bei dem ersten Verhöre standhaft abgewiesen hatte, war auf das Helmstedter Erkenntniß „gegen Leistung gewöhnlicher Urpfede“ ihrer Haft entlassen.

Wichtiger in Rücksicht auf seine Folgen ist der Herenproceß der Starksche in demselben Jahre. Mehre Zeugen hatten gegen diese Frau ausgesagt, daß sie, wenn sie von Jemand zum Unwillen gereizt, bei demselben plötzliche Lähmungen und Erkrankung, die auch wohl den Tod nach sich gezogen, bewirkt habe; daß ferner, als die Kühe in dem in der Seilwinderstraße ihr gegenüber belegenen Hause keine Milch gegeben, und die Zeugin Anne Behren mit ihrer Magd deshalb in den Stall gegangen, ein schwarzes Ding, so anzuschauen gewesen wie eine Amdt (Ente), herausgekommen, über den Hof in die Gasse gelaufen und von da in das Haus der Starksche geschlüpft sei. Diese gestand durchaus Nichts ein; auch ihr Mann bezeugte, daß er nie Zauberei bei ihr bemerkt habe, und als selbst die Tortur Nichts über sie vermochte, schloß man, der Teufel müsse leibhaftig bei ihr gewesen sein und ihr die Zunge gehalten haben, damit sie nicht die Wahrheit bekenne, zumal da sie auch auf Begehren die Zunge nicht habe zeigen wollen. Als man ihr den Mund mit Gewalt geöffnet, habe sich die Zunge schwarz gefunden, und hinten auf der Zunge habe etwas gefressen wie eine Hummel. Nach vergeblicher Tortur schritt man zur Wasserprobe. Die Unglückliche ward zur Abendzeit, nachdem die Thore geschlossen waren, durch des Scharfrichters Knechte zum Stadtgraben geführt und mit gebundenen Händen

und Füßen im Beisein mehrer Mitglieder des hochweisen Rathes auf's Wasser geworfen. Nach der in den Acten enthaltenen Beschreibung hat sie oben geschwommen und ungeachtet ihrer Bemühungen nicht untergehen können. Wie sie aber so ein wenig oben geschwommen, hat sie sich herumgeworfen und ist auf dem Wasser, wie ein Hecht, etwa vier Ellen lang, hingeschossen, wobei man gehört, daß es unter dem Wasser und in der Luft sehr geschwirret. Als man sie bald darauf herausgenommen, hat man sie todt und den Hals abgebrochen gefunden. Sie ward sodann in das Gefängniß auf den Rücken gelegt; als man sie aber den andern Morgen wieder besichtigte, fand man, daß der Teufel sie des Nachts wiederum umgewendet; sie lag auf dem Bauche, das Angesicht im Nacken. — Wegen dieser, wie man dafür hielt, sonderbaren Umstände fand man sich bewegen, eine Rechtsbelehrung, dieses Mal aber von der Universität Marburg, zu erbitten, die aber ausgeblieben zu sein scheint. Zu dem Verfahren schwieg indessen der Landesfiscal nicht; auf seinen Antrag erfolgten unter'm 6. Julius und 27. November 1603 zwei Rescripte von der Fürstl. Canzlei in Wolfenbüttel, worin man dem Magistrate überall ein solches peinliches Verfahren ohne Hinzuziehung des Stadtvogtes nicht zugestehen wollte; besonders aber wegen der angestellten, so unglücklich ausgefallenen, Wasserprobe, als eines unerlaubten und in den Rechten verbotenen Torturactes denselben in eine fiscallische Strafe nahm. Von der Zeit an hatten die Heren in Hannover für's Erste Ruhe; denn der Magistrat, um seiner Gerichtsbarkeit nichts zu vergeben, ließ sie lieber laufen, als unter Hinzuziehung des Stadtvogtes Etwas gegen sie zu unternehmen.

Ueber einen fast gleichzeitigen Herenproceß in Verden berichtet Schlegel folgendermaßen: Ein junges Mädchen von 16 Jahren, welches, wie die Verdensche Chronik sagt, in ihrer Kindheit die Zaubereikunst erlernte, ward auf ihr Bekenntniß gerichtet, doch weil sie keinem Menschen Schaden gethan, von der Academie Helmstedt aus besonderer Milde mit dem Schwerte begnadigt und vor dem neuen Thore hingerichtet. Sie hatte unter mehren Personen auch ein Weib angegeben, die ihrem unehelichen Sohne von 10 Jahren und einem Knaben in Dörverden von 7 Jahren die Zauberei gelehrt. Die Verdensche Chronik fügt noch hinzu: „Capitulam (das Capitel) ließ damals andere vier Weiber einziehen, welche auf dem Wasser gestoffen; hernach ist allen im Gefängniß vom Teufel der Hals gebrochen, dahero sie herausgeführt und unter'm Galgen begraben.“

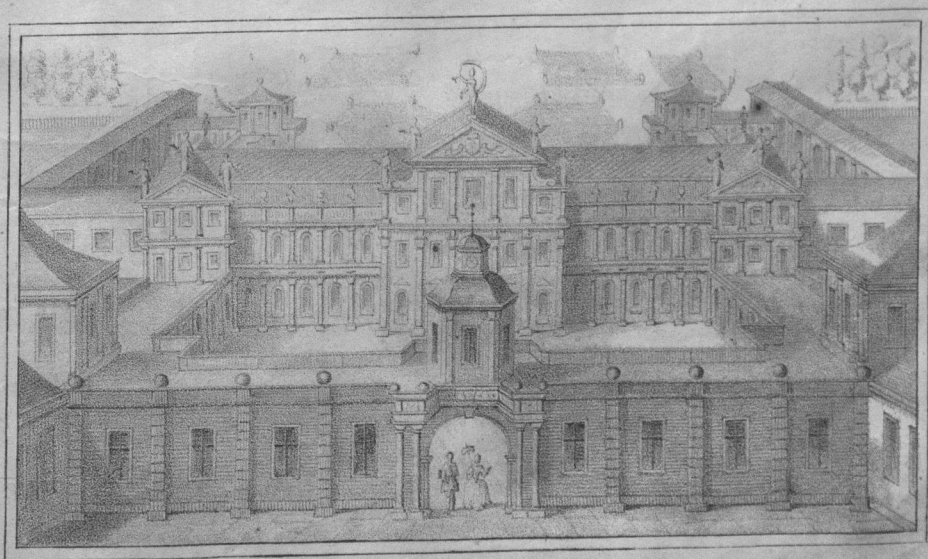
Aus anderen Nachrichten wissen wir von einem Herenproceß in Osnabrück, der (im J. 1589) 133 Deliquentinnen in den Feuertod schleppete. Die Acten besagen, daß achttausend Heren verschiedenen Alters und Standes auf dem Blocksberge ihr nächtliches Fest gehalten und auf der Rückfahrt in verschiedenen Kellern zu Nordheim, Osterode, Hannover und Osnabrück fünf Fuder Weins ausgestochen haben. 300 Personen sind von ihnen um's Leben gebracht, 64 gelähmt und zahllose durch eingehauchte Liebesgluth wahnfinnig geworden. Vier der schönsten Heren aber hat der Teufel durch lustige Entführung vom Feuertode gerettet. — Zu Hildesheim starb 1615 auf dem Scheiterhaufen ein Knabe,



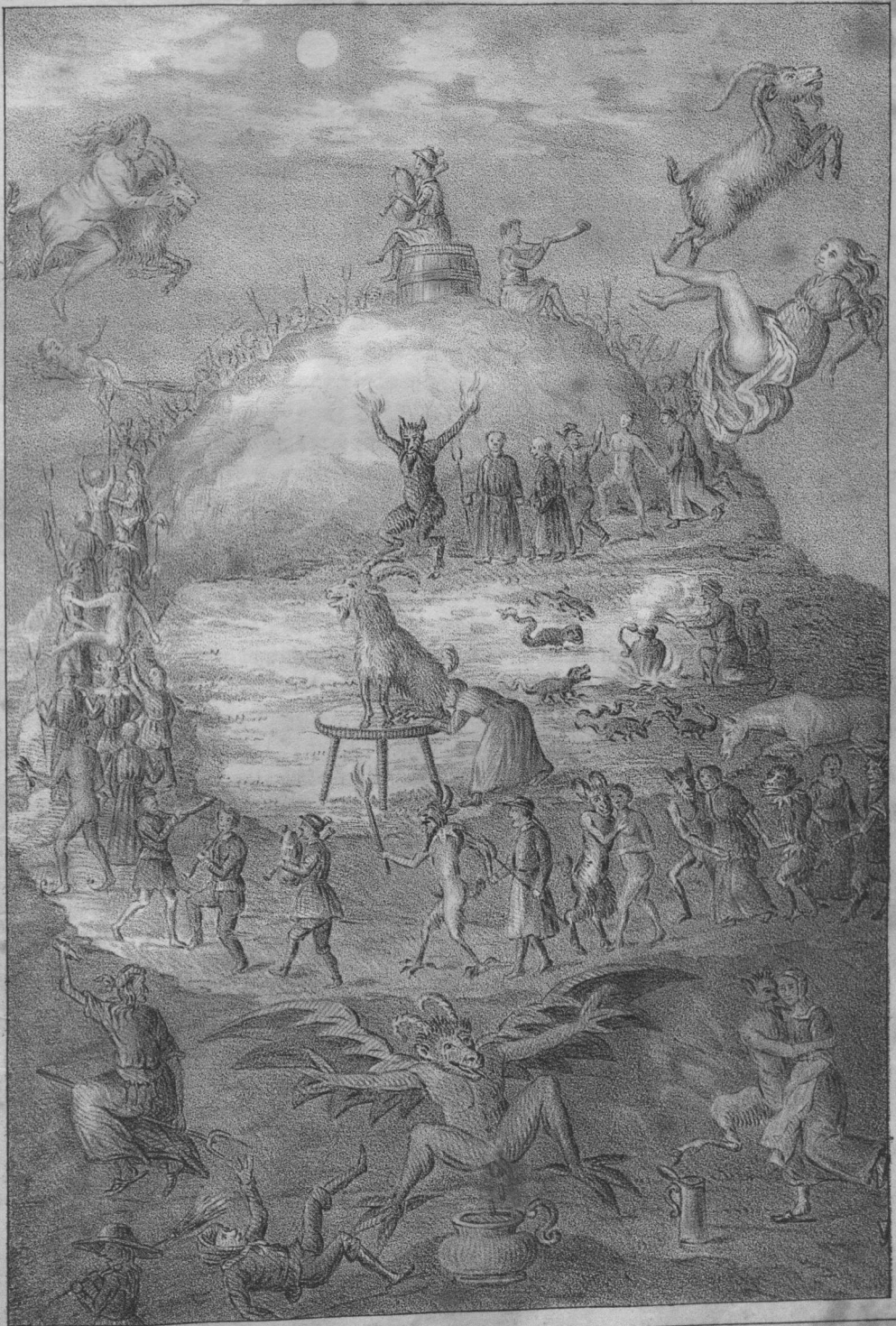
Dannenberg 1645.



Der Parnass im Schlossgarten zu Salzdahlum.



Schloss Salzdahlum.



Hexentanz auf dem Brocken;
aus Fräurii Blocksbergs Verrichtung 1668.

weil er die satanische Kunst verstanden haben sollte, sich in eine Maus zu verwandeln, 1631 ein Mädchen, angeklagt, sich unsichtbar machen zu können. —

Unmöglich konnten von einem so unmenschlichen Wahne Aller Augen geblendet werden; und wo erst in einzelnen helleren Geistern die Wahrheit aufgegangen, da mußte sie zugleich an das Herz schlagen, das nun im tiefen Gefühle des unseligsten Weltaberglaubens nicht ruhete, bis die Binde fiel von den Augen der Menschheit. Schon Johannes Wier hatte um die Mitte des 16ten Jahrhunderts seiner inneren Empörung über die Greuel der Hexenprocesse in zwei Schriften Luft gemacht, in denen er dieselben als Europa's schrecklichste Schmach bezeichnete; doch war sein begeistertes Wort erfolglos verklungen. Im Anfange des folgenden Jahrhunderts rüttelte der edele Jesuit Friedrich von Sper wenigstens Einige aus dem Todeschlase. Als letzter Beichtvater zahlreicher Delinquentinnen war er durch scharfe Beobachtung ihrer Seelenzustände fest von der Grundlosigkeit des Hexenspuktes überzeugt; schwerer Kummer hatte ihm vor der Zeit das Haar gebleicht, und als der Kurfürst Johann Philipp von Mainz nach dem Grunde gefragt, hatte er freimüthig geantwortet: „Die Hexen sind daran Schuld.“ Aber der Geist der Zeit konnte die Wahrheit noch nicht tragen, und die wenigen Gemüther, in welchen die Funken seiner Schrift gegen die Hexenprocesse eine helle Flamme erzeugten, konnten die Menschheit nicht sofort bekehren. Erfolgreicher, wiewohl vielfach verfeßert und angefeindet, wirkte die von Balthasar Becker im J. 1679 unter dem Titel: „Die bezauberte Welt“ herausgegebene Schrift, welche in Deutschland den Professor der Jurisprudenz zu Halle, Christian Thomasius, gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts, zum Kampfe begeisterte. Dieser eben so fromme, als gelehrte Mann suchte in Wort und Schrift dem Hexenunfuge, wie dem Aberglauben überhaupt, zu steuern. Zwar strebte er nicht, wie es heutzutage so oft geschieht, den falschen Glauben auf Kosten des wahren zu tilgen; die heilige Schrift blieb ihm stets Gottes untrügliches Wort, von welchem er seines Wissens und seinem Principe nach in keinem Punkte abwich; den Glauben wollte er bewahren, aber den Aberglauben tödten, und ging er, ohne es zu wollen, im freisinnigen Eifer hie und da zu weit, so ist solches in Rücksicht auf eine Zeit zu entschuldigen, deren blinder Köhlerglaube nothwendig einer gewaltsamen Erschütterung bedurfte, die nach allen Gesetzen geschichtlicher Entwicklung in mancher Beziehung zu Extremen führen mußte, welche in unserer Zeit, in der bei der herrschenden flachen Aufklärerei die Herstellung des Glaubens so nöthig ist, jedenfalls mit Ernst überwunden und gemieden werden müssen. Thomasius starrgläubige Collegen sahen in ihm begreiflicher Weise sofort den Keger. Ihn zu entlarven besoldeten sie Studenten, welche genau auf jede leise Abweichung seiner Lehren vom Buchstaben der Kirchenlehre merken und das Verdächtige niederschreiben mußten. *) Thomasius äußerte sich über diese schmählische Polizei

*) Zahlreiche Zettel dieser Art finden sich niedergelegt und aufbewahrt in einem Bande mit folgendem Titel: „Die gefährlichen Principia und Doctrinalia Herrn Hofrath

in einem unterm 23ten Mai 1713 an den König geschriebenen Briefe folgendermaßen: „Nachdem die Universität allhier etablirt worden, wurde ich durch den täglichen Umgang mit den Theologen gewahr, daß in ihnen keine wahre Liebe und Sanftmuth gegen die Widriggesinnten herrschte, sondern daß sie dieselben heimlich zu verfolgen suchten, auf gewaltsame Reformationen und weltliche Zwangsmittel verfielen und mithin die Neigung ihres Herzens nach weltlichem Regiment immer mehr und mehr blicken ließen, auch sich unter dem Scheine des Eifers für Gottes Ehre in weltliche Dinge mischten, daß sie diejenigen, die es blindlings mit ihnen hielten, für heilige, fromme Seelen, die der heilige Geist regiere, preiseten, andere wohlintentionirte Leute aber, die es in Allem, sonderlich in Dingen, die der gesunden Vernunft zuwider waren, nicht blindlings mit ihnen halten wollten, beschuldigten, daß sie durch Brauchung ihrer gesunden Vernunft den heiligen Geist von sich stießen.“ Trotz der vielfachen Verfolgungen, die Thomasius erfuhr, blieb er indessen standhaft; sein Anfangs abgewehrter Einfluß wuchs mit den Jahren immer mehr, und das von ihm erleuchtete 18te Jahrhundert erhob an der Stelle der Scheiterhaufen die Fackel der Aufklärung. Nur hie und da wurde das Licht noch von der Finsterniß bewältigt, als deren letztes Opfer im J. 1783, die Here zu Garus fiel, unser Vaterland aber erwachte mit dem Jahrhundert der Aufklärung zu dem Lichte, vor dessen Strahlen die Glut der Scheiterhaufen erblich. Möge der geschwundene Wahn nicht zugleich den Glauben entführt haben, der selig macht!

Vaterländische Anekdoten.

11.

Unter der Regierung des Herzogs Carl I. wurde auf dem Unterharze das Wild zur unausstehlichen Last der Unterthanen, gehegt und gepflegt; nicht um die eigentliche Jagdlust zu befriedigen, sondern um theils die herrschaftliche Küche, theils die herrschaftliche Casse zu versorgen. Die Unterthanen klagten, wurden aber nicht gehört. Als Carl Wilhelm Ferdinand zur Regierung gekommen war, wandte man sich an ihn, und er entschied so: wann ein Stück Wild einem Unterthan Schaden zugefügt hat, so soll der Unterthan es dem Förster anzeigen und der Förster soll das verklagte Wild todt schießen &c.

Die Herren vom Forst- und Jagd-Departement erinnerten sehr bedeutend,

Thomasi und was dieserhalb ergangen betreffende, insonderheit dessen ärgerliche *lectiones*, *Disputation de concubinato* und Erklärung wider die theologische Facultät.“

wie ehemals, an die Herzogliche Küche. — Ei was! sagte der Herzog, ich kann mich wohl satt essen, ohne Wild, aber meine Unterthanen nicht ohne Bret! —

Schloß Plesse bei Göttingen.

Es war am Himmelfahrtstage des Jahrs 1831, als Schreiber dieses, während seines Universitätslebens zu Göttingen, zum ersten Male die etwas über eine Wegstunde nordwärts von der genannten Stadt entfernt liegenden malerischen Trümmer des Schlosses Plesse besuchte. Ueber das Weender-Feld gelangt man durch die angenehmsten Wiesengründe und sanft ansteigenden Waldparthieen zu dem einsamen, aber reizend gelegenen Vorwerke Döppelshausen, von welchem ab zwei Wege nach dem etwa eine halbe Stunde fernen Plessenberge führen. Der eine weniger lästige aber etwas weitere leitet auf der Höhe des Waldgebirges zu den Ruinen, während der andere durch ein tiefes Thal, in welchem malerisch ausgebreitet das Dörfchen Eddigehausen liegt, führt, wo man dann aber den schroff ansteigen Burgberg hinaufklimmen muß. Gerade an der Stelle, an welcher diese beiden Wege sich trennen, hat man unstreitig die schönste Aussicht nach den majestätisch durch das Grün der Bäume schimmernden Trümmern der Plesse, die sich von hier ab am vortheilhaftesten darstellen. Ueber den reizenden, durch das zu den Füßen liegende Eddigehausen gebildeten Vordergrund hinweg erblickt man plötzlich gegen Norden auf dem ziemlich steilen Berge die weiten Ruinen der Burg, welche von diesem Orte ab sich noch in gut erhaltenem Zustande zeigen, indem die äußeren Umfassungsmauern an dieser Seite noch fast vollständig vorhanden sind, so daß man im ersten Augenblicke, durch die hinter denselben sich erhebenden Thürme getäuscht, ein noch bewohnbares Gebäude zu erblicken glaubt. — Unter allen Ruinen in der Nähe von Göttingen hat unstreitig die Plesse die günstigste Lage. Die Feste liegt auf einem sehr hohen hervorspringenden Berge, der von der Natur schon dazu bestimmt gewesen zu sein scheint, eine Burg zu tragen, denn gegen Südost, Süden und Westen schießt er jählings ins Thal hinab und nur gegen Norden und Nordost hängt er mit dem übrigen Gebirge zusammen. Deshalb waren die steilsten Abhänge gar nicht mit einer Mauer versehen, sondern nur untermauert, während die weniger abschüssigen Stellen nicht allein untermauert, sondern auch mit einer oft an fünf Ellen dicken Mauer umgeben waren. Ehemals führte von Norden eine Zugbrücke über einen breiten und tiefen, aber trockenen Graben zu der Burg. Noch vor wenigen Jahren befand sich an dieser Stelle eine der schönsten Zierden der Ruine, das noch wohlerhaltene, von starken Quadersteinen erbaute Thor, bis auch es dem Orage des Sturms nicht länger widerstehen könnend, dem scharfen, nichts verschonenden Zahne der Zeit zum Opfer

wurde. Es stürzte im März 1831 nieder, große Theile der nebenstehenden Mauern mit sich fortreißend. Schmerzlich ist es zu bedauern, daß ein großer Quader, der freilich eine schon ganz verwitterte Inschrift trug, dabei in mehrere Stücke zersplittert ist. Vergeblich würde die Mühe sein, die Worte der Inschrift jetzt noch lesen zu wollen, da Sturm und Ungewitter die Form der Buchstaben ganz verwaschen haben. Zum Glück hat sie ein älterer Schriftsteller uns aufbewahrt. Wir werden auf sie zurückkommen.

Durch dieses nun eingestürzte Thor gelangt man in einen großen Raum zwischen der äußern und innern Burgmauer, vielleicht früher dem Burggarten oder Turnierplatz; darauf zu einem zweiten Hügel, der ebenfalls an steilen Stellen untermauert und ummauert war. Auf ihm lag das eigentliche Schloß, zu dem man nur durch ein zweites, noch erhaltenes, mit einem vieredigen Thurm versehenes Thor, dem einzigen Eingange in die Burg, kommen konnte. Hinter diesem hohen und festen Hause, welches von den Pleßischen Burgmännern bewohnt wurde und in dessen einer Mauer man vor etwa siebenzig Jahren einen kleinen Kinderfarg mit noch unverweseten Knochen gefunden hat, liegt das ehemalige Vornhaus über dem einst so tiefen Brunnen, der ganz in Felsen gehauen war und aus dem das Wasser nur mittelst eines großen Rades gezogen werden konnte. Dadurch, daß jeder Besucher der Pleße, um die Tiefe des Brunnens zu ergründen, Steine hinabwarf, ist derselbe jetzt fast ganz ausgefüllt. Man glaubt, daß von diesem Brunnen ab ein unterirdischer Gang in die innere Burg geführt habe, ja eine alte Sage erzählt, daß er mit der eine halbe Stunde entfernt liegenden Quelle zu Mariaspring in Verbindung stehe und daß einige junge Enten, welche man einst in den Brunnen der Pleße abgelassen habe, bei Mariaspring wieder zum Vorschein gekommen seien.

Der innere Hügel enthielt fast sämtliche Gebäude der Burg. Von den beiden Thürmen zieht zuerst der noch beinahe vollständig erhaltene große, ungefähr hundert Fuß hohe Hauptthurm, offenbar der schönste Schmuck der Ruine, die Blicke auf sich. Er hatte nur eine einzige Oeffnung, etwa 30 bis 35 Fuß von der Erde, zu welcher man nur mittelst einer Strickleiter gelangen konnte. Wahrscheinlich diente er zur Aufbewahrung des Archiv's und der Schätze und bot den Bewohnern der Burg in den Zeiten der Noth einen sichern Zufluchtsort dar. Bis zu einer Höhe von etwa 30 Fuß von der Erde ist er aus gehauenen Steinen erbaut; der übrige, vielleicht zweimal so hohe Theil desselben besteht aus Bruchsteinen. An dem obersten Rande, nach Nordosten zu, befindet sich ein aus gehauenen Steinen bestehender Ausbau, welcher vermuthlich zur Winde diente. Bis vor etwa 60 Jahren war das Gemäuer des Thurms fast unversehrt. Zu dieser Zeit wurde er aber von einem Blisstrahl getroffen, der einen beträchtlichen Theil der obern Mauer niederriß und die obere Hälfte des Thurms spaltete. Die Steine waren indessen durch einen beinahe unzerstörbaren Kalkguß so fest mit einander verbunden, daß die Mauer nicht in einzelne Theile zersprang, sondern in großen Stücken herabrollte. Wenn man der Angabe des leichtgläubigen Chronikenschreibers Lezner, welcher zur Zeit des leg-

ten Stammherrn der Melse lebte und oft auf der damals noch vortrefflich erhaltenen Burg gewesen ist, trauen darf, der an diesem Thurme die Jahrzahl 963 gesehen haben will, und wenn man aus dem Vorhandensein dieser Jahrzahl schließen kann, daß sie das Jahr der Erbauung des Thurms angeben soll, so muß man in der That die Bauart desselben bewundern, der in seinem jetzigen Zustande noch Jahrhunderten Troß bieten zu wollen scheint. Bis zum Jahre 1542 war er mit Dach und Spitze versehen; in diesem Jahre aber ließ Dietrich von Melse beides abnehmen, indem er glaubte, daß der Thurm in der damaligen unruhigen Zeit im Falle einer Belagerung, dem Schlosse Gefahr bringen könnte. Ueberraschend sind die Wipfel von Bäumen, welche aus dem Thurme hervorragen. Aus einiger Entfernung glaubt man kleines Gebüsch zu sehen, es sind aber die Zweige zweier hoher Bäume, deren Wurzeln tiefer als der Eingang zum Thurme liegen, und welche ihre Kronen über den Rand des Thurmes ausbreiten.

Südwestlich von dem Hauptthurme steht ein zweiter, höherer Thurm, welcher als Warte und Gefängniß benutzt wurde. Zu ihm, der allein gestanden zu haben und von aller Verbindung mit andern Gebäuden frei gewesen zu sein scheint, befindet sich der Eingang an der Erde. An seiner Süd- und Westseite hatten Wind und Wetter so an ihn gerüttelt, daß er schon seit langer Zeit einzustürzen drohete, weshalb man, durch eine freilich nicht sehr bedeutende Restauration, auf fernere Jahre sein Dasein zu fristen suchte.

Unter den übrigen Gebäuden der Melse, von denen Pagner uns eine sehr genaue Beschreibung hinterlassen hat, war das an der südöstlichen Seite stehende, sogenannte alte Steinhaus das größte und älteste. Es enthielt den Rittersaal, mehrere Kammern und Gemächer und die Hofstube, in welcher man die Fremden bewillkommnete und empfing. Alle übrigen Gebäude sind erst in späterer Zeit, im Jahre 1475, erbaut. Die Kirche, oder besser die Kapelle, das einzige Gebäude, an welchem man noch heutigen Tages das Melsische Wappen erblickt, ließ Moriz von Melse erst im Jahre 1485 erbauen und im Jahre 1554 ließ Dietrich von Melse, zur Hochzeitsfeier seines Sohnes, hinter und neben dem Hauptthurme mehrere Wohnzimmer und Schlafgemächer anlegen und die ganze Burg von Grund aus ausbessern und aufpugen.

Noch im Anfange dieses Jahrhunderts waren die Trümmer der Melse sehr bedeutend, aber seitdem haben sie sich merklich gemindert. Die Einwohner von Eddigehausen und aus der Umgegend, brachen, wenn sie Steine nöthig hatten, ganze Mauern nieder, bis endlich strenge Verbote dem Unwesen Einhalt thaten.

Unbeschreiblich reizend ist die Aussicht, welche man von der Melse ab genießt. Nimmt man seinen Standpunkt unter der alten, Schutz gegen Sonne und Wind gewährenden Linde, welche vielleicht durch die Hand eines edeln Ritters am westlichen Abhange des Burgberges gepflanzt ist, Jahrhunderte hindurch allen Stürmen getrost hat und von allen Ungewittern verschont geblieben ist, so erblickt man das Leinethal in seiner ganzen Ausdehnung und überschaut den größten, fruchtbarsten und bevölkertsten Theil des alten Leinegaus. Zu seinen

Füßen erblickt man das in dem äußersten Winkel des durch den Plesser- und Döppelshäuser Berg gebildeten Thales liegende liebliche Eddigehausen. In einer Entfernung von etwa dreiviertel Stunden liegt an der von Hannover und Braunschweig nach Cassel und Frankfurt führenden Kunststraße der gewerbsthätige Flecken Bovenden, näher noch der reizende Vergnügungsort der Göttinger, das herrliche Mariaspring. Nur gegen Süden ist die Aussicht durch vor springende Berge gehemmt, weshalb man weder Weende noch Göttingen sehen kann. Desto freier ist dagegen die Aussicht nach Norden. Hier schweift der Blick weit hin bis zum Solling und zur Huve hinter Gimbeck; hier wird er durch unzählige, in Thälern, an Hügeln und Bergen zerstreut liegende Dörfer gefesselt.

Wann der Berg, welcher die Burg Plesse trug, zuerst bebauet worden ist, ist eben so unbekannt, als der Ursprung des edlen Geschlechts, welches die Burg zu seinem Sitze erfor. Die immer geschäftige Sage, welche, stets erfinderisch, einen Ausweg zu finden weiß, wenn die Geschichtsforschung im Nebel des grauen Alterthums zu Ende geht, erzählt folgendes Märchen. Im Jahre 892 wurde Sieghart von Schwanringen von einem von Hardenberg, zwischen Angerstein und Pahrensen, mit einem Pfeile erschossen. Die Brüder des Ermordeten, Siegfried und Gottschalk, riefen, um den Tod ihres Bruders zu rächen, ihre Reifigen und Vasallen zusammen und rückten in stiller Nacht vor den Hardenberg, in der Hoffnung, die Bewohner desselben im Schlafe überfallen zu können. Allein wider Vermuthen fanden sie die Hardenberger zu ihrem Empfange gerüstet, und mußten deshalb von ihrem Unternehmen absteigen. Die Schwanringer schlugen nun an der Leine ein Lager auf, um eine günstige Gelegenheit, die Burg zu stürmen, abzuwarten. Während dieser Zeit streifte einer der Brüder im nahen Walde umher, als er plötzlich am Abhange eines Berges stand, und hier eine zur Erbauung einer Feste überaus gelegene und bequeme Stelle fand, indem man von ihr ab nicht allein die ganze Gegend überschauen konnte, sondern man auch durch ihre abschüssige Lage vor jedem Ueberfall gesichert war. Erfreut holte der Schwanringer seine Brüder herbei, und zeigte diesen den entdeckten Ort. Ueberrascht von der Ansicht der Stelle rief Gottschalk von Schwanringen fröhlich aus: „Das ist ja ein allerliebstes Plätzchen, hier laßt uns eine Burg bauen.“ Dieses geschah und der ganz zufällige Ausruf Gottschalks gab der Feste den Namen „Plätzchen,“ welcher endlich nach und nach in den Namen „Plesse“ verwandelt wurde, wie denn auch der Zweig der Schwanringer, welcher die Burg zu seinem Wohnsitze wählte, sich Herren von Plesse nannte.

Rehren wir zur wahren Geschichte der Plesse zurück. Die erste Nachricht, in welcher der Name Plesse sich findet, ist das Leben des heiligen Meinwerk, Bischofs von Paderborn, der aus dem edlen Geschlechte der Immedinger abstammend, von seinem Verwandten Kaiser Heinrich II. im Jahre 1009 zum Bischofe von Paderborn ernannt, im Jahre 1036 starb. Meinwerk machte dem Stifte Paderborn bedeutende Schenkungen aus seinen Erbgütern. Als er im Jahre 1015 das von ihm neu erbaute Münster zu Paderborn einweihete,

bestätigte er zu dessen Gunsten demselben die schon vorher gemachte Schenkung des Schlosses Messe, nebst eilfhundert dazu gehörigen Hufen Landes und im Jahre 1016 erhielt das Stift zu Paderborn die sächsischen Stammgüter Meinwerks, zu welchen auch Höckelheim gehörte, mit allen Herrlichkeiten und Gerechtigkeiten zum Eigenthum. Später indessen findet sich die Herrschaft Messe nicht mehr im Besitze des Hochstifts Paderborn und es ist bisher noch nicht gelungen, darüber Aufklärung zu geben, wann und auf welche Weise Paderborn die wichtige Herrschaft verloren hat. Man hat verschiedentlich die Ansicht aufgestellt, daß entweder noch bei Lebzeiten Meinwerks, oder doch gleich nach dem Tode desselben, die edlen Herren von Messe, oder die Herren von Höckelheim, oder endlich die letzten Grafen von Winzenburg die ersten Besitzer der Messe gewesen seien, allein man hat nicht beweisen können, wie die Einen oder die Andern in den Besitz der Herrschaft gekommen sind. Im Jahre 1192 trat Bischof Bernhard VI. von Paderborn das Schloß Messe, nebst dem Dorfe Eddigehausen, gegen gewisse erledigte Reichslehen an den Kaiser Heinrich VI. ab, als wenn damals beide stets dem Hochstifte zugehört hätten. Da indessen wenige Jahre nachher dem Bischöfe der Tausch gercuet war, so wußte er es zu veranlassen, daß er im Jahre 1195 rückgängig gemacht und das Schloß Messe, nebst den dazu gehörigen Gütern, dem Hochstifte zurückgegeben wurde. Dessenungeachtet nahmen die Herren von Messe, welche schon früher im Besitze der Burg waren, ihre Herrschaft nie von dem Hochstifte zu Lehen und letzteres machte auch nie die geringsten Ansprüche an das Schloß und die Herrschaft Messe. Am meisten dürfte die Ansicht derjenigen für sich haben, welche darzuthun suchen, daß die Herren von Messe Verwandte und Erben des Bischofs Meinwerk gewesen seien, und daß dieser die früherhin dem Stifte gemachte Schenkung zurückgenommen und das Stift entschädigt habe. So läßt es sich auch ohne großen Zwang erklären, daß die Herren von Messe, welche sich stets edle Herren schrieben, vom elften Jahrhundert an stets im ungestörten Besitze der Feste und der dazu gehörigen Herrschaft gewesen sind.

Das Geschlecht der Edlen von Messe war durch alle Zeiten eins der ruhigsten und friedliebendsten in Deutschland. Daher erzählen die Chroniken nichts von räuberischen Ueberfällen, gewalthätigen Kriegszügen und andern nach mittelalterlichen Ansichten den Ritter zierenden und ehrenden Thaten. Alles, was über die Besitzer der Messe auf uns gekommen ist, besteht fast nur in Verkäufen, Schenkungen, Verpfändungen oder, wiewohl seltener, in Käufen und Erwerbungen von Gütern. So stifteten im Jahre 1247 Rudolph, Gottschalk und Poppo von Messe das Kloster zu Höckelheim, dem sie die dortige Kirche, nebst allen Pfarrgütern und Gefällen, schenkten und welches von dieser Zeit an das Erbbegräbniß des Messischen Geschlechts wurde. Im Jahre 1374 liehen Johann und Gottschalk von Messe dem Herzoge Otto dem Quaden von Braunschweig-Göttingen vierhundert Mark Silbers und erhielten dafür das Schloß Boven den mit allen Rechten und Zubehörungen verpfändet. Die fortdauernden Streitigkeiten der Herzöge von Braunschweig aus den verschiede-

nen Linien bewogen die Brüder Gottschalk, Dieterich und Moriz von Plesse Schloß und Herrschaft im Jahre 1447 dem Landgrafen Ludwig von Hessen zu übertragen und beides von diesem als erbliches Mannlehen wieder zu empfangen. Anfangs erhoben die Herzöge von Braunschweig gegen diese Lehensübertragung keine Einwendungen; erst Herzog Erich der Ältere machte Ansprüche auf die Oberherrlichkeit über mehrere Plessische Güter, drang auch Dietrich von Plesse den Pfandschilling über Bovenden mit Gewalt auf und ließ sich in letzterem Orte huldigen. Dietrich von Plesse wendete sich an den Landgrafen Wilhelm den Mittlern von Hessen um Hülfe, und dieser rüstete sich, da Erich der Ältere im Jahre 1499 sein Land zur Wahrung seiner Rechte aufbot, zum Kampfe, besetzte am Sonntage nach St. Agidius desselben Jahrs die Burg Plesse und führte Dietrich von Plesse, nebst Frau und Kindern, nach Hessen, wo er ihnen einstweilen das Amt Zierenberg zum Wohnsitz anwies. Ehe es jedoch zum Kampfe kam, verglichen sich im Jahre 1501 beide Fürsten auf dem Reichstage zu Nürnberg dahin, daß Erich alle Einwendungen gegen die lehnsherrlichen Rechte des Landgrafen auf die Herrschaft fallen ließ, Dietrich von Plesse dagegen dem Herzoge Erich das Haus Bovenden zu Lehen auftrug und es von demselben zu rechtem Mannslehen zurück empfing.

Im Jahre 1571 den 22sten Mai ging das Geschlecht der Edlen von Plesse mit Dietrich VI. zu Ende. Schon einige Tage nachher besetzte Landgraf Wilhelm der Weise von Hessen das Schloß Plesse, in welchem er an Munition 28 Hafenbüchsen, anderthalb Tonnen Pulver und eine Form für Kugeln zu Hafenbüchsen fand, und bemächtigte sich mit gewaffneter Hand des Klosters Höckelheim und des Hauses Bovenden. Ueber dem Thore der Burg Plesse ließ er das Plessische Wappen abnehmen und an der Stelle desselben das Hessische Wappen, mit folgender, schon oben berührter Inschrift errichten:

Im tausend fünfhundert und siebenzig Jar
 Diss Haus und ganze Herrschaft fürwar
 Zugestorben und angefallen ist,
 Dem löblichen Fürsten ohne List
 Herrn Willhelmen, Landgraven gut
 Zu Hessen, der es hat in Hut
 Ist durchlauchtig und hochgeboren
 In fürstlicher Tugend ausserkoren
 Hat es mit gutem Titul bracht
 In seine Hand mit Gottes Macht.

Zu gleicher Zeit bestellte er Eckbrecht von der Maßsburg als ersten Beamten auf dem Schlosse Plesse, welches damals außer beträchtlichen Obst- und Gemüsegärten auch einen zwölf Morgen großen Weinberg an der Südseite des Berges enthielt, der im Jahre 1571 drei Fuder Wein gab. Gegen die Besignahme der Herrschaft Plesse durch den Landgrafen von Hessen protestirten wiederum die Herzöge von Braunschweig und zogen mehrere Plessische Lehen ein, auf welche Hessen Anspruch machen zu können glaubte. Zwar suchten die Braun-

schweigischen Herzöge den Streit in Frieden beizulegen und brachten deshalb bei dem Kammergerichte in Speier ihre Klage vor, allein da dieses Gericht, welches Hessen vorläufig im Besizstande schützte, weder ein Urtheil erließ, noch die Parteien zu vergleichen suchte, so kam es nicht selten zu Ausbrüchen von Thätlichkeiten, welche oft blutige Folgen hatten. So erhielt unter andern im Jahre 1578 Schloß Plesse eine Besatzung von 300 Hafenschützen, welche den Plesser Wald gegen die Braunschweigischen Förster schützen sollten. Späterhin verfolgte jedoch das Haus Braunschweig seine Ansprüche nicht weiter, obgleich der Streit nie geschlichtet und kein Urtheil gefällt wurde. Hessen blieb ruhig im Besiz der rings vom Kurbraunschweigischen umgebenen Herrschaft Plesse, bis es dieselbe im Jahre 1815 förmlich und feierlich an Hannover abtrat.

Noch im Anfange des dreißigjährigen Krieges war die Plesse in gutem bewohnbaren Stande. Als im Jahre 1624 Landgraf Moriz von Hessen-Kassel vor den Kriegerunruhen aus seinem Lande wich, folgte ihm seine Gemahlin Juliane mit ihren Töchtern nach. Auf dieser Reise übernachtete sie auf der Plesse. Als sie am andern Morgen ihre Reise weiter fortsetzen wollte, ging plötzlich auf dem durch anhaltenden Regen schlüpfrig gewordenen Wege der Wagen zur Seite und stürzte den Berg hinunter. Unfehlbar würde die Landgräfin das Leben eingebüßt haben, wenn nicht ein starker Baum, gegen welchen der Wagen anprallte, denselben am weitem Hinabstürzen gehindert hätte. An dem Baume blieb der Wagen hängen und die Landgräfin stieg nebst ihren Töchtern unverfehrt aus dem Wagen. Aus Dankbarkeit gegen die göttliche Vorsehung, welche sie auf so wunderbare Weise gerettet hatte, stiftete die fromme Fürstin eine jährliche Brotpende für die Armen in Eddigehausen, welche jährlich am Tage des Unglücks und der Errettung ausgetheilt wird, wobei der Schullehrer den Kindern die Stelle zeigt, an welcher der Vorfall sich ereignete.

Unbekannt ist es, ob das Schloß Plesse durch Gewalt zerstört oder allmählig verlassen und so seinem Untergange Preis gegeben wurde. Wahrscheinlich war das letztere der Fall. In oder nach dem dreißigjährigen Kriege mag die Hessische Regierung zur Einsicht gekommen sein, daß eine Besatzung für die Plesse zu halten eine unnütze, kostspielige Last sei, deren Vortheile mit den Beschwerden, welche dem Staate dadurch erwachsen, in gar keinem Verhältnisse ständen und so mag man dann die Feste ihrem Schicksale überlassen haben.

Wie die Plesse in ihrem bewohnbaren Zustande sich dargestellt hat, zeigt die beigegebene Ansicht derselben, die wir der im Jahre 1655 erschienenen Topographie von Hessen durch Merian entnommen haben. Das im Vordergrund liegende Dörfchen ist das oft erwähnte Eddigehausen.

Ehe wir diesen Aufsatz schließen, mag es uns vergönnt sein, noch einer wunderbaren Erzählung zu gedenken, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts manchen Kopf verrückt und überall großes Aufsehen gemacht hat, in der That aber nichts weiter als eine eben so gut erdachte als ausgeführte Erdichtung eines fröhlichen Kopfes war, der sich über seine leichtgläubigen Mitmenschen etwas lustig machen wollte. Die Wundermähr ist enthalten in einem im

Jahre 1770 erschienenen Buche, welches den Titel führt: „Wunderbare Begebenheit, welche sich mit einem Göttingischen Studenten auf dem alten Schlosse Plesse zugetragen hat.“ Aus diesem Buche hat Gottschalk in seinen „Ritterburgen und Bergschlössern Deutschlands Bd. I. S. 219—228“ einen Auszug mitgetheilt, den wir hier folgen lassen.

Im Herbst des Jahres 1743 besuchte ein Student aus Göttingen die Ruinen der Plesse. Er war allein, und als er sich genug umgesehen hatte, warf er sich auf den Rasen und las. Als er zwei bis drei Stunden gelesen haben mochte, verspürte er mit einem Male einen überaus angenehmen Geruch, den er mit keinem ihm bekannten Geruche vergleichen konnte. Verwundert schaute er sich nach der Ursache des lieblichen Dufts umher, konnte solche aber nicht entdecken und unterlag bald einer unbezwingbaren Neigung zum Schläfe. Aus diesem erweckte ihn plötzlich ein heftiger Donnerschlag. Erschrocken richtete er sich auf, fühlte starken Regen, konnte aber vor Dunkelheit keine Hand vor Augen sehen. Schon glaubte er blind geworden zu sein, als ein hellleuchtender Blitz ihn vom Gegentheile überzeugte, und ihn sehen ließ, daß er sich noch unter den Ruinen der Plesse befände. Das Wetter war entsetzlich; es stürmte, regnete und ein unaufhörlicher Donner rollte über dem Haupte des armen Menschen, der vor Angst nicht aus noch ein wußte. Um Hülfe und Rettung flehend, warf er sich auf die Knie. Als er sich emporrichtete, sah er ein Licht auf sich zukommen, welches der Sturm bei aller seiner Heftigkeit nicht auslöschen konnte. Es wurde von einem kleinen alten Männchen mit langem Barte getragen. Diese Erscheinung erregte bei dem bis auf die Haut durchnässten Studenten doch etwas Furcht, allein diese wurde bald durch die liebevolle Anrede des Männchen gehoben. Er möge sich nicht fürchten, sprach das Männlein, Gott, dessen Hülfe er angeslehet, habe ihm durch seinen Großvater anbefohlen lassen, aus den Tiefen der Erde heraufzusteigen, um den Verzagten in Sicherheit zu bringen; er möchte ihm daher nur folgen. Sie gingen nach dem Brunnen. In diesem befand sich ein Gerüst, auf das sie traten. Als bald senkte es sich sanft in den Brunnen hinab bis auf den Spiegel des Wassers, wo es stillstand. Jetzt fragte das Männchen den Studenten, ob er hier bis zu Anbruch des Tages verweilen, oder ihm in das Innere der Erde folgen, und da die Werke des Schöpfers bewundern wolle. Ohne Zaudern wählte der Student das Letztere.

„Aber“, fragte er seinen Begleiter, „wenn Du mich zu andern Geschöpfen führst, wie habe ich mich da zu benehmen?“

„Ich will Dir schon von Zeit zu Zeit sagen, was Du zu thun hast; nur sei nicht vorwizig, und frage nicht nach Allem. Rede überhaupt wenig. Du kommst zu einem Volke, welches wegen seiner Schweigsamkeit „das stille“ heißt, das gut und dienstfertig gegen die Menschen ist, das aber, wenn man es beleidigt, sein Vieh dafür plagt. Eigentlich hat es gar keine Gemeinschaft mit den Menschen auf der Erde, da es ein unterirdisches Geschlecht ist und wenn es Verrichtungen auf der Oberwelt hat, so geschehen solche nur des Nachts.“

Der Student war ein belesener Mann seiner Zeit. Es fiel ihm sogleich ein, daß Paracelsus von solchen Geschöpfen ein Buch geschrieben habe, worin er meint, daß sie nicht von Adam abstammten, zwar keine Geister wären, indem sie Fleisch und Blut hätten, aber sich doch unsichtbar machen und durch die Luft, wie durch Felsen und verschlossene Thüren gehen könnten. Indem er sich mit diesen Gedanken unterhielt, folgte er schweigend seinem Führer durch einen Seitengang, der für diesen gerade recht, für den Studenten aber so niedrig war, daß er immer gebückt gehen mußte. Dieser beschwerliche Gang und eine dumpfige feuchte Luft hatten ihn nach einer halben Stunde so abgemattet, daß er nahe daran war, ohnmächtig zu werden. Aber in diesem Augenblicke traten sie aus dem Gange und übersahen eine große Landschaft, welche mit Bäumen, Stauden und Erdfrüchten aller Art bebaut war, und in welcher mehrere Dörfer lagen. Sie wurde von einer Helligkeit erleuchtet, welche unserer Morgen- und Abenddämmerung glich.

Nach einiger Ruhe bei einem lieblichen rauschenden Wasser gingen sie auf einer schön geebneten Straße zwei Stunden lang fort. Endlich kamen sie zu Wohnungen von chinesischer Bauart, klein und niedrig, aber mit den glänzendsten, schönsten Farben bemalt. In eine der schönsten derselben traten sie ein. Viele kleine Leutchen, des Männchens Kinder, waren versammelt. In einem überaus schön verzierten Saale fand der Musensohn auf Stühlen zwei sehr alte Männerchen und drei eben so alte Weiberchen sitzen. Er mußte sich ebenfalls setzen und sein Begleiter stellte ihn den übrigen als einen stillen sittsamen Menschen vor, der ihm willig gefolgt sei. Man hieß den Studenten freundlich willkommen und der Älteste der Unterirdischen sprach zu ihm:

„Fremdling! durch besondere Offenbarung ist mir Deine Gefahr auf dem Hause Messe wissend und der Befehl worden, Dich in Sicherheit zu bringen. Ich schickte daher meines Sohnes Sohn ab, Dich hierher zu führen und es freut mich, daß Du ihm ohne Furcht gefolgt bist. Es wird Dir kein Leid widerfahren und Du sollst, wenn es oben wieder Tag wird, sonder Gefahr auf das Haus Messe zurückgeleitet werden. Amen!“

Alle neigten sich bei diesen Worten, als wollten sie sagen: der da spricht ein wahres Wort. Der Erdensohn aber bedankte sich für diese Versicherung und sagte dem Kleinen viel Liebes und Gutes über die ihm erwiesene Sorgfalt und freundliche Aufnahme.

Jetzt trat ein holdes Mädchen in den Saal. Sie war so klein, wie bei uns gewöhnlichen Menschen ein Kind von sechs Jahren zu sein pflegt, dabei aber völlig ausgewachsen und mannbar. Mit lieblicher Miene lud sie die Anwesenden zur Mahlzeit, welche im Nebenzimmer bereitet sei, ein. Alle erhoben sich zugleich und baten den Studenten ihnen zu folgen.

Der Hunger plagte zwar diesen ziemlich, aber er traute den kleinen Männerchen nicht recht und schlug daher unter dem Vorwande, daß er in der Nacht nicht essen könne, die Einladung ab. Sein Führer gab ihm aber durch einen Wink zu verstehen, daß er mitgehen müsse; und so folgte er auch.

Auf der Tafel standen nur drei Gerichte, sonst war sie fürstlich aufgeputzt. Das Tafeltuch war außerordentlich fein. Man sagte dem Fremdling, daß es aus Amiantstein gewebt sei, und daß es, wäre es schmutzig, nicht durch Wasser, sondern durch Feuer wieder gereinigt werde. Die Schüsseln, Teller, Löffel, Messer, kurz alles Geräthe auf dem Tische, war von gediegenem, aufs schönste polirtem Silber und bei jedem Gedeck stand ein prächtig gearbeiteter goldener Becher mit Getränk gefüllt.

Unser Göttinger hatte sich nun zwar mit dem Vorsatze, nichts zu essen, hingesezt, aber der liebliche Duft der Speisen überwältigte seine Besorgnisse. Er aß und ließ sich's trefflich schmecken. Bei der zweiten Schüssel ergriff das älteste Männchen seinen Becher mit den Worten: „Gelobt sei Gott, der uns dieses Wasser zur Labung und Erquickung bescheert hat.“ Die Uebrigen antworteten darauf: „Er sei gelobt.“ Darnach trank ein Jeder, der Student aber nicht. Er wollte wenigstens versuchen, ob er es umgehen könne; denn das Getränk hatte ihm unbekannte verdächtige Farbe. Allein von Allen dazu aufgefordert, mußte er sich doch überwinden und den Becher ergreifen. Lieblicher und labender hatte ihm lange nichts geschmeckt, und voll Bewunderung rief er aus: „Ei, welch köstliches Getränk! — Davon müßt Ihr mir das Recept geben.“

Die kleine Schöne neben ihm lachte und sprach: „das quillt ja aus der Erde, das machen wir ja nicht.“ — „Da seid Ihr glückliche Leute,“ rief der Student aus, „wir müssen unsere Getränke erst durch Kunst und Mühe bereiten.“ „Ich sehe wohl,“ fiel der Alte ein, „Du bist auch von dem Fehler ergriffen, den Ihr Uermenschen alle habt. Die Wohlthaten Gottes erkennt Ihr nicht, habt nie genug und wünscht Euch immer andere. Ihr habt vortrefflichen Wein, den Ihr freilich nicht immer mit Vernunft genießt; Euch beleuchtet die wärmende Sonne am Tage, Nachts der Mond und ein Sternenhimmel, Dinge, die wir ganz entbehren müssen, weshalb wir Euch aber doch nicht beneiden. Denn wir genießen bei einer großen Mäßigkeit einer beständigen Gesundheit und werden, wie Du an mir siehst, sehr alt. Bei unserer Friedfertigkeit leben wir ohne Verdrießlichkeiten, ohne Proceße, ohne Kriege gegen einander. Keiner will der Reichste, der Erste, der Bornehmste sein. Keiner unterdrückt den Andern, keiner will herrschen, keiner erobern. Der Älteste in jeder Familie ist der Regent derselben, das heißt, er geht mit Rath und That der Familie zur Hand, ermahnt den Verirrten und lenkt ihn mit Sanftmuth und Güte zurecht.“

„Wie glücklich seid Ihr,“ rief der Student voll Bewunderung aus: „Ihr lebt ja wahrlich wie im Paradiese!“

„Wir leben glücklich,“ fuhr der Alte fort, „aber ganz ohne Ungemach sind wir nicht. Was wäre auch ein Leben ohne Ungemach! Es giebt bei uns eine Art Geschöpfe die halb Menschen, halb scheußliche Schlangen sind. Sie leben in den Felsenhöhlen und bekriegen uns oft in großen Schaaren. Mit Mühe nur treiben wir sie zurück in die Klüfte und mancher von uns büßt sein Leben dabei ein. Wir haben es vielfältig versucht, uns mit ihnen zu versöhnen, haben ihre

Verwundeten gepflegt und geheilt: aber kaum sind sie hergestellt, so springen sie davon und überfallen alsdann mit verstärkter Macht gerade die Wohnungen ihrer Pfleger am ersten. Da diese Schlangenmenschen mehr Thier als Mensch und fast ohne Vernunft sind, so sind auch alle Bemühungen, sie uns geneigt zu machen, bis jetzt vergebens gewesen und uns bleibt keine Hoffnung, sie zu ändern. Wir müssen in steter Furcht vor ihnen leben, und immer gegen sie gerüstet sein.“

Bei diesen Worten ließ sich vor der Thür ein starker Ton hören, als bliese Jemand dreimal in ein Horn. Die ganze Versammlung fiel auf ihre Knie und betete leise. Es war das Zeichen, daß der Abend anbreche und gleich darauf wurden auch Lichter auf großen silbernen Leuchtern hereingebracht. Alle begaben sich wieder in das anstoßende Zimmer.

Dem Studenten gefiel es je länger desto lieber bei diesen unterirdischen kleinen Geschöpfen. Er vergaß sein Ungemach auf der Messe und dachte nicht an Göttingen. Sich hier einige Wochen aufzuhalten, Alles auf dieser neuen Erde recht genau zu besehen, hatte er schon beschlossen, und eben wollte er bitten, ihn in den Gärten herumzuführen, als das alte Männchen sprach:

„Gott, der nach seinen unerforschlichen Fügungen gewollt hat, daß Du zu uns hast kommen sollen, will jetzt, daß Du wieder auf die Oberwelt zurückkehrst, denn bei uns bricht der Abend, bei Euch aber der Tag an, und das Ungewitter ist vorüber. Wohlan, so gehe dann, vergiß nicht, was Du hier gesehen hast und laß Dir die Erinnerung daran immer eine Aufforderung mehr sein, den Gott, den wir Beide verehren, zu preisen. Meine Kinder werden Dir einige Kleinigkeiten zustellen, die bei Euch Menschen Werth haben und die Du als Andenken an Deinen hiesigen Aufenthalt betrachten magst. Reise wohl und lebe glücklich!“

Der Frembling aus der Oberwelt stand da, wie aus den Wolken gefallen. Er wollte gar nicht fort und sollte doch. Er wollte sich erst recht umsehen, und man hieß ihn gehen. Was ist das für eine Lebensart bei den Leuten, dachte er; und nur die Furcht vor ihnen, da er sich in ihrer Gewalt befand, so wie die Geschenke, die er haben sollte, hielten ihn zurück, seine Gedanken nicht unumwunden zu erkennen zu geben. Auch machte er keinen Versuch, um Aufschub seiner Abreise zu bitten, sondern einige stumme Verbeugungen und folgte verdrießlich seinem ersten Führer.

Aus dieser übeln Stimmung wurde er aber wieder auf eine überraschende Weise geweckt. Er wurde nämlich in eine Kammer geführt, wo Gold- und Silberkörner von der Größe unserer Erbsen in hohen Haufen aufgeschüttet waren, und große Tafeln, worauf Diamanten, Saphire, Hyacinthe und andere edele Steine in unglaublicher Größe und Menge, und aufs köstlichste geschliffen, ihn anblitzten. Der Student war Kenner solcher Steine, und da lachte ihm freilich das Herz im Leibe, als er die unschätzbare, unbezahlbare Menge erblickte, von denen er schon seine Taschen angefüllt sah. Das kleine Männchen schenkte ihm jedoch nur zwölf Stücke davon, dagegen erlaubte es dem vor Be-

gierde klappernden Studenten, von den Gold- und Silberföornern so viel zu nehmen, als er nur fortbringen könne. Dieser ließ sich das nicht zweimal sagen, griff heftig nach den Goldföornern, und stopfte alle seine Taschen, selbst die steifen Stiefel voll und packte noch in das Taschentuch und in den Hufkopf, was nur hineingehen wollte. Außerdem erhielt er noch ein Kästchen von dem kleinen Männchen, was auch mit Goldföornern angefüllt wurde. So wohl beladen trat er den Rückzug auf die Oberwelt an. Sein Begleiter verließ ihn jedoch bald, gab ihm aber dafür zwei seiner Söhne mit, wovon der eine eine Leuchte, der andere aber das zwanzig Pfund schwere Kästchen trug.

Auf demselben Wege, auf welchem er gekommen, wurde der Student auch wieder zurückgeleitet und durch das Gerüste, welches noch auf dem Wasser im Brunnen schwamm, wurden sie alle Drei im Hui in die Höhe gehoben. Der Student trat herab von dem Gerüste, erhielt das Kästchen und ein freundliches Lebewohl von seinen Begleitern, welche darauf wieder in den Brunnen hinabsanken.

„Träume ich, oder wache ich!“ — rief der Göttinger aus, als er sich wieder mitten unter den Ruinen des Schlosses Plesse sah. „Wo war ich, was sah ich!“ Bald aber überzeugte ihn die Menge des Goldes und das Blitzen der edeln Steine, in denen sich die aufsteigende Sonne spiegelte, daß er nicht geträumt habe, daß Alles reine Wirklichkeit sei. Seine Freude war grenzenlos. Man denke sich aber auch einen armen Göttinger Studenten, der bis dahin kaum hundert Thaler jährlich zu verzehren hatte, und nun auf einmal in den Besitz eines solchen Reichthums kommt! Er sprang auf dem hohen Berge umher, klatschte in die Hände und wußte nicht, was er anfangen sollte. Nachdem sich der erste Rausch gelegt hatte, ging er den Berg hinab und nach Göttingen zurück.

Wenn man nun aber erwartet, daß sich diese Begebenheit natürlich auflösen soll, so findet man sich getäuscht. Der Göttinger Student erzählt zwar in dem angeführten Büchlein noch, wie er die Goldföorne in Geld umgesetzt, wie er dabei von den Juden weiblich betrogen worden, was er für die edeln Steine erhalten, wie er mit dem Gelde viel Gutes gethan u. s. w., aber von der wunderbaren Begebenheit selbst redet er nicht weiter. Er nimmt sie für ausgemacht wahr an und überläßt Jedem, davon zu glauben was ihm beliebt.

Kloster Amelungborn.

In einer der schönsten Gegenden des Braunschweigischen Weserdistricts, ungefähr zwei kleine Meilen von Holzminden, eine kleine Stunde von Eschershausen, eben so weit von den alten Bergschlössern Eberstein und Homburg und nur eine halbe Stunde von Stadtholzenborn entfernt, liegt auf einer mäßigen,

ziemlich ebenen Anhöhe, dem Auersberge, das alte berühmte Kloster Amelunxborn. Der Sage nach lebte vor grauen Zeiten in dem tiefen romantischen, ganz zur ruhigen Beschaulichkeit geeigneten Thale, welches von dem klaren Forstbache durchflossen, dicht unter dem Kloster sich hinzieht, fern vom Geräusche der Welt, den frommen Sinn der Betrachtung des Himmlischen weihend, ein Einsiedler, mit Namen Amelung, der in der Nähe seiner Wohnung einen Brunnen grub, dessen klares wohlschmeckendes Wasser bald in der ganzen Gegend so bekannt wurde, daß man sich dessen zum Trinken gern bediente, und den Brunnen zum Andenken an seinen Urheber auch nach dem Tode desselben stets den Amelungsborn nannte. Auf einem hohen Berge dicht über dem freundlichen Stadtolbendorf, erhob sich die gewaltige Feste der edlen Bannerherren von Homburg, welchen die umliegende Gegend und auch das Thal, in welchem der Amelungsborn lag, unterthan war. Siegfried der Jüngere von Homburg, dessen Vater Siegfried der Ältere im Jahre 1123 auf eine gewaltsame Weise ums Leben gekommen war, beschloß zum Seelenheile und zur Ruhe seines Vaters eine fromme Anstalt zu gründen und wählte zur Erbauung eines Klosters die Höhe über dem Amelungsborn, indem er zugleich diesen Namen (welcher in späterer Zeit gewöhnlich Amelunxborn geschrieben wurde) für die neue Stiftung beibehielt. Nach vollendetem Baue rief er zu Bewohnern derselben Cisterciensermönche herbei.

Da der Orden der Cistercienser oder Bernhardiner seiner Zeit eines großen Ansehens in Deutschland genoß und auch in unserm Vaterlande viele Cistercienserklöster sich befanden, so mag es uns vergönnt sein, hier einige Worte über ihn und seine Gründer mitzutheilen. Der Benedictinerabt Robert zu Molesme in Burgund bemerkte, daß die Brüder seines Ordens die ihnen obliegenden Regeln sehr wenig beobachteten und daß unter denselben sehr viele Unordnungen Ueberhand genommen hatten. Er wanderte deshalb mit zwanzig seiner Ordensbrüder im Jahre 1098 nach Cîteaux, einer mit Gehölz und Dornen bedeckten Einöde, die durch einen Bach bewässert wird, der eine Meile davon aus dem Duell sans fonds entspringt und das Eigene haben soll, daß er bei Regenwetter abnimmt und bei dürrer Zeiten austritt. Hier erbaute Robert ein Kloster, welches er Cistercium oder Cîteaux nannte, und in welchem er mit den Mönchen nicht nur die Regeln Benedicts aufs Genaueste beobachtete, sondern eine noch strengere Lebensweise einführte, als jene befahlen. Das Kloster erhielt daher sehr bald den Ruf einer großen Heiligkeit, wurde zur Würde einer Abtei erhoben und die Mönche in demselben erfreuten sich bedeutender Vorrechte. Die Nachfolger Roberts in der Prälatur, Alberich und Stephan, erwarben durch die Vermehrung der strengen Ordensregeln dem Kloster noch mehr Achtung. Hatte der Orden unter dem heiligen Stephan gesegneten Fortgang gehabt, so war die Verbreitung desselben unter seinem Nachfolger, dem heiligen Bernhard, dem talentvollen Oberhaupte und Vorkämpfer der biblischen Gottesgelehrten gegen die scholastischen Dialectiker fast beispiellos. Bernhard war früher Benedictinermönch; da ihm aber das unordentliche Le-

ben und das ausschweifende Treiben seiner Ordensbrüder in hohem Grade mißfiel, so ging er im Jahre 1113 mit 30 seiner Freunde und Bekannten nach Cîteaux. Das Beispiel des damals erst funfzehn Jahre alten Bernhards erregte ein solches Aufsehen und es meldete sich eine so große Zahl von Novizen, daß bald nicht mehr Raum für alle gefunden werden konnte und der heilige Stephan sich genöthigt sah, auf die Einrichtung neuer Klöster bedacht zu sein. Im Jahre 1115 wurde Clairvaux in der Diöcese Langres erbaut und der siebenzehnjährige Bernhard seines seltenen Eifers wegen zum ersten Abte des neuen Klosters erwählt. Hier vermehrte er die Regeln des Ordens nach seiner strengen Denkweise, und weil er bald durch seine Schriften, seine feurigen Predigten und sein strenges Leben sehr berühmt wurde, so hatte sein Kloster den größten Zudrang von Novizen. Seine stets fortgesetzten Bemühungen um Vergrößerung und Verbesserung der Klostergesellschaft wurden aber bereits von seiner dankbaren Mitwelt so lebhaft anerkannt, daß man ihn noch bei Lebzeiten den zweiten Stifter des Ordens und seine Mönche Bernhardiner nannte, so daß Cistercienser und Bernhardiner gleichbedeutend ist. Auch in Deutschland faßten die Cisterciensermönche bald festen Fuß, denn es war Sitte der damaligen Zeit, zur Ruhe der Seele Klöster zu stiften oder reich zu beschenken und bei dem weitverbreiteten Rufe, den der heilige Bernhard genoß, war es nicht auffallend, daß alle um diese Zeit gegründeten Klöster mit nach seiner Regel lebenden Ordensgeistlichen besetzt wurden. Das erste Cistercienserkloster in Deutschland war Altfeld oder Altencamp in der Nähe von Cöln, welches um das Jahr 1122 erbaut wurde. Dieses Kloster wurde die Mutter und Pflanzschule vieler Klöster dieses Ordens in Deutschland, und wie es im Jahre 1127 dem Kloster Wallenried seine ersten Bewohner gab, so erbat sich bereits einige Jahre früher Siegfried der Jüngere von Homburg von ihm die ersten Mönche für seine neue Gründung, für das Kloster Amelunborn.

Das Jahr der Stiftung des Klosters ist nicht bekannt, da die darüber sprechende Urkunde bis jetzt nicht veröffentlicht worden ist. Die verschiedenen über Amelunborn handelnden Schriftsteller geben als Gründungsjahr bald 1090, bald 1120, 1130, 1133 oder 1135 an. Allein da das Kloster zum Seelenheile des im Jahre 1123 ermordeten ältern Siegfrieds von Homburg erbaut ist und seine ersten Mönche aus dem im Jahre 1122 gegründeten Altencampe bekam, so kann es nicht vor dem Jahre 1123 gestiftet sein. Sodann aber schenkte bereits im Jahre 1125 der Graf Simon von Dassel dem Convente zu Amelunborn sechs Mark Silber, folglich mußte das Kloster in diesem Jahre schon vorhanden sein. Es ist also höchst wahrscheinlich, daß die Erbauung des Klosters im Jahre 1124 geschehen ist.

Bereits vor der Stiftung hatten die edeln Herren von Homburg an dem Orte, an welchem das Kloster errichtet wurde, eine große Meierei besessen, welche Otto von Homburg, der Großvater Siegfrieds des Jüngern, dem von ihm zu Nordheim erbauten Kloster geschenkt hatte. Siegfried entschädigte das Kloster zu Nordheim durch andere Grundstücke und legte die Meierei

zu dem Kloster Amelunxborn, welches im Jahre 1141 von dem Bischofe von Hildesheim, zu dessen Sprengel es gehörte, bestätigt wurde.

Amelunxborn war in die Ehre der Jungfrau Maria geweiht. Sowohl das große Ansehen der Schutzheiligen, als auch das ordentliche Leben und das gute Betragen der Mönche erwarben dem Kloster bald in der Nähe, wie in der Ferne mächtige Freunde und Beschützer. Nicht allein, daß im Jahre 1129 der heilige Bernhard ein eigenes Belobungsschreiben an das Kloster erließ, und der Papst Honorius II. in demselben Jahre es bestätigte und in seinen besondern Schutz nahm, ja sogar dem Abte gestattete, bei feierlichen Gelegenheiten die Bischofsmütze, den dalmatischen Rock, die prächtigen gestickten Pantoffeln (Sandalen) und den Prälatenring zu tragen, eine Ehre, die damals sehr groß und selten war und welche erst im J. 1489 durch den Papst Innocenz VIII. allen Aebten des Cistercienserordens ertheilt wurde, sondern Friedrich II. Pfalzgraf von Sachsen und Graf von Sommerschenburg nahm, als er im Jahre 1138 das Cistercienserkloster Marienthal bei Helmstedt stiftete, sowohl den Abt Bodo, als auch die ersten Mönche aus dem Kloster Amelunxborn, und ein Gleiches that Přibislav II., als er im Jahre 1170 das Kloster Dobberan im Mecklenburgischen (wo jetzt das berühmte Seebad) gründete, wozu ihn Berno, der Apostel und Befehrer der Wenden, nachheriger Bischof von Schwerin, der früher selbst Mönch in Amelunxborn gewesen war, veranlaßt hatte. Das Kloster erhielt von den benachbarten Fürsten und Herren, so von den Herzögen von Braunschweig, den Grafen von Dassel, Eberstein, Lauterberg, Scharzfels, Schwalenberg und Woldenberg, den Herren von Homburg, Hardenberg, Plesse, Bevern, Campen, Salbern u. s. w. ansehnliche Schenkungen und Vermächtnisse und die Sparsamkeit der Vorsteher des Klosters setzte dieses auch bald in den Stand, für eigenes Geld viele Güter, Zehnten und Höfe anzukaufen.

Der erste Abt von Amelunxborn, welcher im J. 1124 mit andern Mönchen aus Altencamp herbeigerufen wurde, hieß Heinrich. Seine Gelehrsamkeit, seine Sittenreinheit und sein ausgezeichnete Lebenswandel stach gegen die meisten damaligen Benedictinermönche gewaltig ab. Als er im J. 1141 starb, folgte ihm als Abt Werner, der im J. 1127 mit unter den ersten Mönchen war, welche aus Altencamp in das neuerbauete Kloster Walkenried berufen wurden. Seine mannigfachen Verdienste erwarben ihm die Abtswürde in Amelunxborn. Zu seiner Zeit hielt Kaiser Konrad III. im Jahre 1149 einen Reichstag zu Corvey, auf dem er selbst, nebst mehreren deutschen Fürsten, Bischöfen, Grafen u. a. m. gegenwärtig war. Auch der Papst hatte zwei Legaten, Theodowin, Bischof von St. Rufina und den Cardinal Thomas gesendet. Diese letztern hatten von dem guten Rufe, in welchem das Kloster stand, gehört und besuchten nebst mehreren Bischöfen, Fürsten und Herren dasselbe, wo sie auf das Freundlichste empfangen wurden. Die Legaten gaben dem Kloster die Befugniß, an den Marienfesten völligen Ablass ertheilen zu dürfen, eine Berechtigung, die für das Kloster eine Quelle reicher Einkünfte wurde, welche letztere auch durch

ein wunderthätiges Marienbild, das namentlich an den Abklastagen seine Wunder verrichtete, sehr gehoben wurden. Noch jetzt zeigt man in der Kirche zu Amelunxborn einen hohlen Arm, der diesem Heiligenbilde gehört haben soll. Abt Werner war ein treuer Freund des Erzbischofs Heinrich I. von Mainz, der, weil er seine erzbischöflichen Pflichten zu eifrig erfüllte und zu gewaltig gegen das zügellose Leben der Domherren eiferte, vom Domkapitel am römischen Hofe angeklagt worden war. Die päpstlichen Abgeordneten, vom Domkapitel bestochen, entsetzten den rechtschaffenen Erzbischof seiner Würde und vertrieben ihn vom Amte, trotz der Verwendung des heiligen Bernhards und des Kaisers. Heinrich I. nahm seine Zuflucht zum Abte Werner, der ihm auf dem Amelunxborn'schen Klosterhofe zu Dassel eine Wohnung einräumte, an welchem Orte Erzbischof Heinrich I., durch das erlittene Unrecht an Gemüth und Gesundheit zerstört, am 1sten September 1153 starb.

Nach Werners im Jahre 1171 erfolgtem Tode, wurde der Mönch Hoico zum Abt gewählt. Unter seiner Prälatur erwarb das Kloster einen Hof zu Hörter, der erst im J. 1777 an Corvey, für dessen Ansprüche an Kemnade abgetreten ist. Auch bestätigte auf sein Ansuchen Papst Celestin III. im J. 1197 dem Kloster alle seine Besizungen, erhob es zur Freistätte für Flüchtlinge und verlieh den Mönchen einen privilegierten Gerichtsstand, wonach kein Bischof oder Weltlicher dieselben vor sein Gericht laden durfte. Hoicos Nachfolger Eberhard bis 1204, Gottschalk bis 1233, Theodor bis 1236, Arnold bis 1257, Rather und Moriz bis 1272, vermehrten zwar die Einkünfte des Klosters nach Kräften, unternahmen aber nichts, was sonst der Erwähnung werth wäre. Abt Balduin, von 1272 bis 1292, kaufte im J. 1283 von den Grafen von Schwalenberg den halben Zehnten von Beverungen im Paderborn'schen und erhielt die andere Hälfte geschenkt. Auch dieser Zehnten wurde späterhin an Corvey für Kemnade abgetreten. Im J. 1284 nahmen die Grafen Herman und Otto von Woldenberg das Kloster Amelunxborn in ihren Schutz. Abt Balduin soll auch die Klostergebäude sehr vermehrt und erweitert haben. Sein Nachfolger hieß Bertram und lebte bis zum Jahre 1303.

Der folgende Abt Gifeler, von 1303 bis 1322, ist deshalb bemerkenswerth, weil er das ganze Kloster von Grund auf neu bauen ließ und es am 15ten October des J. 1309 durch Hildebrand von Saldern, Bischof von Horta in Italien zur Ehre der heiligen Jungfrau und des heiligen Pancratius wieder einweihen ließ. Bei dieser Feierlichkeit waren fast alle Aebte der Umgegend anwesend, unter andern auch die Aebte von Riddagshausen und Nordheim. Von diesem Baue stammen wahrscheinlich noch die meisten jetzigen Klostergebäude her. Unter Gifelers Prälatur erhielt das Kloster auch den Hof und die Güter, die es in Cimbeck hat.

Sein Nachfolger war Rudolph, ein frommer, rechtschaffener Mann. Ihm folgte Abt Heinrich II., welcher mit dem Abte Theodorich von Riddagshausen im Jahre 1337 eine Kirchenvisitation zu Marienthal hielt und im Jahre

1353 starb. Abt Engelhard I., von 1353 bis 1363, war ein sehr gelehrter Mann, der sich vorzüglich mit der Alterthumswissenschaft beschäftigte. An der Ausarbeitung eines Werks hierüber hinderte ihn der Tod. Der folgende Abt, Johann Masco, ein eben so tüchtiger Maler und Kunstkenner, als Ereget, welcher die Briefe an die Römer und Galater erklärte, machte sich besonders durch seine scharfe Disciplin bemerkenswerth. Er starb 1366. Abt Engelhard II. half im Jahre 1371 das Kloster Marienthal mit dem Rathe zu Hannover vergleichen. Heinrich III., Recklef, wurde im J. 1385 Abt. Er erneuete im J. 1397 mit den Canonicis in dem St. Petersstifte zu Hörter die Bruderschaft, wofür das Kloster Amelunborn von diesen einige Reliquien von der heiligen Anna bekam. Der folgende Abt Reimarus war ein berühmter Arzt; er starb 1417. Zu seiner Zeit schrieb der Abt Ulrich Mantwin von Bursfelde eine Geschichte des Klosters Amelunborn, die indessen leider verloren gegangen ist. Unter seiner Prälatur begab sich zu Amelunborn eine schauerhafte That. Graf Otto von Eberstein nämlich lebte mit dem edlen Herrn Heinrich von Homburg in bitterer Feindschaft. Diese soll theils dadurch entstanden sein, daß Heinrichs Vater einen mit den Ebersteinern nahe verwandten Grafen von Spiegelberg auf seinem Schlosse Lauenstein ermordet hatte, theils daß beide Familien wegen Grenzstreitigkeiten vorzüglich wegen der Gerichtsbarkeit über das Kloster Amelunborn in Streit gerathen waren. Im J. 1409 am 25ten November, dem Feste der heiligen Catharina, trafen beide Feinde in der Klosterkirche zu Amelunborn zusammen. Heinrich von Homburg stand an der Kirchthür, die zu den Mönchszellen führte. Als er nun bei Aufhebung der Hostie zur Anbetung derselben niederknien wollte, stieß ihm Graf Otto von Eberstein in jugendlicher Hitze den Dolsch in die Brust, daß das Blut hoch in die Höhe sprügte und die Wand der Kirche besleckte. Heinrich von Homburg, der letzte seines edeln Stammes, verschied auf der Stelle. Noch jetzt zeigt man einen rothen Ausschlag an der Wand, den man für Spuren des vergossenen Bluts halten will und eine noch heutigen Tages in der Klosterkirche befindliche lateinische Inschrift, welche aber neuern Ursprungs ist und die That erst im Jahre 1445 geschehen sein läßt, zu welcher Zeit die Grafen von Eberstein bereits ausgestorben waren, erinnert den Beschauer der Kirche an die grause That. Otto von Eberstein wurde sofort in den Bann gethan, geächtet, und mußte, da ihn Herzog Wilhelm von Braunschweig aus der Burg Eberstein vertrieb, sein Heil in der Flucht suchen.

Die nun bis zur Reformation folgenden Aebte Hartwich bis 1428, Johann II. bis 1433, Alexander bis 1439, Johann III. bis 1464, Heinrich III. aus dem Geschlechte der von Horn bis 1469, Engelhard, Johann IV. von Dassel bis 1487, Bernhard von Assel, welcher nur vier Monate regierte, Werner II. von Bodenwerder, welcher der Sage nach zehn Fuß groß gewesen sein soll, so daß er über die hohen Stände der Klosterkirche habe wegsehen können, Gerhard Masco, Herman Kannengießer und Vitus Zegetmeister, welcher im J. 1551 starb, haben nichts gethan, was zu er-

wähnen werth wäre. Dagegen war der nun folgende Abt, Andreas Steinhauer, ein sehr merkwürdiger Mann. Er war im Jahre 1512 von Deutschen Eltern in London geboren, ging aber bereits in seiner Jugend nach Köln, wo er Theologie studirte. Im Jahre 1538 ließ er sich im Kloster Bredelar als Cisterciensermönch einkleiden und wurde von dorthier, seiner Verdienste und seiner Gelehrsamkeit wegen als Prior nach Amelunxborn berufen, wo er nach dem Tode des Abts Tegetmeister zu dessen Nachfolger erwählt wurde. So lange Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig lebte, blieb Andreas Steinhauer dem katholischen Glauben treu; als aber nach dessen im J. 1568 erfolgten Tode Herzog Julius in demselben Jahre die Reformation im ganzen Lande einführte, bekannte auch Andreas Steinhauer mit dem Convente sich zum lutherischen Glauben, entsagte den Ordensregeln und heirathete im J. 1572 in seinem sechszigsten Jahre Margaretha Peinen, die Tochter eines Bürgers aus Stadtholtdorf. Noch zu seiner Zeit wurde der Convent verringert und später bestand die ganze Geistlichkeit gewöhnlich nur aus dem Abte, dem Prior, dem Subprior und einem oder zweien Conventualen. Anfangs bekleidete die Stelle eines Priors gemeiniglich der Pastor des Klosters, bis in späterer Zeit dieses Amt mit der ersten Lehrerstelle zu Holzminde vereinigt wurde. Abt Steinhauer starb hochgeehrt im J. 1588 und wurde in der Klosterkirche, woselbst sein Bild und sein Grabstein noch jetzt zu sehen sind, beigesetzt. Zu seiner Zeit hielt Herzog Julius zu verschiedenen Malen zu Amelunxborn ein Generalconsistorium und war auf dem im J. 1576 gehaltenen selbst anwesend.

Wit Buchius, der im J. 1608 starb, war Steinhauers Nachfolger in der Würde, wie in der Ehe, denn er heirathete dessen Wittve. Darauf folgte Anton Georgi, der im J. 1625 starb und auf diesen Dr. Theodor Berkelmann aus Neustadt am Rübenberge, welcher früher Professor in Helmstedt gewesen war. Seine Prälatur war unzweifelhaft die unruhigste von allen, da er die Schrecknisse des dreißigjährigen Krieges erlebte. Kaum war er zu Amelunxborn angekommen, als Tilly in der Gegend erschien. Schrecklich haufeten dessen Truppen an der Weser. Berkelmann floh vor ihnen zuerst auf den Klosterhof in Einbeck, dann nach Wolfenbüttel. Auf der Flucht wurde er zwischen Einbeck und Nordheim von Feinden verfolgt und durch die Schulter geschossen. Als die Kaiserlichen die Wesergegend geräumt hatten, wurde er endlich im J. 1627 als Abt eingeführt, mußte aber bereits im J. 1629 vor den Zurückkehrenden mit dem ganzen Convente zum zweiten Male fliehen. Die Katholiken riefen den Abt Johann Meschede mit Cisterciensermönchen aus dem Kloster Bredelar nach Amelunxborn und führten dort den katholischen Gottesdienst wieder ein. Doch schon im Jahre 1631 gewannen die Schweden die Ueberhand in der Umgebung von Amelunxborn. Der katholische Abt und sein Convent mußte das kaum errungene Kloster wieder meiden und Berkelmann kehrte nach Amelunxborn zurück, ohne wieder beunruhigt zu werden. Unermeßlich war jedoch der Schaden, den diese schreckensvolle Zeit über das Kloster verhängt

hatte. Besonders groß war der Verlust, den das Kloster durch Plünderung und Brand erlitten hatte. Fast alle älteren Nachrichten über das Kloster und seine Besitzungen waren vernichtet. Nur die Kirche war einigermaßen verschont geblieben. Auf Berkelmann folgte der Dr. Statius Fabricius, der im J. 1650 starb und als der letzte eigentliche Abt von Amelunxborn anzusehen ist.

Denn nun hatte das Kloster einige Zeit gar keinen Abt und als im Jahre 1654 wieder einer ernannt wurde, nämlich Hermann Topp, führte derselbe nur den Titel, ohne die Einkünfte der Prälatur zu genießen. Man hatte es nämlich vorgezogen, Hermann Topp, der zu gleicher Zeit Generalsuperintendent in Holzminden war, mit der Abtswürde zu bekleiden. Von dieser Zeit an waren bis auf unsere Tage fast alle Generalsuperintendenten von Holzminden auch zu gleicher Zeit Äbte von Amelunxborn, welchen man Sitz und Stimme auf der Prälatenbank ließ. Unter diesen war wohl der bekannteste der seiner Zeit als Mathematiker berühmte Abt Johann Friedrich Häfeler.

Bereits i. J. 1568 waren die ansehnlichen Güter des Klosters in ein Klosteramt verwandelt, welches durch einen Amtmann verwaltet wurde. Jetzt ist dasselbe eine Herzoglich Braunschweigische Domäne, deren Pächter die noch immer ansehnlichen Klostergebäude zu seiner Wohnung und sonstigen Benützung hat.

Wie zu Walkenried (S. 107), so wurde auch zu Amelunxborn nach der Reformation des Klosters eine gelehrte Schule errichtet, welche längere Zeit sehr in Ansehen stand. Nach und nach gerieth sie jedoch in Verfall, so daß man es vorzog, sie im Jahre 1760 mit der Stadtschule in Holzminden zu verbinden und in letzterer Stadt das noch jetzt blühende Gymnasium zu errichten, dessen jedesmaliger Director, wie schon bemerkt, zugleich Prior des Klosters Amelunxborn ist.

So ist zwar das Kloster Amelunxborn als Kloster untergegangen, aber noch erhebt sich stolz und kühn über den kleinen Ort die große schöne Klosterkirche, welche des Merkwürdigen noch immer viel enthält. An den Seitenwänden prangen noch die interessanten Denkmäler und Epitaphien der Vergangenheit und die Fenster sind noch mit den schönsten Glasmalereien der Vorzeit angefüllt, welche jedoch in neuerer Zeit zum Theil dort weggenommen sind und jetzt den reizenden Jagdsaal der von Sr. Durchlaucht, dem regierenden Herzoge Wilhelm von Braunschweig, vor der Stadt Braunschweig erbaueten Villa zieren.

Die heilige Behme.

Unter den Anstalten, die in den Zeiten mittelalterlicher Barbarei Gewalt mit Gewalt zu unterdrücken strebten, ist das Behm- oder Jämgericht *) eine

*) Von fama d. h. Ruf.

der bedeutsamsten gewesen. Ueber den Ursprung desselben fehlt es an sicheren Nachrichten; doch scheint diejenige Ansicht, nach welcher Carl der Große zum Schrecken und zur Strafe der zu dem abgeschworenen Heidenthume sich zurückneigenden Sachsen das Gericht gegründet haben soll, bei dem gänzlichen Mangel geschichtlicher Spuren unhaltbar zu sein und diejenige den Vorzug zu verdienen, welche die Stiftung in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts verlegt. Nach dem Sturze Heinrich's des Löwen fiel ein großer Theil von dessen Ländern an den Erzbischof von Köln. Dieser suchte der vorgefundenen allgemeinen Sitten- und Rechtlosigkeit durch die Behme entgegenzuwirken, was um so glaublicher ist, als wirklich Erzbischof Engelbert von Köln als erster Freigraf (1216—1225) genannt wird. Gewiß ist, daß die Behmgerichte (Behmdinge) zuerst in Westphalen, vorzüglich zu Dortmund (auf der rothen Erde), gehalten wurden, von wo aus sie sich in den folgenden Jahrhunderten über ganz Deutschland verbreiteten. Ihre, freilich hie und da verschiedene, Einrichtung war im Allgemeinen folgende: Der Ort, an welchem die Sitzungen oder Frei-Dinge gehalten wurden, hieß der freie Stuhl; er befand sich nur an öden und abgelegenen Gegenden, in denen die Richter in schwarzer Vermummung bei Nacht zusammen kamen. Die einzelnen Mitglieder, Wissende genannt, erkannten sich an eigenthümlichen Zeichen; Bedingungen ihrer Aufnahme waren eheliche Geburt, unbescholtene Sitten und die Ablegung des furchtbaren Eides:

„Daß ich nunmehr will die Eaim bewahren, hüten und halten für mich, verbergen vor Wasser und Feuer, vor Sonne, vor Mond, vor Stern, vor Laub, vor allen Creaturen und vor alle Dem, das Gott zwischen Himmel und Erde geschaffen hat; vor Vater und Mutter, Schwestern und Brüdern, vor Weib und Kindern und vor allen Menschen...., und will Das nicht lassen weder durch Liebe, noch um Leid, noch um Gold oder Silber, noch um Edelgestein, um Vater, Mutter, noch um Schwester, Bruder, weder um Mieth, noch Gabe, noch um keinerlei Ding, das Gott hat lassen werden, und will füro stärken die Eaim und Gericht und diese vorbenannten Punkte alle, nach aller meiner Macht und Möge, halten, daß mir Gott helfe und alle Heiligen.“ Wer diesen Eid brach, wurde sieben Fuß höher, denn andere Verbrecher, mit ausgerissener Zunge aufgeknüpft. —

Der oberste Richter war der Stuhlherr, dessen Würde gewöhnlich der Kaiser, oder, falls dieser nicht zu den Wissenden gehörte, der Erzbischof von Köln, als Herzog von Westphalen, bekleidete. Unter dem Stuhlherrn, und von diesem geweiht, stand der Freigraf, der in den Versammlungen auf einem erhabenen Sitze präsidirte. Im Kreise umgaben ihn, auf Bänken sitzend, die Freischöppen, welche wieder in Schildbordige und Behmboten eingetheilt wurden. Jene trugen Wappen und Schild, waren meistens vom Adel und Herren der Behmboten; diese erforschten und citirten die Verbrecher. Selbst den Schöppen unbekannt und deshalb mehr, als die übrigen Wissenden verhüllt, war der Nachrichter. Neuaufgenommene übergaben dem Stuhlherrn einen Eimer

Weins, den Schilbbordigen je eine Mark Goldes, den gemeinen Schöppen eine Mark Silbers, dem Nachrichten vier Schillinge, „dem Freigraff mußten sie seinen greßlichen Hut verbessern“ (Dortmund. Eoder).

Das Verfahren gegen den Angeklagten verlief in folgender Weise: Zunächst heftete ein Behmbote an oder neben dessen Thür einen Vorladungszettel, schlug dreimal gewaltig gegen den Pfosten und schnitt aus demselben drei Spähne heraus. Erschien der Geladene nicht, so wurde die Citation noch zweimal wiederholt; auf die dritte vergebliche Ladung folgte die Erklärung in die heimliche Acht und sodann, nach abermaliger fruchtloser Mahnung die Verfehmung, dergemäß jeder Wissende verpflichtet war, den Widerspännigen, wo er ihn fände, an einem Baume aufzuknüpfen, oder, Falls er sich wehrte, zu erstechen, dann aber den eigenthümlich signalisirten Dolch neben dem Leichname zurückzulassen, zum Zeichen, daß die heilige Behme gerichtet. Der Wissende, welcher einem Beklagten zur Flucht verhalf, war des Todes. War der Beschuldigte geneigt, der Einladung Folge zu leisten, so fand er auf Kreuzwegen seinen Führer zum Freistuhle. Vor diesem konnte er sich nur dann durch einen Eid reinigen, wenn der Kläger keinen Gegeneid leistete; erfolgte solcher, so vermochte der Beklagte seinen Gegner nicht anders, als mit sechs Eideshelfern zu überwiegen.

In vielen Gegenden, und auch auf dem Lande bei uns, wurde das Behmgericht folgendermaßen gehalten: Die Richter zogen bei ihrer Ankunft, gewöhnlich zu mitternächtlicher Zusammenkunft, die Glocken. Furchtbar aus dem ersten Schlummer geläutet, mußten alle Einwohner des Bezirkes, die mehr als zwölf Jahre zählten, auf dem Richtplatze im Kreise sich auf den Erdboden setzen. Die Behmrichter, welche bisher an einem Tische inmitten des Kreises Platz gehabt, machten alsbald mit weißen Stäben in der Hand hinter zwei Fahnen und Kreuzen her die Runde und schlugen die Verdächtigen auf die Beine, indem sie ihnen in's Ohr sagten: „Freund, anderswo ist so gut Brodt essen, wie hier. Freund, hast Du kein gut Gewissen, so stehe auf und gehe Deines Weges; hast Du aber nichts Böses gethan, so bleibe sitzen!“ Der Flüchtige wurde nicht weiter verfolgt; wer aber nach dem dritten, in gleicher Form gehaltenen, Umgange noch saß, empfing das Sakrament und wurde am nächsten Baume vom Nachrichten aufgehängt. — Eine ähnliche Form des Behmgerichtes, wie sie ebenfalls in unsern Gegenden auf dem Lande vorkam, ist folgende: Nachdem man an der Hausthür des Verdächtigen ein Zeichen gemacht oder an ihm das Trinkglas bei Gelagen zur Warnung hatte vorbeigehen lassen, wartete man eine Zeitlang auf seine Flucht. Erfolgte diese nicht, so wurde die Gemeinde versammelt, und die Richter gingen, den Strick (Wyd) in der Hand, in feierlicher Proceßion umher. Dann ertönte aus ihrem Munde in furchtbarem Ernste das Wort: „Wer ein frommer Mann ist, der bleibe sitzen!“ Floh der Schuldige (oder wenigstens für schuldig Gehaltene), so kam er mit dem Verfall seines Gutes davon; wo nicht, so war er nach dem dritten Umzuge des Stranges gewiß.

Eine eigenthümliche Gestalt hatte das Behmgericht in der Stadt Braunschweig. Hier durfte es ohne Einwilligung des Magistrates, in welchem immer einige Glieder wissend waren, nicht gehalten werden. Zwei Rathmeister der Altstadt traten bei eingetretene[m] Verdacht mit einem oder zwei ehrenwerthen Bürgern in Verbindung, um über die Zulässigkeit eines Behmdinges zu berathschlagen. War solche entschieden, so wurden zur bestimmten Zeit vor Tages Anbruch die Thore geschlossen; auf dem Martinikirchhofe sammelten sich jene Wissenden, gaben dem Fehmschreiber seine Instruction und forderten die Behmboten auf, demselben ihre Klage mitzutheilen. Auf das Geläut mit der großen Glocke erschienen sofort sämmtliche Wissende sammt dem Rathe; auf wiederholten dreimaligen Sturmschlag zog sodann die ganze Versammlung aus dem Petrihore zum Behmgraben in dem, jetzt noch so benannten, Eichthale, wo der „Böfel“ jedem Mitgliede seinen Platz anwies.^{*)} Die Behmboten forschten indessen unter dem versammelten Volke nach dem Thatbestande der Verdachtspunkte und gaben sie sodann dem Fehmschreiber zu Protokoll, welches vor dem Freigrafen und Rathe verlesen wurde. Hierauf wurde der Angeklagte vorgefordert und verhört; ein Eid reinigte ihn von der Beschuldigung, wenn sie die erste gewesen war; zum zweiten Male geladen mußte er den Kläger übersiebeln, die dritte Anklage aber konnte er nur durch die bestandene Probe des glühenden Eisens entkräften. — Einen Theil des ehemaligen Gerichtsplazes nimmt der früher Bielsche, nunmehr Rimpausche, Garten ein, den der Aberglaube noch jetzt in das geheime Grauen des Geisterreiches hüllt. In der Einbildungskraft des Volkes leben noch allerlei Bilder, deren zauberische Gestalten mit den finsternen Erscheinungen des alten Eichthals in Verbindung gebracht werden. Unheimliche Empfindungen, unerklärbare Gefühle, daß es dort nicht geheuer sei, sollen den Wandersmann ergreifen, wenn er in der Abenddämmerung oder im nächtlichen Dunkel der einst so verhängnißvollen Stätte naht. Der Aberglaube erzählt allerlei Geschichtchen, deren gespenstischer Verlauf hierhin verlegt wird. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts — so heißt es — geht ein Braunschweiger auf dem Wege, der früher noch um den Garten herumführte, nach der Stadt. Es naht sich ihm eine Bauerfrau, mit einem weißen Laken über dem Kopfe; — er sieht sie und spricht zu ihr: „Ehe Sei na Delper kummt, kom' ick na Bronswik.“ Keine Antwort; — er dreht sich um, — sie ist verschwunden. Abend kommt er zu Hause an; sein verwachsenes Töchterlein erschrickt über seinen Frost und räth ihm, den warmen Kaffee, der in der Ofenröhre steht, zu trinken. Er trinkt, legt sich hin und steht nicht wieder auf.

*) „Wante man den groten Klocken lud, so samment sick de Herren; so lud man ok dryn to storne, so gab de Herren unde dat Volk tomale ute sunte Peters Dore uppe den Bemegraven: so blift de Rad uppe den vorneksten blede, sunte Peters Dore negeft, unde dat Volk gept tomale uppe dat andere del, den Graven langes hen; so ropet de bödele to dem Volke: Gy Herren gab in de Achte, de ute der olben stad, ute der nyen, ute den Pagen, Oldenwik unde Sacke, dat se sik bespreken.“

Ein kleines Mädchen spielt mit seiner Wärterin in dem Garten im Grase und ruft plötzlich aus: „Hanne, Du stehst ja ganz im Wasser!“ Dieselbe Bemerkung macht sogleich die Wärterin an dem Kinde*). Ein Zauber scheint ihre Sinne umhüllt zu haben; als er entflieht, finden sich Beide wohlbehalten im Garten. — Einst wohnte auf jenem Garten ein Gärtner, der den überall besprochenen dortigen Spuk mit Entschiedenheit leugnete. Dennoch — so erzählt das Volk — hat er oft mit seiner Tochter ein gewaltiges Getöse im Ziegenstalle vernommen; auch hat sich Beiden nicht selten ein fernes Rollen der Wagen hören lassen, wie wenn sie zum Hochgericht zusammenführen. Die Tochter hat alsdann zitternd den Vater nach der Verwandtniß der wunderbaren Dinge gefragt; er aber hat ihr die Neugier jedesmal nachdrücklich verwiesen. — Der natürliche Hergang aller dieser Erscheinungen ist erklärlich genug.

Daß die Behmgerichte, so wohlthätig sie in mancher Beziehung, vorzüglich im Anfange ihres Bestehens wirkten, hie und da ausarteten, liegt in der Natur der Sache. Nicht alle Wissende waren Menschenfreunde und selbstsuchtsfreie Diener des Gesetzes. So kam es, daß mancher Verurtheilte weiter Nichts verbrochen hatte, als daß er einem Richter der heiligen Behme im Wege stand, oder so unglücklich war, einen boshaften Feind zu haben, der die Gewissensbisse des vor dem heimlichen Gerichte abgelegten Meineides um der gefättigten Rachelust willen ertrug. Daher war Niemand, selbst der Unschuldige nicht, vor dem furchtbaren Arme der Behme gesichert, und namenlose Angst ergriff Weib und Kind, wenn der Mann in der Stille der Nacht das Lager verlassen mußte, sich einzureihen in den schweigenden Kreis, der den verhängnißvollen Freistuhl umgab; lautweinend klammerte man sich an seine Brust und wurde nicht getröstet durch die Beteuerungen seiner Unschuld. Ach nur zu oft war mit dem ersten Hahnenschrei der Ersehnte noch nicht daheim; nur zu oft gelangte statt seiner die Kunde an, daß er nicht mehr unter den Lebenden, oder bereits jenseit der Gränzen weile. Der Jammer der dann zu Bettlern gewordenen Seinen läßt sich nur empfinden, aber nicht schildern. Auf den Grund der sich mehrenden Mißbräuche stifteten daher schon um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts verschiedene Fürsten und Städte Schutzvereine gegen die Behme, welche sich durch die Behmegerichtsordnungen einige Schranken gefallen lassen mußte und im J. 1539 durch Kaiser Carl's V. Halsgerichtsordnung aufgehoben wurde. Doch suchte sie die Schranken mehrfach zu durchbrechen, lud gegen die eigene ursprüngliche Bestimmung, nach welcher außer Geistlichen, Weibern, Kindern, Juden und Heiden, auch alle reichsunmittelbaren Personen von

*) Diese Art von Täuschung scheint tief im Seelenleben begründet zu sein und kommt deshalb öfter vor. Zwei Menschen — so erzählt man u. A. — gehen von Sambleben nach Evessen. Plötzlich glauben sie beide im Wasser zu stehen. Sie machen sich auf und kommen vom rechten Wege ab. Ein Stier verfolgt sie, bis sie in die Kirchthür zu Evessen sich stellen und den Nachtwächter rufen hören. Dieser, als er das Auentheur vernimmt, wundert sich gar nicht und meint, es sei Vielen schon so ergangen.

ihrem Gerichte frei sein sollten, sogar Kaiser Friedrich III. vor ihren Stuhl und trieb selbst nach ihrer gesetzlichen Aufhebung noch eine Zeit lang das alte Unwesen fort. In unseren Landen wurde das letzte Behmgericht im J. 1568 unter Herzog Wilhelm bei Celle gehalten. Die Zahl der Wissenden belief sich in den blühendsten Zeiten der Behme auf hundert Tausend.

Der schwarze Tod und die Geißelbrüder.

Gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts erlitt der Erdball mit der Atmosphäre eben so schreckliche, als auffallende Veränderungen. Revolutionen wütheten im Schooße der Erde und brachen in den verschiedensten Ländern in furchtbaren Erdbeben hervor; dichte Dünste lagerten sich, übel riechend, über Europa, Asien und Afrika; brennende Gluth verzehrte das Mark der Vegetabilien und ungeheure Ueberschwemmungen tränkten sodann den ausgedörrten Boden nur allzu reichlich. Da ahnete der geängstigten Menschheit nichts Gutes, zumal wenn irgend ein himmlisches Zeichen das göttliche Radeschwert zu bedeuten schien, wie der von den Pariser beobachtete Stern, über welchen ein gleichzeitiger Schriftsteller — Jean de Venette — folgendermaßen sich ausspricht: „Im Jahre des Herrn 1348, im Monat August, bemerkte man über Paris gegen Westen hin einen sehr großen hellschimmernden Stern, der nicht wie die gewöhnlichen Sterne aussah, und auch der Erde viel näher stand, als die übrigen. Als die Sonne unterging und die Nacht hereinbrach, zeigte sich jener Stern, den man früher bei Tage sah, ganz unbeweglich auf demselben Punkte; aber plötzlich bemerkten wir mit Staunen und Erschrecken, daß dieser leuchtende Himmelskörper in zahllose Strahlen zerplagte und sich über die Stadt hin gegen Osten zerstreute, worauf er plötzlich erlosch. Ob dies ein Komet, oder ein anderer Stern, oder ein aus Erddünsten gebildetes Meteor gewesen, wage ich nicht zu bestimmen, sondern überlasse die Entscheidung den Astronomen. Indesß war dieses außerordentliche Himmelszeichen unfehlbar ein Vorbote der schrecklichen Krankheit, welche bald nachher ganz Paris, Frankreich und auch andere Länder entvölkert hat.“ Jedenfalls in den genannten Naturerscheinungen, wenn auch nicht in Himmelszeichen, die mit jenen allerdings im Zusammenhange stehen mochten, hat die von 1347—1351 alle Erdtheile verheerende Pest, welche der schwarze Tod hieß, ihren Grund *). Schwarzblaue Beulen unter den Achseln und auf dem Unterleibe charakterisirten und benannten die furchtbare Seuche. Die mit derselben Behafteten litten an schwerem, verpestem-

*) Kurt Sprengel's Beiträge zur Geschichte der Medicin. Bd. I. St. 1. S. 36. Peder's schwarzer Tod. Berlin 1832.

dem Athem, gewaltigen Brustschmerzen und am Bluthusten. Der Tod erfolgte zuweilen wenige Augenblicke nach der, durch den Hauch oder die bloße Nähe von Kranken bewirkten, Ansteckung; in der Regel aber erst nach zwei oder drei Tagen *). In China scheint die Seuche ihren Anfang genommen, von dort nach dem westlichen Asien sich verbreitet zu haben und durch den Transport levantischer Waaren nach Europa gekommen zu sein, wo sie 25 Millionen Menschen, also den vierten Theil der damaligen Bevölkerung, verschlang. In Deutschland, wo ganze Städte und Dörfer ausstarben, erlagen ihr allein 124,434 Barfüßermönche, deren Kloster in Braunschweig bis auf einen einzigen Bruder ausstarb. Verzweiflungsvolle Wuth auf der einen und gläubige Buße auf der anderen Seite waren die beiden Gemüthsstimmungen, welche sie hervorrief. Jene machte sich durch Verfolgung der Juden Luft, denen man Schuld gab, durch Vergiftung der Brunnen die Seuche herbeigeführt zu haben. Zahllose Opfer hingen an Seulen und starben; andere irreten, gestäupft und verjagt, im Elende umher. In tiefer Buße für eigene und fremde Schuld hielten die Geißelbrüder oder Flagellanten ihre feierlichen Umzüge. Die allgemeinen kirchlichen Gnadenmittel erachtete man nicht für zureichend, den zürnenden Gott zu beschwichtigen; die Geißelbuße allein hielt man für kräftig genug, ihn zu versöhnen, wie ein altes Geißelbrüderlied ausdrücklich sagt:

Were dusse bote nicht geworden,
de Christenheit wer gar vorsewunden,
de leyde Duvel hat se gebunden,
Maria hat lost unsen bant.

Ein an ihrer Spitze stehender Meister (Magister) leitete die Bußübungen. Auf der Erde liegend empfingen sie von ihm einen Geißelhieb, der mit folgenden Worten begleitet war:

Stant uf durch der reinen martel ere
und hüte dich vor der sünden mere.

Unter fortwährenden Selbstgeißelungen zogen sie zum Andenken der 33 Jahre der Menschheit Jesu je 33 Tage lang umher. Von Bußfertigen wurden sie in die Häuser aufgenommen und reichlich bewirthet; zuweilen erpreßten sie mit Gewalt, was nicht gutwillig gegeben wurde. Von Perugia ausgegangen, kamen sie 1349 nach Deutschland, wo sich ihnen zahlreiche Haufen angeschlossen. Ihre Abzeichen waren Kreuz, Fahnen, brennende Kerzen und die Geißel. Nur

*) Hiemit stimmt der folgende gleichzeitige Bericht Benette's überein: Die Seuche theilt sich durch jede Contagion und am ehesten den jungen Leuten mit. Von 20 Menschen blieben in der Regel nur zwei am Leben, und man fand nicht mehr Hände genug, daß die Todten weggeschafft und beerdigt werden konnten. Im Hôtel de Dieu allein war die Sterblichkeit so groß, daß man täglich 50 Todte aus demselben wegstug und auf dem Friedhof des innocens bestattete. Wenn sich schwarzblaue Beulen zeigten, so war der Tod nicht mehr fern. Viele sanken um und athmeten ihre Seele aus, ohne daß sie noch von dem Uebel ergriffen zu sein glaubten; Andere hatten zwei, höchstens drei Tage mit dem Würgeengel zu ringen.

wer unverheirathet war oder vom Gemahl die Erlaubniß zum Beitritt erhalten hatte, wurde aufgenommen. Doch scheinen nicht bloß die Mitglieder der vermeinten Gnade theilhaftig geworden zu sein, sondern Alle, welche mit sehnlichem Verlangen sich ihnen zur Privatbuße anschlossen. In Bezug auf die Abwendung der Seuche, waren die Geißler sogar Märtyrer für Alle. Das überschüssige Verdienst ihrer guten Werke sollte den schwarzen Tod überwinden; doch mußte zu der Geißelbuße das Gebet kommen, wenn sie fruchtbar sein sollte. Hierauf bezieht sich ein von dem Meister gesungener Reim:

Hui, haltet auf eure Haende,
Dass Gott dieses Sterben wende.
Strecket aus eure Arme,
Dass sich Gott über euch erbarme!

Daß die Geißelbuße zum sittlichen Hochmuthe führen mußte, ist bei der Selbstgerechtigkeit, auf der sie beruhet, erklärlich genug. Die Gnade Gottes, im Glauben ergriffen, trat als Grund der Seligkeit immer mehr zurück, und das eigene Werk wurde als das Mittel betrachtet, den Himmel zu verdienen; ja sogar als zureichend, die Sünden Anderer zu sühnen. Solcher Wahn der Werkheiligkeit führte endlich zur Selbstvergötterung, mit der man im Besitze der himmlischen Allmacht zu sein und demnach nicht nur Kranke heilen, sondern auch Todte erwecken zu können vermeinte. Als sich endlich in ihre Vorstellungen und Lehren offenbare Kegereien — z. B. die Verwerfung der Gegenwart Christi im Abendmahle — einmischte, wurde ihren Umzügen durch die päpstliche Bulle vom 20sten Oct. 1349 ein Ende geboten. Doch gehorchten sie nicht sofort, und erst allgemach verkümmerte ihr im Geheimen gefristetes Dasein *). Der schwarze Tod aber hörte um 1351 auf zu wüthen. Das wunderbare Walten der Vorsehung zeigte sich in der ungemeinen Fruchtbarkeit der Weiber, welche auf die Entvölkerung folgte. Es wird berichtet, daß fast keine Ehe ohne Kinder blieb, Zwillinge oder Drillinge aber ganz gewöhnliche Erscheinungen waren.

Das Lüneburger Blutbad,

am 21. October 1371.

Das ältere Haus Lüneburg war mit dem Tode Wilhelm's im J. 1369 erloschen, und bald entbrannte ein blutiger Kampf um die Krone zwischen Albrecht von Sachsen und Magnus II. von Braunschweig. Es hatte nämlich Wilhelm seine beiden Töchter an Otto den Sachsen und Ludwig den Braunschweiger verheirathet, jenen aber von der Thronfolge ausgeschlossen und

*) Vgl. Förstmann's christliche Geißlergesellschaften. Halle 1828. Gieseler's Kirchengeschichte Bd. 2. Abth. 3. S. 273.

selbst nach dem Tode Ludwigs, den er zum Nachfolger bestimmt, übergangen, dagegen Ludwigs Bruder Magnus II., genannt Torquatus (d. i. mit der Kette), die Erbhuldigung leisten lassen. Heftig zürnte über solches Verfahren Albrecht, Otto's Sohn, und Kaiser Carl IV. belehnte ihn nach geprüfter Klage im J. 1369 mit dem Fürstenthume Lüneburg, welches theils um der kaiserlichen Auctorität willen, theils aus gerechtem, durch vielfache Bedrückungen hervorgerufenen, Widerwillen gegen Magnus die frühere Huldigung zurücknahm und die Sachsen mit lautem Jubelgeschrei begrüßte. Nachschraubend gegen die Stadt Lüneburg, den eigentlichen Mittelpunkt der gegen ihn gerichteten Bewegung, sann Magnus auf einen Gewaltstreich, mit dem er zugleich das Verlorene wieder erwerben und die erlittene Beleidigung ahnden könnte.

Im J. 1371., am Tage der eilftausend Jungfrauen, d. i. am 21. October, versammelten sich unter Hanns, Bannerherrn von Homburg, und Sigfried von Salbern „mit dem Kruß“ siebenhundert kühne und stark bewaffnete Mannen zu Celle. Gegen Abend brachen sie nach Lüneburg auf und in dunkler Nacht überstiegen sie heimlich die Mauern der Stadt. Der Winzenburgische Polstergeist Höbke soll auf hohem Thurme unter ängstlichem Geschrei dem Klettern zugehauert, Mann für Mann gezählt und zuletzt nach glücklicher Beendigung des Unternehmens frohlockend ausgerufen haben: „Sie sind nun alle hinüber!“ Seit langer Zeit hatten Bürgermeister und Hauptleute zum ersten Male in dieser verhängnißvollen Nacht den Bürgern gestattet, die Wachtposten zu verlassen und zu ruhen. Daher blieben die Feinde eine Zeitlang unbemerkt, und erst als sie die Mauern bereits überstiegen hatten, weckte der Klang ihrer Waffen die Bewohner aus dem tiefen, ersten Schlafe. Zuerst erschienen die Bürgermeister auf dem Plage mit bewaffneter Hand und wehrten dadurch allem Verdachte eines Einverständnisses mit den Braunschweigern. Denselben Verdachte zu begegnen, versammelten sich unmittelbar nach erhaltener Schreckenskunde die Bürger auf dem Markte. Alle waffenfähigen Männer fochten bald muthig an der Seite der Bürgermeister. Schon färbte das Blut zahlloser Bürger die Erde; schon lagen drei Bürgermeister, Biscule, Garlop und von der Mölen, röchelnd auf dem Kampfplatze, schon stand das Rathhaus, die Hilfsquelle der Waffen, in Gefahr, von dem herannahenden Feinde eingenommen zu werden. Da ersuchte Ulrich von Weissenburg, „ein vernünftiger und geschwinde Mann,“ durch das Signal einer schmetternden Trompete die Braunschweiger um eine Unterredung. Sie wurde bewilligt. „Die Stadt ist Euer — so etwa redete er zu den feindlichen Ritters — unsere Leute, unter ihnen unsere Edelsten, liegen todt zu Euern Füßen. Wir können uns nicht weiter vertheidigen; drum wollen wir ein Ende machen des Kampfes, das Rathhaus Euch eröffnen und die Schlüssel der Thore ausliefern. Verschonet denn das arme Volk; laßt ab vom Greuel der Verwüstung; ich will ihnen Sprache halten und sie bewegen, sich in Güte ohne Blutvergießen zu ergeben.“ Solches Alles aber redete er, um für seine Mitbürger Zeit zur Rüstung zu gewinnen. Als demnach die Feinde auf dem Marktplatze Frieden hielten und des ihnen von

den Bürgern zukommenden Bescheides harreten, ordnete Weissenburg die Bewaffnung der Bürger, welche er nachdrücklich reizte, allen Aufforderungen Sigfried's von Saldern zuwider, sich nicht zu ergeben, und beschwichtigte dann und wann die ungeduldigen Feinde mit der Nachricht, daß der Bescheid bald zu ihnen gelangen werde. Das wirksamste Mittel zu deren Befriedigung aber bestand darin, daß er die in den Rathskellern in reichem Vorrathe gelagerten Weinfässer ihnen Preis gab zum hastigen Trunke, mit welchen nicht Wenige Feindeshass und Besonnenheit hinunterspülten.

Nachdem die Seinen vollkommen gerüstet waren, zog ihnen Weissenburg voran und beschied die Feinde, daß die Bürgerschaft nicht zu bewegen gewesen sei, sich zu ergeben, vielmehr ihre Freiheit bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, beschlossen habe. „Gut; aber dann stirb zuerst,“ erwiderten die Feinde und warfen sich im heftigen Zorne auf ihn. In tapferer Gegenwehr versetzte er mit seinem Streithammer noch einem der Braunschweiger den Todesstoß; im Augenblicke darauf war er aber ihren zahlreichen Hieben bereits erlegen. Ueber seiner Leiche entbrannte ein furchtbares Gefecht; wahrhaft todesmuthig kämpften die Lüneburger; die Feinde wurden zum Weichen gebracht. Da erscholl Freudengeschrei und Beifallsjubiläum der Weiber von den Fenstern und Giebeln herab, das stärkte zu neuer Kampfeslust die Freunde und schwächte noch die sinkenden Kräfte der Feinde. Diese zogen sich in die Bäckerstraße, die bald von ihrem Blute, das hier reichlicher, als selbst vorher auf dem Markte vergossen ward, überfluthet wurde. „Sonderlich — so sagt der Chronist — hat sich hier ein Bäcker wohl gehalten, welcher mit seiner Hand über dreißig von den Feinden niedergeschlagen, er ist aber endlich auch umgekommen und auf St. Johannis Kirchhof begraben; auf seinem Grabstein sind so viel Striche gezeichnet, als er umbrachte. Es ist auch sein Bildniß an seinem Hause, in Stein gehauen, aufgerichtet, in der einen Hand ein Schwert, in der anderen eine Lanze haltend, mit der Nebenschrift: Pugna pro patria (d. i. Kämpfe für's Vaterland). Es soll auch zu seinem Andenken die Bäckerstraße von ihm den Namen haben, so in die große und kleine eingetheilt ist.“ Selbst die Frauen halfen die Feinde morden, indem sie aus den oberen Gemächern der Häuser Steine auf ihre Köpfe schleuderten. Noch einmal rafften sich die Braunschweiger auf, nachdem sie, aus der engen Gasse auf einen freien Platz gedrängt, freier athmeten. Kaum aber hatten sie hier begonnen, sich zu neuem Kampfe zu sammeln, als frische Truppen in einem zahlreichen Haufen sich über sie ergossen. Flucht war jetzt der einzige Gedanke der Braunschweiger. Zitternden Fußes eilten sie durch eine enge Gasse dem Thore der Mauer zu, in der Hoffnung, letztere zu überspringen. Doch auf dem Wege dahin wurden die meisten von den Schwertern der Lüneburger niedergemetzelt; das dritte Blutbad war ärger, als die beiden ersten. Sigfried von Saldern röchelte auf der gerötheten Erde; mit ihm zahllose edele und gemeine Leute. Wer nicht erschlagen war, wurde gefangen genommen; so unter Anderen Hanns von Homburg, der Bannerherr. Dessen Vetter, Herr Heinrich, entkam im Schlachtgewühle in einen Keller, in

welchem er mehre Tage lang verborgen war. Eine Magd, die am fünften Tage für ihren Herrn Wein schöpfen wollte, erblickte ihn, wurde jedoch durch seine inständigen Bitten bewogen, ihn heimlich entwischen zu lassen; glücklich entrannte er den Thoren. Noch bewahren das Andenken an das Lüneburger Blutbad die rothe Mauer — über welche die Feinde sich retten wollten —, die rothe Straße — durch welche die Flucht führte — und das rothe Thor, aus welchem sie zu entrinnen hofften; im Gleichen ein altes Lied, aus welchem wir nur folgende Strophe mittheilen:

Sibert vom Salder rep aber ludi:
 Slat hir beyde, wiff unde kinder, doth,
 Unde latet nemande leven,
 Queme Christus van dem Hemmel,
 Wy wolten ehm nenen man geven.
 De berger repen openbar:
 Berath der elven dufend megede schar.
 Dat wy bliven by ehren,
 All dewyle Lüneborch in ehren stait,
 Er loff dat wille wy vormehren.

Hartwich Apenborch hielt nach beendigter Schlacht ein furchtbares Blutgericht. Wer von den Gefangenen als Raufbold und Friedensbrecher erkundet war, versiel ohne Gnade dem Schwerte des Richters. Hanns von Homburg wurde, nachdem er eidlich Frieden bis an sein Ende gelobt, nach Jahresfrist in Freiheit gesetzt. Der 21. October aber wurde fortan, als der Tag der gebrochenen Knechtschaft, alljährlich feierlich begangen.

Herzog Magnus Torquatus, der das Blutbad in ungestümer Kampfes- und Rächerwuth veranlaßt, wurde zuletzt ein Opfer seiner rastlos verfolgten Ueberwältigungspläne. Seines Bruders Wittwe, Mechthild, vermählte sich mit Otto, Grafen von Schaumburg, dem Sachsenfreunde. Das reizte den Erbitterten nur noch heftiger zum Streite. Bei Leveste am Deisterwalde standen sich bald Magnus und Otto gegenüber. Im hitzigen Kampfe gelobte Jener, die nächste Nacht, es koste, was es wolle, im Feindeslande zu hausen. Durchstoßen von der Lanze eines gräßlichen Leibknappen wäre er meineidig geworden, wenn nicht Otto die Leiche auf seine Burg geschafft und dadurch den Schwur des Lebenden, wenn auch anders, als er gemeint war, in Erfüllung gebracht hätte. Solches geschah am 25. Juli 1573.

Das Stift Gandersheim.

„Der Seelenwerth ist des Mannes Reichthum!“ so sprach sich Herzog Rudolph von Sachsen aus, als er die gewaltigen Thaten seines Armes durch einen Act frommen Gemüthslebens krönen wollte. Ob a, seine Gemahlin, batte

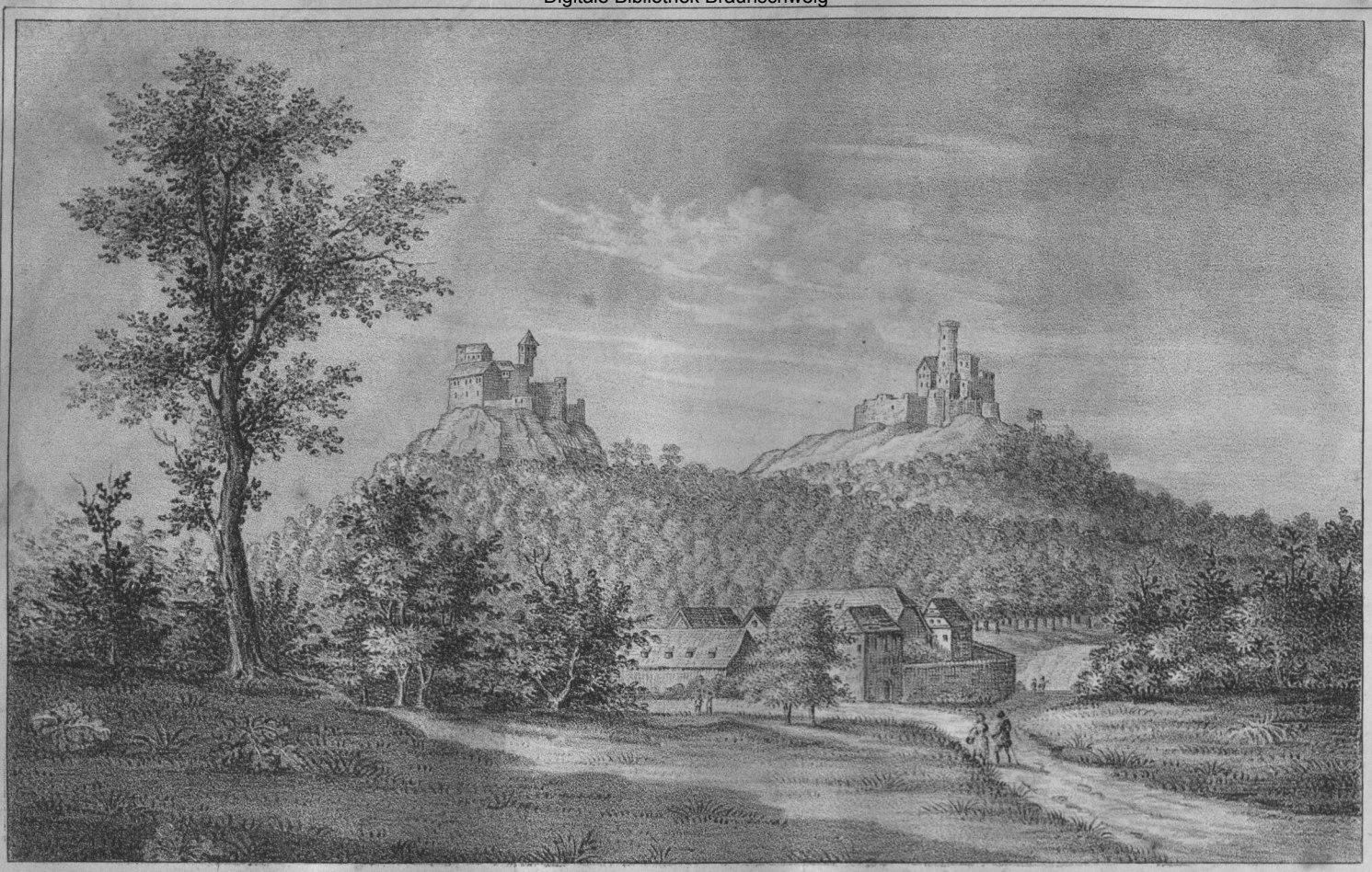
ihm im J. 840 ein Töchterlein, Hatumoth (Hatmode), geboren und nach der Weise damaliger Zeiten das Gelübde gethan, diese, ihre Erstgeborene, dem himmlischen Dienste in einem Kloster zu weihen, das ihres Gemahls frommer Glaube dem Herren errichten sollte. Andachtsvoll pilgerte das Ehepaar zum heiligen Vater nach Rom, die päpstliche Bestätigung der beabsichtigten Stiftung einzuholen. Im Jahre 856 wurde das neue Kloster, Brunshausen an der Gande, unfern der Burg Ludolfshausen, eingeweiht und dem heiligen Innocenz und Anastasius, deren Reliquien die Stifter von Rom mitgebracht, zu eigen gegeben. Hatumoth, d. i. Muthvolle (von „hat“ und „Moth“), schon früher Nonne in Herford, wurde des Stiftes erste Abtissinn.

„Ein (Ludolph's) Wille an öme noch mer ward bekannt,
 „Ein lebe Dochter Hatmoth
 „Reyen, kusch unde gut
 „Offerde he se an witten kleide,
 „Dat se dar an levede bereide,
 „Ein Abbatisse were;
 „Der plag se mit tuch*) unde eren
 „Vol XXII Jar.“

So schildert sie eine alte gereimte Chronik, und ihr Freund und Geschichtsschreiber Wichbert, gewöhnlich Agius genannt, damals Mönch zu Corvey, nachher Bischof von Hildesheim, ist noch ausführlicher und begeisterter in ihrem Lobe. Er rühmt von ihr, wie ihre höchste Lust gewesen, das Wort Gottes zu lesen und zu lehren; wie sie selbst erlaubte Vergnügungen gemieden, stets ein wollenes Gewand getragen und in tiefer Demuth ihre Untergebenen Nichts geheissen, wovon sie nicht zuvor selbst eine reiche Probe abgelegt habe; wie sie überhaupt in unaussprechlicher Liebe zur Heiligung Anderer ihr Leben verwandt. Ihre Liebe war auch der Keim ihres Todes. Ein schwüler, drückender Sommer hatte viele Nonnen außs Lager geworfen; Hatumoth pflegte ihrer unermüdet, wurde angesteckt und starb unter andächtigem Gebet ruhig und in Gott am 29. November 874. Die Legende erzählt, daß einer herabgefallenen Glocke lautes Getöse und eine Bewegung im Sarkophage der Schutzpatronen ihren Tod vorherverkündigt haben. Hatumoth's Leiche wurde im Heiligthum zu Brunshausen beigesetzt und von hier aus in der Folge in das Stift zu Gandersheim gebracht. Nicht nur zu ihrer Beerdigung strömten zahlreiche Schaaren herbei, sondern einen Monat lang dauerte das Weinen, Wachen, und Blumenstreuen an ihrem Grabe.

Das Kloster Brunshausen wurde in kurzer Zeit so beliebt, daß es für die Nonnen nicht Raum genug darbot. Ludolph verlegte es daher in neuer, ausgedehnter Gestalt an seine jetzige, damals sehr waldbreiche, Stelle und nannte es nach der vorbeisießenden Gande Gandersheim; doch fällt die völlige Vollendung und die Einweihung erst in das Jahr 881. Otto der Erlauchte ließ die Gebeine seines Vaters Rudolf, welche im Jahre vorher in Brunshausen

*) D. i. die Tugend.

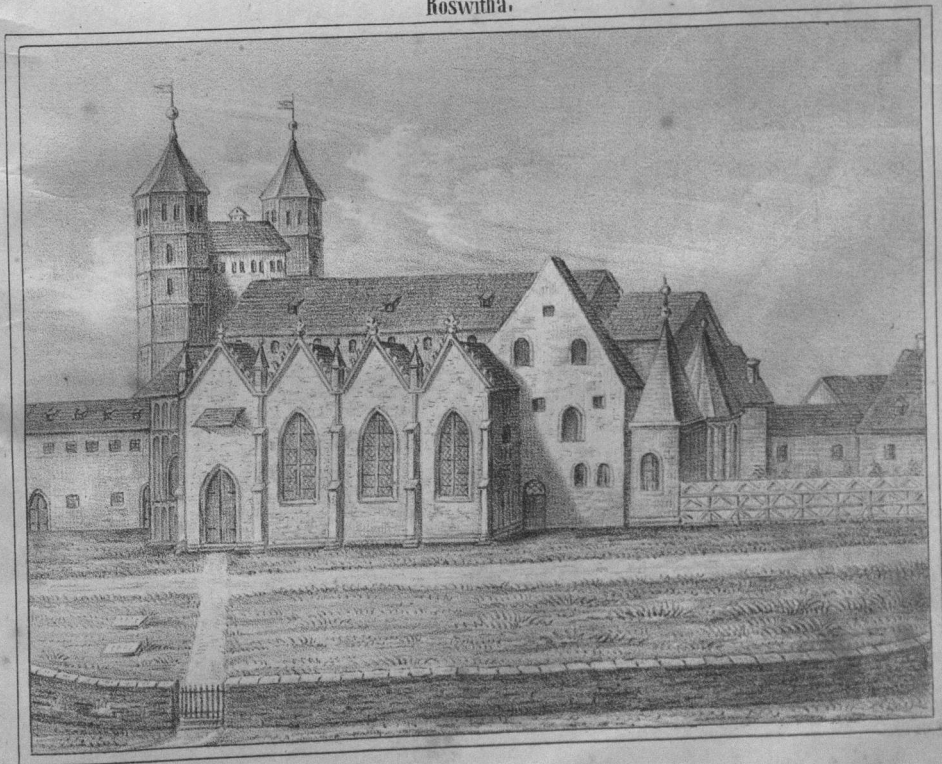


Die Gleichen bei Göttingen.

Zur Zeit als sie noch bewohnt waren.



Roswitha.



Stifts - Kirche zu Gandersheim.
Im Jahre 1700.

bestattet waren, in die Stephanscapelle des neuen Stiftes bringen. Hierauf beziehen sich zwei alte Reime:

In dem Münstere to Gandershem lyb he begraven,
 Dat he mit vlite hadde begonnen.
 Gott vräume syne Seele an de ewighen Bunnen.
 Er ward mit Fürstlichen ehren
 Begraben in seim Gestift,
 Zu Gandersheim, das er hat aufgericht.

Das Stift war für Fürstinnen und reichsadlige Damen bestimmt. Außer der Person der Aebtissin, Pröbstin und Dechantin war die Zahl der Conventualinnen nicht genau begrenzt; doch stieg dieselbe auf 24 Canonissinnen. Mit kaiserlicher und päpstlicher Bewilligung traten bald noch 12 Stiftsherren (Canonici) hinzu.

Wir übergehen in diesen Skizzen die einzelnen Aebtissinnen, welche lange nur aus Ludolphingischem Stamme waren *), um bei einer Nonne zu verweilen, die in dem Jahrhundert der litterarischen Barbarei des Mittelalters, fast allein mit dem Genius der Dichtkunst vertraut, wie ein freundliches Licht in der Nacht unsere Blicke auf sich zieht. Roswitha (Hroswitha), nicht zu verwechseln mit einer gleichzeitigen Gandersheimischen Aebtissin desselben Namens, war um 980 Nonne des Stiftes. Sie stammte aus dem edeln sächsischen Geschlechte derer von Rossau und war selbst mit dem Kaiserhause verwandt. Früh schon scheint sie eine gelehrte Bildung erhalten zu haben, die sie als Nonne unter der Leitung einer ihrer Klosterschwestern, Richardis, und der Gerberga, der zweiten Vorgängerin der Aebtissin Roswitha, vielseitig und glücklich fortsetzte. Sprachkunde, Theologie, Philosophie, Geschichte und Mathematik gehörten zu den Gegenständen ihres Wissens; Sittenreinheit aber und die anspruchlosste Bescheidenheit machten sie mit ihrer Gelehrsamkeit erst wahrhaft liebenswürdig. Von Gerberga ermuntert schrieb sie ein Loblied der Thaten Otto's des Großen in lateinischer Sprache, deren sie vollkommen mächtig war. Als sie bemerkte, wie gern ihre Klosterschwestern den lateinischen Lustspieldichter Terenz lasen, der in einem angenehmen Gewande nur zu oft das Laster erscheinen läßt, sann sie darauf, wie sie jenen Etwas geben könnte, das eben so angenehm zu lesen und doch ohne Anstößigkeiten wäre und lieferte ihnen sechs in Terenzischer Form, aber im christlichem Geiste geschriebene, Lustspiele in die Hände, deren erstes sie u. A. folgendermaassen beantwortet: „Ich habe beschloffen, dem Terenz, welcher so gern gelesen wird, im Schreiben nachzuahmen, damit ich in derselben Schreibart, worin er die schändlichen Lüste verworfener Weiber schildert, auch nach meiner geringen Kraft, löbliche Selbstabtötungen heiliger Jungfrauen feiern möchte. Zwar mußte ich dabei nicht selten erröthen,

*) Von den vier ersten Aebtissinnen (Satumoth, Gerberga, Christina, Hroswitha) steht dieses fest. Ueber die in späterer Zeit durch ihre unglückliche Liebe und durch ihre schreckliche Strafe berühmte Aebtissin Margarethe von Warberg s. Heft I. S. 14.

ja sogar tief mich von Schaam durchdrungen fühlen, daß ich, von dieser Schreibart genöthigt, die greuliche Thorheit verbotener Liebe und schöner Liebesgespräche, die man nicht einmal anhören sollte, in meinen Geist aufnehmen und, wie es für die gewählte Form paßte, niederschreiben mußte. Hätte ich dieses aber aus allzugroßer Schaam unterlassen, so konnte ich weder meinen Zweck erreichen, noch auch das Lob der Unschuld mit ganzer Kraft entwickeln, denn je lockender die Schmeicheleien der Liebe zur Sünde sind, desto größer ist auch der Ruhm der wirkenden Gotteskraft und desto größer der Siegestriumph, vorzüglich auch deswegen, weil hier die weibliche Schwachheit siegt und die männliche Stärke mit Schmach unterliegt. Gewiß wird man mir zum Vorwurfe machen, daß meine Schreibart weit schlechter, weit unausgebildeter und geringer sei, als mein Vorbild; ich will aber auch gar nicht dagegen reden. Doch muß ich dabei bemerken, daß ich deshalb mit Recht nicht getadelt werden kann, weil ich mich ja gar nicht ungebührlich Denen gleichstellen will, die mich an Kenntnissen und hoher Wissenschaft Unbedeutende bei Weitem übertreffen; denn ich bin nicht stolz genug, um zu glauben, daß ich mich auch nur von Weitem den Schülern solcher Schriftsteller gleich achten könne, sondern mein Bestreben ist, mit frommer Dankbarkeit, wenn auch nicht kunstgerecht, wiederzugeben, was mir der Herr an geistigen Gaben vertraute." Kunstgerecht sind nun freilich ihre Dichtungen nach dem Sinne unserer Zeit allerdings nicht; in's Besondere wird die Einheit des Ortes und der Zeit nicht selten auf eine allzu gewaltsame Weise gestört; aber gewiß haben sie ihren Zweck, Geistiges durch Sinnliches zu fördern, erreicht. Außer mehreren Legenden und Heiligengeschichten verfaßte sie ein heroisches Gedicht über die Gründung des Stiftes Gandersheim und verschiedene Epigramme. Daß ihr Stillleben in den öden Klostermauern keine bedeutende, der Mittheilung werthe, Begebenheiten darbietet, ist erklärlich genug. Ihre Gedanken sind ihre Geschichte, und hat sie darin mit allen innerlichen Naturen dasselbe Loos. —

Geschichtlich ist uns aus dem zehnten Jahrhundert überliefert, daß ein großer Brand im J. 973 das ganze Stift in Asche gelegt habe, aus welcher es aber bereits nach fünf Jahren herrlich erstanden. Seine Gewalt wuchs mit den Jahren, und so sehr auch die Hildesheimischen Bischöfe dieselbe zu beschränken strebten, so blieb es doch von deren Diöcese eximirt, erwarb die Reichsunmittelbarkeit, die Mark-, Münz- und Zollgerechtigkeit und durch die Huld der deutschen Kaiser bedeutende Besitzungen nicht nur in der Nähe, sondern sogar in Thüringen und am Rhein; auch über die zugleich mit dem Stifte entstandene Stadt Gandersheim übte jenes das Hoheitsrecht aus. Zu den Zeiten Heinrich's des Löwen, welcher die Schirmvogtei über Stadt und Kloster auf immer an die Herzöge von Braunschweig brachte, wurde die umfangreiche, prächtige Abtei mit zwei Flügeln errichtet, im Jahre 1597 abgebrannt wurde sie von der Äbtissin Anna von Waldeck im gothischen Geschmacke wieder aufgebaut, auf Betrieb Elisabeth's von Sachsen-Meiningen aber, welche in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts dem Kloster vorstand, zwischen 1720 und 1730

dem größeren Theile nach erneuert und verändert. In dieser neuen Abtheilung der Abtei zeichnete sich unter den prachtvollen Residenzzimmern vorzüglich der Lehnssaal mit dem Throne der Aebtissin aus, auf welchem sie den preussischen und braunschweigischen Gesandten Audienz gab; auch die Bildergallerie und Bibliothek wurden hierhin verlegt, während die Hofkapelle und das Archiv im älteren Theile der Abtei verblieben. Die ehrwürdige, altgothische Stiftskirche, noch jetzt das Gotteshaus der Stadt, ist, wie die Abtei, im zwölften Jahrhundert erbauet. Sie war um eines Splitters vom Kreuze Christi, zahlloser Heiligengebeine *), des Blutes Jesu, Johannes des Täufers und anderer Reliquien willen lange ein belebter Wallfahrtsort und bewahrt noch jetzt eine eiserne, den Türlen während der Kreuzzüge abgenommene, Kette **). Unter ihren acht Capellen ist die bereits erwähnte Stephans-Capelle mit den Gräbern Rudolph's und Oda's die merkwürdigste.

Groß war die Macht des Stiftes vorzüglich in der katholischen Zeit, und daher erklärt sich zum Theil die entschiedene Widersegligkeit der Aebtissin Magdalena und der Klosterschwestern gegen die Reformation. Während in den unteren Räumen der Stiftskirche schon protestantischer Gottesdienst gehalten wurde, setzten die Nonnen oben auf dem verschlossenen Chore den Cultus nach katholischer Weise fort. Herrmann Hamelmann, von Herzog Julius im J. 1568 zum Generalsuperintendenten ernannt und mit der Inspection des Stiftes beauftragt, wurde schnöde abgewiesen. Im folgenden Jahre gaben indeß die Damen nach, und bald erblühte in Gandersheim ein treffliches protestantisches Pädagogium ***), das aber unlange, darauf nach Helmstedt verlegt wurde. Die Confessionsverträge sind unter'm 15. August 1571 und 18. Juli 1572 ausgestellt.

*) Es gehören dahin: die Gebeine des Anastasius und Innocenz, das Rohr, mit welchem Jesu Haupt geschlagen, ein Gewand Christi, Gebeine der Apostel und der 11000 Jungfrauen, ein Spahn vom Sterbekett der heiligen Mariä, etwas Erde vom Grabe Christi, ein Splitter vom Stabe Moses, ein Strahl seines glänzenden Angesichtes (!), die Gebeine des Pankratius, Hippolytus, Silvester, Marianus, Cornelius, Cyriacus, Laurentius, Bonifaz, Ambrosius, Petronella, der heiligen Cäcilia, Barbara, der 10 Märtyrer = Soldaten und zahlloser anderer Heiligen. Auch zeigte man eine Rippe vom Wallfische des Jonas, von welcher man etwas Staub abrieb, um Fieberkranke zu heilen.

Harenberg: *Historia Gandershemensis*. P. 1634.

**) Diese Kette scheint den Zweck gehabt zu haben, die Christen einzuschließen und dadurch zu fangen. Sie soll, durch Vermittelung mehrerer Flöße über dem Wasser ausgespannt, von den Christen, deren Schiffe mit vollen Segeln gegen sie losbrachen, gesprengt sein. Es wird erzählt, daß die durch dieses glücklich ausgefallene Unternehmen siegreichen Christen die Kette in viele Theile zerlegt und solche an die Officiere vertheilt haben. Ein aus Rüden gebürtiger Schiffs-Capitain verschenkte darauf den erhaltenen Theil an die Gandersheimische Stiftskirche. Leuckfeld, Gandersheim. Chronik S. 60.

***) Schon unter'm 21. Dec. 1568 hatte Herzog Julius in einem Schreiben an die Aebtissin Magdalena, den Prediger Hamelmann zu Lemgow, welchen er berufen, als einen guten Schulmann dargestellt. Er ersucht Magdalenen um ein vacantes Ca-

Die Zustände des Stiftes sind bis zu seiner Aufhebung, in kurzer Fassung, folgende gewesen: Die Aebtissin wurde aus braunschweigischem Fürstenstamme, oder, falls keine Prinzessin aus demselben vorhanden oder zu der Würde geneigt war, nach dem Vorschlage des regierenden Herzogs, aus einem reichsfürstlichen Geschlechte gewählt. Ihr Wappen war ein schwarz-goldener Schild mit einem Fürstenhut; ihr Amtsschmuck ein goldenes, schwarz-emaillirtes Ordenskreuz. Vom Kaiser selbst empfing sie die Lehen über die Stiftsregalien, und auf dem Reichstage zu Regensburg hielt sie ihren eigenen Gesandten. Ihre Einkünfte aus der vom Stifte abhängigen Elus, aus Brunshausen, selbst aus Thüringen, Preußen und vielen anderweitigen Lehnsgütern waren beträchtlich. Das Capitäl bestand aus den Canonissinnen, Chorherren und Vicarien. Die ersten mußten sechzehn Ahnen nachweisen, wählten aus ihrer Mitte eine Dechantin, welche außer eigener Wohnung mehrer Einkünfte voraus hatte, und sogar die vom Herzoge vorgeschlagene Aebtissin. Eine Pröbstin wird in der protestantischen Periode nicht mehr erwähnt. Die Chorherren oder Canonici waren in der ersten Zeit noch landtagsfähige Prälaten; ihre Zahl wurde 1665 auf acht Personen beschränkt, die aber nur zur Hälfte im Stifte Wohnung und Gehalt (5—700 Thaler) genossen. Mit dem Vicariat wurden die Stiftsgeistlichen, außer dem ersten Prediger, der eine besondere Präbende besaß, dotirt. Die abtheiliche Verwaltung besorgte ein Abteirath, welcher in einer Curie des Stiftes seine Wohnung hatte. Er vollzog, der Fürstin-Aebtissin zur Seite stehend, im Audienssaale, in welchem sie thronte, die ihr zustehende Beilehnung des Capitels und selbst der preussischen Gesandten, in ihrem Namen.

In neuerer Zeit gerieth das Stift in immer größere Abhängigkeit von der Braunschweigischen Behörde und verlor ein Vorrecht nach dem andern, bis es nach seiner Aufhebung im J. 1803 völlig Eigenthum der Landesregierung wurde. Die letzte Aebtissin war Auguste Dorothea, eine Tochter Carl's I. von Braunschweig, geboren am 2. October 1749. Von hoher Bildung und wahrer Herzensgüte, war sie ihrem edeln Bruder, dem Herzoge Carl Wilhelm Ferdinand, so theuer und unentbehrlich, daß sie, um seinen Wünschen nachzukommen, gegen die Statuten des Stiftes, nicht zu Gandersheim, sondern am Braunschweigischen Fürstenhofe residirte. Ihr ähnlich an inniger, wohlthuernder Liebe war die letzte Stifts-Dechantin, eine Prinzessin von Coburg. Des jetzigen Abteirathes, des würdigen Herrn von Grone, Vorgänger war bis zum Jahre 1801 der berühmte Herr Geheimrath Friedrich Karl von Strombeck, der unter günstigeren Zeitverhältnissen mit seiner weisen, der Fürstin-Aebtissin treu ergebenen Thätigkeit ohne Zweifel dem Stifte bedeutenderen und nachhaltigern Segen geschafft haben würde, als unter den damaligen Um-

nonicat für ihn, „einen frommen, gottesfürchtigen, gelehrten Mann, der nicht allein bei der Kirche, sondern auch der Schule, so vermittelst göttlicher Hülfe daselbst förderlichst angerichtet werden soll, viel Guts und großen Nutz schaffen kann, auch dazu gutwillig und unverdrossen sein wird.“

ständen möglich war. Er, dem wir einige unserer letzten Bemerkungen verdanken, möge uns im Folgenden eine kurze Schilderung des geselligen Lebens, wie es kurz vor Aufhebung des Stiftes in demselben herrschte, mit seinen eigenen Worten mittheilen: „Bei den Damen herrschte ein alterthümlicher Hofton. Man konnte sich in die Zeiten Herzog Anton Ulrich's zurückversetzen. Die Soirées, zu denen die Honoratioren Gandersheim's, vorzüglich die Stiftsherren, nach der Reihe geladen wurden, hatten ihren Anfang um zwei Uhr Nachmittags und begannen mit einem ganz vortrefflichen und reichlichen Kaffee, zu welchem äußerst solides Backwerk umhergereicht ward. Die Gespräche, welche mit der größten Reverenz gegen die Durchlauchtigen und Erlauchten Damen geführt wurden, drehten sich in dem Cirkel der Stiftsereignisse, der Gandersheimischen Stadtvorfälle und auch wohl, wenn man sich etwas höher, als gewöhnlich verstieg, der Zeitungs-Politik. Gegen vier Uhr setzte sich die Gesellschaft zum Spiel, wobei süße Weine herumgegeben wurden. Zuletzt erschien der Thee, der wiederum keineswegs ohne substantiellere Begleitung war. Unglücklicher Weise habe ich nun niemals ein Kartenspiel begreifen können oder wollen, da ging denn die herablassende Güte der illustren Damen so weit, daß mir zu Ehren ein Würfelspiel an die Tagesordnung kam, welches den Namen Campana e martello führte, und das vom Rheine her von einer der Gräfinnen in Gandersheim eingebürgert war. Man kann sich denken, was ich bei diesen Zusammenkünften ausstand, ohne doch das Geringste von meiner Langenweile mir merken lassen zu dürfen.... Eine solche Lebensweise wurde zweimal im Jahre unterbrochen, nämlich im Frühjahr und im Herbst, wenn die Fürstin-Abtissin (Auguste Dorothea), die zu Braunschweig mit ihrer Mutter, der verwitweten Herzogin Philippine Charlotte, einen gemeinschaftlichen Hofstaat hatte, nach Gandersheim kam, um dort einige Wochen Residenz zu halten. Dann nahm das Ganze das Ansehn eines bedeutenden fürstlichen Hofes an. Fremde aus der Nachbarschaft machten der Fürstin ihre Aufwartung und wurden zur Tafel gezogen; die unermesslichen Gänge der alten Abtei hallten zurück von ankommenden Fremden und umherlaufenden Dienern, man glaubte an das Hoflager eines regierenden Fürsten versetzt zu sein“ — *).

Schloß Dannenberg.

Bereits im zehnten Jahrhundert erhob sich an der Zehe von Tannen umschattet die nach diesen benannte Beste Dannenberg, der Ausgangspunkt für die

*) von Strombeck. Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Braunschw. Theil I. S. 152 ff.

Stadt gleiches Namens, welche noch jetzt in ihrem Wappen eine Tanne zwischen zwei Löwen bewahrt. Durch König Waldemar II. von Dänemark erhielt die Burg ihre erste geschichtliche Merkwürdigkeit. Graf Heinrich von Schwerin hatte während seiner Abwesenheit im heiligen Lande jenem Fürsten Weib und Kind zur freundlichen Hut vertrauet, fand sich aber bei seiner Rückkehr schmachvoll getäuscht; denn Waldemar hatte die Gräfin treulos entehrt. Durch List erhielt ihn der Gefränkte in seine Gewalt und sperrte ihn rachedurstig in einen Thurm der Beste Dannenberg, in welchem er von 1223—1225 Zeit hatte, seine Treulosigkeit in Ketten zu bereuen. Das sechs Fuß tiefe Königssloch im Amtsthurme erinnert noch jetzt an den Gefangenen, und einige verwitterte Buchstaben in der Mauerwand soll, der Sage nach, Waldemar in seiner langen Weile gefrizelt haben. Noch in demselben Jahrhundert begegnen uns die mächtigen Grafen von Dannenberg, als deren letzter um 1303 Nicolaus erscheint. Otto der Strenge, Herzog von Lüneburg, schloß mit ihm einen Vertrag, nach welchem jener gegen Auszahlung eines Jahrgehaltes von 40 Mark löthigen Silbers die Grafschaft Danneberg nach Nicolaus' Tode überkommen sollte. Letzterer erfolgte im J. 1312, und somit trat der Vertrag in Kraft. Während der Lüneburgischen Händel unter Magnus mit der Kette (s. Heft 10) übte die Besatzung auf der Burg allerlei widerrechtliche Gewalt. Die umliegenden Städte, besonders Lüneburg und Hamburg, waren bald ihres Eigenthumes nicht mehr sicher und wandten sich mit dringender Beschwerde an Kaiser Carl IV., welcher dem Herzoge Albrecht von Sachsen auftrug, die Unbilden mit Gewalt zu ahnden. Der kaiserliche Wille wurde durch die Zerstörung des Schlosses im J. 1376 kräftig erfüllt. Durch die Lüneburgische Erbtheilung im J. 1569 fiel das Amt Dannenberg sammt dem wieder erstandenen Schlosse an den Begründer der Dannenbergischen Linie, Herzog Heinrich, der glücklich und zufrieden mit seiner Gemahlin Ursula bis an seinen im J. 1598 erfolgten Tod in bescheidener Stille auf der Burg lebte. Hier wurden ihm die Prinzen Ernst Julius und August geboren, von denen jener die väterliche Residenz beibehielt, während dieser nach langen Studien und Reisen auf dem Schlosse zu Hildesheim sich niederließ, wo er eine Sammlung von 80,000 Bänden aufstellte, welche der Stamm für die im J. 1645 von ihm in Wolfenbüttel begründete Bibliothek geworden sind. Nach Ernst Julius' Tode (1636) fielen die Dannenbergischen Besitzungen an August, der über seiner Vorliebe für Hildesheim Dannenberg so wenig vernachlässigte, daß er nicht nur den Schloßplatz erweitern, sondern auch das Schloß selbst ausbauen und verschönern, ins Besondere eine große Wendeltreppe in demselben anlegen ließ. Sein Sohn, Rudolph August, trat nach Eroberung der Stadt Braunschweig die Dannenbergischen Güter an die Cellische Linie zur Entschädigung ab (1671). Seit jener Zeit war das Schloß der Sitz des ersten Beamten.

Auf unserer Abbildung erscheint im Mittelpunkte das Schloß mit gerundetem, spitzem Thurme, umgeben von einem freien Plage, mit dem uralten Thurme, in welchem Waldemar gefangen saß. Dem Schlosse zur Rechten zeigt sich

gegen den äußersten Rand der Abbildung das Masse-Thor; zur Linken sieht man die Stadtkirche und das Rathhaus. Den Vordergrund füllen weiter Wiesengrund und die schiffbare Jeze.

Die Gleichen bei Göttingen.

Südostwärts von Göttingen jenseits des vielbesuchten, durch lachende, auf nackten Felsen kunstreich angelegte, Gärten berühmten Dorfes Reinhausen, erhebt sich ein ziemlich steiler Berg mit den grauen Trümmern zweier Schlösser, die Gleichen genannt. Die eine derselben, Alten-Gleichen *), tritt, von hohen Buchen und Ulmen verhüllt, weniger imposant hervor. Kaum gewährt sie noch einen Schatten des alten Glanzes, zumal, da mit dem Beginn dieses Jahrhunderts durch den Einsturz eines hohen Thurmes ihr Totaleindruck völlig umgewandelt ist. Die gegenüberliegende Ruine von Neuen-Gleichen hat einen freieren Standpunkt und ebendaher, trotz ihres nicht minder zerfallenen Gemäuers, eine größere Herrschaft über die Umgebung. Die Aussicht von hier aus ist weit und mannichfaltig; aber es sind nicht allein die Bilder von Einzelheiten, welche dem betrachtenden Auge in den Städten Göttingen, Heiligenstadt, Scharzfeld, in dem über Alten-Gleichen hinaus sichtbaren Hanstein und nördlich in den blauen Harzbergen erfreulich sich zeigen, sondern das Ganze der wie ein bunter Teppich rund umher gebreiteten Natur bietet mit harmonischem Farbensglanze mehr, als alles Andere, eine wohlthuende Augenweide dar. Es sind daher diese Trümmer von jeher ein Lieblingsaufenthaltort der Göttinger Studenten gewesen, zumal, da durch die Nähe von Reinhausen zwei Lustpartien sich mit einander verbinden lassen.

Der Name Gleichen (Lychen) stammt nicht von einem so benannten Geschlechte **) her, sondern ist in dem Verhältnisse der beiden Schlösser zu einander begründet; die beiden Gleichen sind zwei gleiche Schlösser. Es ist demnach unwahr, daß zwei sächsische Grafen jenes Namens sie erbaut, die nach Abtretung ihrer Güter an Heinrich von Uslar nach Thüringen gezogen sein und sich daselbst eine neue Burg errichtet haben sollen. Geschichtlich gewiß ist, daß die beiden Gleichen im elften Jahrhundert Eigenthum des Grafen Elle von Reinhausen waren, dessen vier Kinder, Konrad, Heinrich, Hermann und Mathilde, im J. 1090, die ererbten Güter zur Gründung eines dem heiligen Christoph geweihten Stiftes in Reinhausen verwendeten. Mathilde's Sohn, Hermann, verwandelte bereits im Jahr 1111 die Stiftung in ein

*) Unserer Abbildung nach zur rechten Hand gelegen.

**) S. Wolf (in der Geschichte des Eichsfeldes), welcher die älteste Geschichte der Gleichen zuerst aufgestellt und urkundlich begründet hat.

Kloster, zu dessen erstem Abte er den bisherigen Mönch Reinhard ernannte. Die Schirmvogtei über das Kloster sollte jedesmal der Älteste aus der Familie der Grafen von Winzenburg ausüben. Als indessen dieses Geschlecht unlanges darauf ausgestorben war, wurde das Schirmrecht auf Ritter Degenhard von Bodenhausen übertragen. Dieser war nicht im Stande, das Kloster gegen die Gewalt mannichfacher Eingriffe in dessen Rechte und Güter zu schützen. Gewiß ist, daß das Kloster auf alle Weise ausgezogen, betrogen und beraubt wurde. In's Besondere that sich unter den Raufbolden, welche dasselbe bedrängten, ein fahrender Ritter, Bruno, hervor, der, nachdem er die beiden Schlösser eingenommen und sich in dem am Fuße des Berges gelegenen Dorfe Gelligehausen niedergelassen hatte, den Namen Bruno von Gelligehausen sich anmaachte.

Um das Jahr 1206 erscheinen die Gleichen als freies, völlig unabhängiges Besizthum derer von Uslar, — ein Geschlecht, das in den ältesten Zeiten am Sollinge, vorzüglich zu Uslar, saß, bereits im J. 1141 urkundlich erwähnt wird und in den blühendsten Zeiten 4—500 Vasallen zu Lehen hatte *). Zwei Grafen von Uslar, Ludwig und Dietrich, begründeten durch Erbtheilung die beiden Linien von Alten- und Neuen-Gleichen. Im Anfange des 13ten Jahrhunderts war Neu-Gleichen im Besitze der Grafen Hanns und Ernst; jener hatte zwei Söhne mit denselben Namen, dieser blieb unverheirathet. Die Söhne stritten im Geleite Otto's des Quaden gegen den Landgrafen von Hessen und fielen im Kampfe. Da verkauften die alten Herren, des ritterlichen Lebens müde, ihre Güter an Landgrafen Ludwig den Friedfertigen von Hessen, im J. 1451, gründeten 1460 ein Hospital neben dem Chorherrenstifte zu Reinhausen, dotirten es mit dem durch Verkauf ihrer Burgen und Grundstücke erhaltenen Gelde reichlich und ließen sich selbst in das Kloster aufnehmen **).

Bald nach diesen Begebenheiten finden wir die Burg Neuen-Gleichen als Pfand in den Händen eines Herrn von Bodenhausen. Zwischen ihm und denen von Alten-Gleichen entstanden ärgerliche Gränzstreitigkeiten, zu deren Entscheidung die hessische und braunschweigische Regierung — bei welcher letzteren Alten-Gleichen seit Kurzem zu Lehen ging — aufgerufen wurden, worauf die Scheide beider Gebiete genaue Bestimmung erhielt.

Die Herren von Bodenhausen zogen sich in der Folge von der Burg Neuen-Gleichen zurück und ließen sich im Thale nieder, wo sie das Vorwerk Bettmarshof erbaueten. Alten-Gleichen war noch 1555 von der Familie von Uslar bewohnt, die sich jedoch bald darauf in der ebenen Umgegend ansiedelte. Zwei Glieder derselben, Ludolph und Melchior, von denen die noch jetzt lebenden Herren von Uslar abstammen, begründeten die ältere, oder Ludolph-

*) Specht (im Geschlechtsregister der Familie von Uslar) suchte im J. 1636 mit unerhörter Schmeichelei den Stammbaum der Familie von Uslar auf einen angesehenen Römer zurückzuführen! .

**) Hannoversches Magazin, vom 16. August 1816 (St. 66).

sche, und die jüngere, oder Melchior'sche, Linie. Seit d. J. 1825 führt das Geschlecht derer von Uslar, welches fortwährend im Besitze von Alten-Gleichen ist, den Beinamen „Gleichen.“ Neu-Gleichen steht noch jetzt unter hessischer, Alten-Gleichen aber unter braunschweigischer Hoheit.

Die Baumannshöhle.

In der ersten Hälfte *) des 17ten Jahrhunderts stieg ein Bergmann, Namens Baumann, um Erz zu suchen, in eine Vertiefung, welche in einer Berg-höhe bei Rübeland, ziemlich verhüllt von Tannengebüsch, seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Er fand nicht, was er gesucht, und trat unbefriedigt den Rückweg an; hiebei aber war er so unglücklich, sich immer mehr zu verirren, das Grubenlicht erlosch, und in öder Grabesnacht tappte er unter furchtbarer Angst fast bewusstlos umher. Schon hatte er an seiner Rettung verzweifelt; da dämmerte ihm in der Ferne ein schwacher Schimmer auf und wurde ihm Wegweiser aus der quaalvollen Einsamkeit. Aber nur wenige Augenblicke genoß er das freundliche Tageslicht; kaum hatte er die Wunder der unterirdischen Welt verkündet, als er in Folge ungeheurer Ermattung in einen Schlummer sank, aus dem er nicht wieder erwachte. Von ihm führt die Höhle noch heute den Namen.

Baumann ist nicht der Einzige gewesen, der diese Höhle gesehen, ehe sie allgemein bekannt war; denn bei näherer Untersuchung fand man in derselben mehrere Todtengebeine von Menschen, die ohne Zweifel das befriedigte Verlangen nach verborgenen Dingen mit dem Leben bezahlten.

Der Volksglaube erzeugte bald allerlei Phantasiegebilde von dem Innern der wunderbaren Höhle. Merian erzählt um 1654 von ihr Folgendes: „Es ist kein Mensch, der da sagen könnte, daß er dieser grausamen, unzähligen Höhlen ein Ende wüßte oder gefunden hätte, wiewohl ihrer Viele gewesen, welche sich etliche Tage darin aufgehalten und mit mehreren demonstrationibus dargethan, daß sie unter der Erden fast in die Gegend der Kaiserl. freyen Reichsstadt Goslar gekommen, welche vier großer Teutscher Meilen vom Eingang dieser Höhlen ist. Etliche, die gar weit hineingekommen, berichten, daß sie von ferne ein sehr großes Wasser brausen gehört, als wenn ein starker Fluß von einem hohen Felsen sich herabstürzt. Viele wollen zwar auch fürgeben, als ob sie durch unterschiedliche Gespenster lange darinnen umgetrieben, und endlich starke, eiserne, verschlossene Risten unglaublicher Größe darin ange-

*) Schon in Merian's Topographie, um 1654, erscheint der Name Baumannshöhle als eine durchaus geläufige Benennung.

troffen, welche von greulichen Hunden verwahret wurden, welches Alles man aber auf seiner Würden- und Unwürden, weil es illusiones des bösen Feindes sein können, beruhen läßt. Dieses ist gewiß und glaubhafte Leute bezeugen, daß ungefähr für 65 Jahren ein junger starker Viehhirte aus dem Harze sich allein hinein gewaget, und, weil er sich verirret und ihm die Lichter darüber verloschen, ganzer acht Tage darinnen mit großer Angst und Schrecken zugebracht, bis er endlich durch Gottes sonderbare augenscheinliche Schickung herausgekommen und noch eine gute Zeit gelebet. Es ist aber derselbe in solcher Zeit ganz eiszgrau und von Gespenstern über alle Maßen gängstet worden, zumal er von etlichen ergriffen, als ein Dieb angeklaget und zum Galgen verdammet, geführt und ihm der Strick um den Hals gethan worden, wann er von demselbigen kaum erledigt, ist er einer anderen Partei in die Hände gerathen, von denen er als ein Mörder zum Tode verdammet und also fort von vielen anderen, auf viele andere Manier, aufs Aeußerste geplaget und gängstigt worden.“

Der Eingang in die Höhle wird durch eine starke Gitterthür verwahrt, welche Herzog Ludwig Rudolph zur Verhinderung fernerer Verirrungen anlegen ließ. Im Innern wogen beständig dichte Nebel; die schwarzen Wände sind überall mit Kalksinter überzogen; ohne Unterlaß fallen Tropfen herab und bilden wunderbare Gestalten. Die ganze, 758 Fuß lange, Höhle besteht aus sechs Abtheilungen. In der ersten findet sich ein Brunnen mit klarem Wasser, das den Blasenstein heilen und sich in einem verschlossenen Glase ein Jahr lang halten soll; außerdem eine betende Nonne, der Weibkessel, der Frauensrock und andere Stalaktiten. Die Tropsteingebilde der zweiten Höhle sind: der Mönch, die kleine Orgel und das kleine Schloß; die der dritten: die große Orgel, das große Schloß, der Taufstein, der Leichenstein, der Todtenkopf und die Menschenhand. Der vornehmste Stalaktit der vierten Höhle ist die acht Fuß hohe klingende Säule, welche beim Anschlagen einen hellen Klang von sich giebt; neben ihr sind die Hirschfängerscheiden, die Pauken, die Sirene, das Rälbergefroße, die Pistolenhalstern, die Altarlichte und die Pferdeohren zu merken. Die fünfte Höhle enthält den Delberg, den Backofen, die Stadt, die Kanzel, das Positiv, die Eule und zwei Thürme. Der sechsten Höhle fehlt es an überraschenden Stalaktitenbildungen gänzlich.

Dem betrachtenden Auge erscheint die Höhle als ein wunderbares Stück der Vorwelt. Geschieden und Nichts ahnend von der sonnigen Oberwelt setzt die Natur ihren schaffenden Proceß selbstständig wie in der Urzeit fort, deren Creaturen beim Anbruche des neuen Weltmorgens gerade hier ein befriedigendes Asyl gefunden haben müssen; wie man denn nicht nur Zähne von ungeheurer Größe, sondern auch ganze, mit Stalaktit überzogene, Riesenthiere und selbst ein Menschenskelett von colossalem, nie gesehenem, Bau in der Höhle gefunden hat.

Die Schlacht bei Wilsen.

Herzog Magnus Torquatus, dessen unglückliche Fehde mit den Lüneburgern wir bereits kennen, hinterließ vier Söhne: Friedrich, Bernhard, Heinrich und Otto, welche sich im J. 1373 mit den Sachsen dergestalt verglichen, daß Albrecht und sein Oheim Wenceslaus vor der Hand zwar den Lüneburgischen Thron besteigen, nach ihrem Tode aber die Braunschweiger folgen sollten und für alle Zeiten die Erbfolge überhaupt zwischen diesen und den Sachsen wechselte. Willig gab der mit solcher Uebereinkunft einverständene Rath zu Lüneburg gegen Erlegung von 20,000 Mark die gefangenen Ritter frei, und die Verheirathung Catharina's, der Wittve von Magnus Torquatus, mit Wenceslaus, so wie die von Friedrich und Bernhard mit den Töchtern desselben, schien der Vereinigung nicht ungünstig zu sein. Auch daß Otto den geistlichen Stand erwählte und Albrecht bei der Erstürmung des Raubschlosses Ricklingen seinen Tod fand, trug nicht wenig zur Vereinfachung der politischen Verhältnisse bei. Aber Heinrich, Herzog Magnus dritter Sohn, der bisher auf dem Wittwenstuhle seiner Mutter zu Celle gewohnt, trat jetzt mit seinen Ansprüchen hervor und störte dadurch den kaum begründeten Frieden. Lüneburg weigerte sich, den verlangten Theil des väterlichen Erbes herauszugeben, und als er in seinen ungestümen Forderungen nicht nachließ, belagerte Wenceslaus Celle; doch raffte ihn mitten in seinem Werke der Tod hin. Jetzt waren die Lüneburger ohne Oberhaupt; doch der Muth sank ihnen nicht, und wäre die fortwährend belagerte Catharina weniger standhaft gewesen, so würde die Stadt bald eine Beute der zahlreichen Ritter geworden sein, welche die Kräfte der Lüneburger verstärkten. Catharina aber war in der Hoffnung auf die Hilfe, welche nur durch Friedrich*), an welchen sie ihren Heinrich gesandt, kommen konnte, nicht zu bewegen, die Stadt zu übergeben; und ihre Hoffnung wurde nicht zu Schanden. Heinrich kehrte mit der erfreulichen Kunde heim, daß die Braunschweiger dem Bruder Schutz und Treue bis in den Tod zugesagt, und bald naheten jene, gut bewaffnet mit Lanzen und Büchsen, auf achthundert Wagen treulich der Stadt. Hermann von Bechelde, ein tapferer und umsichtiger Bürgermeister von Braunschweig, stand an der Spitze der mächtigen Verbindung, die unter dem Namen „Lilienvente“**) im J. 1384 unter den Braunschweigischen Patriciern sich gebildet hatte und, wie schon früher, so auch in dieser bedrängten Katastrophe, dem Fürsten hilfreich, zur Seite stand. Die Lüneburger hatten kaum ihre Ankunft vernommen, als

*) Bernhard war 1383 von Hans von Schwibeld und Curd von Steinberg gefangen und saß noch auf der Poppenburg im Gewahrsam.

**) Der Name von Vent d. i. Verein (Convent) und Lilie, welche einen Theil ihres Wappens ausmachte.

sie die Belagerung von Celle aufhoben und sich bei Winsen an der Aller lagerten. Kühn zogen am Morgen nach dem Frohnleichnamsfeste 1388 die Braunschweiger ihnen nach. Sobald Solches den Lüneburgern kund wurde, entsant vielen unter ihnen der Muth, und der Vorschlag, das gegenüberliegende Ufer der Aller einzunehmen, um nach Abbrechung der Brücke der Schlacht zu entgehen, wurde mit fast allgemeinem Beifall aufgenommen. Da aber rief Otto von Hoya kampfesmuthig aus: Marter Gottes! so sollte die Bärenklaue jetzt fliehen? und Niemand wagte mehr, seine Feigheit zur Schau zu tragen, vielmehr gelobten nunmehr Alle, Leib und Leben auf's Spiel zu setzen; man blieb auf dem diesseitigen Allerer, die Brücke wurde, alle Aussicht auf Flucht abzuschneiden, zertrümmert und ein furchtbarer Kampf entbrannte zum Unheile der Lüneburger. Otto, der Bischof zu Minden, die Grafen Otto von Schaumburg, Bussso von Regenstein, Otto von Hoya geriethen in Haft; der Lüneburger Bürgermeister Dietrich Springinsgut eilte zur schmählischen Flucht und entkam; Andere stürzten im Fluchtgewühle in die Aller. Hermann von Bechelde erhielt mit Hans von Schwicheld und Curd von Steinberg zum Lohne kühnen Muthes auf dem Schlachtfelde den Ritterschlag. Die letzteren Beiden gaben gegen 8000 Gulden den gefangenen Bernhard frei. Die Lüneburger hatten in der Schlacht über hundert Bürger durch den Tod und 350 durch Gefangenschaft verloren; zum fernern Widerstande war ihre Kraft zu schwach, und so mußten sie sich die unter'm 15. Juli zu Uelzen abgeschlossene Sühne gefallen lassen, nach welcher die Landesregierung erst nach dem Erlöschen des braunschweigischen Hauses auf die sächsischen Fürsten übergehen sollte; jedoch schwuren ihnen die Braunschweiger den feierlichen Eid, Lüneburgs Rechte heilig zu halten, wie die eigenen.

Ablafßtram zu Königsutter *).

Seit 1504 predigte Johann Tegel, im Auftrage des Papstes, dem er sich durch seine außerordentliche Beredsamkeit empfohlen, den Ablafß. Seine theologische Doctorwürde, das Amt eines Kegermeisters und päpstlichen Nuntius imponirten selbst den Gebildeteren, und es war nicht allein das gemeine Volk, das dem Ankommenden jubelnd entgegeneilte, sondern selbst hohe Geistliche und Rathmänner empfingen ihn mit ausgezeichnete Achtung. Nur hie und da erfuhr er Geringschätzung, wie in Innsbruck und bei Leipzig. Dort wollte man ihn wegen seiner schlechten Sitten in's Wasser werfen, und er mußte froh sein, auf Friedrich des Weisen Fürbitte, mit Gefängnißstrafe davon zu

*) Vgl. Niemeyer, in Wirt's Amtsbrüderlichen Mittheilungen. Jahrg. 1833. No. 1. 2.

kommen. Bei Leipzig ereignete sich die bekannte Geschichte mit dem Herrn von Haaken auf Stilpen bei Züterbock, der ihn, nach empfangenem Ablass für eine künftige Sünde, seines Geldkastens beraubte und jämmerlich zurichtete. Mit beispielloser Frechheit erklärte Tegel seinen Ablass sogar für kräftig genug, die Sünde Dessen zu tilgen, der die Mutter Gottes entehrt habe; sein rothes Kreuz mit dem päpstlichen Wappen sei mächtig, wie das Kreuz Christi, und sein Ablass habe mehr Seelen erlöst, als Petrus mit seinem Evangelium. Von der üblichen Geldtare seines Ablassframes haben wir folgende Liste:

Bielweiberei 6 Ducaten;
 Todtschlag 1 Ducaten 6 rhein. Gulden;
 Vater- und Brudermord 7 Ducaten, 6 Gulden;
 Zauberei 2 Ducaten;
 Raub, Diebstahl und Meineid 9 Ducaten, 6 Gulden;
 Erlösung einer Seele aus dem Fegfeuer 20 Kreuzer.

Zur Beleuchtung seiner Gesinnung, deren Hauptzüge Habsucht, Unverschämtheit und gemeine List sind, mögen folgende Erzählungen dienen.

In Zwickau kehrte Tegel bei einem niederen Geistlichen ein, der seinen gefräßigen Gast aus Geldmangel nicht befriedigen konnte. Tegel sah sofort im Kalender nach, ob nicht der folgende Tag etwa einem Heiligen geweiht sei und sich somit zur Ablasspredigt eigene. Leider verkündete der Kalender den Juvenalis-Tag. Das machte ihn indessen nur auf Augenblicke verlegen; bald wußte er Rath und ließ mit allen Glocken läuten. Die Kirche füllte sich, Tegel bestieg die Kanzel, beredete die Leute, daß Juvenalis ein Heiliger sei und forderte sie auf, ihm zu opfern. Als alle ihre Gaben dargebracht, legte er zum Scheine einen eigenen Beitrag auf den Altar, nahm das gesammelte Geld und begab sich in das Haus seines Wirthes, mit dem er nun auf Kosten der be-
 thörten Menge zu prassen begann.

Als dem Ablassträger einst eine Feder, die der Teufel dem Erzengel Michael im Streite ausgerissen haben sollte, aus dem Kasten entwandt und eine Kohle an deren Stelle gelegt war, rettete ihn seine List aus der Verlegenheit. Schon hatte er sich weitläufig über die Herrlichkeit Michael's und die wunderbare Wirksamkeit seiner Feder verbreitet, als er sich anschaute, letztere vorzuzeigen, aber statt ihrer die Kohle fand. Doch auch dieser Umstand verwirrte den Frechen nicht. Er habe, erklärte er, den un rechten Kasten ergriffen, der aber zum Glück eine nicht weniger merkwürdige Reliquie, eine Kohle vom Brandfeuer des auf der Roste gebratenen, heiligen Laurentius, enthielte.

Es mag indessen nicht verschwiegen werden, daß auch einzelne Züge von Freigebigkeit in seiner Lebensgeschichte vorkommen. Als er aus Zwickau ziehen wollte, baten ihn die Geistlichen um eine Gabe, Tegel erklärte, sein Ablassgeld sei zwar schon gepackt; dennoch wolle er sorgen. Durch Geläut versammelte er am andern Morgen die Gemeinde und erzählte auf der Kanzel, wie er in der letzten Nacht eine arme Sünderseele habe wehklagen und sehnüchlich nach der Seligkeit seufzen gehört. Dieses habe ihn bewogen, noch da zu bleiben,

um zur Erlösung der armen Seele eine Messe zu lesen. Die Gemeinde möge jetzt opfern; er werde Desgleichen thun. Es kam auf diesem Wege eine nicht unbeträchtliche Summe zusammen, welche Tegel den Pfaffen schenkte.

Noch uneigennütziger, als hier, wo seine Freigebigkeit ja nicht auf seine eigene Rechnung kommt, erscheint Tegel in seinem Verfahren gegen unser vaterländisches Stift zu Königslutter. Dieses war einst von Papst Innocenz II., welchen Kaiser Lothar im J. 1136 auf seinem Stuhle befestigt, mit zahlreichen Reliquien und einem besonders kräftigen Ablass *) beschenkt, der an Diejenigen ausgetheilt werden sollte, welche am Tage St. Petri und Pauli, der Schutzpatronin des Stiftes, im Kloster beichteten und die Reliquien ehrten. Durch diesen Umstand wurde Königslutter bald weit und breit berühmt; zahlreiche Pilgrime strömten herbei, um durch die Reliquien leiblich, durch den Ablass geistig geheilt zu werden, und Kloster wie Stadt wurden wohlhabend. Besonders groß war die Zahl der Wallfahrer, wenn diese über Königslutter zum großen Ablassfeste in Aachen die sogenannte „Akenfahrt“ hielten, welches alle sieben Jahre geschah. Auf den 29. Juni des verhängnißvollen Jahres 1517 hatte sich das Stift schon lange gefreuet; denn auf diesen Tag fiel das lutherische Ablassfest mit der Akenfahrt zusammen. Schon waren großartige Zurüstungen zum Empfange der freigebigen Gäste gemacht und das baufällige **) mit achtzig Brüdern besetzte, Kloster überdies mehrfach mit schweren Ausgaben belastet gewesen. Da wurde plötzlich die einzige Hoffnung auf die Akenfahrt und ihren Ertrag durch ein Schreiben von Tegel aus Magdeburg zerstört, welches der bevorstehende Ablasshandel bei Strafe des Bannes untersagte. Abt Johann zu Königslutter wurde von furchtbarem Schrecken ergriffen; und in der That, es war gegen den Befehl auf dem Wege des Rechts Nichts auszurichten, da Erzbischof Albrecht von Mainz, in dessen Diensten Tegel stand, den Ablass vom Papste in Generalpacht genommen hatte. Der Prior Heinrich Campis zu Magdeburg, welcher den Befehl in Tegel's Namen an Johann übersandte, hatte diesem indeffen durch einen Wink in dem ominösen Schreiben zu verstehen gegeben, daß auf dem Wege der Güte das Unheil vielleicht noch abzuwenden stehe, wofern er sich bittend an den Erzbischof oder an Tegel wende. Johann schöpfte hieraus einige Hoffnung, wandte sich jedoch zunächst mit der Bitte um Vermittelung an Herzog Heinrich den Jüngeren, welcher auch wirklich in folgen-

*) Merian's Topographie von Braunschweig S. 133: „In Welschland ließen die Sachen wohl ab, wie denn der Kaiser Rogerium, König von Sicilien, zurückgetrieben, ganz Italien diesseits und jenseits des Apennini bezwungen und Papst Innocentium II. in seinem Stuhle bestätigt. Für diese große Wohlthat hat der Papst, römischen Gebrauche nach, dem Kaiser zu großer Ehrgabe und dem neuen Stift Königslutter zum Besten unsäglich viel Ablass dahingegeben, nämlich so viel, als zu Rom in funfzehnhundert Kirchen groß und klein der Zeit jährlich ausgespendet worden, mitgetheilt und durch eine päpstliche Bulle bestätigt. Ueber das hat er auch dem Kaiser viel Heilighums verehret, welches mit überbracht und in's Kloster geliefert worden.“ u. s. w.

**) S. unten ein Schreiben Herzog Heinrich's an das Magdeburger Dom-Capitel.

dem, dem Magdeburger Capitel zugefertigten, Schreiben Alles aufbot, des Abtes Wünsche befriedigen zu helfen:

„Unssen Groth und günstigen Willen thovorn! Werdigen, Eddel und Erbarn Fründe und Leven besundern; uns langet an, dat de Erwerdigste in Gott, Durchlüchtige und Hochgeborne Fürst, H.E. Albrecht, Erzbischof tho Magdeburg und Ments, Primas des hilligen Römischen Richs in Germanien, Unser Lever Herr und Dhme, von wegen pewstlicher Hilligkeit einen Commissarium Predicker Ordens abgefertiget, de is by ju sy, Gnade und Aflat, tho Behelff des Gebürws S. Peters Kercken tho Rome, Christlicken Volke mede tho Delende; und dat desulvige Commissarius alle andere Gnade und Aflat, insonderheit de heimsöfinge, so einst kommende Petri und Pauli tho Königsutter in unnsem Fürstendom tho gescheende, verboden. Welcke Verboth uns und unssen, och süst frommer Lüde, de tho förderst gegen de Ackenfahrt tho Königsutter komen, nicht klein beschweret, od dem armen Kloster, dat vaste buvellig und in korten Jahren de reformacion *) angenommen, de se ihm sodan heimsöfinge nicht erholden mögen, tho groten schaden komen wolle, darmede dem Commissario in synem Bevele mit alle nichts behulpen, angesehen de tydt der Besöfinge darsylvest tho Königsutter so fort vor Dgen, dat nicht mögeliç, myth solchem Vorbode de Pellegrine tho warnen und desjenigen, so dar komen, desto weniger oder mehr tho St. Peters Kercken tho Rome nicht dohn werden. Darümme is unnse güttlich Bede und Beger, gy wöllen verfoigen, dath dem gemeinen Volcke mit affbrekinge des Aflats tho Königsutter nein erringe gernerdt. Wenn wy densylfften Commissarium **) syt tho befürderde wetten, des wille wy willig und geneigt syn, im darinne ummer düßer unser güttliche Bede willen gutwillig bewisen. Dat wille wy in allem zu den ihr erkennen genceiget syn und verschuldende. Datum Syde, am Tage Corporis Christi, Anno Domini MDXVII.

Außerdem sollte Graf Bottho zu Stollberg, Albrecht's Hofmeister, zur Aufhebung des Ablassverbotes mitwirken, zu welchem Zwecke Johann an jenen in höchst kläglichem Tone ein Bittschreiben sandte, welches folgende günstige Erwiderung erfuhr:

„Dem Erwerdigen Hrn. Johanni, Abte tho Königsutter, unnsen leven Fründen und günstigen Herrn.“

„Unsse fründliche Dienste thovorn. Erwerdige leve Fründ und günstige Herr! Nachdem jr an das Capitel zu Magdeburg geschreiben, bittend, daran helffer zu sein, daß euer Ablass uff Petri und Pauli gehalten möge werden sonder Verhinderinge der Gnaden, de is vorhanden ist, haben wir dasselbige mit denn Bepstlichen Commissarien auch zu gute fleißig gered, demnach lest und bewilliget hat, daß euer Ablass, wie vormalß geschehen, uff bestiffte Zeit verkündigt und gehalten werde, inmassen jr aus seiner Schrift hirneben sehen werdet. Das wir eurch im besten also zu erkennen geben, darnach wissen zu rich-

*) Darunter ist hier eine Regulirung der Klosterzucht verstanden.

**) D. i. Erzbischof Albrecht, dessen Sub-Commissarius Tschel war.

ten. Dahn euch günstigen Willen und freundliche Dienste zu erzeigen sey wir geneigt. Datum Halle vff St. Moritzburg, Dinstags am Abend Joh. Baptistae. Anno MDXVII."

Tezels hierin gedachtes lateinisches Schreiben lautet in der Uebersetzung folgendermaassen:

Johann Tezel, Dominikaner, apostolischer General-Regerinquisitor, Subcommissarius.

Dem in Christo verehrlichen Vater, Herrn Johann, Abte des Klosters St. Petri und Pauli in Königsutter.

Heil, das der Herr Denen giebt, die ihn lieben! In Christo verehrlicher Vater, ich habe Eure Angelegenheit treulich mit den Herren Rätthen verhandelt, und es ist bestimmt, daß Ihr Euern Ablass ungehindert verkündigen könnt und zwar, ohne eine Entschädigung für unsere Kasse. Daher nehme ich hiemit den auf Euern Ablass von Magdeburg aus gelegten Beschlagnahme zurück, wobei Ihr Euch überzeugen möget, daß ich Eure Sache treu vertreten habe. Hiemit empfehle ich mich Eurer ehrwürdigen Paternität ergebenst, welche ich, wenn Gottes Güte will, in Kurzem vielleicht sehen werde. Aus der göttl. Moritzburg zu Halle, am 22. Juni 1517.

Wie nach Empfang dieses Briefes Abt und Klosterbrüder freier athmeten, wie sie mit den freigebigen Gastfreunden das mit der Akenfahrt zusammenfallende Fest zum großen Gewinn ihrer Casse wenige Tage darauf feierten und bald wieder sorglos dem faulen Klosterleben sich überließen, ist unnöthig zu erzählen; auch läßt sich ohne nähere Schilderung denken, wie furchtbar der Gefang der Wittenbergischen Nachtigall wenige Monate darauf den träge Schlummernden in die Ohren klang, und wie traurig der Abt im Jahre 1542, unfähig, mit heiseren Mönchsstimmen den hellen Nachtigallenklang aus tausend reinen Kehlen zu überschreien, die alte Herrlichkeit mit einem Jahrgehalte von 600 Gulden vertauschte!

Baterländische Anecdoten.

12.

Der Herzog Ferdinand von Braunschweig kam an einem Sonntage in Hamburg an, und stieg in dem Hause eines Banquiers ab, der aber nicht zu Hause war; man ging eben in die Kirche, der Herzog entschloß sich auch dahin zu gehen und ließ sich in den Stuhl seines Wirths führen, den noch einige Kaufleute zu benutzen hatten. Ein junger Kaufmannssohn, der erst kürzlich von Reisen gekommen war, trat nach ihm herein, und sah den Fremden, der in seinen Reisefleibern eben keine sonderliche Figur machte, ziemlich über die Ach-

seln an; der Klingebeutel ließ sich hören, der Herzog legte einen Gulden vor sich, der junge Mensch sah es für eine Ausforderung an und wollte einem in seinen Augen so geringen Nebenbuhler des Stolzes seine Macht zeigen; er zog einen Dukaten heraus und legte ihn, so wie jener den Gulden, vor sich; der Herzog, der nun seinen Mann kennen lernte, wollte ihn weiter probieren und legte auch einen Dukaten zu seinem Gulden; jener holte zum Troß noch einen hervor und so überstiegen sich beide, bis jeder zwölf Dukaten vor sich liegen hatte. Der Klingebeutel kam, der junge Herr, dem er zuerst präsentirt wurde, warf mit einer heldenmäßigen Großmuth seine zwölf Dukaten hinein, der Herzog aber, der klüger war, strich die zwölf Dukaten ein und gab nur den Gulden hin.

Der Klopfegeist zu Dibbesdorf.

Ungleich stärker und tiefer eingewurzelt als bei den Städten ist wohl der Aberglaube und der Hang, Ereignissen, zu deren Interpretation es dem Verstande augenblicklich an Hilfsquellen fehlt, den Mantel des Wunderbaren umzuhängen, bei den Landbewohnern.

Während es aber trotz der fortschreitenden Bildung der Lektorn nicht nur an einer großen Neigung zum kraßesten Aberglauben, Geister- und Gespensterglauben, Glauben an Sympathien und ähnlichen Unsinn, sondern auch an einer Verwirklichung desselben durch Kobolde, dämonisches Gesindel, Wunderkuren u. in den Köpfen dieser Leute nicht fehlt, so läuft auch bei den Städten oft die Phantasie mit dem gesunden Menschenverstande davon, und Beispiele, wo ein Schlaupopf Hunderte und Tausende von Gläubigen und sogenannten klugen Leuten, oder die es doch um jeden Preis gern sein wollten, eine feine Nase dreht und dann für sich ins Häuschen lacht, während es die Lektorn nicht an Gründen pro et contra fehlen lassen, fallen wohl in jeder großen Stadt vor, gerade weil hier der Thätigkeit solcher Schelme ein größerer Spielraum gegeben ist, und sie sich hier mit ungleich größerer Freiheit bewegen können.

Die ältern Braunschweiger erinnern sich wohl noch des Gespenstes in der Aegidienapothek, die jüngern des Klopfegeistes im Nebengebäude des Bevernschen Palais, geschweige mancher andern wunderbaren Historie, die kleinere Kreise in Marm gesetzt hat.

Um wieviel mehr mußten solche coups de main vor 80 und mehr Jahren auf die Einbildungskraft der Leute wirken, so daß ein solcher Vorfall nicht nur Stoff der Unterhaltung einer ganzen Stadt, sondern fast des ganzen Landes wurde, daß Fremde die Nachricht von dieser Merkwürdigkeit als etwas höchst Wunderbares mit in ihre Heimath nahmen, und es diesem Wunder nicht an zahlreichen Gläubigen fehlte.

Ein solcher Fall nahm wirklich im Spätherbste und Winter des Jahres 1767 die Gemüther der Braunschweiger in dem schon bezeichneten Maaßstabe in Besitz, und wollen wir hier einen Auszug aus einer im 40sten Stücke des Braunschweigischen Magazins vom Jahre 1811 enthaltenen Beschreibung desselben von Pastor J. G. E. Capelle folgen lassen, indem andere Hülfquellen wegen des: „Frau Justitia in Ehren!“ versiegt sind, und schon in dem angeführten Aufsatze Alles gesammelt ist, was darüber gesagt und geschrieben war:

Im Hause des längst verstorbenen Rothsassen Autor Kettelhut zu Ditzendorf, einem ehemals zum Amte Campen, gegenwärtig zum Amte Riddagshausen gehörenden und eine gute Stunde von Braunschweig entfernten Dorfe, vernahm man am zweiten December des oben angeführten Jahres Abends um sechs Uhr in der Wohnstube ein Klopfen, wie das Klopfen eines Hammers. Doch konnte man nicht deutlich unterscheiden, ob es oberhalb oder unterhalb des Bodens war, wiewohl es sich mehr in der Tiefe aufzuhalten schien. Der in der Mitte der erschreckten Familie sitzende Hausvater schrieb es dem Muthwillen eines losen Knechtes zu, der den Mädchen, welche bereits ihre Spinnngesellschaften angefangen hatten und rings um die Lampe in der benannten Wohnstube versammelt saßen, einen Schabernack spielen wollte. Er verließ daher stillschweigend die Stube, um in Gemeinschaft mit seinem herbeigeholten Nachbar Jorrens, und versehen mit einem Eimer Wasser, dem fleißigen Arbeiter, welchen der Hauswirth zwischen einem hart an der Stubenwand liegenden Bauholzhaufen vermuthete, zur Abkühlung in seinem ermüdenden Werke ein kaltes Bad zu bereiten, sobald er seinen Schlupfwinkel verließ. Doch fand sich kein Knecht, trotz des sorgfältigsten Nachforschens.

Eine Stunde nachher wurde zum allgemeinen Schrecken dasselbe Klopfen wieder hörbar. Die Spinnerinnen sprangen auf, und während die tumultuirende Stelle beleuchtet wird, um sich selbst Licht in der Sache zu verschaffen, klopft es aufs Neue so gewaltig, daß sich die Mädchen ängstlich im Hintergrunde verkriechen. Der Hauswirth äußert jetzt laut die schon gefasste Meinung, daß das Klopfen von einem Knechte herrühren müsse, welcher die Mädchen schrecken wolle und eilt dann auf seinen alten Posten. Die Hausfrau macht aber gegen den vom vergeblichen Suchen wieder eintretenden Hausvater die Meinung geltend, daß man das Klopfen vielleicht einer großen Ratte zuschreiben habe, die unter dem Leimboden der Stube ihr Wesen triebe.

Als man am andern Tage Wände, Decken und Boden umreißt und nicht das kleinste Loch gefunden hatte, erschöpfte sich Alles in den sonderbarsten Hypothesen, ohne der Wahrheit um einen Schritt näher gekommen zu sein.

Die Sache wurde bedenklich, als sich das Klopfen am Abend desselben Tages wieder einstellte und es wurden die Kriegsoperationen für den Winterfeldzug gegen das Ungethüm berathschlagt, um das Haus von dem bösen Gaste zu befreien und so allen üblen Folgen für dasselbe vorzubauen. Denn schon hatten die Spinnerinnen den gefährlichen Ort verlassen, den sie nicht wieder zu ihrem Spinnklub benutzen wollten. Doch hörten plötzlich alle Besorgnisse des

Hauswirths auf, als der Klopfegeist das Terrain änderte und in dem einige hundert Schritte davon entfernten Hofe seines Bruders, des Rothfassen Ludwig Kettelhut, seine geheimen Operationen anfang. Er rumorte hier besonders in einer Stubenecke und zwar mehr des Abends als am Tage, und die Mägde, welche bereits das Haus zu ihrem Versammlungsorte auserkoren hatten, wurden aufs Neue durch den jedenfalls stark verliebten Klopfegeist aus ihrem Asyl vertrieben, so daß die Hauswirths Bedenken trugen, diesen Mädchen nebst ihrem sonderbaren Begleiter ihre Stuben zur Zusammenkunft einzuräumen. Dem Klopfegeiste schien das herumwandernde Leben aber nicht mehr zu gefallen und er machte sich's, trotz alles Sträubens des Hofbesizers in dessen Wohnstube so bequem als möglich. Da nun aber die Kunde von dieser Begebenheit bereits die Grenzen des Dorfes überschritt und es den übrigen Hauswirthen gänzlich an Mitteln zur Gegenwehr für den schlimmsten Fall fehlte, so machte der damalige Amtsgeschworene zu Dibbesdorf, Hennig Fricke, Anzeige beim Gerichte.

Die Gerichtspersonen fanden natürlich den Vorfall so lächerlich, als vielleicht der Amtsgeschworene ihn ernsthaft fand, und achteten nicht weiter darauf. Als indessen die Sache immer lauter wurde, und der Amtsgeschworene noch einmal mit der Meldung derselben vor Gericht erschien, begaben sie sich, um keine Verantwortlichkeit auf sich zu laden, am sechsten Januar 1768 nach Dibbesdorf.

Trotz aller angewandten Geschicklichkeit aber gelang es dem Justizamtmanne nicht, den Dämon, der die friedliche Wohnung Kettelhuts perturbirte, daraus zu bannen, und bei allem Aufschlagen der Schwände und des Bodens, wo er sein Wesen trieb, war man dem Klopfen nicht auf den Grund gekommen. Als diese Prozedur nun ganz ohne Resultat blieb, so wurde die gerichtliche Untersuchung damit beendet, daß die Kettelhutsche Familie, so wie Alle zu seinem Hofe Gehörenden, auf der Gerichtsstube einen Eid ablegen mußten, daß sie um die Sache nicht wüßten.

Hatte schon der erfolglose Besuch der Gerichtspersonen dem Klopfegeiste kein geringes Ansehen gegeben, so erklomm derselbe bald durch seine Genialität die erste Staffel zu seiner künftigen Celebrität. Einem anwesenden Anverwandten des Hauswirths, einem Bauer aus Waggum, fiel es nämlich ein, sich mit dem Klopfegeiste zu unterhalten; und so von demselben eine Reihe von Antworten vermittelst seines Klopfeorgans zu erhalten, deren Richtigkeit alle Anwesenden überraschte. Da nämlich der Klopfegeist gerade an etwas anderes dachte, und sich wie der Bauer es wünschte nicht hören ließ, so fragte er kurz resolvirt: „Klopfegeist bist Du noch da?“ Sogleich signalisirte Derselbe durch Klopfen seine Anwesenheit, und wie nun der Bauer dadurch ermuntert weiter fragte: „Klopfegeist, wie heiße ich denn? Heiße ich so oder so?“ und ihm mehre Namen nannte, so schlug es in demselben Augenblicke zu, als der rechte Name auf der Zunge war.

Die versammelte Bauerngruppe wurde von dieser Geschicklichkeit des Klopfegeistes so ergötzt, daß sogleich ein Anderer aus ihrer Mitte die Rolle eines

Examinators übernahm und fragte: „wie viel Knöpfe er an seiner ganzen Kleidung habe?“ Da klopfte es schnell 36 mal hintereinander, und siehe es fehlte nicht ein Stück an der angegebenen Zahl.

Diese bisher noch nicht gekannte Eigenschaft des nun erst merkwürdig werdenden Klopfgeistes, von nun an unzähligemal durch allerlei kitzliche Fragen erprobt, wurde bald überall bekannt. Aus den Braunschweigischen Brauerhäusern, wo die Dibbesdörfer bei einem Krüge Bier den Nase, Mund und Augen aufsperrenden Anwesenden am Wochenmärkten das Wunder erzählten, verbreitete sich bald diese Nachricht in der ganzen Stadt, von der Stadt in die Provinz und von da ins Ausland. Von nun an und besonders als erst einige Braunschweiger sich von der Wahrheit selbst überzeugt hatten, wurde der Klopfgeist die Neuigkeit des Tages, das kleine Dibbesdorf gelangte zur Landesecelebrität, und die wunderthätigen Madonnenbilder zu Loretto und am Montserrath konnten sich keines solchen Zulaufs erfreuen als der Klopfgeist zu Dibbesdorf. Der Weg von Braunschweig dahin wurde keinen Abend von zahllosen Wallern frei, Fußgänger, Reiter, Karossen, Einheimische und Ausländer bedeckten haufenweise die Heerstraßen und im Schaarenbusche, einem engen zwischen Buschwerk gelegenen Fußsteige, drängten sich die Menschen dermaßen, daß kein Durchkommen war.

Der Hauswirth, sich vor dem zahllosen Andränge nicht mehr bergen könnend, mußte sein Haus mit Wachen umgeben lassen. Doch war es den Landsoldaten nicht möglich, die hinzuwogende Menschenmenge vom Hause abzuhalten, kaum war es ihnen möglich zu bewirken, daß die Leute mit etwas mehr Ordnung und in Abtheilungen in die Stube traten, wenn Andere Platz machten. Die 15 Hauswirthes aber, aus denen das Dorf bestand, wurden zur Nachtwache aufgefordert, um Feuergefährten zuvorzukommen, die bei den unzähligen Fremden, von welchen es Abends und Nachts im Dorfe wimmelte, allerdings zu befürchten waren.

In der Stube nun schien die Delphische Pythia ihren Dreifuß aufgeschlagen zu haben, und wie schwierig die oft schon unterwegs ausstudirten Fragen auch sein mochten, so blieb der Klopfgeist niemals Antwort darauf schuldig. Von Pferden, die vor der Thür standen, gab er Zahl und Farbe an. Nahm Jemand ein Buch in die Hand und fragte nach der eben aufgeschlagenen Seitenzahl, so klopfte es so viel mal als die Zahl betrug. Schlug man ein Gesangbuch auf und fragte nach der Gesangsnummer, die der Fragende mit dem Finger bedeckte und selbst noch nicht kannte, so trafen die unterirdischen Schläge genau mit derselben überein. Fragte man nach der Zahl der in der Stube versammelten Menschen, welche so dicht aufeinander lagen, wie Heringe in Tonnen, so klopfte es so viel mal als Menschen vorhanden waren. Das Klopfding signalisirte auf's Genaueste fremde Leute, die auf der Diele standen, und welche die Stube noch nicht betreten hatten; bezeichnete durch Zuklopfen die Farbe ihrer Haare und Kleider, ihren Stand, Gewerbe &c. Ein junger Bürger, der sich eben erst in Braunschweig etablirt hatte, und aus Stettin gebürtig,

übrigens aber ganz unbekannt war, fragte nach seinem Geburtsorte; der Klopfegeist ließ ihn ungestört fast alle Städte der österreichischen und preussischen Monarchie hernennen, klopfte aber schnell zu, als er Stettin nannte. Ein anderer Bürger, der sich nach Dibbesdorf mit einem großen Beutel Pfennige, deren Zahl ihm selbst unbekannt war, in Bewegung gesetzt hatte und dadurch den Klopfegeist in die größte Verlegenheit zu setzen glaubte, wenn er den Beutel mit der Frage: „wie viel Pfennige darin wären?“ hinhielt. Es klopfte 681 mal. Bei der Zählung ergab sich auch richtig die angegebene Summe. Der Klopfegeist klopfte aufs richtigste einem Bäcker die Zahl der am Morgen gebackenen Zwiebäcke, einem Kaufmanne die Ellen Band, die er gestern im Laden abgemessen, einem andern Kaufmanne die Geldsumme, die er vorgestern auf der Post empfangen hatte. Er gab bis auf Stunden und Minuten das Alter gegenwärtiger, ganz unbekannter Personen, so wie Stückzahl und Beschaffenheit der Münzen an, welche die Leute in den Börfen hatten und die diesen selbst nicht einmal so genau bekannt waren. Er klopfte so vielmal zu, als Soldaten von der Compagnie eines anwesenden Hauptmanns, der diese Frage vorlegte, beurlaubt waren. Kurz, es ist unmöglich alle die Fragen anzuführen, die dem Klopfegeiste vorgelegt wurden; es sind daher nur einige der schwierigsten angeführt, um zu zeigen, daß der Dibbesdorfer Klopfegeist kein gewöhnlicher Patron, sondern des zahlreichen Besuchs, den er erhielt, vollkommen würdig war.

Zur Belustigung der Anwesenden ließ er sich auch wohl zu einigen gewöhnlichen Kunstproduktionen herab. Forderte man ihn z. B. auf irgend eine beliebige Anzahl Male zu klopfen, so erfolgten alsbald munter die verlangten Schläge. Begehrte man von ihm ein Klopfen in dem Takte, in dem sechs Drescher auf der Tenne Korn ausdreschen, so klopfte er in diesem Takte und zwar so gewaltig, daß den Leuten die Gehörnerven in Unordnung geriethen. Auch an sonstigen Aufmerksamkeiten ließ er es nicht fehlen; so erfolgte u. a. das Klopfen jeden Mittag und Abend, wenn Amen beim Tischgebete gesagt wurde, und that er es darin dem aufmerksamsten Mefner zuvor.

An der Stelle selbst, von wo das Klopfen ausging, war keine Bewegung des Bodens, kein aufsteigender Sand oder Staub zu bemerken, so daß Gelehrte und Ungelehrte darüber staunten. Das Wesen des Klopfegeistes und die fehlgeschlagenen Untersuchungen über sein Treiben waren Wasser auf die Mühlen eines großen Theils des Publikums, der sich dadurch in dem Glauben an unterirdische Geister, die in diesen Regionen, d. h. unter Stubenfußböden und Lehm-Estrichen, haufen, bestärkt sah. Vernünftigere machten die Enträthselung dieses Geheimnisses zum Hauptgegenstande ihres Nachsinnens, doch vergebens; denn aus den vielseitigen Hypothesen, die bei der Gelegenheit aufs Tapet kamen, entstanden immer die einseitigsten Disputationen, von denen gewiß nicht Wenige dem schalkhaften Klopfegeiste zum schönsten Vergnügen gedient hätten, wenn er sie nur hätte erfahren können.

Es konnte nicht fehlen, daß nicht auch viele Possirlichkeiten mitunter vor-

famen, welche das gemischte Stubenauditorium eraltirten und in die heiterste Laune versetzten. So fragte ein ehrlicher Braunschweiger Spießbürger, nachdem er sich im Schweiß seines Angesichts bis zur Stelle des Drakels durchgearbeitet hatte, das Klopfebing, ob es mit ihm nach Braunschweig wolle und wo es auf seinem Pferde sitzen wolle, ob vorn oder hinten? Und wie nun das Klopfebing durch Zuschlagen Alles richtig gemacht hatte; da packte Entsetzen unsern modernen Don Juan. Bleich rannte er von dannen, schwang sich auf sein Roß und — Roß und Reiter sah man nimmer wieder. Unterwegs soll er aber sich gar fleißig umgesehen haben, ob er nicht so einen Spiritum familiarem hinter sich habe. Doch seine Besorgniß so wie die Hoffnung des Hauswirths, durch diesen Pakt seinen Stöhrenfried losgeworden zu sein, wurde nicht erfüllt. Der Klopfegeist blieb, und bediente fleißig seine Kunden.

So fühlte ferner ein schon verstorbener Dpfermann auf einmal den Veruf in sich, dem Unwesen des Unterirdischen ein Ende zu machen. Er trat daher eines Tages in Pontificalibus mit einem Teufelsbanner unter dem Arme und einem unbeschreiblichen Beschwörungsgeflächte in die Stube. Seine Anstalten und Bannformeln erregten die großartigsten Erwartungen, zumal da Niemand, d. h. diejenigen, deren Neugierde sie magisch in der Stube gebannt hielt — denn Einige waren aus Furcht vor solcher halsbrechenden Arbeit davongelaufen, etwas davon verstand. Zuletzt schreitet unser Dpfermann auch auf den geheimnißvollen Winkel los, wo der Klopfegeist seinen Dreifuß aufgestellt hatte, und bricht pathetisch in die Worte aus: „Ich beschwöre Dich, unsauberer Geist, wer Du auch seist, fahr aus von diesem Ort, und begieb Dich zur Ruhe!“ Mit den deutlichsten Zeichen der tiefsten Ehrfurcht und dem gläubigsten Gefächte sahen jetzt die anwesenden Bauern bald auf den Beschwörer, den sie heute von einer so glänzenden Seite kennen lernen sollten, bald wieder auf die Stelle hin, wo der Klopfegeist hauste, und harrten unter Befreuzen und Segnen, Einige sogar mit ehrerbietig abgezogenen Mügen der Wundererscheinung entgegen, die sich ihnen präsentiren würde.

Wer sich aber nicht zur Ruhe begab, das war der, gewiß über die Titulatur „unsauberer Geist“ höchst beleidigte und gekränkte Klopfegeist; genug — er blieb, wo er war. Denn als ein Schall, der im Hintergrunde stand, gleich nachher den Klopfegeist anredete: „Bist Du noch da? willst Du hier bleiben?“ so erfolgte das lustigste Klopfen von der Welt, wodurch die ernsthaft feierliche Stille, in welche der Exorcismus die ganze Gesellschaft versetzt hatte, in die wildeste Ausgelassenheit verwandelt wurde. Der Beschwörer aber, der große Ehre einzulegen stark verhofft hatte, schüttelte den Staub von seinen Füßen und suchte das Weite.

Doch nicht allein in Familienkreisen, Wachtstuben, auf Taufen und Hochzeiten, in Trinkhäusern und auf Zechgelagen war der Klopfegeist zu Dibbesdorf Gegenstand der Unterhaltung, sondern auch in den Hofzirkeln. Der damalige Herzog Carl, und dessen Bruder, der Herzog Ferdinand, begaben sich gleichfalls nach Dibbesdorf, wo der Klopfegeist nicht versahle im Voraus seinen

hohen Besuch, ja sogar die Farben ihrer Pferde zu bezeichnen. Auch die Fragen der Herzöge wurden durch die richtigsten Antworten befriedigt.

Da nun das Protokoll, welches die Campe'schen Beamten bereits aufgenommen, zu mangelhaft war und es unverzeihlich gewesen wäre, eine solche Begebenheit vorübergehen zu lassen, ohne Anstalten zu ihrer Untersuchung zu treffen, so beauftragte der Herzog damit einen Juristen und einen Physiker, von deren Bemühungen er sichere Erfolge erwartete.

Diese Kommission hielt ihre erste Konferenz zu Braunschweig, und stellte darin als Grundsatz auf, daß jenes Klopfen von unterirdischen Quellen herrühre. Als nun in der Mitte des Januars in Gemäßheit dieses Grundsatzes ein langer Bohrer in Gegenwart der Kommission auf Entdeckungen ausgesandt wurde, so quoll, als er kaum acht Fuß in die Erde eingedrungen war, Wasser hervor, indem die Stube sehr niedrig lag. Beim Herausziehen des Bohrers strömte eine solche Fluth durch die Oeffnung, daß bald die ganze Stube unter Wasser gesetzt war. Doch entsprach dieser Aderlaß den davon gehegten Erwartungen nicht, denn der Klopfegeist regte sich wieder, und es klopfte nur dumpfer.

Man schritt daher sofort zu einem zweiten Grundsatz, nach welchem Muthwille oder Betrug der Begebenheit zum Grunde läge. Einen Dibbesdorfer Knecht traf der Verdacht, der Urheber des ganzen Unfugs zu sein, und zwar eines Mädchens wegen, welches er aus irgend einer Ursache durchaus nicht in einer der Spinnengesellschaften dulden wollte, die es aufgenommen hatte und die auch er besuchte. Man glaubte sicher annehmen zu dürfen, daß dieser Knecht das Klopfen bewirke, um die Spinnerinnen zu dem Entschlusse zu bringen, dieses Mädchen, über welches so viel Unruhe herkäme, aus ihrem Zirkel zu verstoßen, da er schon mehrere, wiewohl fehlgeschlagene Versuche gemacht hatte, das Mädchen von dieser Gesellschaft zu trennen. In dieser Meinung wurde die Kommission noch besonders durch den Umstand bestärkt, daß das Kettelhut'sche Haus eins von denen war, in denen sich diese Spinnengesellschaft am Meisten einfand. Da es aber auch zu vermuthen war, daß der Knecht bei dem Betruge, den er spielte, einen Gehülfen hatte, so erging an alle Dibbesdorfer Hausbesitzer von Kommissionswegen ein scharfer Befehl, alle ihre Domestiken zu einer bestimmten Zeit und Stunde bis auf weitere Ordre unter Augen zu behalten, und Niemanden von ihnen zu gestatten, die Stube zu verlassen.

Doch auch hier fand sich die Kommission in ihren Erwartungen getäuscht, denn als sie sich zu der bestimmten Zeit in das Kettelhut'sche Haus begab, so trieb der Klopfegeist nach wie vor sein Wesen und beantwortete wie gewöhnlich durch Klopfen die vorgelegten Fragen.

Mußte nun gleich der Knecht von dem auf ihm lastenden Verdacht frei gesprochen werden, so gab die Kommission deshalb doch nicht alle Hoffnung zur Erforschung der Sache auf, und ihr Verdacht fiel nun auf die Kettelhut'schen Eheleute, welche sie, wenn auch nicht für die Urheber selbst, doch wenigstens für Mitwisser hielt.

Hier beginnt nun leider ein Auftritt, der den bisher erzählten Scenen einen tragischen Anstrich giebt, und den man gern aus dieser Geschichte, so wie aus den attemmässigen Verhandlungen, verbannt sähe. Der Ungrund dieses Verdachtes leuchtet jedem Vernünftigen schon a priori in die Augen, da sich durchaus kein Zweck errathen läßt, den dieses Ehepaar bei einer solchen Unternehmung erreichen könnte; es müßte denn der sein, eine komische Art von Berühmtheit zu erreichen. Denn Kettelhut war weder Schenkswirth noch ein gesunkener Landmann, der sich durch das Zusammenströmen so vieler Tausende auf einen grünen Zweig bringen wollte; er nahm sogar niemals ein Douceur an, daß ihm von Fürstlichen Personen, Grafen, Baronen, Edelleuten und reichen Engländern geboten wurde. Ein Jeder konnte sich unentgeltlich mit dem Klopfegeiste unterhalten. Im Gegentheile mußte ihm ja Alles daran gelegen sein, bei dem täglich stärker werdenden Besuche, der ihn in seiner Ruhe störte, in seinem Hause beschränkte, und von seinem Gewerbe abhielt, daß dem Unfuge, der ihm so großen Schaden zuzog, je eher je lieber gesteuert würde. Doch alle diese für seine Unschuld so stark sprechenden Gründe wurden entweder übersehen, oder schlugen nicht an, und der Verdacht blieb auf ihm haften.

Die Kommission, natürlich nicht dabei stehen bleibend, inquirirte nun ein Kinder mädchen, das im Kettelhut'schen Hause diente, und dieses wurde durch Drohungen und Versprechungen von ihr dahin gebracht, seine Herrschaft als Urheber des Klopfens zu bezeichnen, und diese durch seine einfältigen Antworten in eine Inquisition zu verwickeln, die eine gefängliche Haft derselben zur Folge hatte. Denn ungeachtet aller Protestationen des Kettelhut'schen Ehepaar's und des Widerrufs des in Thränen schwimmenden Kinder mädchens, wurden Beide noch in derselben Stunde ins Zuchthaus mit der Verwarnung gebracht, daß sie so lange gefänglich sitzen würden, bis sie den Zusammenhang der Sache angegeben hätten.

Beide Eheleute erlitten also hier eine Strafe, ohne überwiesen zu sein, denn die Fortdauer des Klopfegeistes, der auch in ihrer Abwesenheit munter darauf los rumorte, hätte die Kommissarien belehren können, daß keiner von Beiden zum Klopfen etwas beitrüge. Endlich fielen den Kommissarien in so weit die Schuppen von den Augen, daß sie wenigstens einsahen, den Landleuten sei zuviel geschehen, und so wurde nach drei monatlicher Haft der Ehemann entlassen, nachdem seine Frau etwas früher wieder in Freiheit gesetzt war. Die Kommissarien, welche nun am Ende ihrer Untersuchung waren, berichteten dem Herzoge:

Daß sie zwar alle nur möglichen Wege der Untersuchung eingeschlagen (d. h. Irrwege), aber nichts entdeckt hätten, was Licht in dieser Sache gäbe, deren Aufklärung der Zukunft vorbehalten sei.

Den beiden Eheleuten wurde kein Ersatz für den Schaden, den ihre gefängliche Haft auf ihr Gewerbe eingewirkt hatte, eben so wenig für die verlorene Zeit und für die unverdienter Weise erlittene Strafe.

Der Klopfegeist blieb vom zweiten December bis zum März, d. h. gerade

so lange als jener Knecht, dem die Kommissarien schon einmal auf der Fährte waren, in Dibbesdorf blieb. Denn als er sich in der angegebenen Zeit nach Essehof und von da nach Lehre begab, folgte ihm der Klopsegeist getreulich nach, und wer weiß, wo der Klopsegeist noch ferner hauste, denn der Knecht hielt sich an keinem Orte lange Zeit, sondern wurde von seinen neuen Dienstherrn, welche, durch das Schicksal des Kothsassen Kettelhut gewigigt, eine besondere Furcht vor gerichtlichen Formalitäten, Kommissarien, unter Wasser gesetzten Stuben und Gefängnissen hatten, bald nach seinem Einzuge und den Aeußerungen des Klopsegeistes, aus dem Dienste gejagt. Es ist dennoch zu beklagen, daß fernere Kunde nicht zu den Ohren der Kommissarien kam! Dann würde eine neue Untersuchung eingeleitet sein, welche vielleicht den Betrug glücklich ans Licht gebracht hätte. Aber wie schon gesagt, die Hauswirth e nebst ihren Angehörigen beobachteten das tiefste Stillschweigen, und begnügten sich damit, daß sie den Knecht (der das Klopfen bewirkte) fortjagten.

Die ganze Begebenheit erhält durch diesen nicht überall bekannten Umstand ein helleres Licht, und das Wunderbare verschwindet gänzlich daraus. Sie war ein Betrug, wiewohl ein sehr fein gespielter. Es geht soviel daraus hervor, daß die Sache, da sie ein Mensch unternahm, auch erklärbar sei. Mithin kann die Erzählung dieser Begebenheit, die den Grundsatz bewährt, daß ohne natürliche Ursachen keine Wirkungen Statt finden können, keineswegs den Aberglauben begünstigen, vielmehr nur ein neues Grab desselben werden.

Volksbelustigungen in den Hannöverschen Landen.

Die Volksfeste unserer Vorfahren stehen fast durchgängig in genauer Verbindung mit dem Wechsel und natürlichen Verlaufe des Jahres und feiern somit, wenn deren Ursprünge genauer nachgeforscht wird, den Beginn der verschiedenen Jahreszeiten. Unter allen Festen sind daher die Maifeste zur Versinnlichung des Sieges, den der Sommer über den Winter gewinnt, als die zahlreichsten und bedeutendsten zu betrachten und gehören zu ihnen die um Ostern und Pfingsten gehaltenen Groel und Schützenfeste, die Osterfeuer und Brockenfahrten, so wie das Schmücken der Kirchen mit Maien, Gras und Timian. Diesen gegenüber stellen sich in einem andern Character die um Weihnachten und Neujahr üblichen Mummenschanze und sonstige Winterbelustigungen.

Mit dem durch größern Gewinn der Gewerbe und des Handels steigenden Luxus und Wohlleben haben jene Feste ihre alte Form und Sitte zum Theil abgelegt, ihre der damaligen Lebensweise angemessene und mit Nutzen verbundenen Beschäftigungen und Uebungen geändert und sind zu Schwelgereien und zeitraubenden Belustigungen herabgesunken, wodurch ihr ursprünglicher Character unkenntlich geworden ist. Fast jeder Ort hatte deren aufzuweisen, so daß aus

ihnen eine ganze Reihe verschiedener sinnreicher Lustbarkeiten zusammengestellt werden könnte, wenn die gleichzeitigen Geschichtsschreiber es der Mühe werth gehalten hätten, ihren Nachkommen mehr Kunde davon zu hinterlassen.

Größtentheils gingen diese Belustigungen aus den Verbindungen und Bruderschaften, den jetzigen Gilden der Gewerke hervor; so findet sich in einigen Nachrichten, daß zu Hildesheim von dem Gewerke der Bäcker, in Verbindung mit den benachbarten Städten Hannover und Braunschweig, zu gewissen Zeiten ein großes Fest, der sogenannte Meyertag, wahrscheinlich ein Maientag, oder der Beginn des Maimonats, gefeiert wurde, an welchem, neben andern nicht benannten Ergötzlichkeiten, die Eßlust der Männer alles übertroffen haben soll, und alle Kälber der Umgegend von den Versammelten verzehrt seien, wie ein von dem daselbst um 1454 gebornen Patrizier Hennig Brandes hinterlassenes Fragment berichtet. Nächst diesen war das Laufen der Schauteufel oder Schodäwöl in Hildesheim alljährlich zu Weihnachten dem schaulustigen Volke eine willkommenere Erscheinung und stellte mit Bewilligung der Obrigkeit eine politisch religiöse Farce dar, in welcher ein Bild versinnlicht wurde, wie der Teufel als böser Feind der Menschheit, durch die segensreiche Geburt unsers Heilandes gedemüthigt, und sein Einfluß fernerhin unschädlich gemacht wird. Die angesehensten Bürger mit ihren Söhnen traten acht Tage vor der Christwoche zusammen, erbaten sich vom Rathe die Erlaubniß zu diesem Feste, erwählten unter sich einige Schaffer oder Vorsteher für die Dauer dieser Vorstellung und bestimmten die Kleidung der Schauteufel, welche in grau und roth, den grellsten Farben für solche Erscheinungen, bestand.“ Auf dem Kopfe trugen sie einen Filzhut mit drei Straußfedern geschmückt, von denen die mittlere versilbert war, um den Hut einen Schleier „einer halben Elle lang, die linke Maunwe oder Aermel bespanget mit 12 Loth Silberspangen.“ Damit nun diese grausenhaften Erscheinungen am heiligen Christfeste das Volk nicht zu sehr erschreckten, auch sich Niemand unterstehe, sich an ihnen zu vergreifen oder sonst alte Rache an einem Teufel auszuüben, ließ der Rath am Christabend eine besondere Verkündigung von der Laube des Rathhauses, nachdem die Bürgerschaft dazu durch Glockengeläute eingeladen war, zu Jedermanns Warnung ablesen.

Am ersten Christtage Nachmittags 2 Uhr hielten nun die Schauteufel mit ihren Knechten und Begleitern Paarweise unter Vortritt der Spielleute, gefolgt von dem aus dem Rathe dazu verordneten Mitgliedern und dem sich zahlreich versammelten Publikum ihren Umzug aus einem Hause am Markte über den Hohenweg, die Schuhstraße, Domhof, Burgstraße, die Hagen-, Jacobi-, Oster- und Marktstraße wieder zurück auf den Markt und begab sich hierauf ein Jeder in sein Haus. In der Abenddämmerung aber verkündigten die Pfeifer bei dem Brunnen am Markte, daß nunmehr ein Jeder für heute von der Straße ab sich zu eigener Belustigung in ein Haus begeben möge. Am andern Morgen begann der Zug von Neuem nach der St. Pauli Kirche, wo die heilige Messe angehört und dasselbe nochmal am Nachmittage wiederholt wurde; ein gleicher Umzug durch die Stadt geschah auch an diesem Tage, der sich am St. Johan-

nes Tage, nachdem die Messe zu den Brüdern beigewohnt, erneuerte und mit gleichen Abendbelustigungen, unter Mitwirkung der Pfeifer, ankündigte. Am unschuldigen Kindertag lief ein Jeder bis Mittag wohin er wollte, Knechte und Jungen wurden hierauf abgelohnt und entlassen. Daß bei diesem Feste viel gegessen, noch mehr an Bier vertrunken worden, war der damaligen Sitte ganz angemessen; wie konnte auch jetzt noch ohne dieselbe eine solche Feierlichkeit vollzogen werden und im Andenken bleiben. Wie denn auch bei solchen Aufzügen, ohnerachtet der obrigkeitlichen Warnung, bedeutende Excesse vorfielen, bezeuget ein daselbst zwischen der Femäkerstraße und dem Altstadtmarke an einem Bürgerhause stehender Sandstein, welcher, wiewohl verstümmelt, in Form eines Leichensteins zum Gedächtniß errichtet sein soll. Auf demselben waren vor wenig Jahren noch die Umriss eines knieenden die Hände faltenden Mannes und vor demselben dessen Geschlechtswappen zu sehen. Der fehlende Obertheil dieses Steines enthielt in durchbrochener Arbeit ein Kreuz mit einem Blumenkranze eingeschlossen, und die Inschrift Anno M.C.C.C.XXVIII. in die St. Steffani hic fuit interfectus Johannes, und soll das Ganze die Stelle bezeichnen, wo im Jahre 1428 ein Schauteufel den mit Getränken zurückkehrenden Lehrling eines Kürschners insultirte und darauf von diesem mit der in Händen habenden zinnernen Kanne erschlagen ist, weshalb dies Monument noch jetzt den Namen des Schauteufelkreuzes führt. Neben diesen Mummereien und andern geistlichen Schauspielen, zu denen auch das demnächst zu besprechende Ropeshen in Lüneburg, und das Popanzlaufen in Göttingen und die Nachbarschaften in Gimbeck zu zählen sind, in welchen Knecht Ruprecht und der sogenannte Klages eine Hauptrolle spielten, sind ohnstreitig die Fastnachtsspiele und die um Pfingsten gehaltenen Schützenfeste als erste Volksbelustigungen anzunehmen.

Wenn roher Muthwille, verbunden mit sittenloser Ausschweifung, den Charakter des Volkes jener Zeit bezeichnet, so erklären sich daraus die strengen Maaßregeln der Obrigkeit zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit bei diesen Festen, wie sie in den alten Stadtgesetzen zu lesen sind.

Der Fastellabend, ein vorzügliches Fest der Städter, unter Vortritt der Pfeifer und Bassumer oder Posaunisten, mit den abenteuerlichsten Aufzügen verbunden, gab besonders Gelegenheit, die Kleiderpracht und den Reichtum der Damen zur öffentlichen Schau zu bringen und bei den Tänzen und Drehungen die körperlichen Reize derselben in erhöhtem Maaße darzustellen, Tänze, die jedoch vom Rathe zu Göttingen, außer an den drei Fastnachts-Tagen, auf offener Straße zu halten streng verboten waren, und durch das erlaubte offene Tragen der Waffen gefahrbringend wurden, indem sie den Männern erleichterten, jeden Streit zur Stelle mit dem bei sich führenden Messer und Schwerte zu entscheiden. Höher noch als diese Vergnügungen feierten die Städte Hannover, Göttingen und Gimbeck die Freischießen oder Schützenfeste, denn sie gaben dem bewaffneten Städter Gelegenheit, sich wie der Adel im Turnier in den Waffen zu üben, eine Beschäftigung, deren Nutzen sich nach Erfindung des Schießpulvers im Gebrauche des Feuergewehrs bewährte.

Durch verittene Boten sandte man feierliche Einladungen nicht allein an die benachbarten Städte Hildesheim, Lüneburg, Braunschweig u. s. w., sondern sogar weit entferntere Schützengesellschaften in Frankfurt, Cassel, Freiberg und Mühlhausen wurden von Göttingen aus noch im Jahre 1564 eingeladen und es finden sich in den Cämmerei-Rechnungen dieser Städte mitunter die Ausgaben verzeichnet, welche jene Deputationen verursachten.

Auf den zum Theil mit Erdwällen zur Sicherheit umgebenen Plätzen in der Nähe der Thore sah man auf errichteten Upstall- oder Papagaien-Bäumen, je nach dem Bilde der Stadt oder des Herkommens einen Adler, Geier, Falken, Papagai oder sonstiges Geflügel in schön geschnitztem Bilde prangen, nach welchem um Gewinnst zur Übung Anfangs mit Pfeilen von Bogen und aus Armbrüsten geschossen wurde; indeß kommen auch früh schon nach Art der heutigen Flatterscheiben kleine mit verschiedenen Kartenbildern bemalte Scheiben vor. Die Belohnung der besten Schützen und Schützenmeister erfolgte nicht in Gelde, sondern in werthvollem Tuche oder Wande, mit sieben Ellen, soviel man nemlich zu einer Kleidung derzeit bedurfte.

Das Ganze war eine Übung in den Waffen, hatte indeß, obwohl ein Schmauß nicht fehlte, mehr einen ernstern Anstrich, und was den heutigen verfeinerten Sitten gebriht und diese Feste weniger genussreich macht, das erhöhte den Glanz derselben in der Vorzeit durch gemeinsame Beiwohnung aller Bürger, unter welchen die Bruderschaften und Gilden die bedeutendste Rolle spielten. Der Einbecker Schützenhof zeichnete sich noch besonders durch sein berühmtes Bier so anziehend aus, daß im Jahre 1457 allein von Göttingen ab 400 Mann zu Pferde und Wagen in einem pomphaften Aufzuge demselben beiwohnten.

Sage vom Scheidebrunnen bei Eberholzen.

Nördlich von Eberholzen, einem im Amte Gronau belegenen Dorfe, findet sich in der Feldmark des Ortes eine Anhöhe, der Truenberg (d. h. Berg der Treue) genannt. Noch heutiges Tages heißt eine namhafte Stelle auf dieser Anhöhe die Burgstätte, wo die edlen von Eber, des Dorfes frühere, längst jedoch ausgestorbene Besitzer, ihre Burg gehabt haben sollen. Wirklich kommen hier beim Umpflügen des Ackerlandes jetzt noch oft Grundmauersteine zum Vorscheine, wodurch es zur höchsten Wahrscheinlichkeit erhoben wird, daß hier in alten Zeiten eine Burg gestanden habe.

Nicht weit von dieser Burgstätte in einem lieblichen, von einem Bächlein durchflossenen Thale findet man unter einer alten, weithin schattenden Linde einen

köstlichen Brunnen voll des wohlschmeckendsten, krysthellen Wassers, welcher seit undenklichen Zeiten den Namen des „Scheidebrunnens“ geführt hat. Ueber den Ursprung dieser Benennung hat sich im Munde des Volkes folgende Sage erhalten:

Ein junger Ritter der Nachbarschaft entbrannte von heißer Liebe zu Isabelle, der lieblichen Tochter des rauhen Burgherrn vom Truenberge. Doch der alte Burgherr, mit welchem des jungen Ritters Vater in langjährigem Zwiste lebte, trat zürnend zwischen die Liebenden, und wollte, es koste, was es wolle, ihren geheimen Bund trennen. Streng ließ er darum seine reizende Tochter bewachen, ungerührt von ihren heißen Bitten und Thränen; allein sie fand dennoch Mittel, in mitternächtlichen Stunden, wenn freundlich die Sternlein am Himmel funkelten, ihre Wächter zu täuschen, und an der bezeichneten Linde am lieblichen Borne des treuen Geliebten zu harren, und ihm in die umfangenden Arme zu eilen. Von der stets so bittern Trennung der Liebenden erhielt der dortige Brunnen, an dessen krysthellem Quelle sie so oft sich gelabt hatten, den Namen des „Scheidebrunnens.“

Einst war der junge Ritter, in gleicher Absicht zu dem Scheidebrunnen unter der Linde geeilt. Furchtbar durchheulte der Sturm die Lüfte, und von den zufliehenden Strahlen des Blizes erglühete der nächtliche Himmel. Die ganze Natur schien in wilder Empörung zu sein. Doch trotz des grausen Wetters harrete der Treuliebende mit fester Zuversicht seiner holden Braut; denn noch nie hatte sie ihn vergebens harren lassen. Aber diesmal war all' sein Warten vergebens. Da faßt allmählig Verzweiflung seine Seele. Er wähnt, sie sei entweder von einem jähen Blizstrahle getödtet, oder vom unverföhllichen Borne des grausamen Vaters bei begonnener nächtlicher Wanderung erhascht, und in schmachvolle Fesseln geschlagen worden. Da nimmt er endlich, als alle Hoffnungssterne ihm verloschen sind, den blinkenden Dösch, und stößt ihn in's wild verzweifelnnde Herz.

Noch rollt der Donner, noch leuchten die flammenden Blize. Da naht sich die treue Isabelle, allen Gefahren des furchtbaren Gewitters trogend, dem Scheidebrunnen, und siehet hier den im eigenen Blute schwimmenden Geliebten. Jammernd ringt sie in wilder Verzweiflung die Hände, stürzt sich auf den theuern Erblasten, und ruft vergebens laut durch die empörten Lüfte: „D, mein Trauter, erwache, erwache!“ Dann erhebt sie sich plötzlich, zieht dem Getreuen den Dösch aus blutender Wunde, stößt ihn ins eigene Herz, und sinkt erstarrt auf den entseelten Geliebten. Und siehe, der Donner verstöht, die brausenden Stürme schweigen, nur am fernen Horizonte zuken noch matte Blize. Rings waltet heilige Stille im Tempel der Nacht. Lieblicher Zephyrhauch wehet sanft über die treuen Erbliehenen. So findet sie ein treuer Knappe aus der Burg vom Truenberge, ausgesandt, die bald nach ihrem Entweichen zufällig vermiste Isabelle zu suchen.

Alljährlich — so fügt die Sage noch hinzu, — vernimmt man um die Zeit des verhängnißvollen Ereignisses an jener alternden Linde leise Klagen.

Geisterhaft rauscht es im Laube der Linde, und die Spiegelhelle des Scheidebrunnens trübt sich.

Eduard Crusius.

Schloß Bevern.

Eine kleine Meile von Holzminden liegt in einer reizenden Gegend, unweit der Weser, im Marktflecken gleiches Namens, das Schloß Bevern. Aus dem edeln Geschlechte derer von Bevern, welche dort residirten, wird im 16. Jahrhundert Bruno genannt, über welchen folgende Nachrichten aufbehalten sind:

„Der edle Herr Bruno von Bevern stiftete im Jahre 1506 mit Bewilligung seiner Gemahlin, Anna, und seiner beiden jungen Herren, Johann und Wolfgang, eine eigene Pfarre und Kirche. Er stellte darüber 1506 am Tage des Märtyrers Vincentius einen offenen Brief aus. Konrad von Wipper, geistlicher Plagverweser des Erzbischofes Hermann zu Cöln, Administrators im Bisthum Paderborn, weihte die Kirche und den großen Altar zur Ehre des heiligen Johannes 1506 den 15. October ein. Der erste Pfarrer war Johann Bodenhagen. Er bekam das Pfarrlehn von dem erwähnten Bruno.“

Das Geschlecht erlosch gegen das Ende des Jahrhunderts mit Bruno Arnd. „Er soll“ — so erzählt Merian im guten Glauben (Topographie S. 48) — „mit seiner Frauen 16 Kinder gezeuget haben; dieselben aber sind allesamt, meist in den Windeln, die übrigen in ihren jungen Jahren, weggestorben, und soll eine lose Here, so zu Wolfenbüttel vor Jahren verbrannt und in ihrer Aussage es bekannte, solches durch zauberische Mittel zu Wege gebracht haben.“ Die Braunschweigischen Anzeigen gedenken noch einer Schwester Arnd's, Edeling genannt, die an Franz von Wreyde verheirathet war. Sie lebte — so heißt es a. a. D. *) — noch 1589 als Wittve und lieferte damals am Michaelisfeste den vergoldeten Kelch dem Pfarrer und den Kirchenvorstehern aus, welcher mit dem Messgewande bis dahin alle Zeit auf dem adeligen Hause Bevern in Verwahrung gewesen.

Nach dem Aussterben des Bevernschen Geschlechtes belehnte Herzog Heinrich Julius einen seiner Beamten, Statius von Monthausen (Münchhausen) mit deren ehemaligen Gütern. Von Statius' Prachtliebe wird in älteren Schriften Vieles erzählt. Er ließ die alte dem heil. Johannes geheiligte Capelle zu einer Kirche gleiches Namens umbauen, die durch ihre glänzende Sculpturarbeit, die kunstreichen in derselben aufgestellten Gemälde und durch ihre hohe, mit Schiefer gedeckte, Spitze die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte.

*) Braunschweigische Anzeigen v. 1753. St. 101.

Im Jahre 1603 riß er die alte Weste völlig nieder und baute in neun Jahren das jetzige, in geschmackvoller Quadratform errichtete, Schloß mit Wassergräben und Zugbrücken. Unter den prächtigen Gemächern zeichnete sich besonders ein großer, vergoldeter Saal mit elegantem Nebengemache aus.

Durch diesen seine Geldkräfte weit übersteigenden Luxus gerieth indessen Statius zuletzt in die drückendste Finanznoth, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die noch erhaltene Inschrift über einem Thorwege des Schlosses

Palatium pulchrum, nisi emigrandum

(Ein schöner Palast, wenn man nicht auswandern muß)

eine satirische Anspielung auf seine Verhältnisse ist. Doch starb Statius, unverdrängt, innerhalb seines Schlosses; sein Grab findet sich in der Kirche vor dem Altare und hat die Inschrift: „Der Wol=Ebler gestrenger und fester Stas von Munnighausen, Hilmers des Obristen seligen Sohn, welcher den 5. Junii des 1553. Jahres in diese Welt geboren ist, den 27. Martii 1633 alhier im Herrn Gott selig entschlafen, seines Alters 77. Jahr.“ In Stein gehauen findet sich sein Bild an der Emporkirche, mit folgender Unterschrift: „Dem allmächtigen Godt zu Ehren hat der gestrenger, edler und ehrenveste Stats von Munnighausen auf Reizfe, Bevern, Stapelt und Dornburgk, auch Meinbrechsen, Droßt auf Gronde, Hauptmann uff Elbingeroda, dies Gotteshaus erbauet, dessen Allmacht ihnen und den Seinen langes Leben und ewige Seligkeit verleihe; anno salutis nostrae MDLXXXVI.“

Herzog Friedrich Ulrich nahm das Schloß nach Statius' Tode zu sich *), nachdem er dessen Erben mit einer Summe von 16000 Thlr. abgefunden hatte. Herzog August's Sohn, Ferdinand Albrecht I., hielt später dort seinen stillen Hof und begründete somit die Bevernsche Linie der Herzöge von Braunschweig. Durch gründlichen Unterricht von Seiten seines Hofmeisters, Sigismund von Birken, und durch lange, mit diesem Gelehrten gemachte, Reisen, vorzüglich in Italien, war er mit den Wissenschaften, vorzüglich mit der Alterthumskunde, auf das Innigste vertraut geworden, und Nichts befriedigte ihn mehr, als hier in der friedlichen Einsamkeit von Bevern an den reinen Genüssen seiner Jugend zu zehren und den gesammelten geistigen Reichtum zu verarbeiten und zu ordnen. In behaglicher Muße schrieb er hier zu Bevern in fünf Bänden die, zu ihrer Zeit angesehene Schrift: *Wunderliche Be-*

*) Merian a. a. O.: „Diemeil auch vor zehn Jahren dieses Haus und Gut Bevern in der Creditoren Hände gerathen, und also viel Klagens und Disputirens, sowohl von Seiten der Creditoren, als der Münchhausischen Wittben und anderen Interessenten unaufhörlich getrieben worden, hat der gnädige Landesfürst aus sonderlicher Ursachen, mit allseitiger Bewilligung, solcher Gestalt sich in die Sache geschlagen, daß nicht allein die imissi creditores und andere privilegirte Forderungen durch ansehnliche baare Bezahlung abgelegt, sondern auch der Frau Wittben von Münchhausen ihre adelige Alimentation vermacht worden, und sind darauf alle baufällige Dertter reparirt und dieses wohlgelegene, bequeme und schöne Haus sammt allen Nebengebäuden, hiewieder in guten Stand gesetzt worden.“

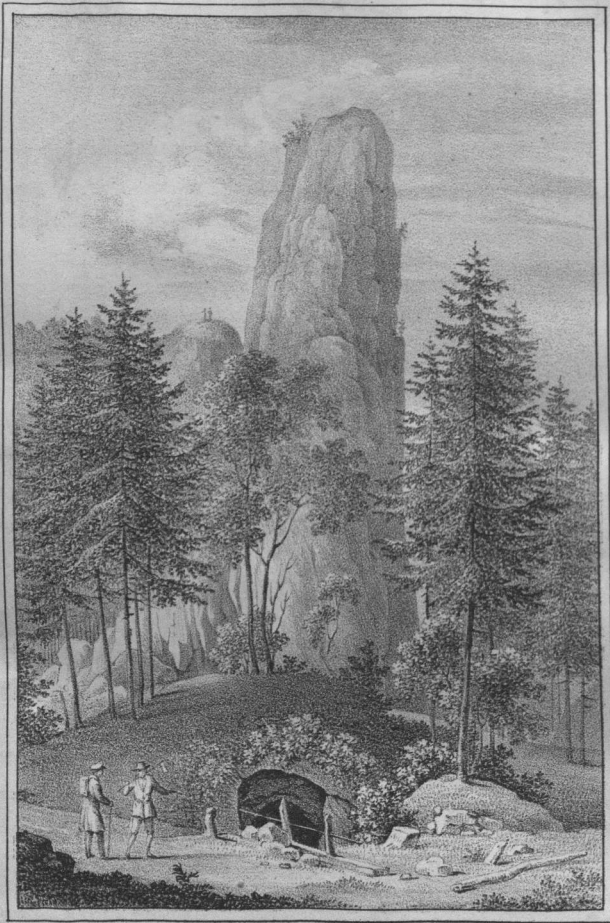
gebniſſe und wunderlicher Zuſtand in dieſer wunderlichen, verkehrten Welt. (Bevern 1678 in 4.). Die Akademie der Wiſſenſchaften zu London ernannte den gelehrten Fürſten zu ihrem Mitgliede. Herzog Friedrich Carl Ferdinand benutzte das Schloß zur Ruheſtätte von ſeinen zuweilen in deſſen Umgegend gehaltenen Jagden; ſpäter trat er als Feldmarſchall in dänische Dienſte, in denen er zu Glücksburg am 27. April 1809 ſtarb. Mit ihm iſt die Bevernſche Linie erloſchen und das Schloß dem regierenden Hauſe Braunschweig wiederum zugefallen.

Einer alten geſchriebenen Chronik ver danken wir folgenden kurzen Bericht von einem unweit Bevern im dreißigjährigen Kriege vorgefallenen Gefechte: „Bei währ ender Belagerung der Stadt Hildesheim, und zwar am 7. Aprilis des 1634. Jahres, begab ſich: als ſich eine anſehnliche Armee Feindesvolk bei der Weſer neben Hörter — welche Stadt ſie hernach am 10. Tage ſelbigen Monats mit Sturm einnahmen und graufamer Weiſe darinnen tyranniſirten — ſehen ließ, und es allem Anſehen nach in Dem war, daß ſie die Stadt Hildesheim entſetzen wollten, hat Herr General-Major von Nſlar nichts deſto weniger ſeine Belagerung fürſichtig continuiret und etwa 1500 Mann dem Feinde unter Augen geſchicket, welche bei Bevern des Feindes anſehnlichen Vortrab chargiret und im erſten Anſetzen denſelbigen in ſolche Confuſion gebracht, daß ihrer bei eglische hundert in der Weſer erſaufen müſſen, eine ziemliche Anzahl auf der Wahlſtadt todt geblieben, Viele gefangen und die Anderen, da doch der Vortrab 7 Regimenter ſtark geweſen, mit einander das Feld quittiren müſſen.“

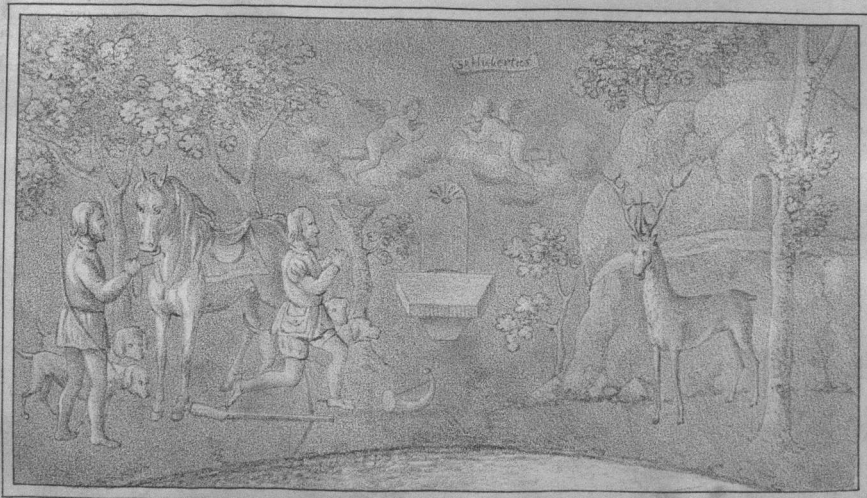
Seit dem Anfange des Jahres 1834 iſt das Schloß zum Locale einer Corrections-Anſtalt benutzt, durch deren Gründung ſich die Braunschweigſche Regierung ein ſchönes Denkmal ihrer landesväterlichen Liebe geſetzt hat. Der Zweck jener Anſtalt iſt, „diejenigen Perſonen, welche durch Gewöhnung an Müßiggang und einen unordentlichen Lebenswandel gemeinſchädlich werden, an ein thätiges, arbeitsames Leben zu gewöhnen und ſittlich zu beſſern *).“ Die genauere Beſchreibung ihrer Conſtruction dürfte hier nicht am Orte ſein, wohl aber eine Schilderung des Schloſſes, wie es ſeinem jetzigen Zwecke gemäß eingerichtet iſt. Wir theilen ſolche nach einem, über die Anſtalt im Braunschweigſchen Magazine, erſchienenen Berichte **) in Folgendem mit: Ueber eine Brücke des das Schloß umgebenden breiten und mit fließendem Waſſer verſehenen Grabens geht man durch ein alterthümlich decorirtes Thor in den von vier langen Flügeln des Gebäudes eingeſchloſſenen Hofraum, welcher ein Quadrat bildet und gut gepflaſtert iſt. In der Mitte deſſelben zieht ein gefällig geformtes Baſſin mit einem Springbrunnen das Augenmerk auf ſich. Aus dieſem Baſſin wird vermittelſt eines eiſernen Druckwerks ein klares und geſundes Waſſer in das zweite und dritte Stockwerk geleitet, wo es in ſtarken Waſſerbehältern aufgefangen und durch beſondere Röhren, erforderlichen Falls, wieder abgelaffen

*) Braunſchw. Magaz. Jahrg. 1836. St. 43.

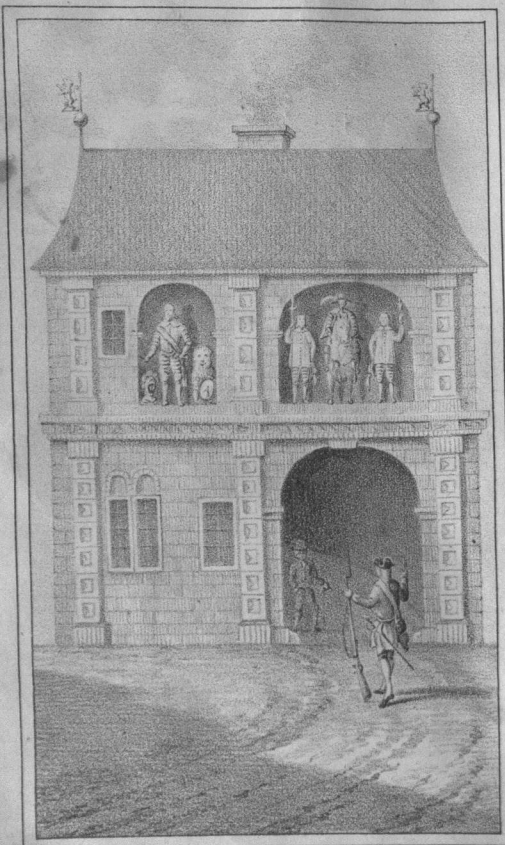
**) A. a. D. Jahrg. 1834. St. 49.



Hilichenstein.

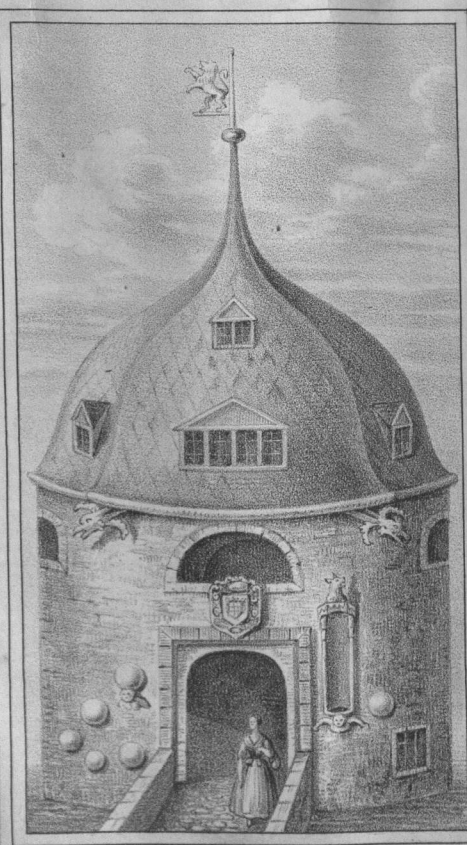


St. Hubertshöhle.

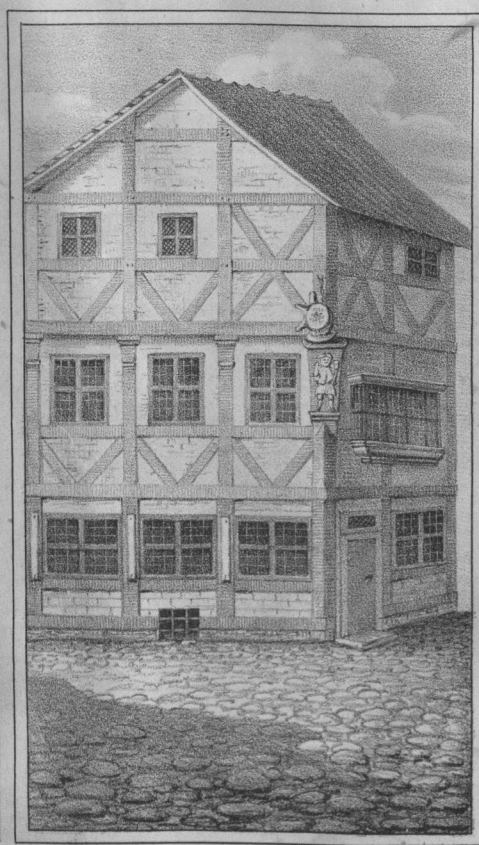


Herzogsthor

vormalige Thorthürne von Wolfenbüttel.



Damthor



C. Mumme's Haus.
in Braunschweig.

wird. Unter den im untern Stockwerke befindlichen Räumen ist an derselben Stelle, an welcher einst die Hofkapelle war, die Kirche vorzüglich bemerkenswerth. Sie ist in einfachem, der Würde ihrer Bestimmung entsprechenden, Style erbauet. Außer ihr befinden sich im Erdgeschoße die Wohnungen des Inspectors, des Predigers, der Aufseher, die Badezimmer, der Wäscheplog, die Kollkammer, die Küche, die Schmiede, die Werkstätten der Tischler, Stellmacher, Korbflechter u. A., die Speisezimmer, die Vorrathskammern, das finstere Gemach für Trozige und Unbiegsame, die Keller und die Todtenkammer. Das zweite Stockwerk enthält eine große Anzahl sehr geräumiger hoher Zimmer für die Corrigenden der ersten Classe. Hier findet man in einigen Webetaue für Tuchmacher, Teppigfabrikanten, Leinweber; Maschinen und Geräthschaften für Garn-, Wolle-, Ruhhaarspinner und Wollkämmer; in den andern Werkstätten für Schneider, Schuhmacher &c. In den Schlaf- und Krankenzimmern stehen die reinlichen Betten, in welchen die Corrigenden der genannten Classe auf Matratzen von Moos, Seegras und Schweinshaaren, unter Decken von Ruhhaaren und Wolle, schlafen. Vermittelt einer kleinen durch einen Schieber von außen zu verdeckenden Spalte in jeder Thür können die Zimmer und ihre Bewohner unmerklich beobachtet werden. Im dritten Stockwerke sind die langen Reihen einsamer Zellen für die Corrigenden der zweiten Classe, jede mit einem Bette und einem Stuhle versehen. Hinter dem Schlosse liegt ein, 7 Morgen 38 Quadrat-Ruthen großer, mit einer Mauer umgebener Garten, welcher den Corrigenden zu regelmäßiger Benutzung offen steht.

Wie wenig man sich in der Auswahl der in der Anstalt zu bessernden Individuen geirret hat, beweisen die bereits zweimal von ihnen beabsichtigten Brandstiftungen, von denen besonders die zweite allgemeiner bekannt geworden ist. Ein Gerücht von den auf die Wiedereinnahme seines Landes abzweckenden Rüstungen des Herzogs Carl, der jenseit der Weser seiner Getreuen harre, war in das Innere des Schlosses gedrungen. Da brüteten die Corrigenden allmählig den Plan aus, die Aufseher einzusperrern, das Schloß anzuzünden und zum Herzog Carl überzugehen. Schon hatte man nicht nur einen der Aufseher, sondern selbst den Prediger, der auf das laute Rufen des Ersteren herbeigeeilt war, in den Thurm gesperrt, als in den untern Räumen das Vorhaben offenbar und sofort durch kräftige Operationen vereitelt wurde. Einige Corrigenden entließen nun selbst, nach erkannter Sachlage, die Verhafteten aus ihrem Verschluß. Einem Aufseher und einem Corrigenden hatte die Bewegung das Leben gekostet; es erfolgte strenge Ahndung, und geregelte Ordnung kehrte wieder.

Der Dom zu Braunschweig *).

Alte Chroniken berichten, daß Markgraf Rudolph von Sachsen auf dem Burgplatze zu Braunschweig den Aposteln Petrus und Paulus eine Kirche erbauet habe, welche i. J. 1030 vom Bischöfe Godehard von Hildesheim feierlich eingeweiht worden sei. Die Stiftung erfreute sich reicher Schenkungen, zur Unterhaltung gelehrter Geistlichen, von Seiten Rudolph's. Als Herzog Heinrich der Löwe i. J. 1172 aus dem gelobten Lande zurückgekehrt war, brach er die Kirche ab, erbaute an ihrer Stelle im byzantinischen (Rundbogen-) Style den Dom mit zwei Thürmen, zu Ehren des Bischofs und Märtyrers St. Blasius, so wie St. Johannis, des Täufers, und ließ das Heiligthum durch Hermann von Hildesheim 1194 feierlich einweihen. Unter den Kleinodien, welche er der Kirche übergab, zeichnete sich ein zum heiligen Schmuck der Priester bestimmter, reich mit Golde besetzter, Rock aus, den Heinrich vom türkischen Sultan zum Geschenk erhalten haben soll, nicht minder ein goldenes, mit Edelsteinen besetztes, Kreuz, welches einen Werth von 5000 Mark Silbers hatte. Im J. 1671 wurden diese Kostbarkeiten sammt anderen Reliquien, deren der Dom nach einer alten Schrift von 1667 über 240 und darunter sehr seltene Gegenstände **) besaß, größtentheils dem Herzog Johann Friedrich nach Hannover, zum Ersatz des von ihm an Rudolph August abgetretenen Antheiles an Stadt und Stift, übersandt. Herzog Heinrich der Löwe ließ die neben der Kirche belegene Burg Dankwarderode prächtig ausschmücken, vor welcher sich, vielleicht schon seit 1166, auf steinernem Gerüste der eiserne Löwe erhob, ein Symbol des Muthes und der Kraft Heinrich's im Kampfe mit den Feinden, gegen welche der Löwe den Rachen öffnet. Heinrich's Gemahlinn, Mechtildis, starb bereits i. J. 1189 und wurde in der Kirche beigesetzt. Im Jahre zuvor hatte sie dem Dome einen Altar verehrt, der noch jetzt unter der Kanzel seine Stelle hat. Heinrich selbst erkrankte um Ostern 1195, um nicht wieder zu genesen. Vierzehn Tage vor seinem Ende zog ein schreckliches Ungewitter am Himmel auf; der Blitz schlug in die Thürme des Domes, entzündete das Holz unter dem Blei, und das Feuer schien unauslöschbar zu wüthen. „Dannenhero — so erzählt ein Chronist — die Stiftspersonen und andere Leute unter dem Himmel auf die Knie niedergefallen und ernstlich gebeten, Gott möchte es selbst retten; darauf ein starker Regen soll erfolgt sein, wo-

*) Vgl. F. Görge's, der St. Blasius-Dom zu Braunschweig. Dritte Aufl. Braunschweig. 1834.

**) Die erwähnte Schrift nennt u. a. ein Buch, darin Erde von Galiläa, gemischt mit Christi Schweißtropfen und Thränen; die silberne Krone Heinrich des Löwen, das silberne Buch Kaisers Otto mit dem Blute des Herrn &c.

durch das große Feuer gelöscht worden. Wie aber der franke Herr vermerkte, daß es mit ihm ein Ende werden wollte, ließ er den Bischof von Hageburg, Ilfridum, ehemaligen Propst des Klosters Jericho, zu sich holen, beichtete demselben seine Sünden, mit oftmals wiederholtem Seufzer: Gott sei mir Sünder gnädig; und genoß mit großer Andacht das heilige Abendmahl. Darauf er den 6. Augusti, oder, wie eine alte Tafel berichtet, am Abend Jacobi des Apostels, des 1195ten Jahres, im 66sten seines preiswürdigsten Alters, Todes verblühen und in dieser seiner Kirche begraben worden.“

Das Grabmal Heinrich's des Löwen und seiner Gemahlinn Mechtildis findet sich in der Mitte der Kirche. Es bildet ein längliches Quadrat von 8 Fuß 3½ Zoll Länge, 5 Fuß 3½ Zoll Breite und 2 Fuß 8 Zoll Höhe. Auf zwei großen, dem Grabmale an Länge gleichen, Decksteinen sieht man die Bildsäulen Heinrich's und seiner Gattinn, 7½ Fuß lang, erhaben gearbeitet; jener hält in der Rechten ein Abbild der Kirche, dessen Thürme mit dem Urbilde gleiches Schicksal gehabt haben, sofern auch sie von der Zeit zertrümmert sind. Ein eisernes Geländer ragt über das Grabmal 1¾ Fuß hervor. Nach einer Nachricht vom Jahre 1751 sind bei einer Eröffnung des Grabes von Seiten Herzogs Anton Ulrich i. J. 1707 noch drei steinerne Särge vorgefunden, deren einer die Gebeine eines jung verstorbenen Sohnes von Heinrich bergen soll; 1814 fand man indessen nur einen, und es ist wahrscheinlich, daß in Folge der Ueberschwemmung vom Jahre 1808, welche in der Kirche eine große Revolution anrichtete, die Särge tief in den Boden gesunken sind. Leider sind genauere Nachforschungen bis jetzt unterblieben. — Neben dem Grabmale stand vor Zeiten Herzog Heinrich der Löwe, in Mannes Größe, aus Stein gehauen, abgebildet, in der Hand ein bloßes Schwert führend *). Gegen ihm über war die Abaster-Statue eines Bischofs, die den Einweihet der Kirche, Hermann von Hildesheim, darstellen soll, aufgestellt. Diese Bildsäulen befinden sich jetzt in der weiter unten angeführten Rudolphskapelle. Am Taufsteine hing gleichzeitig eine sehr alte hölzerne Tafel, worauf Herzog Heinrich der Löwe, seine Gemahlinn Mechtildis, sein Sohn, Kaiser Otto IV. und dessen Gemahlinn Beatrix im Kleinen abgebildet waren. Diese besitz gegenwärtig das Herzogliche Museum. Unfern des beschriebenen Grabes ist der marmorne Sarkophag Herzogs Ludwig Rudolph und seiner Gemahlinn Christiane Ludewike von Dettingen bemerkenswerth. Die Bildsäulen Beider sind in Lebensgröße von Zinn gegossen. Der vollständig gerüstete Herzog läßt den rechten Arm auf einer Kanone, die linke Hand auf dem Commandostabe ruhen. Das braunschweigische Wappen und der Fürstenhut oben, zwei weinende Genien und das Wappen von Dettingen unten, zieren den Sarkophag. Die 6 Fuß 2 Zoll langen, 2½ Fuß hohen Statuen werden von einem eleganten eisernen Geländer umgeben.

*) S. die Umschlagszeichnung.

Das östliche Ende des Schiffes zeigt ein Grabmal, das nach der erhaltenen Inschrift die Gebeine der Beatrix, Tochter Kaisers Philipp, Otto's IV., ihres Gemahls, des Pfalzgrafen Heinrich, Otto's I., Albrecht's des Großen, der Herzöge Wilhelm und Magnus II., Kaisers Friedrich, Herzogs Wilhelm des Streitbaren, seiner Gemahlinnen Cäcilie und Mathilde, Heinrich's des Ältern und seiner Gattinn Helena einschließt. Die ursprünglichen Grabstätten dieser fürstlichen Personen wurden wahrscheinlich durch eine Ueberschwemmung i. J. 1606 zerstört. Herzog Anton Ulrich ließ i. J. 1707 die verfallenen Todtenladen wegräumen, die Gebeine in einen großen eichenen Sarg versammeln und in das genannte Grabmal vereinigen. Die Inschriften bewahrt eine große Messingplatte, welche das Grab deckt.

Unter dem Chore, sechs Fuß tief unter dem Schiffe der Kirche, befindet sich das von Ferdinand Albrecht I. i. J. 1681 gegründete Herzogliche Erdbegräbniß, in einer früher der heiligen Era gewidmeten Capelle. Era's gekreuzigtes Bild, einst hier in tiefem Frieden bewahrt, wird jetzt im untern Geschosse des südlichen Domburmes aufbehalten. Nehtmeier erzählt in seiner Kirchenhistorie von diesem Bilde Folgendes: „In dieser Kapelle steht ein Crucifix in Mannes Größe und weiblichem Habit, mit einem langen Bart und langen, spizen Nägeln an Händen und Füßen, von welchem man im Papstthum vorgegeben, es sei das Bildniß der so genannten Jungfrau Era, welche, als sie von ihrem leiblichen Vater zur Unzucht genöthigt werden sollen, Gott gebeten, daß er sie möchte zu einem häßlichen Scheusal machen, daher sie dann eine so abscheuliche Gestalt bekommen und hernach an's Kreuz geschlagen worden.“ — Das Gewölbe wird östlich von dem durch sieben Fenster hereinbrechenden Lichte, westlich vermittelst Wandleuchter erhellt. Dem Eingange zunächst ruhet Herzog Friedrich Wilhelm, in einem eichenen, mit schwarzem Sammt und Silberwerk überzogenen, Sarge. Die in Silber gestickte Inschrift des Deckels lautet: „F. W. früh verkürter, tief betrauerter Bürgerfürst.“ Zwei schwarzsammetne, gleichfalls mit Silber gestickte, Fahnen sind über dem Sarge aufgerichtet. Die Hauptseite der einen hat in einem mit dem Fürstenhute gezierten Eichenfranze die Inschrift: „Friedrich Wilhelm, regierender Herzog zu Braunschweig-Lüneburg, Herzog zu Vels und Bernstadt.“ Auf der Rückseite liest man: „Er starb für unsere Freiheit.“ Der Todtenkopf, des Herzogs Kriegssymbol, von einer Schlange, dem Bilde der Unsterblichkeit umringelt, und die Worte „Opfer der Frauen“ zeigen sich unter dieser Inschrift. Die zweite Fahne enthält in einem Lorbeerfranze auf der Hauptseite die Worte: „Starb den Heldentod für das Vaterland bei Quatrebras am 10ten Juni 1815 im 44sten Jahre.“ Auf der Rückseite: „Wir segnen seine Asche“ — und unter dem Deutschen Feldzeichen, einem Landwehrkreuze: „Opfer der Töchter.“ Der von neun Braunschweigischen Jungfrauen gewundene und den Manen des Herzogs am 1. August 1815 geweihte Lorbeerfranz wallt über dem Sarge. Alles Erinnerungen an die begeisterte Liebe, welche ein Vater des Vaterlandes zu wecken

und bis über das Grab hinaus sich zu bewahren verstand. Die heilige Gluth der Seinen, die im wechselvollen Leben des Fürsten so oft in Lust und Schmerz für ihn hervorgebrochen war, loberte über seinem Grabe noch einmal mächtig auf.

In seines Volkes Thränen glänzt sein Ruhm —
Er gab sein Herz für seines Volkes Frieden.
Steig auf für ihn, Gebet im Heiligthum,
Ihm sei der Lohn, der göttliche, beschieden!

Germania schwebt im lichten Sonnenglanz
Auf die geweihte Grabeshätte nieder,
Bringt ihm voll Dankgefühl den Helmschmuck
Und stimmt in der Klage bange Lieder.

Und ihr zu Füßen knirscht des Feindes Brut,
Der Ketten Rasseln tönet in die Klage,
Ein Todtenopfer raucht der Weltzerstörer Blut,
Und Gottes Arm hält richtend seine Waage.

Er sinkt, der Sarg, in die geweihte Gruft.
Leb wohl, geliebter Vater! Glocken, summet,
Zerschallt des Schmerzens Stöhnen durch die Luft,
Des Volkes Schmerz, der nie — ach nie — verstummet!*)

Neben Friedrich Wilhelm ruht auf dem Parabette; Caroline Amalie Elisabeth Königin von England, Gemahlinn Georgs IV.; neben dieser Herzog Carl Wilhelm Ferdinand, ihr verewigter Vater. Eine silberne Vase auf dem Sarge, welche das Herz des Fürsten birgt, hat die Inschrift: Carl Wilhelm Ferdinand, regierender Herzog zu Braunschweig-Lüneburg, geb. d. 9ten October 1735, verwundet in der Schlacht bei Jena den 14. October 1806, gestorben den 10. November 1806 in Ottersen bei Altona.“ Am Orte seines Todes war der Herzog bereits seit dreizehn Jahren beigesetzt, als die Sehnsucht der Braunschweiger die Zurückführung der theuren Asche veranlaßte. Sie gelangte am 10. November 1819, dem Sterbetage Carl Wilhelm Ferdinand's, Abends 10 Uhr, unter feierlichem Geleite, in der Kirche an, in welcher sie nach gehaltener Gedächtnißrede ihre solenne Beisetzung fand.

Von den 58 Särgen und Grabmälern, zu deren einzelner Aufzählung hier der Raum fehlt, nennen wir nur noch die Bemerkenswertheiten. Unter dem prächtigen Sarkophage des, 1725 in der Schlacht von Soor gefallenen, Prinzen Albrecht liegt in einem Steinsarge Markgraf Ebert II., der i. J. 1090 bei Eisenbüttel erschlagen wurde. Seine Leiche war ursprünglich in der Kirche St. Cyriaci vor dem Wilhelmithore beigesetzt; bei der Niederreißung des Stiftes i. J. 1542 öffnete man den Sarg und deutlich erkannte man noch am Schilde die Spuren des tödlichen Schlages. Ein Maurer raubte bei dieser Gelegenheit einige Zähne und hatte noch an demselben Tage das Unglück, durch

*) Aus dem Trauerliede „Bei der Leiche Friedrich Wilhelm's“ von Karl Reichard

herabstürzendes Gestein gefährlich verletzt und halbtodt nach Hause geschafft zu werden. Kaum genesen verscharrte der von Gewissensangst Gefolterte die entwandten Zähne, denen er sein Unheil zuschrieb, auf dem Gottesacker, einem zweiten Strafgerichte vorzubeugen. Der Sarg Eckbert's wurde um jene Zeit in den Dom geschafft und i. J. 1689 an seiner nunmehrigen Stelle eingesenkt. Hierauf deutet die Inschrift des Leichensteines:

„Hic jacet Eckbertus II. March. Saxon. obiit 1090. — 1689.“

(Hier ruht Eckbert II., Markgraf von Sachsen. Er starb 1090. — Beigesetzt 1689).

In einem schmucklosen Sarge von Ruffbaumholz ruhen die irdischen Ueberreste Herzog Leopolds, der zu Frankfurt in den Fluthen der Oder für Menschenrettung sein Leben opferte. Diesem schräggegenüber steht der Sarg des berühmten Feldherrn im siebenjährigen Kriege, Herzogs Ferdinand. An der Nordseite der, eine Vorhalle des Erbbegräbnisses bildenden Rudolphskapelle findet man den steinernen Sarg Gertruds, Tochter des Markgrafen Eckbert I. und Heinrich's des Löwen Altermutter, gest. 1117. An der Westseite ist das Epitaph Herzogs Rudolph August; von diesem Herzoge, der sich hier beerdigen ließ, führt die Halle den Namen.

In der Nacht auf den 10. Februar 1811 geschah ein Einbruch in das Erbbegräbniß. Von vier Särgen, z. B. von dem des edeln Leopold, wurden die silbernen Kapseln, in denen die Herzen aufbehalten waren, geraubt; von anderen wurden die Franzen und Borten entwandt. Der ganze Werth des Geraubten belief sich auf etwa 400 Thaler; von den Thätern ist keine Spur entdeckt.

In der Rudolphskapelle werden außer den vorhin genannten Bildsäulen Heinrich's des Löwen und des Bischofs Hermann folgende Merkwürdigkeiten aufbewahrt:

1. Das Horn und die Schalmeie des heiligen Blasius, Bischofs von Sebaste, der zur Zeit der Christen Verfolgung durch Diocletian sich in einem Walde versteckt und daselbst dieser Werkzeuge sich bedient haben soll. Die Sage berichtet, daß er endlich entdeckt und auf seine Weigerung, den Götzen zu opfern, mit eisernen Zacken zerrissen und enthauptet worden sei. — Der von Gertrud, Heinrich's des Löwen Mutter, mit Gold und Edelsteinen geschmückte Arm desselben Heiligen, einst ebenfalls hier aufbewahrt, findet sich jetzt auf dem Herzogl. Museum. Er ist in übergoldetes Silberblech gefaßt; auf jedem Finger stecken vier Ringe; Perlen und Diamanten zieren die beiden Armbänder.

2. Ein Stab mit dem Brustbilde des heil. Blasius.

3. Die Greifsklaue, welche zu der bekannten Legende Veranlassung gab, ein von Heinrich dem Löwen 1172 aus Palästina mitgebrachtes Antilopenhorn. (S. Seite 5.)

4. Ein seidenes Kästchen mit dem Brautfranz der heil. Maria und anderen Reliquien.

5. Ein Mammuthsknochen, der früher für eine Rippe Goliath's ausgegeben wurde.

6. Eine alte hölzerne Bildsäule, den gegeißelten Christus darstellend.

7. Die Passions säule, das Original zu der Abbildung auf dem alten herrlichen Altarblatte, welches dem Dom entnommen sich jetzt auf dem Museum befindet. Sie ist von Holz und hat eine Höhe von 12 Fuß. Es finden sich an ihr verschiedene Symbole aus der Leidensgeschichte Christi dargestellt, u. a. das Schweiß tuch der heiligen Veronica, das Ohr des Malchus und das Schwert Petri; auf dem Capitale steht ein Hahn.

Auf dem hohen Chore befindet sich der i. J. 1728 für 2385 Thaler erbaute Hochaltar. Ueber zwanzig Bildsäulen, von der kunstverständigen Hand Jenner's gefertigt, schmücken denselben, im Gleichen drei treffliche Gemälde: die Einsetzung des Abendmahles und die Kreuzigung von Quider; über diesen die Himmelfahrt von Harms. In der Mauer hinter dem Altare ist noch ein großer Riß sichtbar, der von zwei Kugeln verursacht wurde, die i. J. 1615 bei der Belagerung der Stadt durch Herzog Friedrich Ulrich hier einschlugen.

In der Mitte des Chores erhebt sich auf einem runden, gegen 10 Fuß langen, $5\frac{1}{2}$ Fuß breiten Steine der berühmte Candelaber von Messing, welchen Herzog Heinrich der Löwe nach dem Muster des Armleuchters in der Stiftshütte verfertigen ließ. Das Fußgestell, 3 Fuß hoch, wird von vier Löwen geziert, auf welche sich Drachen herabwinden. Eine 10 Fuß hohe, aus fünf Theilen bestehende, Säule endigt in einem Blumenfelse; eben so jeder der sechs geschweiften Arme, deren Länge, von außen nach innen abnehmend, vier bis elf Fuß beträgt. Die ganze Höhe des Candelabers, vom Fuße bis zum obern Kelch, beläuft sich auf 16, die Breite auf 13 Fuß, das Gewicht auf 17 Centner. Im Jahre 1728 wurde dieses Kunstwerk von seiner Stelle entfernt und erst i. J. 1830 auf Befehl des Herzogs wieder aufgestellt. Seitdem erhellen seine sieben Lichter — auf den sechs Armen und auf der Mittelsäule — an hohen Festtagen das Heiligthum. Seines Gleichen findet sich nur noch im Dome zu Mailand.

Heinrich der Löwe baute den Dom in Form des Kreuzes. Herzog Otto der Milde fügte 1346 an der Südseite eine Halle hinzu, die den Raum bis an den betreffenden Kreuzflügel ausfüllt. Seine Statue in Lebensgröße sieht man erhöht an der Mauer aufgestellt. Die Nordhalle 1469, von Wilhelm dem Steitbaren angebaut, bewahrt im Fenster der Westseite die Wappen von 23 Patrizierfamilien, in Glas gemalt; früher waren die sämmtlichen Fenster mit Abbildungen fürstlicher Personen in Lebensgröße trefflich ausgemalt, auch befand sich ein Denkmal des Erbauers in dieser Halle, wie solches Rehtmeier in seiner Chronik abgebildet hat.

Orgel und Glocken des Domes zeichnen sich vor allen anderen in der Stadt aus. Der Bau jener ist von Henning Henke, Orgelbauer aus Hildesheim, 1603 begonnen und von Christoph Mönch 1609 vollendet; unter diesen ist die Betglocke, Blasius major genannt, die merkwürdigste; sie wiegt

99 Centner, ist i. J. 1502 gegossen und wird von zehn Menschen geläutet. Das volle Geläute besteht aus 11 Glocken.

Die äußere Länge der Kirche beträgt 244, die äußere Breite 114, die Höhe bis zur Spitze des Südturmes 170 Fuß.

Wie unsere Abbildung zeigt, stand die Kirche in älteren Zeiten durch eine, zur Bequemlichkeit der Herzoglichen Familie angelegte, Gallerie mit der Burg Dankwarderode in Verbindung. Jene Gallerie mündete in die Nordfacade, die noch jetzt eine durch die Sage fortgepflanzte Beziehung auf Heinrich den Löwen in den Vertiefungen bewahrt, welche durch das Kragen des treuen, über den Tod seines Herrn untröstlichen, Löwen entstanden sein sollen. Unter der Gallerie befand sich ein großer Thorweg und hinter demselben das Gemäuer, welches Kaiser Heinrichs Finkenheerd genannt wurde. Die vordere Seite des Schlosses zierte ein Säulengang, darüber ein Balkon, der in der Mitte, der Löwensäule gegenüber, um einige Fuß vorsprang. Auf dieser Stelle vergnügten sich die Bewohner der Burg, dem ehernen Löwen Geldstücke in den Rachen zu werfen. Auf der andern Seite des Domes sehen wir das zu jener Zeit dort befindliche Gebäude der Hauptwache.

Bemerkenswerth ist auf dem freien Plage im Süden der Kirche, den bis 1830 die Capitelgebäude mit den Kreuzgängen und Friedhöfen einnahmen, eine 86 Fuß hohe und 19 Fuß dicke Linde, welche von Heinrich dem Löwen selbst gepflanzt sein soll; ist ihr Alter auch nicht so hoch, so ist doch gewiß, daß sie schon vor zweihundert Jahren in den Kirchenbüchern als die „alte, dicke Linde“ erwähnt wird. Neuerdings ist sie zur Abwehr von Beschädigungen mit einem Stakette umgeben.

Die innere Entwicklungsgeschichte der Kirche betreffend ist zu erwähnen, daß in Abwesenheit Herzog Heinrich's des Jüngern i. J. 1542 die Reformation des Stiftes vorgenommen wurde. Als der Herzog die katholische Religionsverfassung wieder einzuführen befohl, ließ der Rath die Kirche verschließen, berief aber unter günstigern Zeitverhältnissen 1543 den bisherigen Superintendenten Gorolitus zum evangelischen Prediger. Nach seinem bereits 1545 erfolgten Abzuge nach Jena wurde das Pfarramt an Conrad Berg übertragen. Herzog Heinrich aber ließ nach seiner Rückkehr i. J. 1548 dem Stifte nachdrücklich befehlen, einen katholischen Prediger zu erwählen und die alten Ceremonien wieder einzuführen; das Capitel gehorchte; doch zum allgemeinen Skandal des Volkes. „Als sie die päpstlichen Ceremonien — so erzählt Rehtmeier — wieder in die Kirche einführen wollten und die Leuchter und Kronen mit Lichter angezieret, haben die losen Handwerks-Kinder und Jungen Solches, nachdem sie es gesehen, nicht leiden wollen, sind in die Kirche und auf die Pfaffen und Geistlichen losgegangen, haben sie mit Steinen aus der Kirche weggejagt, die Lichter von den Kronen weggenommen und also den päpstischen Gottesdienst gänzlich verhindert. Von der Zeit an ist diese Kirche bis 1553 verschlossen gewesen.“ Erst in Folge des Vertrages zwischen dem Herzoge und der Stadt wurde in jenem Jahre die Reformation im Stifte unbehindert und auf die Dauer begründet. Gervinus Wittkop, bisher Pastor zu

St. Petri, wurde mit dem Pfarramt beauftragt und verwaltete es bis an seinen Tod i. J. 1566. Bis zum Ende des Jahrhunderts standen an der Kirche die Prediger Christoph Leine und Johann Magirus; im siebenzehnten Jahrhundert: Johann Gleimius, Georg Mylius, Julius Hantelmann*), Johann Hermann Hoffmann, Johann Lucas Pestorf, Conrad Caspar Thielemann und Johann Ernst von Schulenburg; im achtzehnten: Eberhard Finen, Crist. Daniel Koch, Christ. Friedrich Degener, Jacob Friedrich Feddersen, Johann Wilhelm Gottlieb Wolff (1789 — 1823); seit 1824 Dr. Franz August Christian Friedrich Westphal.

Die Affeburg.

Ungefähr zwei Stunden von Wolfenbüttel gegen Südosten erhebt sich, unfern der von Braunschweig nach Halberstadt führenden Chaussee die Affe, ein zwar nicht bedeutendes, aber stark mit Laubholz bewachsenes Waldgebirge, welches auf einem seiner höchsten Gipfel, dem etwa 750 Fuß hohen Burgberge die wenigen Ueberreste der einst geschichtlich merkwürdigen Affeburg trägt.

Entzückend ist die Aussicht, welche man von dieser Höhe herab genießt und wohl werth, daß man dem Panorama, welches sich dem Auge des Beschauers darbietet, einige Augenblicke weihet. Rings um sich her erblickt man Städte und Dörfer von hohen Saaten umwallt und von laubbefränzten Waldungen umsäumt. Zu seinen Füßen sieht man die, den Waldrücken wie ein Band umschlingende Leipziger Heerstraße, früher so belebt, jetzt aber seitdem die Kraft des Dampfes Menschen und Sachen im Fluge von Braunschweig nach Magdeburg und Halberstadt führt, einsam und verödet. Blickt man gegen Norden, so schweift das Auge über reinliche Dörfer in die unermessliche Ferne. In einer Entfernung von vier Stunden erhebt sich das stolze, thurmreiche Braunschweig, welches noch immer sein mittelalterliches Aussehen nicht verloren hat. Näher noch erblickt man das freundliche Wolfenbüttel, mit der weltberühmten Bibliothek und dem zierlichen im morgenländischen Geschmacke erbauten Kaffeehause. Weiterhin gegen Westen und Süden zeigen sich zur Rechten über die von Braunschweig nach Harzburg führende Eisenbahn hinaus die Hildesheimischen, zur Linken die Halberstädtischen Marken und dazwischen die Wernigeröder Fluren, hinter welchen

*) Das Kirchenbuch bemerkt bei seinem Sterbefalle: „Am 8ten Februar 1680 sind beide Altarlichter, welche schon eine Viertelstunde ganz hell gebrannt hatten, unter dem Gebete nach der Predigt fast zugleich von selbst erloschen. Herr Hantelmann wurde gleich darauf von Krankheit befallen und verstarb.“

der Harz mit dem Brocken im blauen Nebelgewande den Horizont begränzt. Ueberall fällt der Blick auf üppige Saaten und herrliche reiche Dörfer, welche Zeugniß geben von der glücklichen Lage des Braunschweigischen Landmanns.

Ungewiß ist es, woher der Namen Afse stammt. Einige leiten ihn von dem engl. Worte ash, dem isländischen askar, Esche, andere von dem gothischen as, aas ab, welches etwas Hohes, Großes, dann eine Anhöhe bedeutet und woher auch die Götter unserer Vorfahren den Namen Asen, d. h. Hohe, Große führten, welche auf der Asgard oder Asenburg, der Burg der Hohen, der Hochburg, wohnten. Auch die Sage mischt sich ein und leitet den Namen Afse von folgender Begebenheit ab: Vor langen, langen Jahren hatte einst in dieser Gegend ein armer Bauer seine Achse am Wagen zerbrochen, so daß er nur mit größter Mühe denselben fortschleppen konnte. Zufällig erging sich der Besitzer des bis dahin namenlosen oder anders benannten Gebirges und der Umgegend auf seinem Gebiete und traf auf den Bauer, der sich mit seinem zerbrochenen Wagen abmüdete. „Du wirst mit Deinem Wagen liegen bleiben;“ sagte er zu dem Bauer. „Herr,“ antwortete dieser, „soll ich das Land zu eigen haben, welches ich mit demselben noch umfahre?“ „Zimmerhin mag es Dir gehören,“ versetzte herablassend der Herr, „Du wirst nicht weit kommen.“ Das läßt sich der Bauer nicht noch einmal sagen, er treibt seine Pferde an und siehe, er fährt rings um das Waldgebirge, bevor die Achse bricht und der Wagen liegen bleibt. Der gutgelaunte gnädige Herr hält sein einmal gegebenes Wort. Der arme Bauer wird Herr des umfahrenen Gebirges, welches er nun zum Andenken an die zerbrochene Achse, in sächsischer Sprache „Afse“ und sich Herrn von der Afse nannte.

Schon von den frühesten Zeiten an hat das Gebirge und die auf demselben erbaueten Festen in der Geschichte Deutschlands und Braunschweigs eine bedeutende Rolle gespielt. Nach dem Tode Karl Martells entstand unter seinen Söhnen eine Spaltung. Karls Gattinn Swanehild flüchtete sich mit ihrem Sohne Gripho nach Raon, während ihre Stieftochter Hiltrud, die rechte Schwester Karlmanns und Pipins, nach Baiern eilte, um dort den Herzog Odilo zu heirathen. Sobald die Flucht den Brüdern bekannt wurde, gingen sie vor Raon, nahmen die Stadt ein und machten die Swanehild mit ihrem Sohne zu Gefangenen. Swanehild mußte in ein Kloster bei Paris gehen, Gripho aber ward in das Kloster Neuburg im Ardennerwalde eingesperrt, und Karlmann und Pipin trafen im Jahre 742 zu Poitiers eine neue Theilung des Reiches, wobei sie wahrscheinlich Griphos Antheil unter sich theilten. Jetzt erregten die Baiern einen Aufruhr, an welchem auch die Sachsen unter Anführung ihres Herzogs Theodorich Theil nahmen. Vorzüglich waren es Ostphalen und Thüringer, denn in diesen Gegenden hatte Theodorich seinen Sig. Die Baiern wurden von den Brüdern Karlmann und Pipin in einer Schlacht am Lech besiegt und Karlmann ging nun im Jahre 743 allein nach Sachsen, eroberte das Schloß des Theodorich Desfiburg durch Kapitulation und nahm den Herzog Theodorich gefangen, welcher indessen

bald wieder entlassen wurde. Doch schon im Jahre 744 empörten sich die Sachsen abermals, Karlmann und Pipin besiegten sie zum zweiten Male und führten den Herzog Theodorich gefangen nach Frankreich ab. Nun war einige Zeit Ruhe. Als aber i. J. 747 Karlmann sein Amt als Majordom niedergelegt hatte und in ein Kloster gegangen, Pipin aber zur Alleinherrschaft gelangt war, wurde Gripho aus der Gefangenschaft entlassen. Nochmals empörten sich die Baiern und Alemannen, um sich von der Fränkischen Herrschaft loszureißen. Während nun Pipin zur Unterwerfung der Empörer nach Baiern zog, ging Gripho mit einer Anzahl junger Männer aus dem Fränkischen Adel nach Sachsen, wo die Sachsen ihm zufielen und er am linken Ufer der Oker bei Ohrum ein befestigtes Lager bezog, wohin auch der zum zweiten Male aus der Gefangenschaft entlassene Theodorich eilte. Sobald Pipin hiervon Nachricht erhielt, brach er, nachdem er die Baiern und Alemannen unterworfen, durch Südthüringen nach Nordthüringen auf. Hier traf sein Schwert zuerst die Nordschwaben. Darauf zog er durch die von der Bode durchflossenen Gegenden und kam an einen Fluß Miffau und an den Ort Schöningen, von wo er nach dem verschanzten Lager bei Ohrum aufbrach. Ehe er jedoch dahin gelangte, eroberte er das feste Oesiburg, welches ihm auf dem Wege lag und eilte dann zur Bekämpfung seines Bruders Gripho. Dieser, der weder den Franken noch den Sachsen traute, verließ in der Nacht das Lager und flüchtete nach Baiern. Jetzt durchzog Pipin vierzig Tage lang die Gegend, verwüstete sie gänzlich, unterwarf die Sachsen und zwang viele das Christenthum anzunehmen. Von dem Schicksale des tapfern Theodorichs ist nichts weiter bekannt, aber daß seine Feste, über deren Lage viel gestritten ist, und welche man bald für Seeburg im Mansfeldischen, bald für Huseburg im Halberstädtischen, ja sogar für Osnabrück gehalten hat, höchst wahrscheinlich an der Stelle der spätern Affeburg gelegen hat, darüber lassen neuere Forschungen fast keinen Zweifel mehr zu.

Spätere Chronisten nennen Kaiser Otto den Großen, einem der edelsten Geschlechter des Landes entsprossen, den Gründer der Affeburg. Ist aber die eben ausgesprochene Ansicht, daß das Castell Oesiburg mit der spätern Affeburg eins sei, richtig, so dürfte dieser Kaiser wohl nur für den Wiederhersteller und Erneuerer der Burg zu halten sein. Für Ottos Geschlecht war die Affeburg ein wichtiger Pfaz. Denn als nach Kaiser Otto II. frühem Hinscheiden in Italien die Häuptlinge dieser Gegend für dessen noch unmündigen Sohn, Otto III., gegen Herzog Heinrich von Baiern, der nach der Kaiserkrone strebte, die Waffen ergriffen, sammelten sie sich bei der Affeburg, und setzten dadurch den Baier so in Schrecken, daß er von seinem Vorhaben Abstand und Otto III. ungehindert den Thron bestiegen ließ.

Nach dieser Zeit ist erst wieder im Jahre 1203, bei der Theilung der Nachlassenschaft Heinrichs des Löwen unter seine Söhne, von der Affeburg die Rede. Zwar wird hier und da erwähnt: daß Ekbert der Ältere, Graf von Braunschweig und Markgraf von Thüringen, sowie Kaiser Heinrich IV.,

eine Burg Affeburg wieder hergestellt hätten; damit aber mag wohl nicht unsere, sondern eine andere Burg des Namens gemeint sein, welche eine halbe Stunde von Mansfeld über dem Dorfe Möllendorf lag und wovon noch jetzt Ueberbleibsel zu sehen sind. Unsere Affeburg kam bei jener Theilung in das Loos des Kaisers Otto, der nun auch die Schirmvogtei über die Güter des Stiftes Gandersheim verwaltete. Um diese Zeit war es, wo die damals ganz verfallene Affeburg von denen wiederhergestellt ward, welche in der Folge nach ihr sich nannten und deren Nachkommen noch jetzt ihren Namen führen. Es waren dies die edlen Herren von Wolfenbüttel, Gunzelin, der Reichstruchseß, und Burchardt, sein Vetter, denen sich noch einige andere Waffenbrüder aus dem Halberstädt'schen und dem Hilbesheim'schen und aus Bivenda im Braunschweig'schen zugesellten. Zwar will eine allgemein verbreitete, eine sich fast historisch festgesetzte Sage, daß ein Gebhard von Hagen (ab Indagine) schon um das Jahr 1089 die Affeburg vom Braunschweig'schen Hause zu Lehn empfangen, und sich nach ihr „von der Affeburg“ genannt habe; allein ohne allen geschichtlichen Grund ist solche, und ganz fest steht es, daß die noch blühende Familie von der Affeburg nicht von den Hagen abstamme, sondern von dem erwähnten Geschlechte derer von Wolfenbüttel.

Kaiser Otto IV., Heinrich des Löwen Sohn, mußte sein ganzes Leben hindurch mit zwei Gegenkaisern aus dem seinem Hause feindselig gegenüberstehenden Gibellinischen Geschlechte der Hohenstaufen, mit Philipp und mit Friedrich II., kämpfen, und Deutschland entbehrte ganz des Friedens, seitdem Kaiser Friederich Barbarossa seinem nächsten Vetter, Heinrich dem Löwen, dessen meiste Besitzungen genommen, und dadurch die so nahe verwandten Häuser der Welfen und Hohenstaufen in endlose Spaltungen und Zerrwürfnisse gestürzt hatte. Otto mochte es daher recht gern seinem treuen und tapfern Truchseß Gunzelin von Wolfenbüttel und dessen Vetter Burchardt gestatten, oder gar Beide dazu ermuntert haben, zum Schutze des befohlenen Braunschweiger Landes die Burg auf der Affe wiederherzustellen und möglichst zu befestigen. Grund und Boden besaßen sie ja ohnedem schon längst als Lehn vom Stifte Gandersheim.

Dieser Neubau, oder doch neue Wiederaufbau der verfallenen Burg, geschah wahrscheinlich im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts; denn schon im Jahr 1203 wird der Burg auf der Affe erwähnt. Das Stift Gandersheim, ohne dessen Einwilligung dieser Wiederaufbau eigentlich nicht geschehen durfte, aber dennoch geschehen war, schwieg hierzu, so lange Kaiser Otto lebte, wohl nur aus Rücksicht gegen diesen, welcher den Bau so begünstigt hatte.

Als Otto im Jahre 1218 starb, Friedrich von Hohenstaufen ihm in der Kaiserwürde unter dem Namen Friedrich II. folgte, da nahm Alles eine andere Richtung, denn andere Interessen traten hervor. Gunzelin von Wolfenbüttel fand es jetzt zur Aufrechthaltung seines Ansehens und um sich den Besitz der Burg gegen das Gandersheimer Stift zu sichern, gerathen, die Braunschweiger zu verlassen, und der neuen Sonne huldigend sich zuzu-

wenden. Es gelang ihm dies. Der neue Kaiser bestätigte ihn in der Reichstruchsefwürde und sagte ihm und den Seinen den kaiserlichen Schutz zu. Kühn gemacht durch solche Gnadenbezeugungen, trat Gunzelin gegen die ihm hierüber sehr ungnädig gewordenen Herzöge von Braunschweig, sowie gegen das Stift Gandersheim und selbst gegen den Papst Honorius auf, welcher das Niederreißen der Burg in einer eigenen, an die Bischöfe zu Raumburg, Merseburg und Halberstadt gerichteten, vom 16. Juni 1220 datirten Bulle befohlen hatte.

Wie wenig Rücksicht Gunzelin auf diesen päpstlichen Drohbrief nahm, in seinen Plänen sich dadurch gar nicht stören ließ, werden wir hernach sehen, jetzt aber erst noch bemerken, daß aus dieser päpstlichen Bulle sich ergibt: daß Gunzelin und sein Vetter Burchardt sich damals noch nicht den Namen der Asseburg beigelegt hatten. Erst Gunzelin's Söhne, Burchardt oder Bussso, Eckbert und Gunzelin der Jüngere, thaten dies, während die Nachkommen seines Vaters Bruders Burchardt, welche gegen das Jahr 1291 erloschen sein mögen, den Namen von Wolfenbüttel fortführten. Ganz unrichtig ist daher, wie vorhin schon erwähnt, die in die Geschichte dieses Geschlechts sich eingedrängte, gar häufig zur völligen Wahrheit erhobene Sage, daß solches von der Familie von Hagen, und namentlich von einem Gebhard von Hagen abstamme, der schon 1089 die Asseburg von dem Herzoge von Braunschweig zum Lehn bekommen und seinen Namen mit dem der Asseburg vertauscht habe. Denn im elften Jahrhunderte gab es noch gar keine Herzöge von Braunschweig. Die Asseburg war auch kein Braunschweig'sches Lehn, sondern Gandersheim'sches, herrührend von den Begabungen des Stifts durch Herzog Ludolph von Sachsen, dem Ahnherrn Kaiser Heinrichs des Vogelestellers. Die Grafen und nachmaligen Herzöge von Braunschweig waren nur Schirmvögte des Stifts. Von einem Gebhard von Hagen weiß auch kein alter glaubhafter Geschichtschreiber. Im Jahre 1091 war auch die Burg auf der Asse noch verfallen, sie wurde erst späterhin wieder aufgebaut, und im ganzen elften und zwölften Jahrhundert kommt in den sämtlichen zahlreichen, von vielen edlen Zeugen unterschriebenen Urkunden Heinrichs des Löwen und Otto's IV. keiner von der Asseburg vor, sondern erst 1224, wo Gunzelin's Geschlecht sich auszeichnete.

Durch die oben erwähnte päpstliche Bulle mit ihren angedrohten Kirchenstrafen, und durch das Eifern und Belfern der Abtissinn von Gandersheim, ließen sich Gunzelin von Wolfenbüttel, der Reichstruchseß, so wenig, wie sein Vetter Burchardt und ihre Söhne, stören. Sie ließen ihre schön aufgebaute Burg ruhig stehen, behaupteten sich unter dem Schutze der Hohenstauf'schen Kaiser im Besitze derselben, und fügten aus ihr, wie aus der in Wolfenbüttel, der Welf'schen Parthei großen Schaden zu. Aber die Zeit nahte, wo auch der Hohenstaufen Schild zertrümmert ward, der bis dahin so mächtig beide Burgen gedeckt hatte.

Kaiser Friedrich II. starb 1250, und vier Jahre später auch sein Sohn, Konrad IV. und letzter Kaiser des Stammes, dessen unglücklicher Sohn Konradin 1268 zu Neapel, auf Karls von Anjou Geheiß, unter dem Beile

sank. Die Sonne der Hohenstaufen ging unter, die der Welfen trat von Neuem hervor. Während der letzte Hohenstaufensche Kaiser, Konrad IV., kraftlos hinwelkte, erhob zu Braunschweig der Welfische Heldenjüngling Herzog Albert, genannt der Große, seit 1232 sein Haupt. Das furchtbare Wetter, das schon lange gedroht hatte, zog nun gegen die Burgen Wolfenbüttel und Assenburg heran; und der Braunschweig'sche Löwe warf den stehenden Wolf, das Wappenbild der Wolfenbüttler, zu Boden.

Seit Kaiser Otto's IV., des Welfen, Absterben, hatte schon kein gutes Vernehmen mehr geherrscht zwischen den Herzögen von Braunschweig und denen von Wolfenbüttel und von der Assenburg; zum Ausbruch einer offenen Fehde aber kam es erst durch folgende Umstände.

Auf Antrieb des Papstes Innocenz IV. trat wider Konrad IV. Wilhelm, Graf von Holland, als Gegenkaiser hervor. Diesem schloß sich Albert Herzog von Braunschweig, an, und benutzte dessen, seines künftigen Schwagers, Gunst dazu, sich im Jahr 1253 von ihm die Grafschaft Peine, — deren Besitzer dem Aussterben nahe waren, und deren letzter Graf vom Gegenkaiser Wilhelm sich belehnen zu lassen verschmäht und versäumt hatte — zutheilen zu lassen. Hierüber gerieth die Gegenparthei, wozu die von Wolfenbüttel und von der Assenburg — nahe Verwandte des letzten Grafen von Peine — auch gehörten, und denen sich der Bischof von Hildesheim, den gleichfalls nach der ihm bequiem gelegenen Grafschaft Peine lüstete, anschloß, in die heftigste Bewegung. Vereint errichteten sie, mit Zuziehung noch anderer kühnen Genossen, sofort einen Bund zum Schutz und Trug gegen den Herzog Albert.

In der Gluth und Kraft blühender Jugend, und schon durch Theilnahme an einem glücklichen Feldzuge gegen Kaiser Bela von Ungarn in den Waffen geübt, beschloß Albert, diesen Bund zu sprengen, die Macht und Kühnheit der Edelleute und deren Stützen, die Burgen, zu brechen und sie für den vielfachen Spott, den sie ihm anthaten, zu züchtigen, um dann als Herzog in seinem Lande unumschränkt gebieten zu können.

Die Assenburger sollen freilich in ihren Verhöhnungen gegen den Herzog sehr weit gegangen sein. So sollen sie in ihr Wappen, das ein stehender Wolf war, den Braunschweig'schen Löwen mit aufgenommen und ihren Wolf in solche Stellung auf des Löwen Rücken gesetzt haben, als zäuse dieser jenen bei den Ohren, welchen Spott und sinnbildliche Darstellung von Hohn und Uebermacht den Herzog gar gewaltig ergrimmt und ihn veranlaßt haben soll, daß nach ihrer Vertreibung die Assenburger nur den Wolf im Wappen behalten durften, und zwar nicht mehr stehend, sondern liegend, niedergedrückt, als Zeichen ihrer Unterwerfung.

Zu dem allerdings nicht leichten Unternehmen, die ihm gegenüber gestellten Burgherren anzugreifen, und dazu Beihülfe zu erhalten, bot sich dem Herzoge Albert eine gute Gelegenheit dar. Er feierte am St. Margarethen Tage, im Jahr 1254, seine glänzende Hochzeit mit Elisabeth von Brabant, und hatte dazu viele Fürsten, Grafen und Edelleute geladen. Die Markgrafen Otto und Hans von Brandenburg, die Sächsischen Herzöge Al-

brecht und Heinrich, des Herzogs eigener Bruder Johann, glänzten unter denselben hervor.

Hier mag sich, wie er es wünschte und beabsichtigte, Herzog Albert manchen Genossen zu den Waffenthaten, die er vorhatte, erworben haben. Auch scheint sogleich auf die Lust der Hochzeit der Ernst des Kampfes gefolgt und die wackere Ritterschaft stracks vom Turnierplatze in das Feld gezogen zu sein, um die neuen Schwerdtter und Lanzen an der Brust des Gegenparts zu prüfen.

Die Burg Wolfenbüttel scheint sich anfänglich gehalten zu haben, und erst im folgenden Jahr, 1255, durch einen plötzlichen und gewaltigen Anlauf erstürmt worden zu sein.

Als dies geschehen war, ging der Zug ins Hildesheim'sche, um den Bischof, den Genossen derer von Wolfenbüttel und von der Assenburg, für seine Theilnahme zu züchtigen. Sarstedt, Rede Rosenthal und die Stadt Peine, nicht aber die Burg, die der alte Graf tapfer vertheidigte, wurden bezwungen. Doch bauete der Herzog der Burg gegenüber ein festes Haus, um sie im Zaume zu halten. Zu gleicher Zeit, wo er Peine belagerte, hatte er auch schon die Assenburg berannt, um die verbündeten Feinde von einander abzuschneiden. „Wie viel da der Schwerterklingen an den Rändern der Schilde“, singt die Reimchronik, „gemessen wurden, daß der Rasse und des Gedeckes glänzende Farben vergingen; und was da für Ritterschaft geschah mit der Felben Armbrüsten, in ihren Harnischen, im Speerwechsel und allerlei Kriegslust, und wie manchen Held das Ungemach tödtete in viertelhalb Jahren, da mit solcher Ritterschaar die Burg so lange war berennet, das kann man nicht schildern. Von allen Seiten hatte er sie mit Schanzen umziehen lassen.“

Auf den dem Burgberge nahe gelegenen Bergen, dem Rodesberge und dem Lurenberge ließ er zwei Gegenburgen errichten. Allein alle Anstalten vermochten nicht den wackern und unverzagten Bussso von der Assenburg, den Sohn des Erbauers der Burg Gunzelin, zur Uebergabe zu bewegen. Nach vierjähriger Belagerung erst öffnete Bussso dem Herzoge Albrecht gegen Zahlung von vierhundert Mark löthigen Silbers die Thore der Assenburg und erhielt freien Abzug nach seinen Gütern in Westphalen, wo er sich auf der Hindenburg bei Brakel im Paderbornischen anbauete und die noch blühende westphälische Linie des Geschlechts der Assenburg stiftete. Doch ehe es dazu kam, war von Bussso's Bundesgenossen mancher kühne Versuch gemacht, diesem Lust zu schaffen und den Herzog zur Aufhebung der Belagerung zu nöthigen. So vereinigten sich Erzbischof Gerhard von Mainz, Graf Conrad von Eberstein und eine große Menge anderer Herren und Ritter zu einem Einfall in das Land über dem Wald, das Göttingische, wo man Alles ausraubte und verbrannte. Aber des Herzogs Vogt zu Göttingen Willeke von Kerstlingerode folgte mit seiner Schaar dem Feinde in der Stille und suchte ihn, da er ihm in offenem Felde nicht gewachsen war, durch List zu bestreiten; und das gelang. Die verbündeten Ritter hatten sich in einem Mönchshofe unweit Volterstedt gelagert, um dort Nachtquartier zu halten. Unterdessen hielt sich Wil-

Iefe von Kerstlingerode im Versteck, und als er seine Zeit ersehen, drang er in stiller Mitternacht unter dem Feldgeschrei „Braunschweig“ in den Mönchshof ein, machte den Erzbischof und den Grafen sammt vielen edlen Herren und Rittern zu Gefangenen und sandte sie dem Herzoge in das Lager vor der Asseburg. Erzbischof Gerhard wurde nach einjähriger Gefangenschaft zu Braunschweig durch Richard von Cornwallis, welcher sich um die Deutsche Königswürde bewarb, mit fünftausend Mark Silbers und gegen Abtretung des Amtes Gisfelwerder an den Herzog losgekauft. Der Graf von Eberstein aber mußte als treuloser Vasall seinen Lehnsverrath mit dem Tode büßen. Der Herzog ließ ihn einer, freilich unverbürgten und in neuerer Zeit mit gutem Rechte angegriffenen, Sage nach vor der Asseburg an den Füßen aufhängen, so daß er am dritten nach Andern gar erst am fünften Tage elendiglich umkam.

Dieses grausame Verfahren gegen den unglücklichen Grafen mag durch folgende Ursache veranlaßt worden sein. Der Vater desselben, Albrecht, war ehemals ein eifriger Anhänger Kaiser Otto IV., des Welfen, gewesen und war demselben auf allen Kriegszügen gefolgt. Das hatte ihm einen solchen Kostenaufwand verursacht, daß er viele seiner Güter, unter andern auch die Hälfte seines Schlosses Heidenburg, verpfänden mußte; und namentlich dieses letztere an die von Wolfenbüttel, nachherigen von der Asseburg. Anfangs hoffte er, daß Kaiser Otto, wenn er nur erst sich als Kaiser festgesetzt und die Hohenstaufen gedemüthigt haben würde, ihn für alle seine Aufopferungen reichlich würde entschädigen können. Als aber Otto's Glückstern unterging und die Hohenstaufen die Oberhand gewannen, hatte er — wie damals auch die von Wolfenbüttel — es für vortheilhaft gehalten, die Partei der Welfen zu verlassen, und zu den Hohenstaufen, an deren Spitze der kräftige, geistvolle Kaiser Friedrich II. glänzte, überzutreten. Unter dem Schilde dieses mächtigen Fürsten war er nun viele Male in das Braunschweig'sche eingefallen, um durch Raub und Plünderung für die gehaltenen und noch nicht wieder erstattet wordenen Unkosten sich bezahlt zu machen. Nach seinem Absterben hatte sein Sohn, jener grausamlich hingeschlachtete Graf Conrad von Eberstein, diese Räubereien fortgesetzt, und zu größerer Sicherheit sich mit des Welfischen Hauses damaligen Feinden eng verbunden. Es lag ihm daher viel daran, das die Asseburg, deren drohende Nähe und kühne Besatzung den Herzog in täglicher Bedrängniß hielt, nicht verloren ginge. Denn es ließ sich vorausschen, daß Albrecht, sobald er dieses nahen Feindes los geworden wäre, auch die entfernteren auffuchen und ihnen das böse Spiel legen würde. Deshalb bot Conrad Alles auf, die Asseburg zu retten. Den Erzbischof Gerhard von Mainz und andere Widersacher der Welfen reizte er zu dem Einfall in das Göttingen'sche, um den Herzog hierdurch von der Asseburg hinwegzuziehen und selbige wieder frei zu machen. Aber es kam, wie wir gesehen haben, anders, und in die Falle, welche Conrad dem Herzoge gestellt hatte, fiel er selbst. Das bequeme Nachtlager im Mönchshofe mußte er theuer bezahlen. Er ward als ein eidbrüchiger rebellischer Vasall bei den Weinen aufgehängt, und zwar im Angesichte der Asseburg, um die

Befagung durch Furcht vor einem ähnlichen jämmerlichen Schicksale zu schrecken und zu einer schnellen Uebergabe zu treiben. Bussso von der Affeburg ließ sich indessen nicht einschüchtern, und um so weniger, da um diese Zeit (1256) des Herzogs Gönner und Schwager, der deutsche Kaiser Wilhelm, Graf von Holland, von den Friesen erschlagen war, und sich nun ein Dritte, Prinz Richard von Cornwallis, um die deutsche Krone bewarb, wozu er des Erzbischofs von Mainz, des Freundes der Wolfenbüttel'schen und Affeburg'schen Parthei, nöthig hatte. Als nun Richard 1257 durch den Erzbischof auf den deutschen Thron erhoben war, hoffte Bussso eine günstige Aenderung der Umstände, und vertheidigte daher seine Burg mit ungebrochenem Muth. Auch hatte er sich diesmal nicht verrechnet, denn Herzog Albert erwog, daß in dieser veränderten, neuen Lage der Dinge er sich freie Arme schaffen müsse, weil es bald Kampfes genug an allen Enden geben würde. Deshalb eilte er, mit denen auf der Affeburg, die unterdessen durch Hunger und rastlose Anstrengung auch mürbe gemacht waren, auf eine gütliche Weise sobald als möglich auseinander zu kommen und sich wieder zu vertragen. Und so geschah es, daß Bussso im Jahr 1258, nachdem er seine Burg bis ins vierte Jahr vertheidigt hatte, für 400 Mark sie dem Herzoge übergab, und mit den Seinen frei nach der Heidenburg oder Hinnenburg in Westphalen abzog, wo er sich unweit Bräfel von Neuem anbaute.

Die Affeburg, nun in Alberts Händen und sein eigen, blieb unverfehrt stehen und erhalten. Der Herzog ließ sich von dem Stifte Gandersheim damit beleihen, durch welchen Act dieses sein wohlgegründetes Recht über Grund und Boden von Neuem und öffentlich ausübte. Auch willigte es in das Fortbestehen der Burg ein, zu deren Niederreißen der Herzog vollkommen berechtigt gewesen wäre, da sie ohne seine Genehmigung erbauet wurde, was kaiserliche und päpstliche Verordnungen bezeugten. Da nun auch der fortgezogene Inhaber der Affeburg mit der erhaltenen Summe entschädigt war, mit Ehren aus diesem gewagten Spiele sich gezogen hatte, das immer noch einen übeln Ausgang für ihn nehmen konnte, so ward allen Betheiligten Zufriedenheit. Den von der Burg entnommenen Namen behielt er aber, wie seine Vettern, bei, und noch jetzt führen ihn, wie schon bemerkt, seine Nachkommen.

Wiewohl nun der Herzog auf die Affeburge, die ihm so hartnäckig widerstanden, so mannigfach ihn verhöhnt hatten, nicht wenig erzürnt und sehr zu Frieden war, sie nicht mehr in seinem Lande zu wissen, so dehnte er doch seinen Haß nicht auf die ganze Familie aus. Nur dem Bussso war er abhold, nur er sollte fortan entfernt bleiben. Die Brüder und Vettern, die an der Fehde keinen Antheil genommen, sich überhaupt nicht widerspenstig gegen ihn gezeigt, ließ er im ruhigen Besitze ihrer vom Stifte Gandersheim zu Lehn gehenden, sehr bedeutenden Güter. Diese bestanden aus der Voigtei Denkte mit sieben Dörfern, aus der Gaugrafschaft Bivende mit zehn Dörfern, und anderen Gütern und in der Voigtei Evesen und Rissenbrügge. Ueber drei Jahrhunderte hindurch waren die Affeburge im Braunschweig'schen begütert. Dies bezeugen die

bekannten Data: daß im J. 1307 Bernhard und Ekbert von der Asseburg einen Hof in der Stadt Braunschweig, in dem Hagen gelegen, an den Abt von Marienthal verkauften; und daß i. J. 1569 Heinrich von der Asseburg, der Reiche genannt, mit sechs Ritterpferden als Braunschweig'scher Lehnsmann bei dem Einzuge des Herzogs Julius in die Stadt Braunschweig aufgeführt ist. Jetzt besitzt die Asseburg'sche Familie von alle dem, was sonst ihr Eigenthum im Braunschweig'schen war, gar nichts mehr.

Nicht nur Herzog Albert selbst, sondern auch seine Nachkommen erhielten die Beste Asseburg, und weilten gern und oft auf der so anmuthig gelegenen Burg. Erst nach zweihundert vier und dreißig Jahren ging sie unter.

Bis zum Jahre 1406 befand sich die Asseburg in der Gewalt der Herzöge von Braunschweig. Die Herzöge Bernhard und Heinrich von Braunschweig, welche sich in großer Geldverlegenheit befanden, verpfändeten aber in diesem Jahre am 26. Februar dem Rathe der Stadt Braunschweig das Schloß und Gericht Asseburg für 2000 löthige Mark Braunschweiger Wichte und Witte. Seit dieser Zeit hielt die Stadt auf der Burg eine Besatzung. Als aber im Jahre 1492 die Herzöge Heinrich und Erich von Braunschweig, beide die Aeltern genannt, mit der Stadt Braunschweig in Fehde geriethen, glaubte der Rath, daß es das Gerathenste sei, die Burg auszubrennen, denn eines Theils würden die Unkosten der Besatzung auf derselben während des Krieges zu groß gewesen sein und andern Theils befürchtete man, daß die Burg vor der Fürsten Gewalt, wenn sie dieselbe belagerten, sich nicht lange würde halten können. Es wurde deshalb der Hauptmann mit den Kriegsknechten, dem Geschütze und den übrigen Kriegsvorräthen des Nachts von der Burg auf Wagen, mit großer Gefahr von den Herzoglichen entdeckt zu werden, nach der Stadt geschickt und die Burg, als die Besatzung nicht weit von dem Aegidienthore gewesen, am St. Magnus Tage auf einem Sonntage in Brand gesteckt. Drei Tage lang brannte die herrliche Burg. Seit dieser Zeit liegt die Asseburg in Trümmern und nie wurde sie wieder aufgebaut.

Daß von der denkwürdigen und langwierigen Belagerung der Asseburg durch Herzog Albert mancherlei Volksagen nachgeklungen haben, im Munde des Volks blieben, und noch jetzt fortleben, wird Niemand wundern. Hier einige derselben.

Als die Vorräthe an Lebensmitteln der Belagerten ziemlich aufgezehrt waren, nicht ohne Besorgniß eine Ziege, als letztes frisches Fleisch lieferndes Thier, geschlachtet wurde, da hoffte man den entgegen zu sehenden Nahrungsmangel dadurch am sichersten vor dem Feinde zu bergen, ihn hierüber zu täuschen und glauben zu machen, daß man noch im Ueberflusse lebe, wenn man ihm einen Braten von dem geschlachteten Thiere zuschickte. Bussio von der Asseburg ordnete daher an, daß eine der Reulen, mit Rehhaaren bestreut, als sei es eine von Wildpret, dem Herzoge in das Lager geschickt wurde, mit dem Beifügen, daß mehr dergleichen zu Diensten stände, falls es dem Herzoge daran fehlen solle. Dieser empfing nicht ohne Verwunderung das Geschenk mit den beglei-

tenden Worten, und ließ sich wirklich dadurch verleiten, den Abmarsch anzuordnen. Auf dem Walle der Burg hatten sich indessen Viele eingefunden, zu schauen, welche Wirkung der zugesandte Ziegenbraten haben werde. Als die nun sahen, daß eine Bewegung im Lager entstand, sie hierin den Entschluß zur Aufhebung der Belagerung zu erkennen glaubten, und durch den wirklichen Aufbruch die Bestätigung erhielten, erhoben sie ein schallendes, höhnisches Gelächter, und der Koch, der sich bei dem Possenspiele als eine der Hauptpersonen betrachten mochte, hob hoch den Ziegenbart in die Höhe und sprang jauchzend und lachend herum. Der Herzog, erkennend die Täuschung, ergrimmt über diesen Hohn, ließ sogleich sein Heer zurückkehren. Mit verdoppelter Hitze den Schimpf zu rächen, machte dieses einen neuen Angriff und die Eroberung der Burg war der Preis ihrer Mühe.

Eine andere Sage erzählt, daß ein Ruhhirt aus dem unter der Asse belegenen Dorfe Wittmar dem Herzoge verrathen habe, daß die Besatzung eben abwesend sei. Sehe man auf die Spur der Pferde, so scheine zwar die Mannschaft eben hineingeritten zu sein, er habe aber gesehen, wie sie die Pferde bei den Schwänzen rücklings aus der Burg gezogen hätte, um ihren Abzug dadurch zu verbergen. Diese Entdeckung habe der Herzog benutzt und die unbefetzte Burg erobert. Zur Belohnung habe der Herzog dem Hirten eine Bitte gewährt und dieser habe gebeten, daß sein Dorf für ewige Zeiten von der Entrichtung des Zehnten befreiet werden möchte.

Das Volk hat sich überhaupt viel Mühe gegeben, die Art der Uebergabe der Burg, da sie ihm zu ruhig und einfach erschien, in Sagen zu hüllen, um sie dadurch anziehender zu machen. So erzählt sie auch: Bussso von der Asseburg sei vom Herzoge gefangen worden. Dieser habe als Lösepreis von Jenem begehrt, ihm ein Stückchen vorzupfeifen, da er gehört, er sei in dieser Fertigkeit ein Virtuos. Bussso habe dies jedoch unter seiner Würde gehalten und stolz erwidert: „Bussso pfeift nur für sich, und nicht für Andere!“ Diese naseweise Antwort habe seine Verurtheilung zu ewiger Gefangenschaft zur Folge gehabt.

Ein anderer Asseburg, welcher ein guter Trinker gewesen, habe dagegen Freiheit und Leben dadurch sich erhalten, daß er zu des Herzogs Erstaunen einen ungeheuren Humpen zuerst als Lösepreis und dann noch einmal freiwillig auf des Herzogs Gesundheit bis zur Nagelprobe geleert. Ist dies nur Sage, so ist sie wenigstens ganz dem Zeitgeiste jenes Jahrhunderts entsprechend und ein solcher Lösepreis gar nicht unwahrscheinlich, so wenig, als die Fähigkeit, eine solche Aufgabe doppelt zu verrichten: denn ein wackerer Ritter mußte auch wacker zechen können.

Viertheilb Jahrhundert sind es, seitdem die alte Burg niedergebrannt und verfallen ist. Nur wenige spärliche Ueberreste sind daher von ihr noch übrig, und früher als andere Burgen ist die Asseburg verfallen. Was davon im Jahre 1650 noch übrig war, zeigt uns in Etwas eine Abbildung in Merians oft genannter Topographie der Braunschweigischen Herzogthümer, die sie freilich

nicht ganz klar mehr darstellt. Besser zeigt sie uns eine Ansicht in Johann Meyers Beschreibung des Fürstlichen Gartens zu Hesse. Braunschweig, 1651, nach welcher unsere Abbildung genommen ist.

Mangelt es nun aber auch an einem Bilde von der Alzeburg, wie sie einst in ihrer vollen Jugendkraft und stolz von ihrer Höhe herabschauete, und fehlt uns solches ebenso von ihren Trümmern späterer Tage, so hat doch die Alzeburg einen Vorzug vor vielen Burgen; wir besitzen einen Grundriß von ihr, welchen i. J. 1787 der jetzige Kreisrichter Weg zu Wolfenbüttel mit vieler Mühe aufgenommen und im vaterländischen Archive von Spangenberg für das Jahr 1829 mitgetheilt hat und von der wir ebenfalls eine sich selbst erläuternde Copie geben.

Die Prinzen von Lüneburg.

Das Beispiel, welches im Jahre 1269 die Herzöge Albrecht der Große und Johann der Gute von Braunschweig gaben, indem sie das väterliche Erbe brüderlich theilten und dadurch die Herzogthümer Braunschweig und Lüneburg schufen, war für ihre Nachkommen von den verderblichsten Wirkungen. Denn sobald ein regierender Herr mit Tode abgegangen war, schritten die Söhne alsbald zur Theilung der väterlichen Hinterlassenschaft und Jeder derselben regierte den ihm zugefallenen Antheil als eigenes Land unabhängig und mit unumschränkter Gewalt. Durch diese stets wiederkehrenden Theilungen sanken die zersplitterten Braunschweigischen Länder zuweilen zu nur kleinen Herrschaften herab und die Beherrscher derselben waren oft so machtlos, daß, während die auf Kosten der Fürstenmacht immer mehr und mehr gehobenen Vasallen und Städte stolzer stets und stolzer ihr Haupt emporrichteten, nicht selten der Fall eintrat, daß ein Fürst aus dem Welfenstamme an Macht und Gewalt geringer war, als die unter seiner Herrschaft stehenden Städte und Ritter. Und so oft auch einsichtsvolle Fürsten dieser verderblichen Sitte Einhalt zu thun strebten, so währte es doch Jahrhunderte lang, ehe das Recht der Erstgeburt seine volle Kraft geltend machen und die gesunkene Macht wieder zur alten Größe bringen konnte.

Auch der jüngste Sohn Herzogs Ernst des Bekenners von Lüneburg, Wilhelm der Jüngere (geb. am 4ten Juni 1535) hatte nach dem Tode des ältesten Bruders Franz Otto, welcher im Jahre 1559 kinderlos verstarb, mit seinem Bruder Heinrich die vom Vater beherrschten Länder getheilt. Doch war er glücklicher als viele seiner Vorfahren, indem der ältere Ruhe liebende Heinrich durch einen am 10ten September 1569 geschlossenen Vergleich dem jüngern Bruder die Regierung der bis dahin gemeinschaftlich beherrschten Län-

der allein überließ und sich nur die Aemter Dannenberg, Lüchow, Higaack und Scharnebeck als Apanage vorbehielt. Aber trotz dieses für ihn günstigen Verhältnisses blickte der vortreffliche Fürst doch oft sorgenvoll auf seine zahlreiche Nachkommenschaft und trübe Gedanken umschlichen sein Trauer befangenes Gemüth, wenn er daran dachte, daß nach seinem Tode seine Söhne die ohnehin nicht sehr bedeutenden Länder unter sich theilen würden. Da keimte zuerst eine Idee in ihm auf, welche für seine Besitzungen von den heilsamsten Folgen sein mußte. Er gedachte Verfügungen zu treffen, welche in Zukunft jeder Theilung des Landes unter seine Nachkommen vorbeugen sollten. Ehe er jedoch dazu kam, verfiel er im Jahre 1581 in eine Gemüthskrankheit, die ihn zu jedem Regierungsgeschäfte untauglich machte. Zwar besserte sich nach zehnjährigem Wahnsinne der Zustand des unglücklichen Fürsten, aber schon kurze Zeit darauf starb er am 20sten August 1592 zu Celle, ohne daß er nur den geringsten Schritt, wegen Sicherstellung der Nachfolge in seinen Landen hatte thun können. Eine zahlreiche Nachkommenschaft überlebte ihn. Acht Prinzessinnen und sieben Prinzen, welche ihm seine Gemahlin Dorothea, Tochter Königs Christian III. von Dänemark, geboren hatte, umstanden seinen Sarg, nicht wissend, woher sie alle eine anständige Versorgung nehmen sollten. Das kleine Ländchen, welches der Vater hinterlassen hatte, reichte kaum aus, einen Fürsten standesmäßig zu erhalten, geschweige denn sieben. Und nur die vier ältesten Brüder Ernst II. (geb. am 31sten Decbr. 1564), Christian (geb. am 19ten Novbr. 1566), August (geb. am 18ten Novbr. 1568) und Friedrich (geb. am 28sten August 1571) waren großjährig, die drei andern dagegen Magnus (geb. am 30sten August 1577), Georg (geb. am 17ten Februar 1582) und Johann (geb. am 23sten Juni 1583) waren minderjährig und standen unter Vormundschaft. Es übernahm daher der älteste Bruder Ernst II. nach einem Beschlusse der ältern Brüder und der Landstände die Regierung einstweilen auf acht Jahre allein und behielt sie auch später bis zu seinem Tode. Er starb am 2ten März 1611, sechs und vierzig Jahre alt, unvermählt. Ihm folgte sein Bruder Christian, am Hofe seines Schwagers Georg Friedrich, Markgrafen zu Brandenburg und Herzogs zu Preußen, gebildet. Schon früher hatte er, nebst dem Bruder Ernst, unter der obern Leitung des Herzogs Philipp II. von Grubenhagen, während der Geisteskrankheit des Vaters, die Regierung des Landes geführt und seit dem Jahre 1599 als Administrator das Hochstift Minden verwaltet. Sobald er die Regierung angetreten hatte, berief er die fünf Brüder nach Celle zu einer Vereinigung und Berathung über die künftige Regierung des Landes. Und jetzt gaben die fürstlichen Brüder der erstaunten Mitwelt ein Beispiel der Selbstentäußerung zum Besten der Landeswohlfahrt, welches wohl nirgends seines Gleichen auf der Erde finden möchte, und für immer in den Tafeln Braunschweigischer Geschichten als erhabenes Beispiel brüderlicher Liebe und Einigkeit prangen wird. Als nämlich die Brüder August, Friedrich, Magnus, Georg und Johann versammelt waren, trat Herzog Christian unter sie, schilderte in herzlicher, warmer Rede die schlimmen Folgen der Thei-

lungen, zeigte, daß des Löwen Nachkommen schwach geworden, weil ihrer zu viel gewesen und wie das mächtige Reich desselben durch Versplitterung unter seine Erben ohnmächtig geworden, und des Vaters Gemüth nur deshalb erkrankt sei, weil der Verfall seines Hauses wie ein Wurm an seinem Herzen genagt habe und die Unmöglichkeit des Stammes alten Glanz herzustellen, der Krebs seiner Seele gewesen sei. Dann forderte er sie auf ein Beispiel für künftige Zeiten zu geben und freiwillig ein Hausgesetz zu entwerfen, das nimmer wieder getheilt werden, daß jeder künftige Zuwachs von Land mit dem Herzogthume auf ewige Zeiten vereint bleiben solle. Doch damit sei noch nicht genug geschehen. Es müsse noch mehr hinzukommen. Um den Glanz des Hauses zu erhalten, dürfe sich nur Einer ebenbürtig verheirathen, damit Einer der Stammvater des neuen Hauses werde. Dieses Gesetz sei vom Vater beabsichtigt und vom Bruder bereits vor seinem Tode entworfen. Sie möchten die Verstorbenen ehren, indem sie ihren Wünschen Erfüllung gäben. Und das kaum Erwartete geschah; die fünf Brüder gelobten, bei dem Andenken der geliebten Verstorbenen, zu halten, was diese bestimmt. Sie einigten sich dahin, daß einer nur sich vermählen, die andern aber unbeweibt bleiben, oder wenigstens doch nicht standesmäßig sich verheirathen sollten, wogegen festgesetzt wurde, daß durch diesen Vertrag die Rechte der Erstgeburt durchaus unbeeinträchtigt bleiben sollten. Wer unter den Brüdern vom Schicksale auserkoren sei, der Stammvater des neuen Hauses zu werden, das zu entscheiden überließ man dem Gescheide; man loofete. Sechs silberne Kugeln, von denen eine vergoldet war, warf der älteste Bruder in einen der Sage nach von dem gewaltigen Ahnen Heinrich dem Löwen herrührenden Helm. Jeder der Brüder nahm eine Kugel; das Schicksal entschied für den zweitjüngsten, für Georg. Er wurde zwar nicht der Herrscher des Landes, denn dieses blieb nach dem Rechte der Erstgeburt Christian, aber er wurde der Stammvater des neuen Hauses Hannover. Vom Kanzler wurde nun am 15ten April 1611 im Beisein der angesehensten Edelleute und der Stände des Landes das Document über das Hausgesetz aufgenommen, welches die Brüder in seltener Einmüthigkeit entworfen hatten, daß das gleichzeitige Europa mit Staunen als ein kaum glaubliches Opfer, der Eigenliebe und Selbstsucht gebracht, betrachtete und welches selbst bei den entlegensten Völkern ein solches Aufsehen erregte, daß sogar der Großsultan Achmet I., als er die Kunde des Geschehenen erhielt, ausgerufen haben soll: „Man sollte hinreisen zu diesen Brüdern, um Zeuge solcher Einigkeit zu sein.“ Was die Brüder gelobt hatten, hielten sie mit der strengsten Gewissenhaftigkeit. Keiner derselben, außer Georg, vermählte sich ebenbürtig. Gemeinschaftlich wohnten die sechs Brüder im Schlosse zu Celle. Um allen unnöthigen Aufwand zu vermeiden, speiseten die Brüder an einer Tafel und erst später, als Georg sich verheirathete, räumte man diesem das Schloß Herzberg am Harze, nebst dem gleichnamigen Städtchen und Amte, welches als Bestandtheil des Fürstenthums Grubenhagen im Jahre 1616 an die Lüneburger Linie von der Wolfenbütteler abgetreten war, als Wohnsitz ein.

Nach dem am 8ten Novbr. 1633 erfolgten Tode Herzogs Christian, dem bereits am 27sten Novbr. 1628 Herzog Johann und am 10ten Februar 1632 Herzog Magnus vorangegangen waren, übernahm Herzog August die Regierung des Landes. Als dieser nach Herzogs Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel Absterben, im Jahre 1634 das Fürstenthum Calenberg erwarb, übertrug er die Regierung desselben seinem Bruder Georg, da man, obgleich dieses gegen das im Jahre 1611 entworfene Hausgesetz stritt, mit Gewißheit voraussetzen konnte, daß diese Trennung nicht von langer Dauer sein würde. Herzog August starb am 1sten October 1636. Getreu dem gegebenen Fürstenworte hatte er keine standesmäßige Verbindung geschlossen, sondern sich die schöne Ilse Schmidtchen, eines Amtmanns zu Ebstorf Tochter an die linke Hand trauen lassen. Den aus dieser Verbindung entsprossenen Kindern kaufte er zur standesmäßigen Unterhaltung das Gut Wathlingen und blieb bis zu seinem Tode seiner „lieben Besonderen,“ wie er seine Gattin in einer Urkunde nannte, ein liebevoller Eheherr und seinen Söhnen, welche den Namen Herren von Lüneburg führten und deren Nachkommen noch jetzt leben, ein zärtlicher Vater. Ihm folgte in der Regierung des Fürstenthums sein Bruder Herzog Friedrich, welcher den Abschluß des lange gewünschten, allgemeinen Friedens zu Münster und Osnabrück erlebte und am 10ten December des Jahres 1648 starb. Er war niemals vermählt, doch hatte er in zärtlicher Verbindung mit einer Elisabeth Stendichen gelebt, welche ihm einen unter den Namen Ernst von Lüneburg bekannten Sohn gebar.

Das Geschick hatte, wie wir gesehen, den Herzog Georg zum Begründer eines neuen Geschlechts bestimmt. Nicht glücklicher hätte der Zufall entscheiden können, denn von allen Fürstlichen Brüdern zeichnete sich Georg durch Klugheit, Scharfsinn, Willenskraft und Tapferkeit aus. Schon die Thaten seines Jugendlebens hatten, noch ehe ihn die Schicksalsgöttin vor seinen Brüdern bevorzugte, seinen Namen im Deutschen Vaterlande bekannt gemacht und ihn unter den Fürstensöhnen seiner Zeit zu einer der ersten Stellen erhoben, eine Stellung, welche ihm seine spätere thätige Theilnahme an den Wirren des dreißigjährigen Krieges noch mehr sicherte *). Sein hoher schlanker Wuchs, sein von dichten dunkeln Locken umwalltes Haupt, seine schwarzen funkelnden Augen verliehen seiner männlich-schönen Gestalt etwas Ehrfurcht Gebietendes, und mußten ihm die Herzen der Damen öffnen, als er sich, wie die Pflicht es ihm auferlegt hatte, umschauete unter den Fürstentöchtern Deutschlands nach einer Gemahlinn. Bald war eine solche gefunden. Anna Eleonore, die Tochter Landgraf Ludwigs V., des Getreuen von Hessen-Darmstadt, der schönsten Frauen ihrer Zeit eine, reichte ihm am 14ten September 1617 ihre jungfräuliche Hand. Das junge Fürstliche Ehepaar nahm das Schloß Herzberg zur Re-

*) Wegen des Lebens und der Thaten Georgs, welche hier weiter auszuführen nicht der Ort ist, verweisen wir auf das umfassende treffliche Werk des Grafen von der Decken: Georg, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg. V Bände, Hannover. 8.

sidenz, bis Georg im Jahre 1634 die Regierung des Fürstenthums Calenberg antrat, wo er alsdann seine Hofhaltung nach Hannover verlegte. Das Schloß Herzberg wurde die Wiege seiner Kinder und das reiche Haus seiner Familienfreuden. Hier gebär die reizende Anna Eleonore dem glücklichen Gatten vier Söhne, welche späterhin in der Geschichte Hannovers die bedeutendsten Rollen spielten. Hier wurde am 25ten Februar 1622 der zwar schwache aber milde und gerechte Christian Ludwig, hier am 16ten Januar 1624 der lebensfrohe, thätige und geistreiche Georg Wilhelm geboren, hier erblickten das Licht der Welt am 25ten April 1625 der edle wißbegierige und ehrliebende Johann Friedrich und am 20sten December 1629 Ernst August, der weise Staatsmann und Freund der Wissenschaften und Künste, der, der Jüngste von den vier Brüdern, ausersehen war, Vater eines blühenden Geschlechts zu werden und die Größe des welfischen Fürstenhauses neu zu schaffen, indem er, nach langen Unterhandlungen, am 9ten December 1692 die Kurwürde an sein Haus brachte und durch seine Vermählung mit der geistreichen Sophia, der Enkelinn König Jacob I. von England, der Tochter des unglücklichen Friedrichs von der Pfalz und der Elisabeth von England, seinem Sohne Georg Ludwig den Weg zum Throne von Großbritannien bahnte.

Herzog Georg hielt zu Ende des Jahrs 1640 mit mehreren schwedischen und französischen Heerführern zu Hildesheim eine Zusammenkunft, um einen Operationsplan für den nächsten Frühling zu entwerfen. Daß mehrere der dort Versammelten gleich nachher plötzlich starben, erregte den Verdacht eines gewaltsamen Todes. Ein französischer Mönch, hieß es, habe die in Hildesheim anwesend gewesenen Häupter der protestantischen Partei vergiftet. Auch Herzog Georg kränkelte seit dieser Zeit fortwährend und im Januar 1641 wurde er so schwach, daß er häufig das Bett hüten mußte. Gegen Ende des Februars trat zwar anscheinend Besserung ein, allein am 31sten März traf ihn ein Schlagfluß, welcher am 2ten April, Abends kurz nach sieben Uhr seinem Leben ein Ende machte. Seine Leiche wurde erst am 16ten Mai 1643 zu Celle beigesetzt. Seine Gemahlinn Anna Eleonore kehrte nach ihrem geliebten Herzberg zurück, wo sie, schwelgend in der Erinnerung glücklich verlebter Tage, ihren Wittwenstiß aufschlug, bis sie am 6ten Mai 1659, Mittags 12 Uhr, ihrem vorangegangenen Gemahle in das Jenseits nachfolgte. Ihrer Verfügung gemäß fand sie am 31sten August desselben Jahrs neben der Leiche ihres Gatten ihre letzte Ruhestätte.

Die Gegend von Herzberg aber bewahrt noch bis auf den heutigen Tag manche Erinnerungen an den Aufenthalt des Fürstlichen Ehepaars auf. Es hat sich die, freilich alles historischen Stützpunktes entbehrende, Sage erhalten, daß Georg kurze Zeit vor jener Entscheidung durch das Loos, bei einem Besuche der Fürstlichen Verwandten auf Herzberg, dort eine schöne Unbekannte kennen gelernt und sich in dieselbe verliebt habe, daß er deshalb freiwillig vom Loosen habe zurücktreten wollen und als die Brüder solches nicht erlaubt, mit Entsetzen die goldene Kugel in seinen Händen gesehen habe. Doch je mehr Georg durch

das launenhafte Geschick sein Liebes- und Lebensglück vernichtet gewähnt, desto höher sei er erfreut gewesen, als er erfahren, jene Unbekannte sei Anna Leonore, Prinzessin von Darmstadt. Entzückt sei er nach Herzberg geeilt. Die Geliebte sei ihm bis zu einem am Wege liegenden, großen, weißen Kalksteine, von wo man auf den Flecken Herzberg herabschaut, entgegen geeilt. Von Georgs Armen umschlungen habe sie Alles, was sich zugetragen, erfahren und zum Andenken an diese Begegnung habe Georg das Felsstück von der Zeit an: „Freudenstein“ oder „Frauenstein“ genannt, Benennungen, welche jenes Gestein noch jetzt führt.

Edele Characterzüge des Herzogs Erich des Ältern von Calenberg.

1.

Als Kaiser Maximilian nach der Schlacht bei Regensburg 1504 die Festung Kufstein in Tyrol belagerte, war auch Herzog Erich der Ältere von Calenberg unter den zahlreichen Rittern, welche an der schwierigen Belagerung Theil nahmen; denn Erich war Maximilian's Pathe und Günstling, welchen der Kaiser schon längst vorzüglich hochachtete. Lange dauerte die Belagerung. Den wiederholten Stürmen und Berennungen trotzte stets die starke Bergfeste. Da schwor der Kaiser, die gesammte, zur Uebergabe so wenig geneigte Besatzung aufhängen zu lassen, sobald die Festung in seinen Händen sei. Wer eine Fürsprache wagen werde, den solle ein Backenstreich züchtigen. Dennoch wagte Herzog Erich, als die Feste endlich übergeben war, und schon mehrere von der Besatzung ihr Leben verloren hatten, von edlem Mitleide getrieben, diese Fürsprache und erhielt zu seiner großen Freude Begnadigung für die noch übrigen Tapfern. Seinem Schwure zu genügen, erhob der Kaiser die Hand, und schlug den Herzog lächelnd sanft auf die Wange.

2.

Nach der Schlacht bei Regensburg, in welcher Erich dem Kaiser Maximilian das Leben gerettet hatte, schrieb der Herzog einen Brief an seine Gemahlinn, dessen Inhalt von seiner zärtlichen Gattenliebe ein schönes Zeugniß ablegt. Der Brief lautet so: „Meine Herzliebe! ich lasse Dich wissen, daß alle unser Sachen wohl stehen, und ich habe gethan, was kein Herr im ersten Jahre gethan hat, und ich bin hart verwundet gewesen, und habe den Kaiser mit dem Arm, darin ich hart geschossen war, bei Leib und Leben gehalten. Darüber bin ich zwar gestochen unter dem Rückenstücke hinein, in die Lenden, mehr als eine Spanne tief; der andere Stich ist vorn angegangen, hart bei dem Leibe und der Hufst ausgegangen. Der Schuß in den Arm ist zu Mittelwegen un-

„ter sich in die Achsel spannetief, also auch auf den andern Arm mit einer Büchsen und böhmischen Armbrust getroffen, ohne andere viele Stiche, die ich bekommen. So ward mir auch mein Welf viermal verwundet. Nun, meine Liebe und Auserwählte, Du wollest keine Beschwer haben; denn alle unser Sachen stehen nach allem unsern Gefallen, und ich will Dir in 14 Tagen Bothschaft thun, daß Du mir folgen sollst. In dieser Stunde bin ich aller meiner Sachen mit dem Kaiser zufrieden worden, hat mir zugesagt, er wolle mein Vater und Bruder sein. Damit sei Gott befohlen, und mache Dir keine Beschwerde; denn mir schadet nichts. Dessen sei ohne allen Zweifel! Laß Rauesenplatt wissen, wie meine Sachen stehen.

„Liebe! daß die Kirche gemacht, und fertigfertiget werde!

Herzog Erich.“

3.

Nach Beendigung der hildesheimischen Stiftsfehde befand sich Herzog Erich der Ältere in einer großen Schuldenlast, welche neben den Kriegskosten noch durch wuchernde Gläubiger vermehrt wurde. Weit entfernt aber war der edle Fürst, sich an seinen durch die Kriegsdrangsale schon so hart mitgenommenen, armen Untertanen zu erholen. Um vielmehr die Last von diesen fern zu halten, veräußerte er seine kostbarsten Kleinodien, wie schmerzlich ihm auch die Verzichtleistung auf manche derselben sein mochte. Selbst sein liebstes Prachtstück, ein aus Gold gearbeiteter und mit Edelsteinen besetzter Mundbecher mußte verkauft werden. Als die Reihe an diesen ihm so theuern Pokal kam, und der damalige Canzler Jacob Reinharter, welchen diese edelmüthige Selbstverleugnung des Fürsten tief rührte, den Herzog davon zurückbringen wollte, erwiderte der wackere Fürst: „Ja, mein lieber Canzler! Aber wie soll ich's denn machen? Ich bin ein armer Fürst, und meine armen Leutlein können mir nicht mehr geben!“

4.

Durch die Geldverlegenheit des Herzogs Erich I. gelang es einem betrügerischen Alchymisten, den Fürsten für seine Kunst zu gewinnen; denn Alchymie ward um jene Zeit von vielen hohen Personen geliebt und geschätzt. Der Abenteurer versicherte, mittelst geheimnißvoller chemischer Arbeiten Kupfer in Gold oder Silber verwandeln zu können. Er zeigte mehrere angeblich auf solche Weise gefertigte Sachen, und versprach, durch seine Kunst dem Herzoge aus allen seinen Schulden zu helfen. Aber wie lockend auch diese Verheißung war, und wie sehr auch der Glaube an die geheimen Künste der Alchymie sich damals der Gemüther, selbst vieler Gelehrten und Großen, bemächtigt hatte; — Herzog Erich, dem Aberglauben seiner Zeit entrückt, ließ gleichwohl durch solche Vorspiegelungen sich nicht blenden. Er forschte der Sache tiefer nach. Und als er nun herausgebracht hatte, daß das auf solche Weise gewonnene Gold und Silber zwar bis zur neunten Verarbeitung Probe halte, dann aber allmählig an Güte verliere; da sprach er zornig: „Ei, du loser Schelm, ich habe mein graues Haupt vor allen Fürsten des Reichs mit Ehren getragen, und du wolltest

„mich noch in meinem hohen Alter zu einem Land- und Leutebetrüger machen?
„Hebe dich weg von mir, oder ich lasse dir die Augen ausreißen!“

5.

Als im Jahre 1528 bei der Taufe des jungen Prinzen Erich's II., die Herzoginn Elisabeth, Erich's I. zweite Gemahlinn, ihren Gemahl um die Loslassung einiger Gefangener ersuchte, da verherrlichte der biedere Fürst dieses frohe Familienfest, in der lebendigsten Freude seines edlen Herzens über die Geburt eines längst ersehnten Prinzen dadurch, daß er allen Gefangenen des Fürstenthums die Freiheit schenkte. Fürwahr, kein größeres, schöneres Vorrecht der Fürsten giebt es, als zu begnadigen! Nichts verherrlicht den Ruhm eines Fürsten reicher, als der Glanz solcher Gnade!

6.

Herzog Erich I. trug ein Herz im Busen, das nicht gefühllos blieb bei der Noth seiner Unterthanen, welche er wie ein Vater liebte. Dieß bewies er auf eine glänzende Weise bei dem Brande zu Hardeggen im Jahre 1533. Ohne Verzug eilte er auf erhaltene Nachricht an den Ort des Unglücks, und ward bis zu Thränen gerührt, als ihm die abgebrannten Bürger mit ihren weinenden Weibern und jammernden Kindern entgegen kamen. Nicht nur tröstend und rathend, sondern auch helfend, wie es einem liebevollen Landesvater ziemt, hatte er erscheinen wollen. Darum wich er mit seiner edlen Gemahlinn, welche mit ihm die Freude des Wohltuns hatte theilen wollen, und deshalb von Münden aus ihm gefolgt war, nicht eher von der Stelle, als bis zur Befriedigung der ersten Bedürfnisse das mitgebrachte Geld unter die Hilfsbedürftigen vertheilt war, und bis die nöthigen Befehle zur Anweisung des Holzbedarfs aus seinen eigenen Forsten zum Wiederaufbaue der Stadt ertheilt, und endlich durch Erlassung mehrerer Abgaben den Unglücklichen auch die schweren Sorgen für die Zukunft erleichtert waren.

7.

Von seiner entschiedenen Liebe zur Eintracht gab Herzog Erich der Aeltere im Jahre 1533 zu Hannover einen sprechenden Beweis. Dort waren in Folge der Einführung der Reformation bedenkliche Unruhen unter den Bürgern ausgebrochen, welche den Rath der Stadt veranlaßten, den Herzog um schleunige Verfügungen zu bitten. Herzog Erich eilte selbst nach Hannover. Da aber der Aufruhr immer größer wurde, rief er dem Rathe zu: „Haltet mir das Geleit! Helft mir hinaus, und sehet zu, wie ihr die Bürger stillet!“ Und als nun der Bürgermeister Schacht versicherte, der Herzog habe so gut Geleit, als der Magistrat, erwiderte er: „Ihr habt Recht. Ihr wollt mir Geleit zusagen, und habt selbst keins!“ Endlich schlug der älteste Worthalter Arensberg vor, es möge ins Stadtbuch geschrieben werden, daß Seine fürstliche Gnaden die angefangene Religionsänderung weder geheißen, noch verboten habe. Dieß genehmigte der Herzog mit den treuherzigen Worten, „so man's nicht vorn einschreiben wolle, möge man es hinten einschreiben; es sei ihm gleich; — er wolle nur Eintracht unter den Bürgern machen.“

8.

Nach den Vorgängen in Hannover ward Erich der Ältere immer nachsichtiger und duldsamer in Religionsfachen. Nirgends hemmte er die Kirchenreform, welche fast in allen Städten begonnen wurde. Seine Gemahlinn, die Herzoginn Elisabeth, eine Tochter des Kurfürsten Joachim von Brandenburg, mochte schon früher in ihrem Herzen der evangelischen Lehre geneigt gewesen sein, und wandte sich endlich noch bei Lebzeiten des Herzogs dem Lutherthume ganz zu. Mit ihren Hofdamen und ihrer sonstigen Umgebung ließ sie sich im Jahre 1538 von Conrad Brecht, Pfarrer zu Grossenschneen, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt reichen. Auf ihr Ansuchen ward es von dem Landgrafen Philipp von Hessen dem berühmten, schon in Goslar thätig gewesenen Reformator Anton Corvinus, damals zu Wigenhausen, im Jahre 1539 gestattet, zum fernern Unterrichte der Herzoginn und ihrer Umgebungen von Zeit zu Zeit nach Münden zu reisen. Bei Corvinus Ankunft äußerte der Herzog, welcher eben nach Hagenau zu dem angesetzten Reichstage abreiste: „Weil die Herzoginn uns in unserm Glauben nicht hindert, so wollen wir sie auch in ihrem Glauben ungehindert und unbe-trübt lassen!“

Eduard Crusius.

Die Burg Herlingsberg.

Auf einem östlich von Goslar gelegenen Berge stand vor alten Zeiten zwischen Wiedelah und Bienenburg eine allbekannte, längst zerstörte Burg, Herlingsberg genannt, von welcher sich die Kunde im Munde des Volkes durch den noch vorhandenen Namen „Harlsburg“ bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt hat. Ihre Schicksale enthalten manches Denkwürdige, dessen Erzählung wir hier versuchen wollen.

Schon im 10ten Jahrhundert — so berichten alte Chroniker — hatte der Stifter des Grafengeschlechts von Wöltingerode, Namens Wolting, auf diesem Berge seinen Sitz, zog aber von dort in die Ebene herab, und gründete das nach ihm benannte, später in ein Kloster verwandelte Wöltingerode. Doch ohne Zweifel blieb auch fernerhin die Burg Herlingsberg nicht unbewohnt, bis sie gegen Ende des 12ten Jahrhunderts verfiel. Nähere Kunde von ihr giebt die Geschichte erst wieder um diese Zeit, wo Philipp von Schwaben, Friedrich's I. Bruder, und Otto IV., Heinrich's des Löwen wackerer Sohn um die Kaiserkrone stritten.

Von der benachbarten Reichs- und Kaiserstadt Goslar war Philipp von Schwaben als Kaiser anerkannt worden. Darum lag seinem Gegner, Otto IV., Alles daran, in der Nähe dieser damals überaus mächtigen und reichen Stadt

einen festen Platz zu gewinnen, von welchem aus die Goslarienser gezüchtigt werden können. Die Burg Herlingsberg, damals wahrscheinlich verfallen, jedoch noch im Besitze der mächtigen Grafen von Wöltingerode-Woldenberg, schien dazu besonders geeignet. Ihre Besitzer, die auf Philipp's Seite stehenden Gebrüder Hermann und Heinrich, Grafen von Woldenberg, zugleich zu Grafen von Harzburg erhoben, konnten es nicht verhindern, daß sich Otto IV. diesen Platz, über welchen er höchstens Lehnherrenrechte hatte, aneignete.

Daß übrigens nicht erst Otto IV. diese Burg Herlingsberg genannt habe, verräth schon die Verwandtschaft dieses Namens mit dem weit ältern Dorfe Harlingerode, welches in den ältesten Schenkungsurkunden des bereits im 11ten Jahrhunderte gestifteten goslarischen Doms Heregeltingerode geschrieben wird. Otto IV. richtete die verfallene Burg nun 1199 bis 1201 völlig neu ein, vergrößerte sie bedeutend, befestigte sie stärker, und versah sie mit einer ansehnlichen Mannschaft. Für das nahe Goslar war fortan der Herlingsberg eine große Plage, denn während die Stadt östlich von Lichtenberg, einer gleichfalls von Otto IV. besetzten Burg, fortwährend beunruhigt wurde, mußte sie nun auch mit den Ausfällen von der Burgbesatzung des Herlingsberges kämpfen. Der Handel der Stadt gerieth dabei in Stocken. Der Wohlstand begann zu sinken. Ja, selbst Hungersnoth kehrte ein, und viele Bürger Goslar's wanderten aus, und suchten sich entferntere Wohnsitze. Die Straßen von Herlingsberg her nach Goslar wurden nämlich immer unsicherer, so daß alle Zufuhr an Lebensmitteln abgeschnitten ward.

Der Kaiser Philipp von Schwaben hatte kaum den von der Burg Herlingsberg veranlaßten Nothstand seiner treuen Stadt Goslar, die er überall bevorzugte, vernommen, als er auch im Jahre 1204 mit einem bedeutenden Heere heranrückte, um diese Burg anzugreifen, und sie wo möglich zu schleifen. Einigen Nachrichten zufolge gelang ihm die Eroberung. Wäre dieß aber auch der Fall, so könnte Philipp wenigstens nicht lange im Besitze der Burg geblieben sein. Doch diese Eroberung mag mit Recht bezweifelt werden; denn gewiß ist's, daß Otto IV., sobald er von dem Heranrücken Philipp's Kunde erhalten, nicht säumte, mit einer bedeutenden Heeresmacht ins Feld zu ziehen, und seinem Gegner in der Nähe des Herlingsberges eine Schlacht zu liefern. Doch die Macht Otto's IV. war so überwiegend groß, daß es Philipp nicht wagte, die Schlacht anzunehmen, sondern es für gerathener hielt, sich zurückzuziehen, und Goslar für jetzt seinem Schicksale zu überlassen.

Diese Wichtigkeit der Burg Herlingsberg hörte jedoch für die Umgegend bald auf, indem ihre Stellung gegen Goslar sich anders gestaltete. Goslar ward nämlich im Jahre 1205 von dem Oberfeldherrn Otto's IV., dem Grafen Gunzelin von Peine, überrumpelt, ausgeplündert und dem Kaiser Otto IV. gänzlich unterworfen. Otto IV. erschien selbst (1209) in Goslar, und begnadigte die Stadt. Von selbst hörten nun für jetzt die Bedrückungen auf, welche Goslar von Otto IV. Besatzung auf dem Herlingsberge hatte erleiden müssen.

Fortwährend hatte jedoch Otto IV. seine wichtige Burg Herlingsberg lieb;

denn noch in demselben Jahre (1218), in welchem er sein vielbewegtes Leben einsam auf der Harzburg beschloß, war er auf dem Herlingsberge, und erst von dieser Burg ab trat er seinen letzten Gang nach der berühmten Reichsfeste Harzburg an.

Bekannt ist es, daß Otto IV. in seinem zu Harzburg niedergeschriebenen Testamente auch der bereits 1208 mit ihm ausgesöhnten, mächtigen Grafen von Woldenberg freundlich gedachte, weshalb man wohl annehmen möchte, daß wenigstens nach Otto's IV. Tode die Burg Herlingsberg wieder an die gedachten Grafen gefallen sei. Gewißheit läßt sich jedoch hierüber, aus Mangel an historischen Zeugnissen, nicht gewinnen.

Die Burg Herlingsberg tritt fortan in der Geschichte mehr zurück, und die Reihenfolge ihrer Inhaber im 13ten Jahrhunderte vermögen wir nicht anzugeben. Die Grafen von Woldenberg werden nie wieder als Besitzer erwähnt.

Doch bald ward Herlingsberg eine berühmte Raubburg zu noch größerem Verderben der Umgegend, als zu Otto's IV. Zeit. Um 1284 ragt sie neu hervor aus der oft dunkeln Fluth der alten Nachrichten. Enkel Otto's, des Kindes, jenes berühmten Neffen des Kaisers Otto's IV., waren es, welche sich um die Burg Herlingsberg zu streiten begannen. Albrecht der Große, Otto's des Kindes waderer Sohn, hatte nämlich nach seinem am 15ten August 1279 erfolgtem Tode drei zur Theilung kommende Söhne, Heinrich den Wunderlichen, Albrecht den Feisten und Wilhelm den Jüngeren, hinterlassen. Die Auseinandersetzung der gedachten Brüder erfolgte jedoch erst im Jahre 1284, und hatte Streitigkeiten zur Folge, bei welchen unsre Burg Herlingsberg wieder eine Erwähnung findet.

Heinrich der Wunderliche war nämlich mit der geschehenen Erbtheilung nicht völlig zufrieden. Herlingsberg, welches Albrecht der Große im Besitz *) gehabt und mit Schloßhauptleuten besetzt hatte, war ohne Zweifel Wilhelm's des Jüngern Antheil geworden; denn dieser bekam die Burg und Stadt Braunschweig mit dem Lande, zu welchem man damals die Festung Wolfenbüttel, Affeburg, Schöningen, Harzburg, Gebhardshagen, Lichtenberg, Gandersheim, Seesen und Staufenburg rechnete. Heinrich der Wunderliche fiel mit seinen Schaaren in die Länder seiner Brüder, und eroberte in Kurzem die Burg Herlingsberg, auf welcher damals, wahrscheinlich als Burgovoigte, die Edlen von Balmoden hausten. Heinrich versah diese äußerst wichtige Burg mit einer ansehnlichen Besatzung, welche bald die Gegend weit umher beunruhigte. Die lockende Nähe der reichen Stadt Goslar reizte die Besatzung ganz besonders zu Raubzügen, welche dem Hilbesheim'schen immer beschwerlicher fielen. Dieß von Heinrich dem Wunderlichen geduldetes Verfahren der Besatzung des Herlingsberges widersprach indessen dem schon im Jahre 1284 von den sächsischen Ständen beschworenen Landfrieden gänzlich, wel-

*) So kommt um 1274 ein von Albrecht dem Großen angestellter Schloßhauptmann Conrad von Werla vor. Cf. Leuckfeld's Alterthümer von Pölde p. 296.

her auf dem Reichstage zu Erfurt 1290 nochmals erneuert worden war, und dessen Beschützer und Bewahrer sich die Herzöge von Braunschweig selbst nannten. So verbündeten sich denn noch im Jahre 1290 die Herzöge Albrecht der Feiste und Wilhelm der Jüngere, Heinrich's eigene Brüder, ferner die Bischöfe von Magdeburg und Hildesheim, die Markgrafen von Brandenburg, die Fürsten von Anhalt, so wie die Grafen von Wernigerode, Stolberg, Blankenburg und Regenstein, welche ihre Schaaren zum Theil selbst anführten, nebst den Städten Goslar, Braunschweig, Magdeburg, Hildesheim, Halberstadt und Göttingen zur Aufrechterhaltung des Landfriedens und namentlich zur Zerstörung des berüchtigten Raubnestes Herlingsberg. Doch auch Herzog Heinrich der Wunderliche stand nicht allein. Für ihn stritten Thüringen, Meissen und Hessen nebst den Städten Bremen und Verden. Im Vertrauen auf diese Hülfe ging er auf den Antrag der Städte Goslar, Braunschweig, Hildesheim und Magdeburg, welche ihm die Burg Herlingsberg abkaufen wollten, nicht ein, sondern erklärte ruhig, er harre der Entscheidung der Waffen. So kam es denn auch wirklich zur Schlacht, in welcher die Verbündeten gänzlich geschlagen, und die Bischöfe von Magdeburg und Halberstadt gefangen wurden. Die Burg Herlingsberg aber ward entsetzt, und nun von Heinrich dem Wunderlichen als neuem Schloßvoigte dem Grafen von Waldeck anvertraut.

Trog dieser entscheidenden Schlacht entbrannte doch schon im nächsten Jahre 1291 der Krieg um die Burg Herlingsberg aufs Neue. Die genannten Verbündeten erreichten jetzt ihren Zweck vollkommen. Die Burg ward von ihnen erobert und geschleift. Die Kriegsgefangenen wurden gegenseitig ausgewechselt.

Das Gebiet umher ward dem Bischöfe Siegfried von Hildesheim überlassen, welcher darüber zu wachen versprach, daß die Burg niemals wieder aufgebaut würde. Deshalb ließ er denn auch von den durch die Zerstörung der Burg gewonnenen Materialien das Schloß Liebenburg aufführen, welches etwa drei Stunden von Herlingsberg westlich lag und von welchem jetzt noch Ruinen vorhanden sind.

Die Zerstörung der Raubburg Herlingsberg war, wie der ganzen Umgegend, so besonders der Reichsstadt Goslar so erwünscht, daß der Rath zu Goslar nach einem gethanen Gelübde freudig eine alljährliche Spende auf St. Thomastag für die Armen aussetzte, welche auf dem Rathhause ausgetheilt werden sollte.

Vielleicht wären solche kräftige Maaßregeln zur Zerstörung einer einzelnen Raubburg, wie Herlingsberg war, nicht getroffen worden, wenn nicht bereits im Jahre 1273 der eben so edle, als kraftvolle und tapfere Graf Rudolph von Habsburg zum Kaiser erwählt worden wäre, welcher bald nach seiner Thronbesteigung alle Anstalten traf, die Raubritter und Wegelagerer auszurotten. Durchzog er doch selbst das Reich, und waren es doch allein in Thüringen 66 Raubburgen, die er zerstörte, und 29 Ritter, welche er zum Tode verurtheilte.

Ruinen sind von der Burg Herlingsberg nicht mehr vorhanden. Wohl aber wird der Platz noch nachgewiesen, wo die Burg gestanden haben muß. Hier soll in einem Keller, der Sage nach, vor etwa 100 Jahren noch ein ganz mit Moos bewachsenes großes Faß voll des köstlichsten Weins gefunden worden sein.

Wir besitzen übrigens über den sogenannten Herlingsberger Krieg ein eigenes lateinisches Gedicht, welches wir hier nicht unerwähnt lassen dürfen. Es ist ein Epos oder Heldengedicht, „Herlingsberga“ genannt. Der Verfasser desselben, welcher um die Zeit der Zerstörung jener Burg lebte, hieß Heinrich von Rosla. Zwar verbreitet sich der Dichter in seinem Epos nur wenig über den Gang der Kriegsbegebenheiten, da er auf die mannigfachste Weise von seinem Hauptgegenstande abschweift; allein in die Bildung und den Geschmack jener Zeit läßt uns sein Werk einen nicht uninteressanten Blick thun. Besonders merkwürdig und den Geist der Zeit in religiöser Hinsicht bezeichnend ist eine darin angebrachte Vision. Die heilige Jungfrau Maria nimmt nämlich zufolge dieses poetischen Gesichts die Himmelskrone von ihrem Haupte, und wirft sie Gott vor die Kniee. Dieser aber duldet solche Erniedrigung der erhabenen Himmelskönigin nicht. Er steigt von seinem Strahlenthron hernieder, nimmt jene Krone auf, und redet die heilige Jungfrau also an: „Jetzt, o Holdseligste, trage dein Gesuch vor! Dein Sohn darf dir nichts abschlagen.“ Sie aber titulirt ihn dagegen: „Gelindeste!“

Für den erliegenden Herzog Heinrich den Wunderlichen hat der Dichter folgenden nicht übeln Trost:

„Oft schon führte der Pfad durch Dornen auf Höhen des Ruhmes.
 „Dector wäre nicht groß, wenn nicht ihn Achilles geschlagen.
 „Wäre nicht irre gefahren Odysseus, man würd ihn nicht nennen.
 „Also, erlauchtester Held, gewannest Du, selber erliegend.
 „Siehe, des Unglücks Nacht durchstrahlen Dir Sterne des Ruhmes!“

Eduard Crufius.

Druckfehler.

Seite 59 Zeile 4 statt Heinrich lies Friedrich.

— 144 letzte Zeile lies: Wie sie nach dem Hübichenstein kommen, kommt das Gespräch auf den Hübichenstein, wie hoch er ist &c.

— 163 Zeile 6 von unten lies Band stand Land.

14

